LIBRARY OF PRINCETON
OCT 27 1910
THEOLOGICAL SEMINARY.

Division DG551
Section .R44
v.4

Staatengeschichte

der neuesten Zeit.

Achtzehnter Band.

Reuchlin, Geschichte Italiens. Vierter Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1873.

LIBRARY OF PRINCETON
OCT 27 1910
THEOLOGICAL SEMINARY

Geschichte Italiens

von der

Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart.

Von

Dr. Hermann Reuchlin.

Vierter Theil.

Die letzten Zeiten Cavours und die Vollendung der nationalen Einheit.
Von 1860 bis 1870.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1873.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Vorwort.

Es ist dem Verfasser der Geschichte Italiens vergönnt gewesen, das Werk, an das er seine besten Kräfte gesetzt, glücklich zu Ende zu führen. Doch das Erscheinen dieses Schlußbands hat er nicht mehr erleben dürfen. Am 14. Mai d. J. hat ein rascher Tod seiner rüstigen Arbeitskraft ein Ziel gesetzt. Der vorige Winter sah ihn emsig über dem Manuscript des letzten Bandes. Wiederholt arbeitete er denselben durch, er schien sich selber kaum genug thun zu können, insbesondere war er bemüht, den überreichen Stoff in eine möglichst knappe Form zu bringen. Vieles hat er noch gekürzt, ganze Abschnitte unterdrückt, biographische oder statistische Ausführungen ausgeschieden, um nicht den Raum eines Bandes überschreiten zu müssen. Wenn es ohnedem zu den schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten Hermann Reuchlins gehörte, Vieles in wenige Worte zusammenzudrängen, so erwies sich ihm dieses Verfahren doppelt unerläßlich bei der Darstellung einer Periode, in welcher das geschichtliche Material ganz anders zufloß als für die früheren Bände, und bei welcher das gesteigerte Interesse für den deutschen Leser zugleich eine ausführlichere Behandlung zu rechtfertigen schien. Dieser letzte Band besteht aus Abschnitten, die jeder für sich den Stoff zu einem Band enthalten und leicht zu einem solchen erweitert werden konnten. Hier eine strenge Sichtung und Ausscheidung vorzunehmen, war seine letzte Arbeit gewesen. Endlich war das Manuscript druckfertig abgesandt. Wenige Wochen darauf entsank ihm die Feder.

Nur die Durchsicht des Drucks hat somit anderweitig besorgt werden müssen, das Werk ist durchgängig von des Verfassers Hand. Auch wo man vielleicht auf Grund neuerer Publicationen irgend ein Detail einfügen oder ein schärferes Streiflicht hätte einströmen lassen können, ist dies mit Absicht unterlassen worden. Die Versuchung wäre nahe gelegen, Lamarmoras

Documentensammlung in diesem Sinne noch in letzter Stunde zu verwenden. Indessen wird der Leser finden, daß ihm durch das Unterbleiben solcher Interpolationen gleichwohl nichts Wesentliches entgeht. Gerade aus Reuchlins Darstellung läßt sich entnehmen, daß von den polemischen Schriften, welche ihr zur Grundlage dienen, jene Documente bereits ausgiebig benutzt waren, deren Wortlaut jetzt der unglückliche Feldherr von Custozza veröffentlicht hat.

Möglich, daß das Urtheil Reuchlins über den General sich durch dessen indiscrete Publication einigermaßen modificirt hätte. Im Ganzen aber wäre er sicher auch jetzt bei der wohlwollenden, billig abwägenden Beurtheilung geblieben, die ihm natürlich war, und die er auch jener kritischen Phase der italienischen Politik angedeihen ließ. Nicht als ob es seine Art wäre, zu beschönigen und tadelnswerthes zu vertuschen. Aber das schien ihm für den Geschichtschreiber, im Unterschied von dem Tagesschriftsteller, unerläßlich, in die verschiedenen Interessen und Motive der Persönlichkeiten oder Parteien unbefangen sich hineinzudenken, um ihnen je von ihrem Standpunkt aus gerecht werden zu können. Wie er bei seinen wiederholten Reisen in Italien gern unter den verschiedenen politischen Parteien seine Anknüpfungspunkte suchte, um sich ein freies Urtheil zu ermöglichen und zu bewahren, so war er auch bei der Geschichte der preußisch-italienischen Allianz, welche endlich zwei Staaten einander näher brachte, die längst in verwandten Bahnen sich bewegt hatten, mit Absicht bemüht, nicht ausschließlich nach den Wünschen eines deutschen Patrioten zu urtheilen, sondern nach unbefangener Würdigung der realen Thatsachen, die denn zuletzt, trotz aller Irrungen und einzelner verfehlter Schritte, doch zu dem erwünschten Ziele führen mußten.

Ohne Liebe läßt sich ein solches Werk, das die Arbeit vieler Jahre ist, nicht unternehmen. Reuchlin war einer der Ersten, welche in Deutschland Neigung und Interesse für die Geschichte der italienischen Wiedergeburt erweckten, indem er die Kenntniß derselben vermittelte. Dabei war er sich bewußt, zugleich ein für das eigene Vaterland förderliches Werk zu thun. Mehr noch als seine umfassende Geschichtserzählung waren die Monographieen, welche er neben derselben einhergehen ließ, in dem Sinne geschrieben, daß sie erweckend und aufmunternd auf die eigene Nation wirken, ja dieser selbst den richtigen Weg zeigen wollten. Doch hat er

über den Parallelen in der Geschichte beider Nationen auch das wesentlich Unterscheidende nie übersehen. Wie unbestochen sein Urtheil blieb, würden allein die Schlußbetrachtungen zeigen, wenn nicht seine ganze Erzählung dafür spräche. Für den schärfer eindringenden Blick enthielt die Geschichte Italiens der Warnung fast nicht weniger als des Beispiels, und Reuchlin empfand dies umso deutlicher, je mehr die deutsche Bewegung, anfangs gefördert durch den Vorgang der Schwesternation, ihre eigenen Wege und ihre ebenbürtigen Staatsmänner fand und zuletzt in ungeahnter Selbstaufraffung die vorausgeschrittene überholte. Daß aber zuletzt eine innige Gemeinschaft der Interessen beider Völker nicht blos für augenblickliche Zwecke, sondern für die Richtung ihrer künftigen Entwicklung nach innen und außen sich herausstellte, hat er als ein Deutscher, der seine Studien vorzugsweise Italien zugewandt hatte, aufs freudigste begrüßen müssen. Er wußte, daß wie vormals die Stellung gegen Oestreich, dessen Fremdherrschaft beide Völker abzuschütteln hatten, so jetzt die Stellung gegen Rom und dessen Verbündete es ist, was sie fortan nöthigt, Schulter an Schulter zu stehen, um die Errungenschaften des letzten Jahrzehntes zu behaupten.

Der erste Band dieses Werks trat ans Licht in verworrener Zeit, da die von jenseits der Alpen kommende Anregung zum ersten mal von unsern Staatsmännern und unsern Patrioten empfunden wurde und noch auf gänzlich unvorbereitete Geister traf. Damals erwies uns der Verfasser einen unschätzbaren Dienst, indem er die Motive der italienischen Bewegung und ihre Geschichte zum erstenmal vor uns aufrollte. Jetzt erscheint dieser Schlußband zu glücklicher Stunde, da die beiden Völker aus unnatürlichen Verbindungen gelöst sind, in selbständiger Staatenbildung sich aufgerichtet haben und nun in dieser Freiheit sich gegenseitig befestigen durch herzliche Handreichung. Und so mag denn der Deutsche neidlos, stolz auf den Erwerb der eignen nationalen Güter, doch mit frohem Antheil in den Blättern der Geschichte lesen, auf welchen die gleichzeitige Erhebung des befreundeten Volkes verzeichnet steht.

Stuttgart, Ende November 1873.

W. L.

Achtunddreißigster Abschnitt.

Die Abtretung von Savoyen-Nizza und die Annexion von Mittelitalien.

Die ersten Italiener, welche die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft und seine hierzu unentbehrliche bundesstaatliche Einigung und die Mittel zu diesem Doppelzweck öffentlich staatsmännisch besprachen, waren die piemontesischen Freunde des Grafen Cäsar Balbo. Dieß war in der Mitte der vierziger Jahre. Richtig erkannten sie die innere Wiedergeburt Italiens als erste Vorbedingung. Nur ein durch Lombardo-Venetien zu einem starken subalpinischen Königreich erhobenes Piemont konnte die Unabhängigkeit der Halbinsel verbürgen. Die Realisirung versprachen sie sich von einer zu erwartenden europäischen Konstellation, namentlich von dem Zusammenbruch der Türkei. Hier könne Oesterreich für Lombardo-Venetien entschädigt werden. Die Hilfe Frankreichs schien unentbehrlich. Es sollte dafür am Rhein seinen Lohn sich holen.

Die europäische Konstellation von 1848 kam unerwartet von anderer Seite. Sie hatte eine revolutionäre Gestalt. Die Dynastie Savoyen, im gerechten Mißtrauen in die eigennützige, gefährliche Hilfe der französischen Republik, schloß sich der nationalen Bewegung Italiens an und gab das Feldgeschrei: l'Italia farà da se! aus. Ein starkes subalpinisches Königreich bis zum Isonzo sollte die Unabhängigkeit des italienischen Staatenbundes schützen. Aber nach zwei nicht ruhmlosen Feldzügen erlag das von dem übrigen Italien verlassene Piemont auf dem Schlachtfelde von Novara, den 23. März 1849.

Die Fahne Italiens und die Verfassung wurden von Viktor Emanuel aufrecht erhalten. Massimo d'Azeglio und Graf Cavour, Ministerpräsident seit dem 4. November 1852, suchten, indem sie die Verfassung zunächst für Piemont fruchtbar machten, die nationalen Hoffnungen aufrecht zu halten. Der Kampf mit Oestreich um Lombardo-Venetien war als unvermeidlich erkannt, ebenso jetzt auch die Hilfe einer Großmacht.

Diese konnte nur Frankreich sein; seine Fahne war jetzt nicht mehr, wie 1848 und 1849 der Fall gewesen wäre, die der republikanischen Propaganda. Aber das Kaiserthum wollte auch nicht mehr blos wie im Krimkriege seine europäische Stellung verbessern, es machte auch reale Ansprüche. Es ließ sich nicht auf Land und Leute eines Dritten als auf seinen Lohn verweisen. Piemont sollte an Napoleon Savoyen für Lombardo-Venetien, und, im Falle, daß auch die beiden Poherzogthümer Piemont zufallen sollten, auch Nizza abtreten. Dieß war das blos mündliche Abkommen Cavours mit Napoleon vom 21. Juli 1858 in Plombieres. Damit die Franzosen in Italien nicht übermächtig würden, bemühte sich Cavour, alle kräftigen Elemente Italiens um sich zu schaaren. So wurde das real Praktische aus den alten Programmen zusammengenommen. Im Januar 1859 wurde diese Verabredung zu einem durch die Heirath der ältesten Tochter Viktor Emanuels Clotilde versiegelten schriftlichen Vertrag. Wir müssen, um gerecht zu urtheilen, bei jedem Zuge der italienischen Politik im Auge behalten, daß die militärische Basis und Kraft Italiens, das piemontesische Heer, sehr knapp, für die gestellte Aufgabe durchaus unzureichend war.

Das Jahr 1859 war von seinem ersten Tage an für Europa eine Zeit großer Ueberraschungen. Längst unter dem Boden glimmende „Fragen" kamen zum Ausbruch, aber trotz dem italienischen Kriege nur zu vorläufigem Austrag. Denn so mächtig der Gegensatz von Oestreich und Piemont zur Entscheidung über den Besitz von Lombardo-Venetien drängte, so stark waren die Elemente, welche diesen Entscheidungskampf zu verzögern oder einzudämmen suchten. Dieß versuchte auch Napoleon. Preußen ahnte den Zusammenhang der italienischen mit der deutschen Frage. Zur Lösung dieser fand es sich noch nicht bereit, ja es war innerlich noch nicht gesammelt und entschlossen. Darum erschien ihm jetzt auch die Entscheidung in Italien als „verfrüht". Aus demselben Grunde drängte Oestreich dazu. Napoleon wollte sich zuvor der Neutralität Preußens versichern, welches die noch am englischen Staatsruder stehenden Torys zu einem Bündniß mit Oestreich zu bestimmen suchten. Cavour scheute auch vor einem Weltbrande nicht zurück. Nicomede Bianchi (im achten und letzten, 1872 erschienenen Bande seiner an interessanten Dokumenten reichen storia documentata della diplomazia europea in Italia dall' anno 1814 all' anno 1861) theilt uns einen Brief mit, welchen Cavour während seines kurzen Aufenthalts in Paris am 29. März 1859 an seinen Kriegsminister Lamarmora schrieb: „Die italienische Frage wurde in Folge von Fehlern und unglücklichen Umständen möglichst schlecht eingeleitet. Ich werde Dir dieß in Turin erklären. Indeß gebe ich Dir hier einen Eindruck: Der Krieg ist unvermeidlich. Er wird wenigstens noch um zwei

Monate verzögert werden. Er wird ebensowohl am Rhein als am Po geführt werden. Damit der Krieg ein für Piemont und für Italien günstiges Resultat habe, muß man sich zu den größten Anstrengungen vorbereiten. Die widerwillig hineingezogenen Franzosen werden es uns nie verzeihen, wenn die größere Last der Unternehmung auf ihren Rücken fällt. Wehe uns, wenn wir nur vermittelst der Franzosen siegen! Nur wenn wir uns besser schlagen als sie, nur wenn wir eine größere Streitmacht als sie unter die Waffen stellen, werden wir im Falle des allgemeinen Kriegs unser Land retten." Damit sind uns die Italien bedrohenden Gefahren enthüllt und zugleich ist die Befürchtung Preußens erklärt, durch den Krieg am Po leicht in einen Krieg am Rhein verwickelt zu werden für Interessen, welche nicht die seinigen, noch die Deutschlands waren. Wir haben (s. unsere Geschichte Bd. III, Seite 317) gesehen, wie es trotz den antikriegerischen Interessen Cavour mit Hilfe der östreichischen reaktionären Militärpartei gelang, Napoleon zu Ende des April in den Krieg hineinzureißen *).

Erst nachdem sich Oestreich bei Magenta und bei Solferino für geschlagen gab, traten Preußen und Rußland zwischen die Kämpfenden, um sie zum Friedensschluß zu drängen. Diese vollzogen ihn aber lieber unmittelbar unter sich. Das Programm Napoleons: Italien frei bis zur Adria blieb dabei nur halb gelöst. Entrüstet darüber legte Cavour, den 19. Juli, das Ministerium nieder. Aber die gleichzeitig mit dem Ausbruch erfolgte nationale Erhebung Mittelitaliens und das Entweichen der östreichischen Vasallenfürsten bot den national gesinnten Mittelitalienern Gelegenheit, durch anderseitige Erweiterung des napoleonischen Programms Italien einen Ersatz für Venetien zu verschaffen. Farini und Ricasoli benutzten diese Möglichkeit mit Energie und mit List.

---

*) Interessant ist, wie Bismark damals über den italienischen Krieg urtheilte. Es ist bekannt, daß dieser erst durch die bittersten Erfahrungen der hochmüthigen Verstocktheit Oestreichs als preußischer Gesandter am Bundestag von seinen östreichischen Sympathieen gründlich geheilt wurde. Er trat daselbst in den ersten Monaten des Jahres 1859 so entschieden den herrischen Anforderungen Oestreichs auf preußische Lehnsfolge entgegen, daß er auf den Gesandtschaftsposten in Petersburg versetzt wurde, weil die unmännliche Politik Friedrich Wilhelms noch nicht zu überwinden war. Während diese sich durch die alten Phrasen und durch den Kriegsruf Süddeutschlands bis zur Mobilisirung treiben ließ, schrieb Bismark aus der Ferne (Graf Bismark-Schönhausen von Quade. Anklam 1871. S. 60.): Haben wir erst einen Schuß am Rhein abgefeuert, so ist es mit dem italienisch-östreichischen Kriege vorbei und statt dessen tritt ein preußisch-französischer auf die Bühne, in welchem Oestreich, nachdem wir die Last von seinen Schultern genommen haben, uns soviel beisteht oder nicht beisteht, als seine eigenen Interessen es mit sich bringen; daß wir eine sehr glänzende Siegerrolle spielen, wird Oestreich gewiß nicht zugeben. Wie Gott will!" —

In England kamen die ihnen günstigen Palmerston und Russel ans Ruder. Aber auf dem besonders auch von Napoleon zur Entscheidung über die italienischen Gegensätze befürworteten Kongresse wären Preußen und Rußland als Schildhalter des Legitimitätsprinzips für Wiedereinsetzung der mittelitalienischen Fürsten gewesen. In den Tuilerien fürchtete man, falls man sich in Oberitalien wieder in kriegerische Verwickelungen einließe, die Preußen vor Paris zu sehen. War auch die weltliche Priesterregierung im Kirchenstaat allseitig als die schlechteste anerkannt, so schien doch dieselbe ganz besonders unter dem Schutze der Mächte zu stehen. Daher blieb, trotz der längst erprobten Unfähigkeit und Unwilligkeit der Kurie zu Reformen, welche ihren Unterthanen eine menschenwürdige Existenz verbürgt hätten, eine Restauration in der abgefallenen Romagna am längsten wahrscheinlich. Für den Anschluß Mittelitaliens an Piemont war es deßhalb äußerst förderlich, daß die von Napoleon inspirirte Brochüre le pape et le congrès, welche am Schlusse des Jahres 1859 erschien (s. unsere Geschichte Bd. III, S. 484. 493), den Papst, welchem darin der Verzicht auf einen weiteren Theil des Kirchenstaats angerathen wurde, so erzürnte, daß er seine Theilnahme an dem Kongreß verweigerte. Dadurch wurde der Kongreß eine Unmöglichkeit. Nun rief Cavour in seiner halben Zurückgezogenheit: Gesegnet sei der Friede von Villafranca! Am 20. Januar 1860 trat er wieder an die Spitze des piemontesischen Ministeriums. Das Volk Mittelitaliens sollte die Aufgabe des gescheiterten Kongresses vollbringen. Er konnte sich freilich nicht verbergen, und der französische Gesandte mahnte schon Rattazzi und jetzt den zur Durchführung energischeren Cavour ernstlich daran, daß es sich nun darum handle, welchen Preis Italien Frankreich biete für die Aufrechthaltung des Selbstbestimmungsrechts der mittelitalienischen Bevölkerung, des eine bewaffnete östreichische Einmischung ausschließenden Nichtinterventionsprinzips. Es war hierfür nur auf die Verabredungen von Plombieres zurückzugehen. Wurde man Handels einig, so konnte Italien, freilich nur unter dem Schutze Frankreichs, fare da se.

So übergab das Jahr 1859 die mittelitalienische Frage dem Jahre 1860 beinahe schon auf dem Wege der Lösung. Wenn aber der Sturz der verhältnißmäßig erträglichen Regierungen und Dynastien von Toscana und von Parma zugelassen blieb, was sollte aus der weltlichen Priesterherrschaft in den noch übrigen zwei Drittheilen des Kirchenstaats, was sollte aus der Bourbonischen Herrschaft in Neapel und auf Sicilien werden? Sollte schon das Jahr 1860 diese Fragen beantworten?

Die logischen Schlüsse gehen von ihrer Basis unaufhaltsam ihrem Ziele zu. Anders ist es mit der praktischen Politik. Sie ist durch verwickelte reale Gewalten, durch die öffentliche Meinung mit ihren Leidenschaften und Vorurtheilen aufgehalten. Dieser sind die die leitenden Staatsmänner bin-

denden Interessen und Verträge unbekannt, so in unserem Fall der im Januar 1859 auf der Basis der Verabredungen von Plombieres abgeschlossene Vertrag (s. unsere Geschichte Bd. III, S. 306). Frankreich hatte die Gefahren des Kriegs von 1859 auf sich genommen, es hatte das Blut seiner Söhne in Strömen vergossen, um die Obermacht Oestreichs in Italien zu brechen und um sich durch eine Provinz zu vergrößern. Als Napoleon am Mincio Frieden machte, blieb ihm der Ruhm der Uneigennützigkeit für eine schöne Idee gekämpft zu haben. Piemont, welches beinahe die ganze Lombardei erhielt, brauchte nach dem Buchstaben des Vertrags, weil er nur halb vollzogen war, ihm nichts dafür zu geben und gab ihm nichts, obgleich schon öfters seit Jahrhunderten, z. B. schon von Elisabeth, Königin von England, und von dem Oranier Wilhelm die Zutheilung der Lombardei an Piemont mit dem Correlat der Abtretung Savoyens an Frankreich geplant worden war. Die Franzosen sagten mit Recht, Italien habe im Kriege weniger geleistet, als Cavour gehofft und versprochen hatte. Gegen Napoleons Wunsch war die Dynastie aus Toscana verdrängt worden, und als er sich dafür durch Einpflanzung seines Vetters schadlos halten wollte, so traten ihm die Italiener entgegen. Wenn nun sie für Venetien sich Toscana nahmen, hatte nicht auch Frankreich, welches dazu mithelfen sollte und ohne dessen Hilfe dieß nicht möglich war, das Recht, zu erklären: ich verlange dafür den für Lombardo-Venetien ausgemachten Lohn. Napoleon hatte das politische Axiom der Franzosen, daß kein an Frankreich gränzender Staat sich vergrößern dürfe, verletzt. Jetzt war die Gelegenheit da, diesen Fehler zu sühnen. Napoleon durfte seine Hilfe zur Annexion Mittelitaliens nur dann leisten, wenn Piemont ihm allerwenigstens Savoyen abtrat. Wo nicht, so empörte sich der französische Nationalgeist gegen ihn. Allein die öffentliche Meinung Italiens war gar nicht gemeint, diese Ansprüche und Gründe anzuerkennen. So viel Takt sie auf der einen Seite erprobte, so viel phantastische Naivität verrieth sie. Man hatte sich eingebildet, die vereinigten Waffen des Königs und des Volks könnten Oestreich hinauswerfen. Man rechnete sich die friedlichen Erklärungen des Volkswillens für Annexion nicht blos als Zeichen der Klugheit, sondern auch als Proben der Kraft an. Von Vielen wurden die Franzosen, besonders Napoleon, seit Villafranca wie Diener angesehen, welche mitten in der Ernte die Pflichterfüllung verweigern. Die meisten Italiener hatten sich so in ihr Selbstbestimmungsrecht hineingeredet, daß sie ganz vergaßen, daß dasselbe nur durch Thaten eine reale Wahrheit werde. Fremden Schutz dieses Rechts zu erkaufen, erschien ihnen schmählich. Zwischen diesen beiden öffentlichen Meinungen stand Cavour in der Klemme. Im November 1859 hatte sich Napoleon beim Ministerium Rattazzi beklagt, daß man ihm die Anwendung desselben Prinzips der Volksabstimmung, das Piemont in Italien übe, auf Savoyen verwei-

gere. Cavour rieth, ihm nicht nachzugeben. Sobald er aber selbst Minister war und Napoleon bestimmt erklärte, „wo nicht, nicht", so beugte er sein Haupt vor dem Unvermeidlichen. Er sah das Gerechte an der französischen Forderung ein, vor allem die Unentbehrlichkeit des französischen Schutzes und die Nothwendigkeit, ihn zu erkaufen. Aber es war auch gefährlich, das Selbstbewußtsein der Italiener zu verletzen. Er mußte sich durch Nothlügen durchzuhelfen suchen. Gegen die große Mehrzahl der Savoyarden beging Cavour damit kein Unrecht. Savoyen redet nicht blos französisch. Das durch seinen lebhaften Verkehr, durch die altherkömmlichen Wanderungen seiner armen Uebervölkerung aus dem undankbaren Gebirgslande nach Frankreich, durch seinen Ultramontanismus, durch seine Verbitterung über die besonders seit 1848 und 1849 der italienischen Nationalidee gebrachten und fort und fort zu bringenden Opfer an Blut und Geld Piemont entfremdete Savoyen war reif für den Anfall, für den „Rückfall" an Frankreich. Unter Ludwig XIV., unter Napoleon I. hatte es Jahrzehnte lang zu Frankreich gehört. Vor 1848 war nur die schwache liberale Partei in Savoyen für den Anschluß an das liberalere Frankreich gewesen. Auch darum war die herrschende ultramontane Partei von Karl Albert unterstützt worden. Mit ihrer Hilfe hoffte er sogar im Sonderbundskrieg das Wallis zu bekommen. Allein erbittert durch die Siccardischen Gesetze machte die ultramontane Partei in Savoyen den Anschluß an Frankreich zu ihrem Programm. Cavour war sehr verletzt durch die ihm feindlichen Wahlen Savoyens. Als ihn de la Rive im Jahre 1857 (sicher nicht 1847, wie es bei diesem S. 309 heißt) wegen einer Kapitalanlage in savoyischer Landwirthschaft befragte, antwortete ihm Cavour: Denken Sie nicht an Savoyen! Es paßt nicht, so lang es ist wie jetzt. Wird es anders, so wird es französisch." Im Jahre 1858 schreibt Cavour an denselben: „Ich gestehe, daß die Undankbarkeit Savoyens gegen die Regierung mich tief betrübt hat. Auf eine Politik der Versöhnung, auf unsere Bemühungen um seine Hilfsmittel rasch zu entwickeln (z. B. durch den Montcenistunnel) hat es durch die Wahl der möglichst feindseligen Männer geantwortet." Artom sagt: „Indem die ultramontane Partei in Savoyen so dieses zum Tauschgegenstand machte, hat sie wider Willen alles gethan, Italien zu machen." Indem Piemont im Namen des italienischen Nationalitätsprinzips sich Mittelitalien annexirte, so verlangte die Logik, daß dasselbe Recht Frankreich auf Savoyen zustand. Die Prinzipien haben auch eine Kehrseite. Wer den Nutzen hat, soll auch den Butzen haben, sagt der Bauer. Zu diesen prinzipiellen Motiven kam noch der Umstand, daß der savoyische Adel als Milchbruder der Dynastie seit Jahrhunderten gewöhnt war, an dem nach spanischen Muster feierlichen Hofe die erste Rolle zu spielen. Victor Emanuel, Feind alles Zwangs, dazu Wittwer, hatte gar keinen Hof. Schon darum hatte Turin für den savoyi-

schen Adel keinen Reiz mehr. Und er war seit Jahren durch „Italiener", durch Flüchtlinge aus den Hofämtern verdrängt.

Etwas anders lag die Sache mit Nizza. Zwar schien diese Frage unbedeutender; denn während Savoyen auf 177 Quadratmeilen 580,000 Seelen zählte, hatte die Provinz Nizza nur 60 Quadratmeilen mit 230,000 Einwohnern. Nizza, die Siegesstadt (Nikea), von den hellenischen Massiliern gegründet, war von den deutschen Kaisern den Grafen von Provence zu Lehen gegeben. Denn nur ein Bach, der Var, trennt es von der Provence, während der 5500 Fuß hohe Col di Tenda das lachende Mittelmeergestade von dem oberen Pothale trennt. Nizza galt den Franzosen längst für einen Anhängsel ihrer Provence. Ladislav von Provence, König von Neapel, durch seine Großen und durch die Anjou bedrängt, gab der Stadt, die er nicht behaupten konnte, die Wahl ihres Fürsten frei. Sie wählte im Jahre 1388 den Grafen von Savoyen-Turin unter Bedingungen, welche ihr Freiheit und seinen Schutz sicherten. Namentlich sollte Nizza nie an einen anderen Herrn, zumal nicht an Frankreich abgetreten werden. Nizzas Bedeutung wuchs, als Savoyen-Piemont zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zuerst die Krone von Sicilien, dann die von Sardinien aus dem spanischen Erbe sich erstritt. Nizza war das Vermittelungsglied zwischen Altpiemont und der Insel. Eine gute Straße über den Col di Tenda verband Nizza mit dem oberen Pothal, an welcher manch harter Kampf gegen die Franzosen ausgefochten wurde. Im Jahre 1543 wurde Nizza von den Franzosen und dem Algierer Heireddin Barbarossa bis auf die Felsenburg geplündert und verbrannt, 1691, 1706, 1744 und 1792 wieder von den Franzosen erobert und sofort ihrer Republik einverleibt. Schon Botta macht auf den Unterschied aufmerksam, daß Savoyen sich damals mit Frankreich leichter verständigte, während die Nizzarden als Kundschafter und durch kleinen Krieg im Gebirge ihre Anhänglichkeit an ihren König besiegelten. Nach dem Sturze Napoleons scheiterten die Bemühungen Frankreichs, Nizza zu behalten, an dem Einflusse des Nizzarden Generals Michaud, Adjutanten des Kaisers Alexander von Rußland. Als es 1814 an Piemont zurückkehrte, verlor es durch die Einverleibung Genuas in dieses einen Theil seiner Bedeutung. Eigenthümliche Douanenverhältnisse begünstigten den Seeverkehr Nizzas mit Marseille und erhielten eine kleine französische Partei, welche stets sehr rührig war. Im Abtretungsvertrag von 1815 war von Frankreich durchgesetzt, daß die in Nizza wohnenden Franzosen nicht genöthigt würden, die sardinische Nationalität anzunehmen. Diese Stellung war vielen erwünscht, um sich dadurch jeder Konskription zu entziehen. Im Vergleich mit der bornirten Reaktion, welche auf Piemont lastete, erschien Frankreich als das Land der Freiheit. Allein sobald 1847 auch in Piemont die Freiheit auf-

leuchtete, trat der piemontesische, der italienische Charakter Nizzas wieder stark hervor. Die Voraces, welche unmittelbar nach der pariser Februarrevolution 1848 in Nizza eine französische Bewegung hervorrufen wollten, scheiterten an seiner italienischen Gesinnung. Die Aufhebung des Freihafens veranlaßte wohl einige demonstrative Drohungen des Anschlusses an Frankreich in den Zeitungen. Allein Hunderte von Nizzardischen Freiwilligen betheiligten sich besonders unter Garibaldis Fahne an dem Feldzuge von 1859. (S. das nur in wenigen Abzügen gedruckte Memorandum dei comitati riuniti dell' emigrazione Nizzarda agli onorevoli rappresentanti delle potenze estere presso il governo italiano. Torino.) Die Nationalität der Nizzarden, über welche jetzt viel geschrieben wurde, ist an der Küste die eines gemischten Grenzvolks. Die Frage über die Abtretung Nizzas erhielt dadurch eine besondere Schärfe, daß hier Garibaldi den 4. Juli 1807 geboren wurde. Sein Vater war aus Chiavari an der genuesischen Ostküste, der Heimath vieler trefflicher Seeleute. Josef Garibaldi hing mit ganzer Seele an seiner Geburtsstadt, er bildete aus den nizzardischen Freiwilligen eine eigene Abtheilung. Als Cavour sich seiner Hilfe im Feldzuge 1859 zu versichern suchte, leugnete er das Versprechen, Nizza an Frankreich abzutreten, gegen Garibaldi ab, wie er es schon nach Plombieres ausdrücklich geleugnet hatte. Dieses Leugnen auch gegen den englischen Gesandten sollte die Abtretung erschweren. Napoleon aber hielt den Edelstein als ihm verpfändet fest. Sein persönlicher Haß gegen Garibaldi, der Haß der französischen Soldaten, welche ihm die vor Rom erlittenen Schlappen nicht vergessen konnten, machte aus der Erwerbung Nizzas für Frankreich eine bittere Ehrensache. Cavour hatte zu Anfang des Jahres 1859 Garibaldi trotz Napoleon und trotz der piemontesischen Militäraristokratie zu gewinnen gesucht, um durch ihn die tollkühnen Elemente des l'Italia farà da se an seine nationale Politik zu fesseln. Wenn er jetzt Nizza nicht halten konnte, so stieß er dieselben aus seinem Sonnensystem und sie gingen wieder ihre Kometenbahnen. Dieses war um so schlimmer, da auch Cavour beabsichtigte, Frankreich, aber erst später zu isoliren, um Italien selbstständig zu machen, wozu er die Kräfte aller italienischen Parteien bedurfte. Wie die Karthager in großen Staatsnöthen die Söhne ihrer ersten Familien den finstern Gewalten opferten, so war zwar Cavour entschlossen, im Nothfall auch dieses längst adoptirte Kind zu opfern, aber zuvor versuchte er alles Mögliche, es abzuwenden und es schlimmsten Falls auf die Stadt Nizza zu beschränken. Der Abschluß des ganzen Handels wurde noch durch andere starke Haken gehemmt. Auf dem Wiener Congreß war ein bestimmt abgemarkter Theil Nordsavoyens zur Sicherung der Schweiz neutralisirt. Diese Schutzmauer der Schweiz fiel, wenn ganz Savoyen französisch wurde. Die Neutralisirung Nordsavoyens hatte einen realen Sinn,

so lange es piemontesisch war, sie war ein Schatten, sobald es französisch wurde. Wir hörten damals oft Franzosen sagen: Nordsavoyen bedeutet für uns zugleich Genf, wo bereits Tausende von Franzosen ansässig sind. Den 6. Februar 1860 machte der französische Gesandte des Aeußeren an den schweizerischen Gesandten in Paris die Mittheilung, auf den möglichen Fall, daß Mittelitalien durch Volksabstimmung sich an Piemont übergebe, würde wohl Savoyen sich an Frankreich anschließen. In diesem Fall würde das System der Neutralisation Nordsavoyens der Schweiz so wenig als Frankreich zusagen können. Daher würde der Kaiser, im Falle der Abtretung Savoyens, aus Sympathie für die Schweiz, sich ein Vergnügen daraus machen, ihr die savoyischen Nordprovinzen Chablais und Faucigny als eigenes Gebiet und als einen Theil der Eidgenossenschaft zu überlassen*). Die Schweiz wandte sich an England um seinen Schutz. Preußen sah die Südwestecke Deutschlands bedroht und der Prinzregent Wilhelm war geneigt, diese Umgehung des ohnedieß schwachen linken Flügels der Stellung Deutschlands Frankreich gegenüber nicht zu dulden. Die Schweizer zeigten sich entschlossen, die Neutralität ihrer Grenze am Genfer See selbst mit den Waffen gegen die französische Umarmung zu wahren. Cavour, im Einverständniß mit dem englischen Gesandten in Turin, Hudson, hoffte aus dieser Situation Nutzen zu ziehen. Wir ersehen aus einem Briefe Lafarinas, daß Cavour im Februar 1860 halb entschlossen war, nach England zu reisen, um persönlich sich zu überzeugen, was er ohne zu große Gefahr wagen könnte. England suchte die neue Gestaltung Italiens, welcher es selbst keine Opfer gebracht hatte, sich möglichst zu Nutz zu machen, indem es die Pläne Piemonts begünstigte. Es scheint schon damals Oestreich zum Verkauf Venetiens gerathen zu haben. Der englische Gesandte in Turin, Hudson, sympathisirte lebhaft mit der italienischen Sache und stand Cavour persönlich sehr nahe.

Allein die Stunde war noch nicht nahe, wo Cavour hoffen durfte, seinen Plan, Napoleon zu isoliren und mit den vereinten Kräften Europas in die Schranken zu weisen, auszuführen. Es war von der Wiener Hofburg nicht zu erwarten, daß sie als Hort und natürlicher Wächter des Oberrheins ein Bündniß einginge, dessen Ziel auch die Annexion Mittelitaliens an Piemont war. Man wußte, daß Cavour und alle guten Italiener dieses nur als die Operationsbasis zur Eroberung Venetiens betrachteten. Die

*) Es liegt nicht in unserer Aufgabe, diese täuschungsreichen Beziehungen weiter zu verfolgen. Wir verweisen daher auf die eingehenden Mittheilungen darüber in der Chronik der Ereignisse der europäischen Staatensysteme im Jahre 1860, im ersten Jahrgang von Schultheß Europäischem Geschichtskalender. Daselbst finden sich auch die Widersprüche der französischen Diplomatie und ihrer offiziösen Presse in Betreff der Annexion von Savoyen-Nizza.

fatale innere Lage erlaubte Oestreich nicht, jetzt schon in einem neuen Kampfe als Großmacht aufzutreten. Daher hätte ein solcher nur Preußens Stellung in Deutschland verstärken können. Dieses war durch das Interesse, welches es an der savoyischen Frage nahm, Frankreich gegenüber nur noch mehr bloßgestellt. Darüber und über den Verlust der Wiege des Hauses Savoyen, welches so keck über den Züricher Traktat hinweg schritt, freute sich die Hofburg und ihr Anhang in Süddeutschland. Rußland erklärte sich für nicht interessirt, da Savoyen nicht eine Frage des europäischen Gleichgewichts sei. Und England, welches sich seit 1820 immer mehr von den großen Kontinentalfragen zurückzieht, durch welche es sich nicht unmittelbar bedroht sieht, war nicht gemeint, sich auf Wagnisse einzulassen. Es beschränkte sich darauf, in Paris und in Turin seine vermittelnden Rathschläge zu ertheilen. Aber an beiden Orten wußte man wohl, daß England durch bloße diplomatische Gefälligkeiten gegen Italien Frankreichs erkämpften Einfluß zu theilen suchte.

So war denn Cavour kaum einige Wochen in der Gewalt, als er sich mit Dornen umgeben sah. Konnte er sich herauswinden, um die Rose Mittelitaliens zu fassen, ohne daß ein Fetzen seines Gewandes hängen blieb? Für ihn, welcher so Großes darauf hielt, die öffentliche Meinung Europas für sich zu haben, war die sichere Einbuße in derselben, welche er durch die Abtretungen an Frankreich erleiden mußte, peinlich, sie war ein Unglück für Italien. Die Schweiz hatte schon im Frühjahr 1848 sich bei der Aussicht, in ihrem Süden nur noch Einen mächtigen Nachbar zu bekommen, sehr wenig erbaut gezeigt. Abgesehen vom Tessin ist ihr das Nationalitätsprinzip gefährlich. Genf, wo Cavour im August 1852 so viele warme Sympathien nicht blos seiner mütterlichen Verwandten wie ein Wundbalsam erfreut hatten, durfte er von nun an nicht mehr betreten. Aber was konnte er thun? An sich dachte er wenig. Aber Italien! Das piemontesische Heer hatte bei Solferino blutend die Mängel seiner Organisation erkannt. Indeß waren Tausende von Lombarden aus dem östreichischen Heere in das piemontesische Heer eingetreten, tapfere, aber ganz anders gedrillte Leute. Das piemontesische Heer war vorerst dadurch nicht schlagfertiger geworden. Die Truppen Mittelitaliens waren gut genug gegen päpstliche und gegen neapolitanische Truppen. Aber wenn heute Napoleon den Schild des Nichtinterventionsprinzips bei Seite legte und seine Regimenter, welche noch in der Lombardei standen, über die Alpen zurückzog, was er Cavour androhte, so sah man sich morgen den Heeren Oestreichs, des Papstes, Neapels gegenüber, der Bürgerkrieg erhob sein Meduſenhaupt. Das wußte Napoleon recht wohl. Er hatte wieder die Absicht Cavours durchschaut, ihn seine staatsmännische Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Auf seine militärische Uebermacht gestützt wollte er sich jetzt unerbittlich rächen, wie ein beleidigter

Freund. Wie Shylok bestand er auf seinem Wechsel. Mochte Ritter Nigra, als Gesandter Italiens in Paris, alle Hilfsmittel seines feinen Geistes, seiner persönlichen Liebenswürdigkeit erschöpfen, keine Porzia konnte hier retten. Mit Lust legte der französische Gesandte in Turin, Talleyrand, Cavour in Gestalt von Rathschlägen, von Forderungen, von Drohungen Daumschrauben und täglich strengere an. Cavour wandte ein, es sei nöthig, daß ein Kongreß der Großmächte die Bestimmungen des Wiener Kongresses über Savoyen verändere. Talleyrand antwortete, dasselbe wäre für die Annexion Mittelitaliens doppelt nöthig. Die Mächte aber wollten diesen Rechtsboden nicht noch weiter durch ihre ausdrückliche Zustimmung durchlöchern lassen. Höchstens wollten sie ein Auge zudrücken. So halfen sie Italiens Abhängigkeit von Frankreich befestigen. Die Italia mußte, wie es der Galgenhumor einer Karikatur darstellt, sich vor dem drohend aufsteigenden Gewölk unter den schützenden Baum Frankreichs flüchten, auf die Gefahr hin, daß der Blitz einschlage.

Die Sache selbst konnte Cavour, wenn nicht ein immerhin möglicher Zwischenfall eintrat, höchstens hinhalten. Aber er fand einen Ausweg, wenigstens die Ehre, den point d'honneur zu retten, auf eine subtile Weise, für welche wir deutsche Barbaren wenig Sinn haben. Gegenüber den feinfühligen Italienern aber war damit nicht wenig gewonnen. Als Manin nach dem Fall Ungarns gegen Ende August 1849 berechnet hatte, daß das von der Cholera verheerte Venedig nur noch auf wenig Tage Brod hätte, capitulirte er nicht, damit Oestreich nicht einen Rechtstitel erhielte, er ließ die Oestreicher ohne Widerstand in die Lagunenstadt einrücken. So war auch Cavour entschlossen, die Annexion zu vollziehen, ohne zuvor einen Traktat über die Abtretung von Savoyen-Nizza abzuschließen. Dann erschien es nicht als ein Tausch. Zuerst sollte die Union Mittelitaliens durch Volksabstimmung formell vollendete Thatsache werden, dann erst sollte der förmliche Traktat abgeschlossen werden, welcher Frankreich seinen Lohn vermittelst „freier Volksabstimmung" und mit Vorbehalt der Besiegelung durch das Parlament seinen Lohn verbürgte. So blieb der großen Mehrzahl der Italiener doch einige Wochen die Freude ungetrübt. Die Mittelitaliener, im Glauben, ein Großes zu thun, drängten sich an die Stimmurnen, da man ihnen sagen konnte, Frankreich sei kein Opfer verbrieft. Die leidige Abrechnung störte die Festfreude nicht, sie kam hinten nach. So ging es später auch mit den Finanzen Italiens. Das ist die Art der romanischen, südlichen Völker. Die germanischen Völker lassen sich durch einen bittern Tropfen am Freudenbecher nicht verstimmen. Daraus fließt unser Sinn für Humor, welcher dem Südländer versagt ist.

Die Ambrosianische Kirche von Mailand, welche einst lange mit der römischen rivalisirte und bis zu den Zeiten Hildebrands und Damianis

nebst der Priesterehe ihre Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeiten bewahrte, hat aus ihrem Schiffbruch ein sehr volksthümliches Herkommen gerettet, den Carnevalone. Noch eine Woche länger als die ganze übrige römisch-katholische Christenheit feiert Mailand den Carneval. Von nah und fern strömen Gäste dazu herbei. Zur Zeit der Oestreicher war auch dieses Volksfest gedrückt. Nun aber wurde es wieder mit ungeheurem Jubel begangen. Der König, am 15. Februar angekommen, und Cavour verherrlichten das Fest mit ihrer Gegenwart. Es begann am Aschermittwoch den 22. Februar. Es regnete Confetti, Blumen und Bilder. Der uomo di pietra stellte Napoleon dar, wie er die Albion ans Büffet führt, dann ergreift er die Hand der jugendfrischen Annessione und nöthigt so den Oestreicher, mit der welken Villafranca zu tanzen. Cavour, seine bittere Sorge hinter seinem immer etwas sarkastischen Lächeln verbergend, erging es besser, als Blücher auf jenem Londoner Rout, wo Hunderte von Töchtern Albions jedes Alters à la queue anrückten, um von ihm geküßt zu werden. Nationale Begeisterung, nicht bloß persönliche Ehrliebe, bewegte die Töchter der Lombardei um ihn als ihre Sonne; dann und wann, wie überwältigt, schloß eine der Schönen ihn in die Arme. Aber in den sonnenhellen Festräumen folgte ihm stets ein Schatten, die französische Politik, als hätte sie einen mit Blut geschriebenen Wechsel auf seine Seele. Ueberrascht wurde er durch die Schuldforderung Napoleons sicher nicht. Es war auch gar nicht zu wünschen, daß der gefährliche provisorische Zustand Mittelitaliens noch verlängert werde.

Wir haben nun einen Rückblick auf die vorhergehenden zwei Jahrzehnte geworfen, während welcher die Idee der Befreiung Italiens und seiner Vereinigung gereift war; wir haben die europäische Konstellation, die Ziele und die Motive der entscheidenden Staaten und Persönlichkeiten, die zunächst vorliegende Doppelfrage betrachtet. Nun können wir die daraus erfließenden diplomatischen Aktenstücke vorlegen. Napoleon war es also darum zu thun, daß zuerst die Abtretung von Savoyen-Nizza, Cavour mußte wünschen, daß zuerst die Annexion Mittelitaliens sicher gestellt würde. Er hatte vor seinem Eintritt in das Ministerium sich in diesem Sinne mit den englischen Staatsmännern verständigt, sich ihrer Unterstützung versichert. Dieses war nicht schwer. Fiel doch das Interesse Englands mit dem Italiens größtentheils zusammen. Auch mit Frankreich und seinem Nichtinterventionsprincip war England einverstanden, wie denn die Königin in ihrer Thronrede den 24. Januar erklärte, die Willensmeinung der mittelitalienischen Bevölkerung dürfe nicht vergewaltigt, sondern es müsse ihr die Entscheidung über ihre Zukunft überlassen werden. Ueber Savoyen-Nizza konnte England nichts äußern, da auch Frankreich seine Absichten darauf ableugnete. Es war aber die Politik des Vogels Strauß. Denn Kinglake erklärte im Parlament zu seiner Ehrenrettung, er habe schon im März 1859 die englische Regierung

von dem napoleonisch-piemontesischen Savoyen-Nizza einschließenden Familienpakt in Kenntniß gesetzt. Nichtsdestoweniger äußerte Russel noch am 28. Februar 1860 im Parlament, es sei nicht glaublich, daß Napoleon auf Savoyen Absichten habe. Dieses würde seiner Weisheit und seinen großmüthigen Erklärungen aus Mailand vom Juni 1859 widersprechen und ganz Europa mit Mißtrauen gegen Frankreich erfüllen! — Bei den folgenden Vorschlägen müssen wir uns ins Gedächtniß zurückrufen, daß schon im Herbst 1859 die gewählten Abgeordnetenversammlungen von Toscana, von Parma, Modena und die der Romagna die Union mit Piemont beschlossen und Viktor Emanuel diese gebilligt hatte. Russel als Minister des Aeußeren legte den 22. Januar Frankreich vier Punkte vor, auf welche hin eine Verständigung mit Oestreich zu erzielen sei: 1) Frankreich und Oestreich versprechen, ferner nicht mehr in den inneren Angelegenheiten Italiens mit Gewalt zu interveniren, es sei denn, daß sie die Uebereinstimmung der fünf Großmächte dazu hätten. 2) Die kaiserliche Regierung (Frankreichs) setzt sich mit dem H. Vater ins Vernehmen, um die römischen Staaten zu räumen, sobald die Organisation des päpstlichen Heeres die Zurückziehung der französischen Truppen ohne Gefährdung der Ordnung erlaubt. Ebenso verläßt das französische Heer in geeigneter Frist den Norden Italiens. 3) Jede Intervention der Großmächte in die inneren Angelegenheiten Venetiens ist ausgeschlossen. 4) Der König von Sardinien wird von der französischen und englischen Regierung gemeinsam eingeladen, keine Truppen nach Mittelitalien zu schicken, bis diese verschiedenen Staaten und Provinzen durch eine neue Abstimmung ihrer neugewählten Versammlungen feierlich ihre Wünsche erklärt haben. Wenn sich dieselben zu Gunsten der Einverleibung in Piemont aussprechen, so widersetzt sich weder Frankreich noch England dem Einrücken der piemontesischen Truppen. Cavour theilte den 1. Februar diese vier Punkte „mit tiefer Seelenbewegung" einem Vertrauten mit und fügte bei: „Frankreich stimmt diesen Vorschlägen Englands größtentheils bei. Nur machte der Kaiser einen Vorbehalt rücksichtlich Venetiens, dessen Sache er mit seinen guten Diensten zu vertheidigen beabsichtigt. Ueberdieß will er, daß seine guten Absichten in Betreff obiger Vorschläge nicht bekannt werden, bis er nach Wien darüber Erklärungen übermacht habe und ihm Zeit gelassen werde, die Höfe von Berlin und Petersburg zum Beitritt einzuladen, damit die neue Gestaltung Italiens mit der Bestätigung der großen Mächte des Nordens triumphire. Frankreich empfiehlt, daß indessen kein Akt auch nur versucht werde, durch welchen der gegenwärtige Zustand irgendwie verändert würde. Einzige Bedingung der Annexion ist eine neue Abstimmung, welche wohl nicht unmittelbar durch die allgemeine Stimmabgabe, sondern vermittelst neuer unter irgend einer Form gewählten Versammlungen zu geschehen hat."

England spricht mit dem vierten Artikel offen aus, daß es von den Stipulationen von Villafranca-Zürich Umgang nehme. Von der Conföderation der italienischen Fürsten ist keine Rede mehr. So angenehm dieß Frankreich sein mußte, um das Tauschobjekt für Savoyen zur Verfügung zu bekommen, so erklärte es, gegen England sonst zustimmend, doch gerade über den vierten Artikel keine bindende Erklärung abgeben zu können. Es sei durch den Friedenstraktat moralisch gebunden. Es werde aber versuchen, durch Vorstellungen in Wien sein Wort in loyalen Auseinandersetzungen auszulösen. Nicht eine Abgeordnetenversammlung, sondern die direkte allgemeine Volksabstimmung solle über die Souveränität der drei Herzogthümer entscheiden. Thouvenel erklärte dem englischen Gesandten, Frankreich werde die Möglichkeit der Räumung Roms durch die französischen Truppen untersuchen und den Papst von diesem Vorhaben in Kenntniß setzen. In einer Note vom 31. Januar an das Wiener Kabinet erinnert Thouvenel daran, daß Frankreich in den Friedenstraktaten nur seinen moralischen Beistand zur Wiedereinsetzung der drei entwichenen Dynastien versprochen habe. Daß dieser unmächtig sei, davon habe sich Frankreich nach seinen halbjährigen Anstrengungen überzeugt. Es sei unmöglich, den Züricher Frieden buchstäblich zu halten. „Die Regierung Frankreichs ist fest überzeugt, daß der vierte Artikel der englischen Vorschläge das Mittel angebe, aus dieser Sackgasse herauszukommen. Wenn der Kaiser von Oestreich dieses ohne förmliche Opposition geschehen läßt, so wird auch der größte Scharfsinn keine Ursache eines ferneren Konflikts zwischen Frankreich und Oestreich zu erkennen vermögen. Italien soll als ein Vermittler, als ein für den abwechselnd vorherrschenden, aber stets precären Einfluß Frankreichs und Oestreichs undurchdringliches Gebiet konstituirt werden." — Oestreich antwortete den 17. Februar, wie es ohne seinem Legitimitätsprinzip etwas zu vergeben bei seiner inneren Schwäche und äußeren Isolirung allein antworten konnte und mußte. Nach seinen Anschauungen wäre das Recht und die Ruhe in Italien nur durch Wiedereinsetzung der Dynastien zu sichern. Auch auf das Interventionsprinzip verzichtet es nicht, aber es erkennt an, daß es jetzt nicht opportun, d. h. daß es ihm unmöglich sei, demselben gemäß einzuschreiten. Es könne einen auf Insurrektion gegründeten Zustand nicht anerkennen, werde aber seine Truppen innerhalb seiner Grenzen halten. So wahre jeder Theil seine Ehre und folge seinen Ansichten, ohne einen Konflikt hervorzurufen. — In einer Note vom 24. Februar an seinen Gesandten in London theilt Thouvenel mit: Dank den von England vorgelegten vier Punkten habe Oestreich, obgleich die Anerkennung derselben ablehnend, doch Frankreich gewissermaßen von den Stipulationen von Villafranca-Zürich entbunden, so daß die französische Regierung jetzt die Befugniß und die Freiheit habe, den vierten Punkt der englischen Vorschläge zu prüfen, den

Modus ihrer Lösung zu discutiren. — Frankreich faßte es also oder stellte es doch so dar, als ob es durch die Intercession Englands von Oestreich seiner Friedensvertragsverpflichtungen entbunden sei. Es theilte dem englischen Kabinet zugleich das Quasiultimatum mit, welches der französische Gesandte in Turin an demselben Tage der piemontesischen Regierung übergab. Die englische Regierung hätte erwarten können, daß Frankreich ihr dasselbe zuvor zur Einsicht und Aeußerung mitgetheilt hätte. Waren es doch die Flitterwochen des herzlichen Einverständnisses zwischen beiden Staaten, welches durch den Abschluß des liberalen Handelsvertrags eben besiegelt wurde. Allein Frankreich betrachtete eben diesen Vertrag als den Geschäftsantheil Englands, als dessen Savoyen-Nizza, als Bestechung. Daß das Einverständniß kein so ganz herzliches war, erhellt daraus, daß in diesen Tagen Russel im Parlament erklärte, die Rüstungen Frankreichs beschränken sich auf die Marine, auch England verstärke die seinige zu seiner Sicherheit. Also zeigte Frankreich dem etwa seine Pläne hemmenden England im Hintergrunde eine Drohung.

Was die Verschiedenheit der Ansichten Englands und Frankreichs in Betreff der entscheidenden Abstimmung anbelangt, welche England und Cavour wieder den gewählten Abgeordnetenversammlungen überlassen wollten, so äußert sich Thouvenel am Schluß seiner Note vom 24. Februar: „Die Regierung des Kaisers ist überzeugt, daß es ihr nur dann gelingen würde, sich von ihrer Verantwortlichkeit loszumachen, wenn das Princip des allgemeinen Stimmrechts, welches des Kaisers eigene Legitimität ausmacht, auch die Grundlage der neuen Ordnung in Italien würde." Das allgemeine Stimmrecht war also der von allen Pflichten und Sünden absolvirende Pabst Napoleons. Der König von Italien sollte dadurch auf dieselbe Basis mit dem Kaiser gestellt, an ihn gekettet werden.

Von Rußland und Preußen wünschte Napoleon nur eine stillschweigende Zustimmung, da eine ausdrückliche bei ihrer Abneigung gegen Entscheidung durch den Volkswillen nicht zu erwarten war. Seine Truppen sollten in Oberitalien bleiben, scheinbar um Piemont zu nöthigen, der Entscheidung der Mächte, in Wahrheit seinem Willen, zu gehorchen.

Während des mailänder Carnevalone, am 24. Februar, erließ der Kaiser der Franzosen ein Quaultimatum in Gestalt zweier Depeschen an Cavour. Er beauftragte seinen gegen Italien mißtrauischen Gesandten in Turin, Cavour folgende Mittheilung zu machen: „Geschichtliche Ueberlieferungen, welche ins Gedächtniß zu rufen nicht nöthig ist, haben die Idee zur Ueberzeugung erhoben, daß die Bildung eines mächtigeren Staats am Fuß der Alpen unsern Interessen bleibenden Schaden bringen würde. Der Besitz von Savoyen und Nizza, bei Sicherung der Interessen der Schweiz, stellt sich uns als eine geographische Nothwendigkeit für die Sicherung unserer

Gränzen dar. Sie haben daher die Aufmerksamkeit des Grafen Cavour auf diesen Punkt zu richten, ihm aber gleichzeitig zu erklären, daß wir dem Willen der Bevölkerungen nicht Gewalt anthun wollen und daß die Regierung des Kaisers überdieß nicht ermangeln würde, im geeigneten Moment im voraus die großen Mächte Europas zu Rath zu ziehn in der Absicht, eine falsche Auffassung der unsere Schritte leitenden Gründe zu verhindern." An demselben Tage machte das französische Ministerium „in Erwägung der Antwort Oestreichs auf die vier von Russel vorgeschlagenen Punkte" an die piemontesische Regierung folgende Mittheilung: „1) Die Annexion der Herzogthümer Parma und Modena ist unmittelbar zu vollziehen; 2) an Sardinien ist die weltliche Verwaltung der Legationen unter der Form eines im Namen des H. Stuhls geübten Vikariats zu übertragen; 3) Wiederherstellung des Großherzogthums Toscana in seiner politischen und territorialen Autonomie. Frankreich würde sich verpflichten diese Combination auf einem Congresse oder auf einer Conferenz zu unterstützen und jede fremde Intervention, womit die Ausführung dieser Idee verhindert werden wollte, abzuwehren. Würde Sardinien zustimmen, so hätte es Frankreich hinter sich. Im entgegengesetzten Falle würde Frankreich bloß sein eigenes Interesse zur alleinigen Norm seiner weiteren Entschließungen nehmen." Der Sinn war: willst du Toscana, so mußt du es aufwägen. Die Franzosen sind dieselben, wie zu Brennus Zeit. Die Depeschen dieser Carnevalonezeit sind Maskeraden. Man versteht einander aufs halbe Wort. Aber man stellt sich auch so an, als ob man sich nicht verstünde. Den 29. Februar theilt Cavour seine Antwort auf die zweite Depesche mit. Er erkennt das Wohlwollen Frankreichs dankbar an. „Der Vorschlag Frankreichs," schreibt er, „wäre im August von dem Volke besser aufgenommen worden". Aber nachdem sich dieses nun ein Halbjahr selbst musterhaft regiert habe, so sei in ihm das Gefühl von seinem Selbstbestimmungsrechte sehr erstarkt*). Man

*) Ganz so urtheilt auch M. d'Azeglio in einem Briefe vom dritten März. Die Diplomatie sei stets einige Schritte hinter den schnell sich entwickelnden Ereignissen darein. „Was man vor einigen Monaten mit Dank angenommen hätte, das müßte daher jetzt mit Gewalt aufgedrungen werden. Wie sollen diese Vorschläge mit dem proklamirten Selbstbestimmungs- und Nichtinterventionsrecht stimmen? — Nun wird das allgemeine Stimmrecht seine grobe Entscheidung geben. Will es nichts von uns — Amen! Ich versichere Sie, daß wir dann durch unsern „unersättlichen Ehrgeiz" nicht zum Selbstmord werden getrieben werden. Wir werden das uns zugefallene Loos gut zu organisiren suchen. Das ist eine treffliche Beschäftigung. Aber wenn man (Mittelitalien) sich uns anhängt, wenn man durchaus die Annexion will, was sollen wir thun? können wir die Flagge streichen? Wir werden uns unter Gottes Schutz stellen. Unsere Geschichte ist voll von Schlachten bei Novara; wir sind daran gewöhnt!" — Der ritterliche Greis stellt hier vor seinen Freunden in Paris Italien und sich in eine interessante Positur. Der italienische Gesandte in Berlin erklärte bestimmt, Viktor Emanuel würde einen vorerst aussichtlosen Krieg gegen eine östreichische bewaffnete Restauration wagen.

müße daher den provisorischen Regierungen von dem Vorschlage Frankreichs und von seinen Motiven Mittheilung machen. Wir wissen aus dem zuverlässigen Munde eines italienischen Ministers, welcher im engsten Vertrauen Cavours war, daß dieser unmittelbar nach Empfang der französischen Depesche vom Carneval aus an Farini telegraphisch den Befehl sandte, sogleich in der ganzen Emilia (Parma, Modena und Romagna) abstimmen zu lassen. Es sollte eine vollendete Thatsache geschaffen werden. Dieses hatte um so mehr Eile, da Cavour eben ein Telegramm von seinem Gesandten erhielt, eine kaiserliche Depesche sei zur Abfertigung bereit, welche Piemont die Annexion Toscanas verbiete. So zuverlässig unser Bürge für diese Thatsache ist, so hatte man in Paris dieß vielleicht Nigra nur gesagt, um durch Aengstigung einen Druck auf Italien zu üben. War erst die Abstimmung Toscanas vollendete Thatsache, so konnte Napoleon ohne offenen Bruch eine Annexion nicht verhindern.

Am zweiten März antwortete Cavour auf die erste französische Depesche mit meisterhafter Feinheit. Er will den Werth der geschichtlichen Ueberlieferungen nicht erörtern. Frankreich könnte sich auf die wohlerworbene Dankbarkeit Italiens verlassen. Die piemontesische Regierung würde nie, auch nicht angesichts der größten Vortheile, ihre Zustimmung zur Abtretung oder zum Tausch von Theilen des Gebiets geben, welche seit vielen Jahrhunderten das glorreiche Eigenthum des Hauses Savoyen bilden. Andererseits müsse die Regierung allerdings die veränderte Stellung ins Auge fassen, in welche die Bevölkerung von Savoyen und Nizza durch die Ereignisse in Italien versetzt worden sei. „In dem Augenblick, in welchem wir laut für die Bewohner Centralitaliens das Recht über ihr Schicksal selbst zu verfügen in Anspruch nehmen, können wir allerdings den jenseits der Alpen wohnenden Unterthanen des Königs das Recht, ihre Stimme frei abzugeben, nicht verweigern, ohne uns mit Inconsequenz und Ungerechtigkeit zu beflecken. So groß unser Schmerz wäre, wenn diese Provinzen, welche die ruhmreiche Wiege der Dynastie waren, sich entscheiden könnten, ihre Trennung von den übrigen Staaten des Königs zu verlangen, um sich andern Geschicken anzuschließen, so würden wir uns doch der Anerkennung des Gewichts dieser Manifestation nicht entziehen, wenn sie auf gesetzliche Weise und den Vorschriften des Gesetzes gemäß ausgesprochen würde. Die Erklärungen Thouvenels über die Großmächte und die Schweiz schließen falsche Auslegungen aus und ebnen viele Schwierigkeiten. Wir verlassen uns in Betreff der Gränzregulirung auf die Billigkeit Frankreichs.“ In diesem Sinn sagten die englischen Blätter, wenn zwei Personen Zimmer nebeneinander beziehen, so sei der Schlüssel der Zwischenthüre (Savoyen) dem schwächeren Geschlechte anzuvertrauen. In der Depesche fällt das Nebeneinanderstehen des alten dynastischen und des an seine Stelle tretenden neuen

Rechts der freien Volksbestimmung auf. Jenes erscheint so glorreich, daß selbst die legitimistischen Mächte dadurch nicht verletzt werden konnten. Die Hauptsache ist, daß von Cavour Mittelitalien, Toscana mit eingeschlossen, zuerst die Wahl gesichert ist und so die Form des Tausches entfernt wird. Wenn durch sie ein unabhängiges Italien constituirt ist, kann und will man die französisch redenden, geographisch getrennten alten Lande nicht mehr zwingen der italienischen Sache Opfer zu bringen. Die Depesche wurde sofort nach ihrer Abgabe in Paris in der offiziellen gazzetta Piemontese N. 59 veröffentlicht. Buoncompagni legte die mehr nominelle Würde eines Generalgouverneurs von Centralitalien, welche er seit dem dritten December 1859 bekleidet hatte, nieder, um dem Vorwurf zuvorzukommen, er habe als solcher zu Gunsten Piemonts auf die Abstimmung eingewirkt.

Farini war ganz der Mann, in Cavours Sinne mit Energie vorzugehen. Es sollte nun doch das allgemeine Stimmrecht angerufen werden, auch um den Einwand der Anhänger der gestürzten Regierungen, das Volk verlange deren Restauration, schlagend zu widerlegen. Man glaubte selbst, eine einheitliche Regierung werde wohlfeiler sein, als die partikularistischen. Alle wollten aus der Unsicherheit des Provisoriums hinauskommen. Dessen Fehler waren jetzt dem sofortigen Anschluß förderlich. Den lokalen Interessen und Wünschen versprach man nicht wenig. Farini erließ den ersten März als Diktator der Emilischen Provinzen (Parma, Modena, Romagna) folgende Veröffentlichung: „In Erwägung der diktatorischen Dekrete, wodurch die Verfassung und das Wahlgesetz des Königreichs Sardinien in den modenesischen, parmensischen und romagnolischen Provinzen veröffentlicht wurden; in Erwägung des Dekrets S. M. Viktor Emanuels II. vom 29. Februar, durch welches die Wahlcollegien des Königreichs zur Wahl des Nationalparlaments einberufen sind; in Erwägung, daß nothwendig unsere Provinzen vor der Vereinigung des Parlaments eine definitive Stellung haben müssen, in Erwägung, daß die in Modena, Parma und Bologna einberufenen Abgeordnetenversammlungen einstimmig die Annexion an die constitutionelle Monarchie des Hauses Savoyen beschlossen haben; in Erwägung, daß es jetzt passend ist das Volk unmittelbar mit der größten Weite der gesetzlichen Formen zu Rath zu ziehen und Angesichts eines anderen in Europa zur Erörterung gekommenen Vorschlags, während man Sicherheit hat, daß die Volksabstimmung, wie sie auch ausfalle, geachtet sein und geachtet gemacht werden wird; in Erwägung, daß auf diese Weise Europa jeder Zweifel über die volle Freiheit dieser Abstimmung und über die Aufrichtigkeit und die Beständigkeit des Nationalwillens benommen ist, und kraft der mir von den Abgeordnetenversammlungen übertragenen Vollmachten, verordne ich: Artikel Eins: das Volk dieser Provinzen ist feierlich

auf den eilften und den zwölften März 1860 in die Wahlversammlungen einberufen, um seinen Willen über die zwei folgenden Vorschläge zu erklären: Annexion an die constitutionelle Monarchie Viktor Emanuels II. oder getrenntes Königreich. Wahlberechtigt sind alle die bürgerlichen Rechte Besitzenden von vollendetem 21sten Jahre an."

Dieses Dekret war vielleicht sehr schlau, aber es war das unwürdigste offizielle Schriftstück, welches während der ganzen Umwälzung Italiens erlassen wurde. Die ersten „Erwägungen" nahmen der allgemeinen Abstimmung den frei bestimmenden, constituirenden Charakter. Die Annexion wird als die einzig zulässige Abschließung der bisherigen gesetzlichen Akte hingestellt, als die Schadloshaltung, welche man Piemont schuldig ist, weil es durch Freigebung von Savoyen-Nizza die Freiheit, den Erfolg der centralitalienischen Abstimmungen erkauft habe. Das Stärkste ist das „entweder — oder". In der That handelte es sich entweder um Restauration oder um Annexion. Jener geschieht aber gar keine Erwähnung, für sie konnte man gar nicht stimmen, sondern nur für Annexion oder für ein „separirtes Königreich" etwa unter dem rothen Prinzen, was nur einige Intriganten wünschten. Nichts beweist so sehr, daß eine zahlreiche Partei oder daß doch viele Leute eine Restauration wünschten. Um ihretwillen hatte Cavour die Volksabstimmung gefürchtet. Sie waren von der Wahlurne eigentlich ausgeschlossen oder genöthigt, für ein unbekanntes X zu stimmen. Farini entschuldigte sich darüber, daß er die Romagnolen nicht über das Vicariat abstimmen ließ damit, daß das für sie zu subtil sei; der König könne ja hernach mit dem Pabste sich verständigen. Die Emilischen Provinzen zählten bei einer Bevölkerung von 2,127,150 Seelen 526,218 Wahlberechtigte. Für Annexion an Piemont stimmten 426,006, für separirtes Königreich 756. Eigentlicher Betrug mit Wahlzetteln ist mehr behauptet als bewiesen worden. Die Nationalgesinnten hatten natürlich den unmündigen Wahlmassen „die Leitseile nicht auf den Rücken geworfen." Sie benützten die Gunst des Umstands, daß sie im Besitz der Aemter waren. Das allgemeine Stimmrecht erzeugt überall dieselben Agitationen. Die Abstimmung war rechtlich eine geheime, man mußte aber beinahe den offnen Stimmzettel am Hute tragen. Auch das Militär stimmte mit. Den 18. März überbrachte Farini die Uebergabsurkunde nach Turin. Der König erklärte, daß die Emilia, mit Einschluß der Romagna, von diesem Tage an einen Theil seines Königreichs mache. Kanonendonner verkündete dem jubelnden Turin diese Antwort. Der König sagte: „als katholischer und als italienischer Fürst bin ich immer noch bereit die nöthige Unabhängigkeit des Pabstthums zu vertheidigen, zum Glanz seines Hofes beizutragen und seiner hohen Souveränität zu huldigen." Letzteres erhielt sofort seine nähere Erklärung.

Die italienische Nationalidee war für Viktor Emanuel, wie für Tausende der besten Italiener eine Art von Religion. Das Schicksal der ins östreichische Lager vollends offen übergetretenen andern Dynasten konnte ihm keine Anfechtung machen. Anders war es mit seiner Stellung dem Pabste gegenüber in Folge der streng katholischen Erziehung, durch welche ein gewisser mystischer Zug des Hauses Savoyen in Viktor Emanuel, wenn auch nicht so stark als in Karl Albert, entwickelt worden war. Er fühlte auch tief, daß er schließlich der Gnadenmittel und der Absolution durch die Schlüsselgewalt der Kirche sehr bedürftig sei. Allein die vergeblichen Schritte, welche Viktor Emanuel während der letzten Monate gethan hatte, ließen wenig Hoffnung auf eine Verständigung mit Rom. Der Pabst hatte am dritten December 1859 in einem eigenhändigen Briefe an den König diesen beauftragt, seine Rechte auf die Romagna auf dem Congresse zu verfechten, zugleich aber dessen Mitwirkung bei der Revolutionirung derselben streng gerügt (severa censura schreibt der König darüber). Daran anknüpfend schrieb der König den sechsten Februar 1860 voll gläubiger Demuth und männlicher Offenheit: „Nie beabsichtige ich, so viel an mir liegt, die Rechte und die Autorität zu verringern, welche der H. Stuhl kraft göttlichen Mandats vom Himmel auf Erden ausübt. Aber auch ich habe vor Gott und vor den Menschen heilige Pflichten zu üben, gegen mein Vaterland und gegen die Völker, welche die göttliche Vorsehung meiner Regierung anvertrauen wollte. Ich habe stets gesucht diese Pflichten des katholischen Fürsten und des unabhängigen Souveräns eines freien und civilisirten Volks sowohl in der inneren Regierung meiner Staaten (Gerichtswesen u. dergl.), als in der äußeren Politik zu versöhnen.“ Der König beruft sich darauf, daß sein Vater, dem vom Vatikan ausgehenden Anstoße folgend, den Wahlspruch Julius' II.: hinaus mit den Barbaren! aufnahm. „Mein Vater vermachte mir sterbend diese heilige Aufgabe. Ich glaubte, durch ihre Annahme mich nicht vom Willen Gottes zu entfernen, welcher sicher nicht beabsichtigen kann, daß die Völker in unterdrückende und in unterdrückte zerfallen.“ Da in diesem Punkte Cavour den König wohl nicht in alles eingeweiht hatte, was der wieder auf eigene Faust weitergehende Nationalverein in der Romagna verabredet hatte, so konnte der König wohl mit einigem Recht fortfahren, er habe nichts zur Förderung der Insurrektion der Romagna gethan, aus Achtung vor dem H. Stuhl habe er die ihm von derselben angebotene Diktatur abgelehnt, aber ihre Unterstützung im Unabhängigkeitskriege angenommen, weil diese eine heilige Pflicht jedes Italieners ist. Frei, selbst gegen den Rath des mächtigsten Freundes Italiens stimmte das Volk für die Annexion. Obgleich diesem einstimmigen Wunsche nicht entsprochen wurde, herrschte ungewohnte Ordnung. Es ist bekannt,

und ich sorgte für die Constatirung „daß in den Legationen die Diener des Kultus geachtet und beschützt, die Kirchen mehr besucht sind als früher."

Der König fährt, nachdem er damit den Lamentationen der Kurie an die katholische Welt über die angeblichen Gräuel in der Romagna widersprochen, mit einer gewissen kühnen Naivität fort: „Dem mag nun sein wie ihm wolle, die allgemeine Ueberzeugung ist, daß die Regierung Eurer Heiligkeit nur mit Waffengewalt und zwar mit fremden Waffen diese Provinzen wieder bekommen könne. Das aber kann Eure Heiligkeit nicht wollen. Ihr edles Herz, Ihre evangelische Liebe werden zurücktreten vor dem Vergießen von Christenblut, um eine Provinz wieder zu gewinnen, welche, wie nun der Erfolg des Kriegs sein möge, für die Regierung der Kirche moralisch verloren sein wird. Auch verlangt dies das Interesse der Religion nicht. Die Zeitläufe sind stürmisch. Es steht mir als demüthigem Sohn Eurer Heiligkeit nicht zu, Ihnen den sichersten Weg anzuzeigen, um unserem Vaterlande die Ruhe wieder zu geben und das Prästigium, die Autorität des H. Stuhls in Italien wieder auf festen Grundlagen aufzurichten. Dennoch achte ich mich für verpflichtet Eurer Heiligkeit eine Idee zu unterbreiten, von welcher ich vollkommen überzeugt bin. Wenn nemlich Eure Heiligkeit, in Erwägung der nöthigenden Zeitumstände, der wachsenden Macht des Nationalitätsprincips, des unwiderstehlichen Antriebs, welcher die Völker Italiens treibt, sich gemäß den von allen civilisirten Völkern angewandten Normen zu einigen und zu ordnen, wenn Eure Heiligkeit Vertrauen in mich faßte und meine freie loyale Hilfe forderte, so gäbe es noch Mittel und Wege, nicht blos in der Romagna, sondern auch in den Marken und in Umbrien einen solchen Zustand zu befestigen, daß der Kirche ihre Oberhoheit darüber erhalten, dem Pabste ein glorreicher Standpunkt an der Spitze der italienischen Nation gesichert würde, und durch welchen zugleich die Bevölkerung dieser Provinzen der Wohlthaten theilhaftig würde, die ein starkes durchaus nationales Königreich Italien diesem Theile Centralitaliens verbürgt."

Offenbar war es dem König voller Ernst mit diesem Vorschlage. Wir können diesen nur dann recht verstehen, wenn wir des auf dem pariser Friedenscongreß von 1856 für die Romagna vorgeschlagenen königlichen Vicariats (Band III unserer Geschichte S. 252) uns erinnern. Der Priesterkönig in Rom hatte damals die Blätter der Sibille zurückgewiesen, sie wurden ihm jetzt wieder vorgelegt. So hoch Cavour eine Verständigung mit der Kurie anschlug, so war jetzt sein Wunsch, seine Hoffnung, daß sie diesen Vorschlag annehme, wohl sehr schwach.

Pius war, wie Abbate Coppi schreibt, über diesen Vorschlag höchlich entrüstet. Er antwortete den 14. Februar 1860: „Die Idee, welche Eure Majestät Mir zu eröffnen gedachte, ist eine unweise Idee, sicher nicht würdig

eines katholischen Königs, eines Königs aus dem Hause Savoyen. Meine Antwort ist bereits der Presse übermacht in dem Rundschreiben an das katholische Episkopat, welches Sie leicht zu lesen bekommen können. Im Uebrigen bin ich sehr betrübt, nicht wegen Meiner, sondern über den unglückseligen Seelenzustand Eurer Majestät, da Sie sich in Censuren verstrickt befinden; Sie werden davon aufs äußerste betroffen werden, sobald der tempelräuberische Akt vollzogen ist, welchen Sie mit den Ihrigen durchzuführen beabsichtigen. Ich flehe von ganzem Herzen zu Gott, daß er Sie erleuchte und Ihnen Gnade gebe, die gegebenen Aergernisse und die so schweren Uebel zu erkennen und zu beweinen, welche von Ihnen durch Ihre Mitwirkung diesem armen Italien erregt wurden." — Letzteres war zunächst die väterliche Antwort auf die Schlußbitte des Königs, ihm den Segen zu ertheilen. — So wegwerfend diese Antwort war, so enthielt doch die „Idee" des Königs, welche gewiß auch die Cavours war, das Praktische an der Idee der freien Kirche im freien Staate. Das Pabstthum und Italien sind durch Ursprung und Geschichte, durch Charakter, geographische Lage und Gemeinsamkeit der Interessen mit Wurzeln und Zweigen so in einander „verstrickt", daß sie entweder bei Zeiten auf einer ähnlichen Grundlage sich verständigen und vertragen werden oder durch gemeinsamen schweren Schaden am Rande des Abgrunds oder in denselben gestürzt dasselbe doch versuchen müssen. Von Cavour bis Menabrea haben alle italienische Staatsmänner dieß erkannt und ernstlich versucht; allein die Mehrzahl der Kurie, besonders die Jesuiten und ihr Schweif, wie Garibaldi und Mazzini mit ihrem Schweif ereiferten sich dagegen als gegen einen Verrath am Heiligsten.

Das Verhältniß zwischen dem Pabste einer-, Piemont und Frankreich andererseits wurde, da es durch die Unbeugsamkeit der Kurie sich äußerlich nicht veränderte, innerlich noch verbitterter, zumal seit Napoleon dem Könige das Vicariat über die Romagna öffentlich angeboten hatte. Die gewechselten Schriftstücke sind durch Wiederholungen ermüdend. Am klarsten sprach sich der Kardinal-Staatssecretär Antonelli in einer Unterredung über die französischen Vorschläge vom 24. Februar aus, welche er am zweiten März mit dem französischen Gesandten hatte. Er sagte: „Der Kaiser nimmt die Legationen (die Romagna) dem H. Vater und bietet sie dem Bevollmächtigten Viktor Emanuels an. In den Augen des H. Vaters ist zwischen dem völligen Verlust derselben durch die Annexion und dem temperirten Verlust vermittelst des Vicariats kein Unterschied. Das Eine wie das Andere ist eine auf Revolution gestützte Beraubung. Der Pabst hat nicht die Freiheit auf seine Rechte Angesichts einer so ungerechten Sache zu verzichten. Es besteht hier eine Principienfrage, in welcher er nie unterhandeln würde. Wenn man dagegen einwirft, daß der Pabst im Friedensvertrag von Tolentino (19. Febr. 1797) ja auch zu Gebietsabtretungen (der Romagna)

seine Zustimmung gegeben habe, so war damals die Sachlage eine andere: damals geschah dieß, nachdem der Pabst Krieg (gegen die französische Republik) geführt hatte. Er hatte die Folgen desselben auf sich zu nehmen und so war sein Gewissen entlastet. Er war Zeuge gewesen, wie der Kaiser von Oestreich die Lombardei, nachdem er sie im Kriege verloren hatte, im Friedensschluß abgetreten hatte." (Dies ist unrichtig: Oestreich war im Februar 1797 noch im vollen Kriege mit Frankreich und trat die Lombardei erst den 17. Oktober 1797 im Frieden von Campo-Formio ab.)

„Für uns," fuhr Antonelli fort, „besteht die Principienfrage, ja sie wird noch verwickelter durch die dem Pabst obliegenden Pflicht, keine Regierungen anzuerkennen, welche sich auf ihr revolutionäres und reformatorisches Werk stützen*). Die Frage ist gemischt, politisch und religiös. Ich wiederhole es: der Pabst wird nie transigiren. Wir brauchen weder die französische Intervention, noch die östreichische. Wir fordern nur, daß die Provinzen des H. Stuhls von den Truppen des emilischen Bundes geräumt werden, daß man die piemontesischen und sonst fremden Offiziere und Beamten ausweise, daß Piemont seine Flinten, seine Kanonen und sein Geld herausziehe und daß man uns dann diesen Provinzen gegenüber lasse, nachdem sie auf den Stand zurückgebracht sind, in welchem sie waren, als sie von den Oestreichern (im Juni 1859) geräumt wurden. Wir fordern, daß man den Pabst nicht hindere an die katholischen Mächte sich zu wenden, damit sie ein Contingent schicken und uns in den Stand setzen, die päbstliche Autorität wiederherzustellen. Frankreich kann dieß mit seinem moralischen Ansehen erreichen. Der Kaiser hat nur zu sagen, dieß sei sein Wille, so wird er geschehen. Der Gedanke, einen Sturm hervorzurufen, liegt uns ferne, das beweisen (?) die Opfer, welche wir für die Vertheidigung der Marken und Umbriens bringen. Sie sind über das Verhältniß unserer Mittel hinaus. Wir werden uns aber bis aufs Messer gegen unsere inneren und äußeren Feinde vertheidigen. Ich kann nur wiederholen: der Pabst wird nie transigiren. Dazu hat er sich durch seine Encyklica vor der katholischen Welt verpflichtet. Er wird nichts, absolut nichts thun. Was die Reformen betrifft, so wird er sie seinen Versprechungen gemäß an dem Tage verkündigen, an welchem die insurgirten Provinzen unter seine Autorität zurückgekehrt sein werden." — Dasselbe hatte Pius 1849 versprochen, aber wie gehalten? Das Ideal der Kurie wäre also: die katholischen Staaten stellen ihre Contingente, kommandirte Kreuzfahrer, welche auf den unmittelbaren, oder auf den durch den Kaiser von Frankreich vermittelten Befehl der Kurie marschiren.

*) Diese ganze Eröffnung theilen wir mit nach des römischen Abbatte Coppi Annalen 1860 Kap. 12. Er beruft sich dabei auf die documenti comunicati al corpo legislativo nel 1861 und auf die Depesche des französischen Gesandten an seinen Minister vom dritten Mai 1861.

Nachdem Viktor Emanuel die ihm durch das allgemeine Stimmrecht übergebene Romagna angenommen hatte, wandte er sich den 20. März 1860 wieder an den Pabst, mit der dringenden Bitte, ihm durch Anerkennung des Vicariats einen Ausweg aus der Collission seiner Pflichten gegen die Kirche und gegen Italien zu eröffnen, damit der Fluch des bürgerlichen Zwiespalts endlich gehoben werde. „Sobald Ihre Heiligkeit mit Güte die Eröffnung von Unterhandlungen aufnähme, würde meine Regierung, bereit der Oberhoheit des apostolischen Stuhls Huldigung zu leisten, sich auch bereit erzeigen, in billigem Maaßstab für die Minderung der päbstlichen Einkünfte Ersatz zu geben und zur Sicherheit und Unabhängigkeit des apostolischen Stuhls hilfreich zu sein! — Allein diese demüthige, flehende Bitte, das Anerbieten eines Königs, für die Romagna Lehensmann des Pabstes zu werden, erhielt nur eine entschieden verneinende, vorwurfsvolle Antwort vom zweiten April. Die Bewegung im Kirchenstaat sei Frucht (piemontesischer) Aufhetzerei, die Abstimmung sei keine freie, sondern eine aufgedrungene. Antonelli erließ an das diplomatische Corps einen Protest gegen „die sacrilege, betrügerische Usurpation" und gibt der Hoffnung Ausdruck, die betreffenden Regierungen würden zum Sturz derselben mitwirken. Am 26. März erließ der Pabst ein Breve, dessen Summe besagt: Die katholische Kirche muß eine solche Freiheit genießen, daß sie in Erfüllung ihres heiligen Ministeriums keiner bürgerlichen Gewalt untergeben ist. Und da sie, um ihrer Pflicht gemäß frei zu handeln, der Lage und dem Bedürfniß der Zeiten entsprechende Schutzmittel nöthig hatte, so hat es die göttliche Vorsehung mit sonderlicher Fürsicht so gefügt, daß bei dem Fall des römischen Reiches und bei seiner Theilung in viele Königreiche der römische Pontifex, als der von Christo eingesetzte Mittelpunkt der ganzen Kirche ein zeitliches Fürstenthum erhielt. Es ist leicht einzusehen, wie dieses Fürstenthum der römischen Kirche, ob es gleich seiner Natur nach weltlich geartet (teneva del temporale) ist, kraft seiner heiligen Bestimmung und des engen Bandes, wodurch es mit den höchsten Motiven der christlichen Weltordnung verschlungen ist, eine heilige Eigenheit annimmt. Aber eben weil dieses Fürstenthum auf das Beste der Kirche zielt, so ist es nicht zu verwundern, daß die Feinde dieser Kirche so oft versuchten es niederzustürzen. Es ist weltkundig, wie in diesen unsern traurigen Zeiten die ärgsten Feinde der Kirche und dieses Stuhls jedes menschliche und göttliche Recht mit Füßen tretend, sich freventlich anstrengen, ihn seines weltlichen Fürstenthums zu berauben. Sie schämen sich nicht die Völker zu abscheulichen Rebellionen gegen ihre rechtmäßigen Oberherrn aufzuhetzen. Die Hauptrolle bei diesen hinterlistigen, schlechten Machinationen spielt die subalpinische Regierung, welche — es schaudert Uns es auszusprechen — nicht blos Unsere Ermahnungen, Unsere Klagen und Unsere Kirchenstrafen mißachtete, sondern unerschütterlich in ihrer Gott-

losigkeit gegen alles Recht durch die Gewalt des Geldes, der Drohung, des Schreckens und anderer schlauen Schliche eine Volksabstimmung erpreßte. Nachdem Wir nun mit persönlichen und mit öffentlichen Gebeten die Erleuchtung des H. Geistes erfleht und uns bei einer auserwählten Congregation Unserer ehrwürdigen Brüder, der Kardinäle der H. römischen Kirche Raths erholt haben, erklären Wir mit der Autorität Gottes des Allmächtigen und der H. Apostel Petrus und Paulus und kraft Unserer Autorität von Neuem, daß alle Diejenigen, welche die gottlose Rebellion in den genannten Provinzen Unseres Kirchenstaats, ihre Usurpation, Occupation, Invasion und Aehnliches vollbracht haben, wie auch die Anstifter, Begünstiger, Helfer, Zurather, Anhänger und Andere, wer sie immer sein mögen, welche unter irgend einem Vorwande oder auf irgend eine Weise die Ausführung besorgt oder sie für sich vollzogen haben, Wir erklären, daß sie alle der großen Exkommunication und anderen Censuren und Kirchenstrafen verfallen sind, welche von den H. Canones, von den apostolischen Constitutionen und von den allgemeinen Concilien, namentlich von dem tridentinischen verhängt werden, und, soweit es irgend noch nöthig ist, excommuniciren und anathematisiren Wir sie aufs Neue."

Dieses Fluchbreve wurde an die Hauptkirchen Roms angeschlagen. Man wagte doch nicht, die Hauptpersonen, wie es die Zelanti verlangt hatten, namhaft zu machen. Was die Romagna, was Piemont an tüchtigen Patrioten besaß und die niedersten Diener waren von dem Blitzstrahle getroffen. Je näher bei Rom, desto leichter schüttelte man ihn ab. Aber in den Massen der schlicht Gläubigen zündete er, wenn auch das Feuer trotz der Nachhilfe der ultramontanen Führer ohne Ausbruch nur fort glimmte. Männer, welche ihre Kirche und die humane Entwickelung der Menschheit liebten, konnten diesen Zornausbruch nur tief betrauern. Der höchste Priester, welcher der Welt ihre Sünde und die Versöhnung Gottes zu verkündigen hat, war also stockblind für seine und seiner Vorgänger schwere Unterlassungssünden an der ihnen anvertrauten Herde. Er hatte kein Wort, kein Gefühl der Versöhnung. Nur Fluch und wieder Fluch quoll um weltlichen Besitzes willen aus seinem Munde und Herzen über Tausende und aber Tausende, welche doch so gerne gute Katholiken bleiben wollten. Er konnte nicht anders thun und sie konnten auch nicht anders denken und handeln. So war der tragische Knoten geschürzt.

Wie die Romagna, so bot Toscana, und zwar von Seiten Frankreichs eigenthümliche Schwierigkeiten. Cavour blieb nichts übrig, als alle diplomatische Waffen versuchend, hier kühn vorzugehen, um in der Entschädigungsfrage dann nur Schritt für Schritt vor der Nothwendigkeit zurückzuweichen. Fünf Tage nach der Uebergabe des französischen Quaultimatums vom 24. Februar hatte Cavour eine vorläufige Antwort gegeben, worin er, der Ab-

tretung von Savoyen-Nizza mit keiner Silbe erwähnend, anzeigte, er werde die französischen Mittheilungen den centralitalienischen Regierungen übermitteln. Es werde aber schwer halten, die Bevölkerungen dafür zu gewinnen, zumal sie durch die französische Regierung in dem Glauben bestärkt worden seien, es stehe ihnen das Recht zu, allein über ihr Schicksal zu bestimmen. Das Vicariat der Romagna werde eben so wenig den Romagnolen, als dem Pabste genügen. Der König werde aufrichtig die Durchführung der Schwierigkeiten überwinden helfen, welche aus einer die Selbstständigkeit Toscanas oder der anderen Staaten fordernden Abstimmung entspringen würden. Wenn aber diese Provinzen entschieden den festen Willen aussprächen, mit Piemont vereinigt zu bleiben, so werde sich der König dessen nicht länger weigern. Falls er es auch verweigern wollte, so könnte er es nicht. Er wisse wohl, daß er damit eine große Verantwortung auf sich nehme. Aber er sei auch überzeugt, daß er, wenn er das Annexionsverlangen zurückweisen würde, jeden moralischen Halt in Italien verlieren würde und seine Herrschaft nur noch durch die Gewalt behaupten könnte. Es handle sich um die Wiedergeburt Italiens, für welche auch Frankreich so große Opfer gebracht habe. Dieß dürfe er nicht compromittiren. Die Ehre und das Interesse des Landes fordere vom Könige, daß er sich eher den gefährlichsten Wechselfällen aussetze. Es sei daher für Sardinien auch unmöglich, die französischen Vorschläge vom 24. Februar den mittelitalienischen Bevölkerungen zu empfehlen und sie zu verfechten." Das schien doch offen und deutlich. Es galt zunächst vor den alten und den neuen Unterthanen, vor Europa die Würde des Staats zu behaupten und diese Haltung sollte jedem Zugeständniß um so mehr Werth geben.

Es war, als ob Napoleon es Piemont mit der Annexion der Emilia leicht machte, um seinen Appetit nach Weiterem zu reizen. Auf Toscana, dieser Brücke nach Süditalien, drohte er seine Hand fest zu machen, natürlich um Savoyen-Nizza dafür zu bekommen. Sobald die Volksabstimmung in Toscana ausgeschrieben war, den 3. März 1860 erklärte der französische Gesandte in Florenz (Bianchi VIII, P. 259), sein Kaiser mißbillige diese, und wenn sie zu Gunsten der Union mit Piemont ausfalle, werde er sein Veto dagegen einlegen. Ricasoli war aber nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen. Er erwiederte, diese Abstimmung sei die logische Folge der vier Punkte, worüber sich England und Frankreich verständigt hätten; die Regierungen Mittelitaliens hätten die allgemeine Volksabstimmung als die dem Kaiser angenehmere gewählt. „Wenn die Regierung des Kaisers darüber sich entrüstete, müßte ich schließen, daß das traurige Loos fremder Knechtschaft für Italien nicht beendigt ist, daß nur Frankreich an die Stelle Oestreichs getreten ist." Der Gesandte erklärte hierauf, Frankreich wolle damit nur zu wissen thun, daß es sich an dem Kriege, womit Oestreich we-

gen der Annexion Toscanas Italien sicher überziehen werde, nicht betheiligen werden. Ricasoli antwortete, so sehr Italien dieses bedaure, so werde es auch vor diesem Kriege für sein heiliges Selbstbestimmungsrecht nicht zurücktreten.

Auch in Toscana vollbrachte am 11. und 12. März die wohl zugerichtete Maschine des allgemeinen Stimmrechts ihr Werk. Hier hatte das Dilemma „Annexion oder separirtes Königreich", doch einen, wenn auch zweideutigen Sinn gehabt. Ricasoli hatte den Toscanern vor der Abstimmung mitgetheilt, Napoleon wünsche, daß sie einen unabhängigen Staat bildeten. Sie verstanden, was damit gemeint sei. Für Vereinigung mit Piemont waren 366,661, für ein unabhängiges Königreich 14,921 Stimmen. Die Restaurationspartei und die Bonapartisten wurden durch diese Abstimmung Toscanas noch viel mehr überrascht und enttäuscht, als durch die der Emilia. Am funfzehnten März erklärte Napoleon dem König in einem eigenhändigen Schreiben, daß er auch ferner in der Ueberwachung der Autonomie Toscanas beharre. Ricosali wurde vom Turiner Volk mit Jubel und am 22. März vom Hofe feierlich empfangen. Er erklärte dem König, Toscana sei entschlossen, das alte Leben des Munizipalismus (Partikularismus) zu verlassen und in das neue Leben der Nation einzutreten. Dieser Schritt war für Toscana ein im weitesten Sinne zu nehmender. Bisher hatte nur selten ein Toscaner eine Jungfrau aus einer anderen Stadt oder aus einem anderen italienischen Staate geheirathet; man erklärte daraus die schwächliche Leibesconstitution der städtischen Bevölkerung. Der König nahm, die Bestätigung durch das Parlament vorbehaltend, die Uebergabe an; während Ricasoli soeben die Einheit der Interessen der das junge Königreich gründenden Bevölkerung hervorgehoben hatte, sprach der König die Ueberzeugung aus, durch die gemeinsam auf dem Boden der Freiheit gegebenen Gesetze würden Toscana die Wohlthaten der Verwaltungsautonomie gesichert werden. Der Festfeier, welche der Italiener mit seinem feinen Geschmack zu adeln weiß, fehlte an diesen Tagen der tiefe Gehalt nicht. Die Turiner gedachten ernst ihrer Todten und all der schweren Opfer, welche sie seit zwölf Jahren der Sache Italiens gebracht hatten. Viele Träger der Abstimmung der Provinzen hatten seit langen Jahren in der Hoffnung dieses Tags Verbannung und Beraubung ihrer Güter erlitten. Die Proteste der abgesetzten drei Fürsten und der Oestreichs bringen wenig Neues. Die Ansprache des Königs vom 25. März an die Völker Centralitaliens ist in seinem Charakter gehalten; mannhaft sagt sie, was Italien Noth thut: „Durch eure Eintracht und Ausdauer habt ihr das Ziel eurer Wünsche erreicht, zum Heil eures Vaterlands und der Civilisation. Damit aber eine reiche Frucht daraus erwachse, müßt ihr in jenen Tugenden ausdauern, vor allem thut eine feste Willigkeit zu Opfern Noth, ohne welche

große Unternehmungen keinen Bestand haben." So hatte denn nun das „Auf-der-Stelle-Treten", wie d'Azeglio es nannte, für Centralitalien ein Ende.

Cavour spricht sich in seiner Rede vom 11. Oktober 1860, natürlich seine Gebundenheit an die Bedingungen Napoleons verhüllend, aus über die Verzögerung der Aufnahme Toscanas und der Emilischen Provinzen in den piemontesischen Staat. Die Aufnahme wäre weder während der Züricher Friedensunterhandlungen, noch unmittelbar nachher anständig und möglich gewesen. Zu Ende des Jahres 1859 sei die Kongreßidee aufgetaucht; man habe alle Schritte gethan, um auf dem Kongreß eine günstige Entscheidung über diese Provinzen zu erlangen. Nachdem er, Cavour, wieder in das Ministerium getreten war, habe er trotz großer diplomatischer Hindernisse die Annexion beschleunigt, indem er das Parlament zu Hilfe genommen. Die Diktatoren von Toscana und Emilia beschleunigten jetzt die Volksabstimmung und sofort die Wahl der Abgeordneten, welche sich neben die piemontesischen und lombardischen setzend bei dem Kammerbeschluß über Annahme der Annexion selbst mitwirkten, ein bewußter verfassungswidriger Schritt, wofür aber die Kammern dem Ministerium Entlastung gegeben haben*). Cavour legt besonders darauf Nachdruck, daß nach dem Scheitern des Kongresses das Volk genöthigt gewesen sei, über sein Schicksal selbst zu entscheiden.

Die gemeinverständliche Zeichensprache der Karikaturblätter hat in dieser Zeit ihre Höhe erreicht. Die Temperatur, die Stimmung war dazu die günstigste: etwas Bangen, aber ein Ueberwiegen rosiger Hoffnung. Die annexionslustigen (im Passivum) Mädchen (Provinzen) unter dem Regenschirm der Annexion sind gar hübsch. Wie lustig tanzen sie am zwölften März den Reigen um die Wahlurne, aus welcher Gianduja (Piemont) sich schon mit dem halben Leib herausgearbeitet hat. Cavour hat als Trauprieſter das Chorhemd übergeworfen. Auf einem andern Blatte erscheint er als Pascha, um die schönen Kinder zusammen aufzuheirathen. Die Fastenzeit giebt ihre Motive dazu. Trotz ihr besetzt jede Annexionsprovinz die Festtafel mit ihren leckersten Fleischspeisen, Modena mit seinem Zambetto (Schinken), Bologna mit seiner wurstartigen Mortatella. Das „fette Bologna" wäre ein guter Bissen Fleisch; aber römisch fromme Leute halten

*) Die Annexion rührte nicht an das Dasein der altehrwürdigen aristokratischen Republik des St. Marino, welche auf einer starken D. Quadratmeile im Gebirge 8000 Einwohner, Feldbauer, Steinmetzen und Schuster nährt. Obgleich sie nicht einmal eine Presse besaß, hatte sich, nach der Versicherung eines berühmten deutschen Ehrenpatriciers derselben, Pius um 1853 mit Toscana zu verständigen gesucht, um das Fleckchen Gebirge der Romagna einzuverleiben. Auch seitdem hat das Königreich diese Reliquie unangetastet gelassen.

das Fasten streng. Die päbstliche Excommunikation brachte mehr Zorn als Witz hervor. Gianduja zündet an dem päbstlichen Blitze die Pfeife an.

Nun trat aber für Cavour die Nothwendigkeit heran, diese formellen Akte zu realen zu machen, indem er Napoleon, oder vielmehr den Franzosen Genugthuung für ihre Assistenz gab. Dieß war die schwierigere Hälfte seiner Aufgabe. Denn die Italiener waren jetzt vollends in einem Taumel der Ueberschätzung ihrer klugen, aber unkriegerischen Thaten. Sie rechneten darauf, daß Napoleon das, was sie doch auch sein Werk nannten, nicht zerstören könne. Sie wollten nicht einsehen, daß die französische Vergrößerungssucht und die ultramontane Partei in Frankreich Mächte seien, mit welchen zu rechnen sei. Auch Diejenigen, welche einigermaßen die Anschauung Cavours über die Sachlage theilten, hielten es für gerathen, ihre Ansicht zu verschweigen. Sie glaubten sogar, damit Cavour eine günstigere Basis für seine Unterhandlungen mit Napoleon zu schaffen. Der König war tief entrüstet über Cavour; sein Stammland Savoyen, die Wiege von Tausenden trefflicher Soldaten, besonders der Versaglieri, seiner Kriegsgenossen zu verhandeln, war seiner ganzen Natur zuwider. Der dynastische Stolz ist in ihm stark. Viele Märtyrer der nationalen Sache, wie der Marchese Pallavicino, theilten vielmehr den Zorn Garibaldis über den Handel um Nizza, das eine italienische Provinz sei. So wurde denn, wie in ähnlichen Krisen, der Gastfreund Napoleons, Graf Arese, veranlaßt, nach Paris zu reisen und seinen persönlichen Einfluß auf den Kaiser zu versuchen. Aber Niel blieb dabei, daß die Provinz Nizza ebensowohl als Savoyen zur Sicherheit der französischen Grenze unentbehrlich sei. Ohne Nizza sei der Besitz Savoyens militärisch werthlos. Dort bedurften Frankreichs Ansprüche ungleich mehr der Unterstützung der Turiner Regierung bei der Abstimmung. Durch sie allein war es möglich, sich der deckenden Zustimmung Frankreichs zu weiteren Schritten zu versichern.

Am 29. Februar ordnete Cavour die Neuwahlen der Abgeordneten in den alten und in den neuen Provinzen auf den 25. März an und berief er die Kammern auf den zweiten April ein. Das sardinische Heer wurde nahezu auf den Kriegsfuß gebracht. Fanti hatte beim Eintritt in das Ministerium Cavours als piemontesischer Kriegsminister die Würde des Obergenerals der Liga Centralitaliens (Emilia und Toscana) beibehalten. Sobald die Annexionsabstimmung vorüber war, verlegte er die drei Divisionen dieser Liga nach Piemont, wo sie von dem kriegerischen Volke mit väterlichem Wohlwollen aufgenommen und zu strammerer militärischer Haltung ermahnt wurden. Die Toscanische Truppe war in den Times der Restaurationsabsicht beschuldigt worden. Die Regierung täuschte sich nicht, indem sie derselben ihr volles Zutrauen bezeigte. Gleichzeitig rückten in der Emilia piemontesisch-lombardische Regimenter unter Cialdini nament-

lich in der Romagna ein. Dadurch wurde diese Grenze gegen Angriffe der Reaktionstruppen des Papstes und Neapels sicherer gestellt und Freischaareneinfälle ins päbstliche Gebiet abgeschnitten.

In der Eröffnungsrede der Gesetzgebenden Versammlung am 1. März trat Napoleon aus seiner theils ableugnenden, theils unbestimmten Haltung in Betreff Savoyen-Nizzas vor Europa heraus. Dieses konnte jetzt dadurch nicht mehr überrascht werden. Er erinnerte an seine vergeblichen Versuche, Venetien ganz zu befreien. Er habe Italien durch Aufrechthaltung des Interventionsrechts in seiner Selbstbestimmung beschützt, auch dem König erklärt, daß er ihm volle Freiheit seiner Schritte lasse, ihm aber nicht in einer Politik folgen könne, welche das Unrecht habe, in den Augen Europas so zu erscheinen, als wolle sie alle Staaten Italiens verschlingen, wodurch ein neuer Brand drohe. Angesichts der Umwandlung Norditaliens, wodurch einem mächtigen Staate alle Alpenpässe übergeben würden, sei es seine Pflicht, um der Sicherheit der französischen Grenze willen die französischen Abhänge des Gebirgs zurückzuverlangen. In dieser Zurückforderung eines Gebiets von so geringer Ausdehnung liege nichts, was Europa beunruhigen und die Uneigennützigkeit seiner Politik Lügen strafen könne. Der Abstimmung und der Annexion Mittelitaliens erwähnt er nicht. Jene wurde erst an demselben Tage ausgeschrieben. Am folgenden Tage schrieb Cavour an seinen Gesandten in Paris eine Note, worin er das Prinzip der Selbstverfügung der Bevölkerungen, das auf beiden Seiten der Alpen dieselbe Geltung haben müsse, anerkennt. Dadurch machte er die Abtretung von Savoyen-Nizza abhängig von der Anerkennung der Abstimmung der Mittelitaliener durch Frankreich. Indem der Moniteur diese Note mittheilte, verschwieg er, daß Cavour in derselben erklärt hatte, daß die Abtretung Savoyen-Nizzas auch noch davon abhängig sei, daß die Abstimmung in gesetzlicher Weise und den Vorschriften des piemontesischen Parlaments gemäß geschehe. Im Unterhaus erklärte Russel den 12. März, England könne sich der Annexion Savoyens nicht weiter entgegensetzen, wenn es nicht entschlossen sei, es darüber zu einem Krieg kommen zu lassen. Gleichzeitig nahm es den englisch-französischen Handelsvertrag an. Lord Grey sprach im Oberhaus: Wir haben Savoyen verkauft, um uns einen Markt für Baumwollenwaaren zu sichern. Auch die von der Schweiz angerufenen Wiener Congreßmächte suchte Frankreich durch Erklärungen zu beruhigen. Keine sah sich in der Lage, einen entschiedenen Schritt zu thun. Napoleon äußerte, er hätte „beinahe" Nordsavoyen aus Freundschaft für die Schweiz abgetreten. Allein die Savoyarden seien gegen jede Zerreißung ihres Ländchens. Die königlichen Gouverneure in Savoyen setzten die Bürger in Kenntniß, daß sie demnächst nach der von den Turiner Kammern zu bestimmenden Weise über ihre Zukunft

abzustimmen haben würden. Die Mittelitaliener wurden aufgefordert, auch ihre Abgeordnete dahin zu wählen, damit auch sie dabei mitwirken könnten. Diese verstärkte piemontesische Wahlkammer hatte der allgemeinen Volksabstimmung die Regeln vorzuschreiben. Das napoleonische System konnte sich also nicht des Siegs über das konstitutionelle piemontesische rühmen. Das waren kleine, in der Hauptsache machtlose Künste, aber doch nicht ganz bedeutungslos, jedenfalls ächt italienisch. Das Geschäft selbst wurde ziemlich nach dem Programm abgemacht. Den 23. März 1860 schlossen die Bevöllmächtigten Frankreichs, Talleyrand und Benedetti, und für Italien Cavour und Farini einen Vertrag ab, kraft welches der König, dem wohl motivirten Wunsche des Kaisers gemäß, unter obigen Formalitäten sich bereit erklärte, Savoyen und Nizza nebst Umgegend (circondario) abzutreten. Die Neutralität Nordsavoyens soll geachtet werden. Folgen die gewöhnlichen Bestimmungen. Während der Sekretär der französischen Gesandtschaft das Aktenstück verlas, durchschritt Cavour öfter kreuz und quer das Zimmer. Er nahm es bitter auf, daß alle seine Bemühungen zur Rettung Nizzas gescheitert waren. Nach der Unterzeichnung sagte er dem Gesandten ins Ohr: „jetzt sind wir Complicen! nicht wahr?" Das heißt: Frankreich kann sich jetzt auch bei weiteren „Verbrechen" uns nicht entziehen. Den ersten April richtete der König an die Bewohner der beiden Provinzen eine Mittheilung über den Abtretungsvertrag. Die Abstimmung erscheint darin als Formalität, deren Resultat voraus als bestimmt angenommen wird. Die Motive der Abtretung, die Opfer, die Frankreich Italien gebracht, Dank, Freundschaft, Handelsverkehr, folgen dem Ausdruck des Bedauerns. Damit die Abstimmung als eine freie erscheine, werden die nicht in den beiden Provinzen geborenen königlichen Beamten abberufen und die Leitung angesehenen Eingeborenen übergeben. Die piemontesischen Regimenter zogen ab. Dafür wurden die Provinzen von Franzosen überschwemmt, welche halb Agenten, halb Spione, die Einwohner mit Versprechungen überschütteten. Die Geistlichkeit lohnte den Kaiser für die Eroberung und Vertheidigung Roms. Dazu kam, daß die Besoldung eines Pfarrers in Frankreich höher ist, als die der meisten savoyischen Pfarrer. Kurz, es geschah, was bei Ausübung des allgemeinen Stimmrechts durch ein größtentheils politisch unmündiges Volk geschieht. Die Agitation Pietris in Nizza war so frech, daß sie eher schadete. Um die Bedingung der Annexion Mittelitaliens ganz zu erfüllen, und um das Mißtrauen Napoleons zu besiegen, schrieb Cavour an den Bischof von Nizza, wenn er Italien liebe, solle er den Anschluß an Frankreich begünstigen. Nach Zobi stimmten in Nizza den 13. April 24,488 mit ja, 160 mit nein, in Savoyen den 29. April 130,536 mit ja, 2,235 mit nein. Nicht ganz ohne Grund sah ein großer Theil der Bevölkerung in

ihrer Zustimmung eine Rache dafür, daß man ja doch ungefragt verhandelt und abgetreten worden sei.

Damit das den unterirdischen Mächten gelobte Opfer rite vollendet werde, erübrigte noch die Besieglung der Abstimmung durch die Kammern. Die alten Mitglieder des Nationalvereins hatten besonders dahin gewirkt, daß Mittelitaliener in Oberitalien und umgekehrt gewählt würden. Lafarina warnte noch mehr als vor dem Teufel der Revolution, vor den abgestandenen partikularistischen Republikanern von 1848, den Cattaneo, Ulloa, Tommaseo, welche so „charaktervoll und absurd: „Einheit, Einheit!" riefen und dann sich aus diesem Kreise stürzend sich an Diejenigen anschlossen, welche uns in die Republikchen des Mittelalters zurückführen wollen und die Piemontesen Fremde nennen." Eine große Mehrheit von Cavourianern wurde gewählt, auch Poerio, der gerettete Neapolitaner, welchem Piemont das Bürgerrecht ertheilt hatte. Ohne viel öffentlich aufzutreten, wirkte er heilsam als Berather Vieler zur brüderlichen Verständigung über die bereits streitenden Interessen der verschiedenen Provinzen. Die Betheiligung bei den Wahlen war eine lebhafte, zahlreiche. Cavour selbst wurde in Florenz, Bologna, Turin, Mailand, Genua gewählt. Die „Nationalversammlungen" in Toscana, Bologna hatten sich sogleich nach der Annexionsabstimmung aufgelöst. Das neue Reich hatte, wie Spötter mit Recht hervorhoben, keinen Namen; Piemont-Sardinien war es nicht mehr, Italien war es noch nicht. Die Kammer oder das Parlament nannte sich das „nationale".

Turin empfing die Abgeordneten halb Italiens, „die Vertreter des Rechts und der Hoffnungen der Nation" festlich. Den zweiten April eröffnete der König das Parlament in dem halbkreisförmigen, engen, aber nicht unwürdigen Saale des Palastes Carignano. Er erinnerte, daß die letzte Sitzung unmittelbar vor dem Ausbruche des verhängnißvollen Krieges, den 23. April 1859 gehalten worden war. Welche ungeheure Umwandlung hatte seitdem sich vollzogen! Das Opfer zweier alten Provinzen, welches er ankündigte, ging nur einem Theil der Piemontesen, wenigen Mittelitalienern zu Herzen. „Ich werde," fuhr der König fort, „kein Recht und keine Freiheit verletzen, noch mindern lassen. Fest, wie meine Vorfahren, in den katholischen Dogmen und im Gehorsam gegen das Oberhaupt der Religion, werde ich, wenn die kirchliche Autorität geistliche Waffen für zeitliche Interessen anwendet, in meinem guten Gewissen und in den Ueberlieferungen meiner Ahnen die Kraft finden, um die bürgerliche Freiheit und meine Autorität, für welche ich allein Gott und meinen Völkern verantwortlich bin, unverletzt zu bewahren. — Die Emilischen Provinzen haben eine der Organisation der alten Provinzen conforme Organisation erhalten; aber in den Toscanischen, welche eigene Gesetze und

Organisation haben, war eine vorläufige, besondere Einrichtung nöthig. Die Kürze der Zeit und die Raschheit der Ereignisse haben die Vorbereitung von Gesetzen verhindert, welche dem neuen Staat Ordnung und Kraft geben müssen. Daher werden Sie in der ersten Periode dieser Legislatur nur die dringendsten Vorschläge zu erörtern haben. Nachdem die politische, die militärische und die finanzielle Einheit und die Uniformität der Civil- und der Strafgesetze auf die (piemontesische) Verfassung gegründet ist, wird die progressive Freiheit der Provinz und der Gemeinde in den italienischen Völkern jenes glänzende kräftige Leben erneuern, welches unter einer anders gearteten Civilisation und unter einer andern Gestaltung Europas die Frucht der Autonomie der Municipien war, welcher aber in unsern Tagen die Verfassung der starken Staaten und der Genius der Nation sich widersetzt. Indem wir an die neuen Ordnungen die schaffende Hand legen, laden wir, indem wir in den alten Parteien nur das Andenken der der gemeinsamen Sache gebrachten Dienste würdigen, alle aufrichtigen Ueberzeugungen zum edeln Wettkampf ein, um das höchste Ziel, das des Wohls des Volkes und der Größe des Vaterlandes zu erreichen, welches nicht mehr das Italien der Römer, noch das des Mittelalters ist. Es darf nicht mehr das ausländischem Ehrgeiz geöffnete Feld, sondern es muß das Italien der Italiener sein." Das waren inhaltsschwere, das Richtige, das Nöthige feststellende Worte. Das Italien der alten Römer war das der Mazzinisten, welche von Rom aus unter der Form der starr centralisirten Einheitsrepublik Italien beherrschen wollen. Dagegen stellt der König das Programm der durch Selbstverwaltung der Provinz und der Gemeinde gemäßigten, organisirten ächt italienischen Einheit auf. Wir werden später sehen, wie dieses Programm durch das Gefühl der Nothwendigkeit der fortgesetzten ministeriellen Diktatur verkümmert wurde, während ein Theil der Linken gegenwärtig blos die Gemeinden als souverän anerkennend, den Staat unvermittelt aus diesen Atomen aufbauen will. Der Durst nach nationaler Einheit, als dem einzigen Mittel zur wahren Unabhängigkeit vom Ausland, hat die Italiener abgehalten, aus den alten Staatsverbänden, welche im Grunde doch nur erweiterte Municipalitäten waren, lebendige Säulen der Nationaleinheit zu schaffen. Schon die relativ numerische Schwäche und die Neuheit des nationalen Staats drängte zur Centralisation.

Auch sonst schon zeigten sich bereits unter der Hülle des festlichen Zusammentritts die Keime der Krankheiten, an denen Italien, besonders aber sein Parlament fort und fort siecht: die gleiche Besteuerung aller Provinzen, deren jede sich als verhältnißmäßig überlastet ansieht, das eifersüchtige Ringen der Abgeordneten jeder Provinz nach der obersten Gewalt, welchem Cavours gewaltige Persönlichkeit jetzt noch Schranken setzt; dazu

der Mangel an wohl vorbereiteten Gesetzesvorlagen der Ministerien und dem entsprechend die häufige Abwesenheit der nicht bezahlten Abgeordneten. Da der Italiener in vielen Dingen lieber knausert als sich durch strenge, geordnete Arbeit Mittel verschafft, wurde von Vielen versucht, den Abgeordneten in Folge seiner Portofreiheit zum Packträger seiner Wähler zu machen und er verzettelte in diesem Knechtesdienst viele edle Zeit. Manches Unwesen der provisorischen Regierungen ging auf die italienische über. Der Piemontese Lanza wurde mit 219 Stimmen gegen 129 zum Kammerpräsidenten gewählt. Den 12. April konnte Garibaldi seine Motion gegen die Abtretung von Nizza vortragen. Die Kammer ging mit starker Majorität zur Tagesordnung über „in der Hoffnung, daß die Regierung die verfassungsmäßigen Bürgschaften aufrecht erhalten und für die Freiheit der Volksabstimmung Sorge tragen werde." Am 23. April erklärte Garibaldi entrüstet seinen Austritt aus der Kammer. Bereits erschollen die Nachrichten von dem zwar unterdrückten Aufstande in Palermo. Es fiel auf, daß Garibaldi und die geflüchteten Neapolitaner eben jetzt vom englischen Gesandten zur Tafel gezogen wurden. In dreierlei Formen wurde die Einverleibung Centralitaliens mit 214 gegen eine Stimme bestätigt. Am vierzehnten unmittelbar vor der Vertagung der Kammer interpellirte Bertani, man schlage sich auf Sicilien für die italienische Freiheit, ob die Kammer schon egoistisch geworden sei? was die Regierung für Einstellung des Blutvergießens gethan habe? Cavour konnte nur den Wunsch aussprechen, daß das Gefühl der Vernunft untergeordnet werde. Man begreife, daß es ihm unmöglich sei, sich weiter auszusprechen. Sein Triumph über den Eintritt der Centralitaliener schien in Unordnung zu gerathen, da Ereignisse so rasch eintraten, welche außer seiner Gewalt und Leitung lagen.

Die Kammer blieb mehrere Wochen vertagt. Der König reiste mit Cavour, begleitet von 150 Abgeordneten nach Toscana, wo er mit Jubel empfangen wurde. Cavour mußte alle Hofmeistersmittel anwenden, damit der König bei den glänzenden Festen sich darstellte. Wie ganz anders, wie durstig hatten die Lothringer jedes Weihrauchwölkchen mit Wonne und Dankesbezeugung geschlürft! Der soldatische Humor des Königs war dem waffenentwöhnten feinfühligen Volke fremd. Die Frage des Königs an die Frauen, wie viel Söhne sie dem Vaterlande stellten, erschreckte. Doch wußten die Nationalgesinnten alles Schöne vom Könige zu erzählen. Das Volk freute sich seiner eigenen Festvirtuosität. Und giebt es einen schöneren Anblick, als wenn der kühn über den Zinnen der mächtigen Burg des palazzo vecchio keck aufsteigende Thurm mit tausend Lichtern wie ein vom Himmel herabhängender Riesenkronleuchter, strahlt! Pisa trotz seinem Erzbischof, und andere Städte wetteiferten in der charakter-

vollen Festdarstellung ihrer herrlichen Dome und Brücken. Und Bologna! wie empfing am ersten Mai „die treueste Stadt der Päbste" den vom Pabst Gebannten? Der Himmel schien durch schreckliche Regengüsse und Wildbäche seinen Zorn anzukündigen. Dennoch stiegen Tausende satyrnähnlicher Gestalten, halb Hirten, halb Räuber in zerrissene Mäntel und Felle gehüllt vom hohen Apennin herab und lagerten in den Hallen der Stadt. Scheu gingen sie, an einander sich drängend in unholden Klumpen. Wie schauten sie erstaunt drein, als Kanonendonner das Nahen des Königs verkündete und achttausend Soldaten die Straßen besetzten. Die Wolken lichteten sich. Wir standen erhöht unter den Hallen des Palazzo del Podesta (Enziopalasts), also mit freiem Blick über den großen Platz, dem Dom des St. Petronio und dem Regierungspalast gegenüber. Der Donner der auf den Höhen arbeitenden Geschütze wurde übertönt durch die hundert und aber hundert Glocken und durch das Rauschen der Wasser des nahen riesigen Neptunbrunnens. Plötzlich wurde das alles überboten durch Jubelruf und Händeklatschen von den Balkonen. Die Blüthe der Romagna begrüßte den auf die Piazza einfahrenden König. Ein Theil der Geistlichkeit empfing ihn in St. Petronio mit einem Te Deum. Die Hunderte von Halbwilden standen stumm und starr. Auf dem glänzenden Nachtfeste im Theater wurde dem „Könige von Italien" ein erschütterndes Hoch gebracht. Eines galt Cavour. Eines auf Farini fand mehr Gegner als Unterstützung. Neid gegen den Emporkömmling war das Hauptmotiv. Die zahlreichen Radikalen verziehen ihm nicht, daß er ein Halbjahr zuvor Garibaldi vom Einfall in den Marken abgehalten hatte. Die hohe Geistlichkeit und ihr Anhang bezeigten ihren Groll durch finstere Blicke. Nur fanatische Deutsche hörte man in den Bierhäusern über den Kirchenräuber laut schimpfen. Aber auf die Mehrzahl der kräftigen Romagnolen machte der martialische König einen guten Eindruck. Dieß zeigte sich besonders, als von der am inneren Nordende der Stadt liegenden Montagnola, auf welcher die Oestrreicher im Sommer 1848 von den Romagnolen angegriffen worden waren, die Truppen, zumal die Versaglieri, diese Lieblinge des Volks, mit ihren fliegenden Hahnenfedern, sich im Schnelllauf herabbewegten und dem tapfern Führer zujubelten. Nur ein Regiment Toscaner fand ungleich weniger Freundlichkeit von Seiten der Romagnolen. In diesen Tagen überzeugte ich mich, daß ein Königreich Mittelitalien, welches ich lange für das Natürlichste gehalten hatte, auch unter einem nationalen Fürsten keinen Bestand hätte haben können. Die Italiener mehr als die Deutschen lernt man auf ihren Festen kennen.

Jedoch war dieser reich bekränzte Freudenbecher nicht ohne bittere Tropfen. Das päbstliche Heer in den Marken verstärkte sich mit jeder Woche und an seine Spitze stellte sich einer der tapfersten Degen Frankreichs, La-

moriciere. Mit unwürdigem Hohn wurden er und seine Truppe von der illustrirten Presse der Romagna behandelt. Da man Napoleon dafür verantwortlich machte, verschwand der Stern, welcher bisher stets über seinem Bilde strahlte. Die neue ungeschulte Karikaturliteratur der Romagna (il diavoletto, il canocchiale, das Augenglas) spiegelt die Rohheit der Massen wieder. Wir sehen darin was ihre Phantasie erfüllte, gleichsam was sie träumte: die Folterwerkzeuge der Inquisition, Galgen, Banditen, Prozessionen, Szenen der Völlerei mit Klerikern. Napoleon und Cavour erscheinen als Köche. Der schwarze Punkt in der Zielscheibe bleibt Antonelli: seine Religion ist der Geldsack, seine Embleme sind die Eule, der Krebs, der Fuchs, die Spinne, die Fledermaus, der Blutegel. Die Persönlichkeit Pio's wird überhaupt viel weniger mißhandelt, als in den Karikaturen von 1849. Das Roheste findet sich in diesem alten Priesterlande. Gleichzeitig ist es die Gebietsabtretung, welche die piemontesische Karikatur beherrscht. Der Löwe der Aesopischen Fabel spricht zu der Versammlung der Thiere: „Nizza gehört mir wegen der natürlichen Gränzen, Savoyen sodann wegen der Sprache und der Bergabhänge, drittens — wartet ein wenig!" Zwanzig Jahre früher hatte Cäsar Balbo die Lehre zu bekämpfen, daß Italien nur mit eigener Kraft seine Befreiung durchzusetzen, alles außerhalb Liegende zu ignoriren habe. Durch die Politik Cavours ist man in das andere Extrem gerathen. Selbst die Karikaturen sind Lehren der europäischen Constellation. Wie bisher Italien der Prügelbube Europas gewesen war, so sollen es jetzt Andere für Italien werden. Es ist eine Reminiscenz aus Balbo, wenn gewünscht wird, Frankreich solle mit Rußland vereint seinen Lohn in der Türkei sich holen, Savoyen-Nizza verschonen. Auch nach dem Rhein wird Napoleon verwiesen. Allein Frankreich reicht der Albion den Becher auf dessen Grund die Annexionen liegen; sein Rand ist durch den Handelsvertrag versüßt. Die Albion macht Cavour Vorwürfe, daß er stets der France nachlaufe; er reißt sich von jener los mit den Worten: diese hat mir doch Gutes gethan, du hast mir stets nur gute Worte gegeben. Ergreifend ist das Bild der Piemonte, welche um ihre vom Adler geraubte Taube Nizza weint. Der wachsende Zorn wirft sich immer mehr auf Cavour: er schneidet der Italia einen Arm (Nizza) ab, um sie selbst retten; war denn der Arm krank? fragt die Amputirte. Es konnte nicht fehlen, daß jetzt auch Cavour als Kain erscheint: was hast Du aus Deiner Schwester Nizza gemacht? — fragt der Herr. „Ich antworte, daß ich nichts antworte," erwiedert der Missethäter in Thierfellen mit der Brille, welche ihn ebenso kennzeichnet, wie der Augenzwicker Rattazzi.

Die Stunde der Verantwortung schlug für Cavour den 24. Mai; er legte dem wieder und dießmal zahlreich versammelten Parlamente den schon ratificirten Abtretungsvertrag vom 24. März zur Bestätigung vor.

Savoyische Abgeordnete rechts hinter dem Präsidenten in einer tiefen Nische sitzend, von ihrem Rechte französisch zu sprechen Gebrauch machend, beklagten sich bitter über ihre unwürdige Behandlung. Rattazzi las zwei Stunden eine Abhandlung, eine Prozeßschrift gegen Cavour ab, welche Cavours ganzes Verfahren dabei scharf kritisirte, ohne daß jemand daraus klug wurde, wie er selbst als Minister gehandelt haben würde. Richtig war der Vorwurf Rattazzis, daß man das Princip der italienischen Umwandlung verläugne, da Savoyen-Nizza durchaus nicht ihrer Dynastie überdrüssig waren, wie die Bevölkerungen Mittelitaliens der ihrigen, daß die Abstimmung dort wohl formell, aber nicht moralisch frei war, daß der Staat momentan geschwächt sei. Aber da die Sache unwiederruflich sei, so erlaube die Ehre des Parlaments keine ernstliche Discussion. Um so mehr stellte Rattazzi sein eigenes Ministerium ins Licht. Es war, als ob Ratazzi Napoleon im Saal sähe. Cavour auf der Anklagebank rückte ungeduldig hin und her; wie Wetterleuchten zuckten sarkastische Gedanken auf seinen Lippen. Er war offenbar nicht guten Humors und man sah ihm an, daß er dachte: ihr Narren nnd Intriganten, daß weiß ich alles schon längst, aber —! Und nun stimmte links zuerst der habsüchtige Romantiker, der partikularistische radikale Diktator Toscanas von 1849, Guerrazzi sein durch hartnäckige Ignorirung seiner Wichtigkeit in der letzten Krise tief verstimmtes Organ. Hohle Phrasen wälzten sich durch den Saal. Er rügte, daß Cavour nicht als Schüler Macchiavells Frankreich mit Undank bezahlt habe. Aber wehe! das Manuscript, welches er ablas, war in unwiederbringliche Verwirrung gerathen, er blätterte, er suchte und fand nicht. Der Mirabeau Mittelitaliens machte den Eindruck eines „Paukenschlägers einer Kunstreitergesellschaft, dem ein Windstoß das Notenheft verwirrt hat." Aber den auf den höchsten Effekt berechneten Schlußwirbel hatte sich Guerrazzi tief eingeprägt: Weil Lord Clarendon Dünkirchen 1662 an Frankreich verkaufte, wurde er vom Parlament in das Exil geschickt, in welchem er starb. Dieses Loos verdiene auch Cavour. Dieser verbarg seine tiefe Entrüstung nicht. Wie in ähnlichen Fällen, wo es galt sich noch historisches Material zu verschaffen, vertagte Cavour seine Antwort.

Die Rede, worin Cavour den 26. Mai die ganze Verantwortung auf sein Haupt nimmt und nachweist, daß er trotz bitteren Schmerzes so handeln mußte, gilt mit Recht für eine seiner bedeutendsten. Sie findet sich im oeuvre parlamentaire d. c. d. Cavour par Artom et Blanc, Paris 1862. Unter der Last der Anklagen fühlte er seine ganze Größe und gab diesem Gefühl gewaltigen Ausdruck. Die ganze unsterbliche, in allen Ländern wuchernde Rotte von Kabaleschmiden traf Cavour mit Guerrazzi, indem er aus der Geschichte nachwies, daß die Koalition gegen Clarendon bestand aus „Eintagsrepublikanern, welche am folgenden Tage exaltirte

Royalisten werden, aus Demagogen der Straße, Höflingen im Palast, Volkstribunen vor dem Parlament, Begünstigern von extremen reaktionären Maßregeln in dem Rathe der Fürsten". Man glaubte diese Rotte, welche besonders zu Anfang des Jahres gegen Cavour ihre Kabalen geschmidet hatte, vernichtet zu Boden stürzen zu hören. So sehr Cavour Rattazzi und sein Ministerium schont, so offen nennt er die Intriguen der Freunde desselben gegen ihn, Cavour, niederträchtig. „Seit Ludwig XIV. konnte Piemont nie einen ernstlichen Versuch machen, Savoyen gegen Frankreich zu vertheidigen. Hinter dem Bollwerk der hohen Alpenkette, welche nie große Massen zumal überschreiten können, kann vermittelst der Eisenbahnen Turin wohl vertheidigt werden." Indem Cavour den Heroismus schilderte, mit welchem Frauen wie Männer vor einem Jahr sich gefaßt machten, Turin gegen die Oestreicher aufs Aeußerste zu vertheidigen, gewann er die patriotischen Gefühle für sich. „Die Westküste von Genua," sprach er, „kann mit oder ohne Nizza nur im Bunde mit einer mächtigen Seemacht vertheidigt werden." Hier schauten große Zukunftsplane Cavours durch.

Rattazzi hatte sich gerühmt den Züricher Frieden erzielt zu haben, ohne Abtretungen zu versprechen. Cavour beweist, daß dieser Frieden nur eine Frucht seiner langjährigen Politik war, welche durch oft nicht verabschiedete große Ausgaben zur Vertheidigung des Staats ihn der Gefahr aussetzte, das Loos Clarendons zu theilen. Er erinnert an die zuerst allgemeine Anfeindung des Krimbündnisses. England war entschlossen, nur die eine Hälfte unsrer Politik, die constitutionelle Freiheit Piemonts selbst mit den Waffen zu vertheidigen. Das nationale Ziel fand nur in Frankreich einen Bundesgenossen. Damit an den im Frieden von 1856 gegen Rußland errichteten Schranken nicht gerüttelt würde, wollte England auch die Italien vernichtenden Wiener Congreßbestimmungen achten. Um so mehr mußte Piemont den Interessen Frankreichs gerecht werden. „Aber," hatte Rattazzi gesagt, „man hat für die Abtretung von Savoyen-Nizza nicht einmal die Garantie Frankreichs für die annexirten Länder erhalten!" Darauf erwiedert Cavour: „Wenn uns diese Garantie angeboten worden wäre, so hätten wir sie abgelehnt. Denn eine Garantie hätte sich mit einer Controle, mit einer Herrschaft Frankreichs wohl vertragen. Es genügte uns, daß Frankreich Europa feierlich erklärte, daß es in Italien dem Nichtinterventionsrecht Achtung verschaffen würde." Die Einheit der Interessen und der Principien erkannte Cavour als festere Bürgschaften zugleich der Unabhängigkeit Italiens als einen Vertrag. Er hatte seine Erfahrungen mit dem Traktat vom Januar 1859 gemacht. Rattazzi hatte es gerügt, daß Toscana nicht sofort ganz piemontisirt wurde. Antwort: „dieser Verzug war nöthig, weil in der Lombardei die plötzliche Ueberschwemmung mit piemontesischen Beamten und

Gesetzen durch Rattazzi einen so schlimmen Eindruck gemacht hatte. Die alten Gesetze müssen durch das Princip der lokalen Selbstverwaltung erweitert, belebt werden. Indeß nimmt Toscana jede Woche einige einheitliche Gesetze an."

Das Widersinnige in den Reden der Gegner Cavours war, daß sie Napoleon chikanirten und doch die Unterstützung Garibaldis verlangten, wozu Napoleons Connivenz nöthig war. Nachdem Cavour die Erfolge seiner kühnen, auf die französische Allianz gestützten Politik dargelegt, wirft er die Frage auf: „ist es opportun, sie jetzt in ihren Zielen oder in ihren Mitteln zu modificiren? — etwa, statt so aggressiv vorzugehen, Halt zu machen, um uns zu sammeln durch innere Organisation auf dem Boden der Freiheit? Ich glaube, daß das Land keine Neigung dazu hat. Angesichts der ungeheuren Sympathie, welche die abenteuerlichsten Unternehmungen zu Gunsten der anderen Provinzen Italiens (Garibaldis Landung auf Sicilien) in den Herzen aller Bürger erregen, bin ich zu der Ueberzeugung gedrängt, daß eine schüchterne, egoistische Politik, so liberal sie im Innern sein möchte, von den Bevölkerungen nicht ertragen würde. Der Zustand Italiens, der Europas macht uns eine Aenderung unsrer Politik, eine Beschränkung der Heeresausgaben absolut unmöglich. Oestreich hat den Züricher Frieden, und ich will glauben, aufrichtig angenommen, aber gegen die Annexion der Emilia und Toscanas hat es protestirt. Es wird uns heute nicht angreifen, aber es kann es ohne Bruch des Völkerrechts morgen thun. Der Pabst weigert sich, auf einer andern Basis als auf der der Restauration der Romagna zu unterhandeln und hat die Sache der depossedirten Fürsten zu der seinigen gemacht. Er hat so viel möglich einen Kreuzzug gegen uns gepredigt. Und dieß ist selbst bei freien Völkern nicht ohne Echo geblieben. Es ist sehr traurig, daß Belgien (für welches Cavour so lange schwärmte) Menschen und Geld liefert, um ein anderes Volk unter ein viel härteres Joch zurückzubringen, als das holländische war. Und selbst das edelmüthige Frankreich hat einen seiner ruhmreichsten Soldaten als Führer von Abenteurerbanden gesendet. Ich darf von Süditalien nicht reden. Es wäre für mich unmöglich in meiner Sprache die lebhafte Aufregung über die Leiden dieses Theils von Italien mit der Klugheit in Uebereinstimmung zu bringen, welche mir meine Pflichten auferlegen."

Cavour beweist weiter, daß es unmöglich sei, dieselben Ziele weiter zu verfolgen, indem man dabei andere Mittel anwende, das heißt, indem man durch Verweigerung der Abtretung die französische Allianz verliere. „Italien darf nur im äußersten Nothfall die Politik der Isolirung ergreifen, sich in einem Kriege gegen Oestreich auch auf Freiwilligenmyriaden verlassen." Er durfte nicht sagen, wie wenig sie 1859 geleistet und daß

sie, die man eben vergötterte, nur gut gegen Neapolitaner sein. Und nun schildert er die Stimmung in Frankreich, welche die Abtretung Napoleon wie Italien zur Nothwendigkeit mache. „Liberale, wie Thiers, Orleanisten, ein Theil der Republikaner stimmen in dieser drohenden Forderung mit den Ultramontanen überein. Nur der Sympathie Napoleons für Italien, seinem hohen Standpunkte ist es zu danken, daß die Neigung der französischen Mittelklassen für Italien nicht bloß eine platonische blieb. Die in Frankreich immer mächtige öffentliche Meinung hält einmal diese zwei Provinzen für zu Frankreich gehörend. Es handelt sich darum, nicht blos, daß die Allianz der beiden Regierungen, sondern daß die der beiden Völker befestigt werde. Italien kann sie nicht entbehren; Italien hat, schauen Sie nach Süden! noch große Wunden an seinem Leibe; um sie zu heilen, bedarf es der Freundschaft Frankreichs. Bringen Sie das schwere Opfer! Mag dann die ungeheure Impopularität, die Verdammung auf mein Haupt fallen! Ich achte es für eine große Ehre diese ungeheure Verantwortung ganz auf mich zu nehmen. Wenn nur Italien voll und heil wird." Einige Tage vor der Unterzeichnung habe er von dem aufopfernden Freunde Italiens Alexander Bixio aus Paris folgende Worte erhalten: „Mein Lieber, bei der Liebe Gottes, bei der Liebe zu Italien! unterzeichnen Sie den Vertrag! ja, unterzeichnen Sie ihn, wenn Sie die französische Allianz wollen; denn, mag es nun gegen oder nach Fug und Recht sein, wenn Sie damit zögern, wenn Sie es verweigern, wird Ihr Vaterland, wird Italien jede Sympathie Frankreichs verlieren."

Und nun wagte Cavour die guten Ansprüche Frankreichs den antiquarischen und landläufigen Ansichten gegenüber offen auszusprechen, wobei er öfters durch das Murren des Parlaments unterbrochen wurde. Man hatte gegen die Abtretung gesagt, die beiden Provinzen hätten nie einen solchen Wunsch gehegt, das sei nur der Anfang weiterer Forderungen Frankreichs. Offenbar hatte Cavour die Möglichkeit der Abtretung Savoyens schon ins Auge gefaßt, als er die Eisenbahn vom Nordabhang der Hochalpen durch Savoyen nach Frankreich bewilligte, während das Riesenwerk der Durchbohrung des Mont Cenis Jahrzehnte zu verlangen schien. Aller savoyische Verkehr zog sich seitdem gegen Frankreich. „Von dem Tage an, an welchem Chambery durch die Eisenbahn nur zwölf Stunden von Paris, 24 Stunden von Turin entfernt war, war die Annexion schon vollzogen, da schon zuvor in Savoyen beinahe nur französische Bücher und Zeitungen, beinahe keine italienischen gelesen wurden. Wir haben seit Jahren unter uns savoyische Abgeordnete, welche trotz ihres Eides ihr Verlangen der Vereinigung mit Frankreich schlecht verbargen. Die unter dem Ministerium Rattazzi gewählten Provinzialräthe von

Chambery und von Annecy waren beinahe ausschließlich erklärte Anhänger Frankreichs. Man hätte bald mit Gewalt dagegen Repressivmaßregeln üben müssen. Die Regierung wäre der Majorität Savoyens gegenüber in eine Lage gekommen ähnlich der Lage der östreichischen Regierung in Lombardo-Venetien. Und glauben Sie, daß bei einer großen europäischen Erschütterung wir das so gestimmte Savoyen behalten hätten? Die Abtretung, welche wir heute verweigert hätten, hätte sich später doch vollzogen, nur mit dem Unterschied, daß sie, statt ein Element der Befestigung des französischen Bündnisses zu sein, sich unter Umständen vollziehen würde, unter welchen dieses Bündniß weniger leicht, weniger aufrichtig wäre." — Aehnliches ließ sich über „Nice en Provence", wie die Briefadressen gewöhnlich lauteten, sagen. Cavour durfte versichern, daß in keiner andern piemontesischen Provinz sich auch nur eine Minorität für Anschluß an Frankreich finden würde. Es werde auch keine weitere Abtretung gefordert, noch gewährt werden. „Wir wollen durch den Abtretungsvertrag dem Princip der Nationalität, worauf Italien sich aufbaut, eine laut sprechende Huldigung bringen. Gott weiß, wie sehr das Schicksal Venetiens unser Herz bewegt, wie bitter es war, auf seine alsbaldige Befreiung zu verzichten. Ich erkläre aber vor Europa, daß ich, wenn es sich um die Abtretung des kleinsten Stücks von Sardinien oder Ligurien handeln würde, um Venedig zu haben, ohne Zögern diesen Vorschlag zurückweisen würde. Deshalb treten Sie mit trauernder Seele, aber mit ruhigem Gewissen an die Urne, und wenn Sie den Vertrag annehmen, so wird die Geschichte es als ein Zeugniß erleuchteter Weisheit und wahren Patriotismus dieses ersten italienischen Parlaments loben." Der Stimmung in Betreff Savoyens gab Graf Mamiani den Ausdruck mit den Worten: Sich resigniren und schweigen. Das kleine italienische Nizza erbitterte. „Es ist vollbracht," rief ein piemontesischer Abgeordneter, „ohne Nizza und Savoyen gibt es kein Piemont mehr: finis Piemontis! Aber nachdem ich ihm den gerechten Tribut des Bedauerns gebracht, erhebe ich mich, Italien bei seiner Geburt zu begrüßen." Die Centralitaliener sahen in der Abtretung ihre Einverleibung besiegelt. Schon darum brauchte Cavour sie schon jetzt in Turin. Sie hatten keine geschichtliche Sympathie für alte Waffengenossen zu opfern. Und das Haus der Abgeordneten nahm den Abtretungsvertrag am 29. Mai mit 229 gegen 35 an. Zwanzig Abgeordnete, meist Savoyarden, enthielten sich aus guten Gründen der Abstimmung. — Während einer Pause, welche Cavour in seiner mehrstündigen Rede machte, war ich aus der erstickenden Hitze des Saals in den nahen Schloßgarten gegangen. Ich setzte mich in den Schatten der Platanen zu einigen Soldaten. Sie waren Savoyarden. Sie meinten, Algier sei weit und heiß, aber soviel man höre, bekomme der Soldat in

Frankreich seine Gebühr gut, das Commisbrod sei weiß. Sie urtheilten wie ihre Pfarrer und Schulmeister.

Jetzt fehlte nur noch die Zustimmung des Senats. Das Gewicht desselben war dadurch verringert, daß die Ernennung der nichtprinzlichen Mitglieder der Krone zustand. Bis 1859 bestand er großentheils aus früheren, meist sehr achtbaren älteren Staatsbeamten. Seitdem wurden auch Männer der Kunst und Wissenschaft wie Manzoni, berühmte Patrioten wie Gino Capponi, bis zur Zahl von dreihundert aufgenommen. Der Freund Garibaldis, Marchese Pallavicino von Spielberg, rief jetzt die Erinnerungen an die Thaten und Leiden der Nizzarden für das italienische Piemont wach. Er bewies, daß Napoleon I. von 1795 an bis auf Helena den Varfluß die Gränze Frankreichs genannt habe. „Nizza war und ist italienisch und keine Versammlung hat Gewalt über die Nationalität. Wir verdanken die Annexion Centralitaliens nicht dem guten Willen Frankreichs, welches den Frieden von Villafranca schloß, sondern der nationalen Revolution trotz Frankreich. Das auf diesem Wege geeinte Italien würde Nizza einmal zurückfordern und dieses würde ein Zankapfel zwischen beiden Nationen werden." Der erfahrene Patriote fürchtete eine französische statt der östreichischen Oberherrschaft. Allein auch der Senat bejahte den Vertrag mit 92 gegen 10 Stimmen.

D'Azeglio freute sich der Abstimmung auch als einer Niederlage Rattazzis, welcher „aus jedem Holz Pfeile gegen Cavour machte und indem er sich selbst hinter den König steckte, um für sein Ministerium einige Bravos zu erzielen, den König tief verletzte." Leider ging d'Azeglios Hoffnung, daß dadurch der Zauber gebrochen sei, den Rattazzi auf den König auszuüben wußte, nicht in Erfüllung.

Auf welch unterwühlten Boden Cavour damals stand, daß das um den Jahresanfang gegen ihn von Rattazzi und den Radikalen gepflogene Complott noch fortbestand, davon konnten wir uns selbst überzeugen. Es hatte seine Handlanger bei Hofe. D'Azeglio schreibt den 15. Mai: Die Seele der Camarilla ist Rattazzi und sie protegirt ihn. Diese ehrenwerthe Association untergräbt Cavour durch Mittel, welche sich an keinem Gewissensskrupel stoßen. Die Proklamation Garibaldis, welche sagt, der König sei umgeben von furchtsamen Räthen — Cavour furchtsam! — ist aus der Küche Rattazzis. Die abenteuerliche Unternehmung dieses wahren Helden (Garibaldis), zugleich aber auch wahren niais, hat zum Theil den Zweck, Cavour in eine unerträgliche Lage zu bringen, nemlich, daß er sich entweder außerhalb des öffentlichen Rechts stellen muß, oder Garibaldi und alle diejenigen gegen sich hat, welche sich seiner wie einer Marionette bedienen. Das kommt daher, wenn man (Cavour) den Eklekticismus (die Rücksichten) in Parteisachen zu weit treibt. Es ist etwas Trauriges, hinter

die Coulissen zu sehen. Man möchte vor Wuth weinen!" So sauer d'Azeglio die Abtretung Savoyens wegen der Zerreißung uralter Bande der Treue des Volks und vieler persönlicher Freundschaften wurde, so schreibt er doch: es geht uns wie einem Vater, welcher seine Tochter nach ihrem Herzenswunsch verheirathet. Er drückt sie an das beklommene Herz, wünscht ihr alles Glück und sagt ihr Lebewohl! Cavour war tief bewegt über die Trennung.

Garibaldi war mit tiefem Groll gegen Cavour aus der Kammer getreten. In seinem leidenschaftlichen Schmerz hatte er Cavours Wort, das er den zwölften April in der Kammer sprach, nicht verstanden: „Der Abtretungsvertrag ist keine isolirte Sache; das Ministerium betrachtet ihn als ein Glied in der Kette derjenigen Thatsachen, welche jetzt erfüllt sind und noch zu erfüllen übrig bleiben." — Wenn Napoleon für Durchkreuzung seiner Pläne auf Toscana durch Nizza sich an Cavour rächte, so gab er sich durch diesen kleinen Gewinn in den Augen Europas das Ansehen, als sei seine Passivität in Neapel-Sicilien dadurch erkauft. Cavour durchkreuzte nun Napoleons müratische Wünsche und suchte diesen Zusammenhang Garibaldi verständlich zu machen. Im Begriff von Genua nach Nizza zu gehen, um gegen die Annexion zu wirken, soll Garibaldi ein Billet Cavours erhalten haben blos mit den Worten: „Nizza, oder Sicilien". Und Garibaldi blieb in Genua. Wie Cavour die Abtretung auszunützen gedachte, erhellt aus folgendem: Der Nizzarde General Ribotti hatte dem Kriegsminister Fanti angezeigt, man könnte die päbstliche Burg St. Leo westlich von San Marino, überrumpeln. Den sechsten April 1860 antwortete ihm Fanti: „Theurer Freund, ich habe mit Cavour über die St. Leoangelegenheit gesprochen. Für den Augenblick würde die Ausführung der Sache schaden. Es ist soviel Holz am Feuer, daß es für Alle Arbeit geben wird. Ich wünschte zu wissen, ob Du, auf den Fall, daß man eine Revolution auf Sicilien machte, dahin gehen würdest, nachdem Du zuvor Deine Entlassung gegeben hättest. Diese Frage hat heute Cavour an mich gestellt. Fanti." (Unser von Bianchi wenig abweichender Text ist die Kopie des Autographs auf Papier des Kriegsministeriums.) — Machte Cavour Garibaldi schon nähere Mittheilungen über seine eventuellen Schritte? Beide Männer mochten noch zusammenwirken zur Erfüllung Italiens; aber Nizza war der Stein, der sie innerlich für immer schied. Cavour war darum von Trauer erfüllt. Eine Genugthuung hatte er unmittelbar. Jetzt sah man die französischen Regimenter aus der Lombardei abziehen; sie hatten ihre Aufgabe der Beschützer und noch mehr die der Presser erfüllt.

Wir haben keine Biographie, noch Charakteristik Garibaldis gegeben; beinahe jeder hat seinen eigenen Garibaldi und will ihn sich

nicht nehmen lassen. Diejenigen, welche sich ein Bild von der Odyssee und Ilias seines Lebens erst machen wollen, verweisen wir auf „Garibaldi, eine psychologisch-biographische Studie" am Schlusse des ersten Jahrgangs (1860) von Schultheß rühmlich bekanntem Europäischen Geschichtskalender. Wir heben nur einige Motive seiner politischen Anschauungen heraus, welche ihm von seinen Erlebnissen ins Herz gepflanzt waren. Sein Vater, Seemann aus der genuesischen Matrosenstadt Chiavari, haßte den ersten Napoleon als Corsen und um der Continentalsperre willen. Der dritte Napoleon und Garibaldi sind antipathische Naturen. Das klerikal-militärische Binnenland Piemont war Garibaldi fremd. Als Verschwörer mit Mazzinis Jungem Italien auf der piemontesischen Flotte entzog sich Garibaldi 1834 durch Desertion einem schmählichen Tode. Zwölf Jahre kämpfte er in Südamerika zu Lande und zur See für Aufhebung der Negersklaverei und gegen den Tyrannen von Laplata, Rosas, welcher ihn hatte foltern lassen. Er war während der fünfjährigen Belagerung der Handelsrepublik Montevideo der Anführer von 700 italienischen Flüchtlingen, durch welche er die Leiden aller Provinzen Italiens kennen lernte. An ihnen überzeugte er sich, welcher Thaten die Italiener fähig seien. Der Ausgezeichnetste unter diesen seinen Kampfgenossen war Medici. Voll Haß gegen die Solidarität der geistlichen und der politischen Despotie bot er 1847 von Montevideo aus dem nationalliberalen Pius IX. seine Dienste an. Im Juni 1848 in Genua gelandet, brachte er als Errungenschaft nur den Ruhm der heroischen Uneigennützigkeit und Tüchtigkeit mit. Wie er sich seitdem an den Kämpfen und Parteien Italiens betheiligte, haben wir erzählt. Wenn die Erinnerung an seinen Kampf um die Mauern Roms im Frühling und Sommer 1849 ihn immer wieder dahin, als in den Mittelpunkt des doppelköpfigen Absolutismus und den Knotenpunkt der nationalen Einheit lockte, so mußten seine südamerikanischen Erinnerungen ihm Sicilien und Neapel als die ihm vom Schicksal bestimmte Arena des Freiheitskampfes darstellen. Jeder Bourbon war ihm ein Rosas. Die Frage war nur, ob der Staat der Bourbonen so verrottet war, daß eine Möglichkeit des Sieges bestand.

Italien war während dieser letzten Jahre Cavours der Mittelpunkt, in welchem sich nicht blos die Fäden der europäischen Diplomatie kreuzten, es war der Kampfplatz der sich entgegenstehenden Principien der Regierungen, der großen die Völker erregenden Parteien. Wir sind nur selten in der Lage, die Motive der italienischen Politik der Kabinete, noch seltener die Rückwirkungen derselben auf ihre innere Stellung näher zu verfolgen. Wohl aber ist jetzt die Stunde, eine kurze Rundschau zu halten über die Eindrücke, welche die Abtretung von Savoyen-Nizza auf Europa machte. (N. Bianchi VII 264). Er war im Ganzen kein guter, selbst ein fataler

bei Vielen, welche der Annexion Mittelitaliens sich erfreut hatten. Jetzt erschien sie auch ihnen als eine große Intrigue, als ein Seelenschacher. Die conservativen Kabinete wurden nur noch mißtrauischer durch den Jubel der demokratischen Schmeichler Napoleons, welche verkündeten, daß jetzt für die Lösung der venetianischen, der polnischen, der ungarischen Frage im Recht der Völker, über sich selbst zu verfügen, das Princip gefunden sei. Dieses werde sich bald praktisch geltend machen. Von der Schweiz angerufen, antwortete Oestreich, Savoyen-Nizza habe für Oestreich nicht dasselbe Interesse wie die italienischen Herzogthümer; Oestreich habe aber von Niemanden reale Hilfe zur Verfechtung des Rechts in denselben erhalten. Offenbar hegte Oestreich Schadenfreude darüber, daß jetzt Preußen und Rußland, Dank dieser ihrer Unentschiedenheit, in ihren Principien und Interessen verletzt wurden. Diese gaben nur zu verstehen, daß sie Frankreichs Schritte von nun an schärfer überwachen würden. Die Erklärungen, namentlich Englands, daß die Neutralisirung Nordsavoyens, welche auf dem Wiener Frieden unter die Bürgschaft der Mächte gestellt war, einen Spruch derselben verlange, blieb ohne praktische Folge (Bianchi VIII 267—273). Die Schweiz fühlte sich tief gekränkt durch die Gefährdung ihrer Neutralität, und durch die ihrer territorialen Unabhängigkeit. Verletzt fühlte sie sich, und zwar um so mehr, da die Minister Napoleons der Schweiz zuerst die rosigsten Versprechungen gegeben hatten. Sie rechtfertigten sich durch Berufung auf das demokratische Princip, welche es den Bewohnern von Savoyen-Nizza gestatte über sich selbst zu verfügen. Die wenigeren staatsmännischen Schweizer erkannten, daß nur eigene Macht das Recht schütze und Bundesgenossen finde, und zweifelten, ob ihr Vaterland diese besitze. Napoleon konnte aber voraussehen, daß die Sympathieen, die „Dankbarkeit" des großen Haufens ihm sicher sei, so lange er die Obermacht habe. England spielte eine komische Rolle. Erst als der Abtretungsvertrag nahezu abgeschlossen war, den zehnten Februar, setzte Cavour seinen Freund, den englischen Gesandten Hudson zu dessen großer Ueberraschung davon in Kenntniß. Sein College in Paris, Cowley erhob lebhafte Einsprache und erklärte es für eine europäische Frage. Aber Thouvenel konnte ihm mit Recht antworten, die Abtretung sei die nothwendige Folge der italienischen Politik Englands. Dieses habe den Vorschlag Napoleons, ein mittelitalienisches Königreich zu bilden, abgelehnt; da nun durch Englands Betrieb ein großes italienisches Königreich sich im Süden der Alpen gebildet habe, müsse Frankreich zu seiner Sicherheit den Nordabhang der Alpen besitzen. Dieß sei hier jetzt nach dem von England in Toscana empfohlenen Princip der Volksabstimmung geschehen. Russel erklärte im Parlament jedes gute Einvernehmen mit Frankreich abgebrochen, England habe seine Verbündeten anderwärts zu nehmen; doch seien die

Interessen Englands nicht so unmittelbar berührt, daß es an die Waffen zu appelliren hätte. Palmerston nahm es am leichtesten. Im englischen Volke war eine Aufregung, als ob eine französische Invasion bevorstehe. Diese legte sich jedoch, in Betracht, daß durch die Ausdehnung des piemontesisch-englischen Handelsvertrags auf Mittelitalien der Absatz der englischen Baumwollenindustrie vergrößert sei. Damit soll nicht geleugnet werden, daß in England Sympathie mit der Freiheit Italiens, wie der Schweiz herrschte. Aber die englischen Politiker wollten die Vortheile, welche Frankreich sich in Italien erkämpft hatte, vermittelst Gefälligkeiten erlangen. Daher stete Eifersucht und Mißtrauen.

Bei den Verwicklungen in Syrien gewann Napoleon England durch die Versicherung, daß er sich auf diesem Wege nach Indien Englands Politik anschließen werde. Die ultramontane Partei aller Länder war um so erbitterter, da Cavour in der Parlamentssitzung Napoleon seinen Dank dafür sagte, daß der Kaiser dem Pabst den Verlust der Romagna ankündigte. Diese Partei sammelte jetzt Menschen, Waffen und Geld, womit der Pabst den übrigen Kirchenstaat vertheidigen könnte. Cavour fühlte bitter nebst dem Verlust Nizzas die Erschütterung seiner europäischen Popularität. Aber Cavour hatte einen Ersatz dafür in der Erschütterung der bisherigen Allianzen der Mächte. Oestreich war erbittert gegen England, weil dieses die Union (Preußen nannte es die „Absorbation") Mittelitaliens mit Piemont lebhaft begünstigt hatte. Frankreich mit England gespannt, konnte Italien nicht von sich stoßen. Dieß war den weiteren Plänen Cavours günstig, welchen nur ein Einverständniß mehrerer Mächte gefährlich gewesen wäre. Wohl waren Rußland und Preußen solidarisch, aber Süditalien lag ferne von ihnen.

Neununddreißigster Abschnitt.

Neapel und Sicilien von 1849 bis 1859.

Die nach Charakter und Bildung so grundverschiedenen Sicilien und Neapel bewohnenden Völkerschaften, die gegeneinander abgeschlossen und feindlich lebten, beherrschte der 1810 geborne Ferdinand II. seit dem November 1830. Von seinem rohen, verschmitzten Großvater, welcher den Doppelstaat von 1759 bis 1825 regierte, sagte, noch ehe er die Meineide und Gräuel von 1799 und 1821 begangen hatte, der große Friedrich, man sollte ihn im Gefängniß halten. Noch liederlicher war die Wirthschaft unter Franz I. (1825 bis 1830) gewesen. Ferdinands Absichten und Anfänge haben wir im ersten Theile von Seite 247 an geschildert. Er wollte vor allem selbst Neapolitaner sein und seine Unterthanen dazu machen.

Nachdem er Neapel als abgeschlossenes, selbständiges Königreich zu kräftigen gesucht hatte, riß ihn die Revolution von 1848 kurze Zeit in die nationale italienische Bewegung fort; nachdem er den 15. Mai 1848 den Radikalismus in den Straßen von Neapel, und im folgenden Frühjahr den Sicilianismus mit eigenen Waffen niedergeworfen hatte, war er stolz, daß er der erste Fürst in Europa war, welcher seinen Staat wieder ganz absolutistisch hergestellt hatte. Sein Wesen und sein Wille war also wieder bestimmend. Schon früher durch die Aufstände und durch den Liberalismus der Provinzhauptstädte verbittert, wurde er durch die Demüthigungen, welche er 1848 erlitten, durch die Erfahrungen welche er mit seinem Volke, mit seinen Werkzeugen gemacht hatte, in seinem alten Vorsatz bestärkt, daß allein er selbst Ziele und Mittel nicht nur zu bestimmen, sondern auch auszuführen habe. General Pianell sagte uns, Ferdinand habe im Anfang seiner Regierung tüchtige, bei dem Aufstand von 1820 compromittirte Offiziere wieder angestellt. Aber seit 1848 wollte er, daß der Soldat nur an ihn, den obersten Kriegsherrn, nicht an den Offizier Anhänglichkeit habe, was gefährlich sei. Ferdinand nahm alle Klagen als höchste Instanz an und entschied oft und gern gegen den Offizier. Kenntnisse wollte

er nicht von diesem. Das Heer sei ja nur gegen die Bürger bestimmt. Dieß war die Hauptursache der Auflösung des königlichen Heeres 1860.

Männer aller Parteien, welche Ferdinand zu verschiedenen Zeiten nahe standen, stimmen überein, daß er talentvoll, aber bigott und sehr mangelhaft, in engen bourbonischen Legitimitätsgrundsätzen erzogen war. Im Vergleich mit seinen Eltern war er rein. Er wollte seine Völker nach seiner Façon glücklich machen. Seine erste liebenswürdige piemontesische Gattin Christine, „die Heilige", hatte trotz ihrer Bigotterie oder durch dieselbe auf ihn mildernd gewirkt. Nachdem sie ihm 1836 den Kronprinzen Franz geboren, starb sie. Ferdinand heirathete 1837 nicht eine Orleans, sondern die Erzherzogin Therese von Oestreich, welche ihm acht Kinder gebar. Eine hausbackene Frau soll sie bis zu seinem Tode ganz ihnen gelebt und nicht selten selbst ihre Kleider herausgeflickt haben. Während sie ihren Stiefsohn Franz, welchen sie wie ein Mädchen erzog, im Theater bei jedem zweideutigen Worte durch ihre Gespräche davon abzuleiten suchte, sagten ihr die Neapolitaner nach, sie suche ihn zu vergiften. Ihren deutschen Beichtvater haben wir als einen biederen Mann gekannt. Er starb 1861 am Spitalfieber, welches er in Gaeta von Soldaten erbte. Aber Bildung, humane Ideen konnte sie Ferdinand II. unmöglich mittheilen; doch ihr eheliches Leben war musterhaft, ihre Kirchlichkeit deßgleichen. Die vielen berufslosen, bettelarmen, oft liederlichen Priester suchte der König zu vermindern, schon weil sie auch zu Verschwörungen geneigt waren*).

So war Ferdinands Leben eine Mischung von roher Kraft und von List. Wie die meisten Neapolitaner war er ein spitzfindiger Rabulist. Sein Volk kannte er nur zu gut, namentlich die Schlechtigkeit seiner meisten Beamten bis in die letzten Details. Die sich gegenseitig hassenden Organe seiner geheimen Polizei hatten jeden guten Glauben in ihm vergiftet. Aber

*) Nicht blos durch Hegung des krassesten Aberglaubens, auch durch Verbrechen fristeten gar Manche ihr Leben. A. Helfferich erzählt: Ein reicher Einwohner von Salerno hatte unter der Hand verlauten lassen, er werde demjenigen eine bedeutende Summe ausbezahlen, der einen gewissen von ihm gehaßten Menschen aus dem Wege räume. Ein Priester vollbrachte den Mord und steckte, um sich darüber ausweisen zu können, ein Ohr des Ermordeten zu sich. Mittlerweile mußte er Messe lesen und als er während der Wandlung in die Tasche griff, um sich mit dem Sacktuch abzuwischen, fiel das Ohr zur Erde und er wurde in Folge dessen der Gerechtigkeit überliefert. Enrichetta Caracciolo erzählt, daß ein geiziger Priester, mit welchem sie dasselbe Haus bewohnte, seinen Schwager wegen einer kleinen Summe, welche bei einer Erbschaft streitig war, ermordete. Oft ohne ein Amt mußten Priester vom Messelesen sich kümmerlich nähren, wofür sie weniger als einen Franc erhielten. Keiner sollte eine Messe lesen dürfen, wenn er nicht eine Staatsrente von zehn Ducati, also den Besitz eines Staatspapiers von 800 Francs nachweisen konnte. Die Absicht, die heimathlosen Priester dadurch an das Interesse der Dynastie zu fesseln, wurde dadurch bei der Mehrzahl nicht erreicht. Ihrer viele fielen Garibaldi zu.

auch das neapolitanische Volk glaubt bis auf diese Stunde am liebsten den frechen Verläumdern und Ehrabschneidern und spricht sie im Gerichte frei. Qualis grex, talis rex. Seine mit der römischen verbundene Spionage folgte den Flüchtlingen in alle Länder. Der wackere Venetianer de Boni fand im Archiv der Inquisition seine Gespräche am Theetische einer Person in Vevay genau verzeichnet. — Während bitter enttäuschte Liberale ihre Menschenverachtung an Castis gli animali parlanti schärften, glaubte auch Ferdinand, besonders seit 1848 an nichts Gutes im Menschen mehr, in Folge dessen auch nicht an Laster. Gegen Betrügereien trat er selten auf, wenn sie nur das Gesammtresultat der Staatsmaschine nicht störten. Es schien ihm eine Ungerechtigkeit Einzelne hart für das zu strafen, was alle Anderen ungestraft thaten. Von seinen Ministern vor 1848 stellte er keinen mehr an, „weil sie ihn über die Stimmung des Volks getäuscht hätten." Aber wer durfte es wagen, den Allwissenden darüber zu belehren? — Und doch war seine Umgebung nicht ausnahmslos ein solcher Auswurf der Menschheit, wie selbst angesehene, achtbare neapolitanische Liberale, z. B. d'Ayala, sie uns schildern. Der furchtbare, unbarmherzige Delcaretto starb arm; so versichert uns ein Mann, welcher von ihm grausam verfolgt wurde. War Carini auch ein schwacher Ehrenmann, dessen Geist sich bei dem Zusammensturz der humanen Hoffnungen umdüsterte, so waren Cariati und de Martino ehrenfeste Charaktere. Männer, welche Ferdinand in unabhängiger Stellung oder als unabhängige Charaktere näher kamen, schildern seine persönliche, imponirende, fast unwiderstehliche Liebenswürdigkeit beinahe mit denselben Worten, wie Andere die Persönlichkeit Karl Alberts. Beide wußten von diesem Zauber, wo sie es für nöthig hielten, listigen Gebrauch zu machen.

So grausame Folterknechte Ferdinand unter den Juristen fand, welche aus persönlichem Haß, aus Parteifanatismus und besonders aus Eigennutz sich wie Raubthiere auf die politisch Verdächtigen warfen, so war Ferdinand, wie uns einer seiner unbeugsamsten politischen Gegner und Märtyrer versichert, doch nicht grausam, namentlich nicht blutgierig. „Er hätte Settembrini gerne hinrichten lassen, weil dieser persönliche Schmähungen gegen ihn geschrieben hatte. Allein da die Richter von den drei zum Tode Verurtheilten einen unbedeutenden Menschen als den gravirtesten heraushoben, so begnadigte Ferdinand alle." Daß Ferdinand seit 1849 keine Todesurtheile mehr an seinen politischen Feinden vollstreckte, geschah wohl auch um dadurch der Einsprache der Westmächte zuvorzukommen. Durch die Revolution war Ferdinand in seiner Willensmeinung bestärkt, daß Neapel gegen die ganze übrige Welt abzuschließen und einer Einmischung jeder Vorwand zu nehmen sei. So sehr er seine Kriegsdampfer vermehrte, welche Sicilien ihm sichern sollten, so sehr war er gegen Eisenbahnen und Dampfschiff-

linien; namentlich knüpfte er seine Verwilligung solcher an die Bedingung, daß keine Ausländer als Vertreter der nothwendigen fremden Kapitalien in den Verwaltungsrath kämen. Der barsche Eigennutz, den England 1840 in der Schwefelfrage bewiesen hatte, berechtigte ihn zu diesem Grundsatze. Aber diese Absperrung machte ihm, wie dem Kaiser von China, die Seemächte zu Feinden.

Strenger urtheilen die meisten neapolitanischen Liberalen über ihn; sie wollten in Ferdinand später die Züge eines Caracalla erkennen. Schon in seinem jüngeren Mannesalter fiel der Mangel an Proportion in seinen Körpertheilen störend auf: auf den herausstehenden Hüften breite Brust und Schultern, darüber der kleine, runde Kopf mit niedriger Stirne, die hervorstehenden Kinnbacken. Dieses trat jetzt bei dem noch nicht vierzigjährigen Manne greller hervor; seine Haare waren bereits gebleicht*). So müssen wir auch in Ferdinands Stimmung das letzte Jahrzehnt seiner Regierung von den zwei ersten unterscheiden. Wenn schon früher Ferdinand seinen höchsten Beamten zu verstehen gab, daß er sie alle als Betrüger kenne, weßhalb sich denn die meisten möglichst schnell bereicherten, wenn er sie in seiner Nähe, in ihren Aemtern behielt, bis es seiner Laune gefiel sie vielleicht gerade wegen einer ehrenvollen Handlung in das Exil einer entlegenen Provinz zu schicken, so hatte seit 1848 seine Menschenverachtung sich gesteigert, sein Mißtrauen, seine Gleichgiltigkeit waren gereift. Sein langjähriges Werkzeug del Carretto, sein vertrauter Beichtvater Cocle, welche im Februar 1848 von ihm weggeworfen, von der Verachtung der Menschen und von dem stürmischen Meere wie Spielbälle einander zugeworfen worden waren, kehrten nun nach Neapel zurück ohne daß Ferdinand sich viel um sie kümmerte. Nur sein Haß war intensiver geworden und zwar um so mehr, als er Angesichts der ihm von den Westmächten auferlegten sicilianischen Amnestie und der seit dem 15. Mai 1848 widerstandslosen Unterwerfung Neapels sich bald nach den blutigen Siegeshekatomben zu jener unblutigen Restauration entschloß. Sicher wollte er damit sich auch von Oestreichs Blutgerichten als selbständig unterscheiden. Sein religiöser Glaube war dabei wohl wenig betheiligt. Seine Frömmigkeit bestand von jeher, wie die des Süditalieners, besonders wie des großen rohen Haufens, in Neigung zum kirchlichen Festpompe und in krassem, beinahe götzendienerischem Aberglauben unter pünktlicher Beobachtung der Bekreuzigung, wenn er nur zu Pferde stieg. Mitten in weltlichem Gespräche zog er oft ein Heiligenbild heraus und küßte es. Er communicirte oft, als wollte er stets auf den Fall eines

*) Vita del re di Napoli scritta da Mariano d'Ayala, Torino 1856. Marchese M. d'Ayala, geboren in Palermo, einer der gebildetsten Artillerieoffiziere und militärischer Schriftsteller, verließ nach dem 15. Mai 1848 Neapel, war Kriegsminister von Toscana bis zur Ausrufung der Republik. Er lebte später in Toscana als Bibliothekar.

gewaltsamen Todes in der Verfassung sein, sündenrein zu sterben. Unter dem Dutzend kirchlicher Feste, welche er, wie das der Jungfrau a piè di Grotta, mit großer Heerschau feierte, ragte das der unbefleckten Empfängniß Mariens hervor, welche die Patronin des Heeres war, ehe die Kirche über dieses Dogma entschied. Nicht die himmlische Madonna betete er an, sondern wie der Lazzarone die Madonna del Carmine und die delle Grazie. Er hatte Abbildungen derselben an seinem Bette und wenn ihm Gefahr drohte oder wenn ihn die Angst faßte, so kniete er davor nieder und küßte sie. So warf er sich auch vor seinem Gaste dem Pabste nieder. Aber man erzählte, er habe es doch nicht über sich gewinnen können, den Spott über Pio's erste freisinnige Festjahre zu unterdrücken; er habe sich mit Vergnügen daran erinnert, daß er den angebeteten Pabst damals im Volksdialekt torronaro, Festgeber, genannt*).

Ein Unstern der Linie Bourbon in Neapel war ihre große Fruchtbarkeit. Ferdinand suchte das Einkommen aller seiner Brüder und Kinder zu regeln und veröffentlichte diese seine Verfügungen. Aber die Neapolitaner glaubten, daß ihnen unter der Hand viel mehr insgeheim zufließe. Da keine wahre Controle der Staatsausgaben bestand, noch nach Salischem Gesetze das Vermögen der Dynastie und das des Staats auszuscheiden waren, so blieb der Phantasie und dem Mißtrauen ein weiter Spielraum eröffnet. Man sagte, Ferdinand habe 300 Millionen Ducati (315 Mill. Pr. Thaler) hinterlassen, zum Theil eine Errungenschaft aus Confiscationen politischer Verbrecher. Aber außer seiner Wittwe lebte seine vertriebene Familie mit sehr mäßigen Mitteln. Fremde, in Neapel ansässige Kaufleute behaupteten, selbst Brüder des Königs hätten sich beim Schmuggel betheiligt und den Gewinn getheilt, aber Ferdinand habe sich dieß ernstlich verbeten. Sicherer ist, daß seine nächsten Angehörigen auf eigene Hand auch gegen ihn intrigirten. Wer will es beweisen, daß seine Gattin ihm Jahre lang angelegen sei, ihrem Erstgeborenen Sicilien zu hinterlassen? Einer der größten Fehler Ferdinands war, daß er seinem ohnedieß nicht begabten Thronfolger auch eine enge jesuitische Erziehung gab, daß er ihn mit Mißtrauen gegen alle edleren Elemente der Menschheit und gegen den Geist des Jahrhunderts sättigte. Aber war dieß nicht die Errungenschaft seines an Erfahrungen reichen Leben? war es nicht ein Schatz für den einstigen Regenten? Allein weßhalb hielt er ihn bis ans Ende von allen Geschäften fern? Dieß scheint freilich auch die Erbweisheit oder der Instinkt mancher neueren Dynastien zu sein. Franz war schwächlich, er galt für gutmüthig. Mancher Zug seines Mitleidens wurde erzählt, z. B. daß er einmal eines

*) Wir haben uns bemüht, trotz den widersprechenden Schilderungen, ein Bild Ferdinands zu geben, weil er die Personifikation von vielen Tausenden seiner Unterthanen ist.

seiner Pferde verkaufte, um den Erlös einer armen Familie zu schenken. Aber sein Beruf, die Zeiten heischten noch andere Tugenden.

Wir haben eine eingehende Charakteristik des Königs gegeben, weil wir uns außer Stande sehen, eine Geschichte des Volks und Staats zu schreiben. Wir müssen uns auf Bruchstücke einer Geschichte beschränken. Unauslöschlich hat sich uns die Frage des vielleicht am tiefsten Eingeweihten eingeprägt, welcher mit schmerzlichem Ernst sagte: glauben Sie, daß es je möglich sein werde, die Geschichte der zehn letzten Jahre Ferdinands zu schreiben? Nur für die äußeren diplomatischen Beziehungen läge genügender objektiver Stoff vor. Die inneren Ereignisse seien von der vulkanischen Phantasie, von den Parteileidenschaften sogleich völlig subjektivirt worden. Tendenziöse Darstellungen verunstalteten die wichtigsten, in der Regel geheimen Vorgänge vollends. Eigentlich leben ja nur diejenigen Völker eine geschichtliche Entwickelung durch, in welchen verschiedene Grundelemente und Kulturstufen mit einander in offenem Kampfe ringen, sich mischen und abstoßen, wodurch allein wirkliche Resultate erzielt werden. Dieses war in Neapel namentlich in dieser Zeit nicht der Fall. Ein großer Theil der sich zu freisinnigen Grundsätzen Bekennenden lag in den Kerkern und das ganze Land lag unter der schweren Hand einer stabilen Partei. Wo sich nicht Leben regt und entwickelt, da giebt es auch keine Geschichte, wenigstens nicht in europäischem, sondern nur in orientalischem Sinne. Die Rücksicht auf das Ausland wird bei aller Abschließung dagegen eine der Hauptsorgen für die Regierung. Sie sucht dasselbe, die Gesandten, die Reisenden durch das Aussehen der Hauptstadt und der Hauptrouten der Lustreisenden zu täuschen. Die offiziösen Correspondenten auswärtiger großer Zeitungen rühmten sich, deren Eigenthümer mit neapolitanischen Orden versorgt zu haben. Wie in Barbareskenraubstaaten gewährte der fremde Consul seinem Schützling einen Schutz, eine Rechtshilfe, die dem Eingebornen fehlte. Die Censur, meist in geistlichen Polizeihänden, war eben so eifrig, die Nachrichten und die Literatur des Auslandes auszuschließen, wie die eigenen zu erwürgen. Einem meiner Bekannten wurde von dem geistlichen Douanier ein Buch über den Galvanismus vorenthalten, weil er ihn mit Calvinismus verwechselte. Am meisten schlichen sich pariser Schmutzromane ein. Was vornehmlich dem Forscher in den Weg tritt, ist der Mangel an Wahrheitssinn bei diesen durch Despotismus und Jesuitenerziehung der Aufrichtigkeit entwöhnten Großgriechen.

Die Finanzen, die Finanzverwaltung waren, nebst dem von den Organen der Restauration viel belobten Heere, der Ruhm der Regierung. Auch bei ihrer Gebahrung war es besonders auf die Täuschung des Auslands abgesehen. Man konnte nicht läugnen, daß in denselben einige Un-

regelmäßigkeiten vorkamen, allein man berief sich auf den niedrigen Betrag der Staatsschuld, in Wahrheit 500 Millionen Francs, und vor Allem auf den hohen Cours, welchen die neapolitanischen Staatspapiere hatten, als auf den untrüglichen Messer des herrschenden Vertrauens. Jene Unregelmäßigkeiten möchten wir bestreiten, vielmehr auf Grund der zuverlässigsten, billigsten, sachverständigsten Zeugenaussagen hin behaupten, daß Bestechung und Unterschleif die Regel waren und zwar von hoch oben herunter. „Für das Heer, die sichere Stütze, wurde väterlich gesorgt." Nun ja, während für den Unterricht des Volks beinahe nichts geschah, verzehrte das Heer jährlich im Durchschnitt 60 Millionen Francs, wovon auf die Söldner unverhältnißmäßig viel kam. Aber wie kam diese große Summe dem Heere zu Gute? Wie erhielt man Lieferungen für das Heer? Anerkanntermaßen indem man eine Reihe von Militär- und Civilpersonen, in deren Ressort die Verpflegung gehörte, bestach. Wir wissen mehrere Beispiele, daß Speculanten, wenn sie eine neue große Lieferung am Horizont auftauchen sahen, dem König Ferdinand als „Ersparniß", welche sie an der letzten Lieferung gemacht hätten, 20,000 und mehr Ducati (à gegen zwei Gulden) zu Füßen legten. Solche sparsame ehrliche Männer wurden natürlich bei der nächsten Gelegenheit vorgezogen. — Die Besoldungen belasteten die Staatskasse nicht sehr. Verhältnißmäßig wenig höhere Stellen waren gut dotirt. Die Assistenten der Gerichts- wie der Verwaltungsbehörden hatten meist einige Jahrzehnte lang um kärgliches Brod beinahe alle Geschäfte zu besorgen; dafür machten sie sich bezahlt, indem sie ihren Untergebenen Dispense von Befolgung der Gesetze verkauften, der Familie eines politisch Verdächtigen einen Wink gaben, daß dieser laut Befehl aus der Hauptstadt in der nächsten Nacht verhaftet würde, wenn er nicht fliehe. Wehe den dafür Undankbaren! Wie manchen gebildeten Mann lernten wir vor 1860 in Piemont, in Toscana kennen, welcher durch diese Hinterthüre langjährigem Gefängniß, das ihm gewiß gewesen wäre, entwischt war. Ganz besonders galt die Douana für das Röhricht, in welchem man sich die schönsten Pfeifen schneiden könne. So sah es auch Ferdinand an; wenn er Jemanden dabei angestellt hatte, sagte er wohl schmunzelnd: siehe da, jetzt bist du am rechten Ort! Die Wittwe eines Offiziers, welche ganz zurückgezogen der frommen Erziehung ihrer Kinder lebte, erbat sich nach verschiedenen vergeblichen Meldungen ihres tüchtigen Sohnes eine Audienz bei Ferdinand. Nachdem dieser sich von der Identität der Person überzeugt hatte, ließ er für den jungen Mann die Ernennung zu einer Zollvisitatorsstelle ausfertigen. Die Besoldung betrug monatlich 8 Ducati. Nach Jahr und Tag bat die Mutter einen höheren Vorgesetzten um eine Erhöhung dieser erbärmlichen Besoldung für treue Dienste. Der Herr sah sie mit großen Augen an: ist er denn nicht Visitator? — Ja. —

Was wollen Sie mehr? Non è buono a niente! (an dem ist Hopfen und Malz verloren!) dem ist nicht zu helfen! Ist es eine so schwere Sache um Schließung eines oder beider Augen und Oeffnung der Hand? Man brauchte nichts weiter; es verstand sich überdieß von selbst, daß man keine Gelegenheit versäumte, der Madonna und dem König seine tiefe Erfurcht zu bezeigen. Die Feineren wußten irgend einen philantropisch-frommen Schild auszuhängen. Noch unter Minister Medici vor Jahrzehnten hatte ein Züricher für die erste Baumwollspinnerei große Begünstigungen, Schutzzoll und dergleichen erhalten, besonders weil er dazu hundert Mädchen aus dem Findelhause nahm. Dieses tüchtige Beispiel befolgten andere auf landesübliche Weise. Um in irgend einem Artikel ein großes Schmuggelgeschäft zu etabliren, legte man eine Fabrik dieser Waare an, nahm einen einflußreichen Herrn zum Associé, bestach einige Zollbeamte und verkaufte zwanzigmal mehr als man fabricirte. Doch die Sache ist bei aller Verschmitztheit eintönig; ein Fall gleicht dem anderen, wie ein Ei dem anderen. Das Schauerlichste war jedenfalls die Verwaltung der Findelhäuser, der Spitäler, wo fromme hohe Herrn, die Beschützer der betrügerischen Verwalter, den Rahm abschöpften, während die armen Creaturen von der schlechten Nahrung und Unsauberkeit wassersüchtig wurden und den Beinfraß bekamen.

Doch wir haben vielleicht schon zu viel Wahrheit gesagt, um bei ehrlichen Deutschen Glauben zu finden. Gerade die nach langjährigen Geschäften in Neapel am tiefsten Blickenden waren gewohnt, deutschen Landsleuten gegenüber leicht darüber wegzugehen, da diese Enormitäten doch keinen Glauben finden können. Nur wenn sie sich überzeugt hatten, daß Jemand es sich hat sauer werden lassen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, erzählten sie mit skeptischem Lächeln, was nach langjähriger Beobachtung ruhig anzusehen sie sich gewöhnt hatten. Wem bei uns ist es z. B. zuzumuthen, zu glauben, daß sich der eine und der andere der vielen Fürsten, etwa in Sicilien, bei einem Räubergeschäft als dessen Protektor und Partner betheiligte? Man erzählte von einem solchen Fürsten, welcher nach Plünderung eines Engländers von dessen Gesandtschaft entlarvt, zur Strafe — als Gesandter an einen deutschen Hof geschickt wurde. Schon daß dieß geglaubt wurde, war schlimm.

Was nun aber den hohen Stand der neapolitanischen Staatspapiere betrifft, so stiegen die 5procentigen wohl bis auf 118. Wir wollen nicht darüber streiten, ob dieses eine Bürgschaft dafür bietet, daß die öffentliche Meinung Vertrauen zu der Regierung hatte. Wie kann überhaupt von einer öffentlichen Meinung in einem Lande die Rede sein, wo die Presse ganz in den Händen einer allgewaltigen, betrügerischen Polizei war? Nicht minder wurde der Cours der Staatspapiere von der Polizei, der ersten Macht im Staate, willkürlich bestimmt. In Einem Gebäude mit ihrer Direction

wurden die Staatspapiere verkauft. Kamen für die Regierung bedenkliche Nachrichten aus dem Aus- oder Inlande, so setzte die Polizei den Cours hinauf, um besonders dem Ausland gegenüber der Regierung den Schein inneren Vertrauens zu geben. In ruhigen Zeiten ließ man sie still wieder heruntergleiten, um so nach Bedarf wieder steigen zu lassen. Das war der Nilmesser der öffentlichen Meinung!

Die Naturkraft des Landes, die Erträgnisse des Fleißes der Bewohner, die des strafbaren wie des ehrlichen Handels wurden, wenn auch auf plumpe und unordentliche Weise, in den königlichen Schatz geleitet. Die meisten Ebenen, die Hügel Neapels sind von großer Fruchtbarkeit, Oel und Getreide sind von bester Qualität. Dieses geht, beiläufig gesagt, seit der Ausfuhrzoll durch die Piemontesen abgeschafft ist, in Massen nach Marseille und England, während das Volk billige Macaroni aus russischem Getreide und neuerdings mehr Kartoffeln speist. Der nach türkischer Art erhobene Ausfuhrzoll auf die Landesproducte füllte unter den Bourbonen die Beutel der Zollbeamten und die Kassen des Staats, während für Erleichterung des Transports sehr wenig geschah. Das Landvolk ist im Durchschnitt fleißig, seine Lebensbedürfnisse sind wenige und billig. Wohin gingen die durch Produktion gewonnenen Summen? Sparkassen waren beinahe keine vorhanden! Industrie konnten Ausländer als erfahrene Kaufleute vortheilhafter und sicherer betreiben. Der Ankauf fremder Staatspapiere war erschwert, das heißt, selbst der der päbstlichen war verboten, und geschah nur unter der Hand. So flossen die Kapitalien, welche nicht in Grund und Boden angelegt werden konnten, nothwendig der Lotterie des Staats oder der Staatsschuld zu. Eine Masse von Unterpfändern, Pflegschafts- und Aussteuergeldern durfte gesetzlich nur in Gestalt von neapolitanischen Staatspapieren deponirt werden. Wer irgend ein Buch über Neapel gelesen hat, weiß, daß die Lotterie des Staats mit ihren Glücksfällen die Phantasie aller Klassen vor allem erfüllt. Jeder Zufall oder Traum bedeutet eine Glücksnummer desselben. Dieser Aberglauben wurzelt in dem Klima mit seinen Kontrasten, seiner Lust und seinen Schrecken, in der Laune des Absolutismus, besonders in dem Fetischismus des Madonnendienstes. Ihr werden dafür heiße Gelübde, bittere Vorwürfe gemacht. Am Abende voll Verzweiflung über die Täuschung seiner sicheren Hoffnung fängt der Arme am andern Morgen an zu hungern und das Nothwendigste ins Pfandhaus zu tragen, um wieder einige jetzt gewiß glückliche Nummern zu nehmen. So theilnehmend der Neapolitaner ist, so erkundigt er sich doch um die näheren Umstände eines Unglücksfalls oft hauptsächlich, um daraus eine Glücksnummer zu errathen. Jede Nummer hat ihren lockenden Namen: per gli amici, cabbalista, bella sorte, auch eine infallibile giebt es. Eine Quaterne heißt: constanza si vuole. Die Regierung konnte diese schöne Einnahme sich nur

durch Erziehung nach und nach schmälern; natürlich that sie es nicht. Die Bettelmönche, als Zeichendeuter, hätten dadurch ihren Einfluß geschmälert gesehen. Es gehörte der ganze Zauber des ersten Erscheinens von Garibaldi dazu, daß er die Aufhebung der Lotterie erklären konnte, ohne daß er seine Popularität verlor. Aber dieser sein Erlaß blieb unbefolgt, wie seine anderen. Diese groben Mißbräuche waren nicht blos die Schuld Ferdinands, welcher auf ihre gründliche Abstellung verzichten zu müssen glaubte, es waren durch das Herkommen berechtigte Eigenthümlichkeiten. Daher hat sie später auch die italienische Regierung, z. B. in ihrer Finanznoth die Lotterie, nur verbessern können. Zur Ausführung waren Neapolitaner unentbehrlich; einige derselben haben in Armensachen große Selbstlosigkeit und Geschick erwiesen.

Neapel gewann dadurch, daß der Pabst den 25. November 1848 als Flüchtling in Gaeta erschien und daß ihm hier Ferdinand aufs ehrerbietigste Schutz und Gastfreundschaft gewährte, in den Augen Europas und der ganzen katholischen Welt plötzlich eine höhere Bedeutung. Die durch die Revolutionen zerrissenen Bande der Freundschaft knüpften sich hier zwischen den verschiedenen Höfen wieder an. Schon am Ende des Jahres konnte der russische Gesandte in Neapel Chreptowitch seinem Hofe berichten, daß sich der neapolitanische Hof und der H. Vater einer- und andererseits der wiener Hof wieder versöhnt hätten. (N. Bianchi diplomazia europea. Vol. VI. P. 489.) Der spanische Hof stellte in Neapel und in Gaeta den Antrag, daß ein Kongreß zusammentreten sollte, um den Pabst in seine volle weltliche und geistliche Macht wieder einzusetzen. Die Modifikationen, welche Neapel an diesem Plane machte, wurden von Frankreich gebilligt. Kam es auch nicht zu einem förmlichen Kongreß, so waren Gaeta und Neapel doch jetzt der Boden, auf welchem die Höfe ihre verschiedenen Plane über Ziel und Mittel der Restauration nicht blos des Pabstes geltend machten. Obgleich Sicilien noch nicht unterworfen war, erklärte Ferdinand II. auch sein Schwert in die Wagschale der römischen Entscheidung legen zu wollen. Und dazu war Ferdinand um so freudiger, als trotz der liberalen Rathschläge Frankreichs und Piemonts Pius und Antonelli sich entschieden dahin erklärten, daß eine Verfassung, eine Kontrole der päbstlichen Regierung durch Laien eine Unmöglichkeit sei. Daher rückte der König, sobald die sicilianischen Schaaren in Catania geschlagen und zerstreut waren, den 30. April 1849 über die Gränzen des Kirchenstaats ein. Der König mit den Prinzen stand an der Spitze dieses Kreuzzugs.

Da wir im dritten Theile unserer Geschichte die militärischen Mißerfolge dieses Heereszugs (S. 34) erzählten, so bleibt uns hier nur die Aufgabe, die diplomatische Seite der neapolitanischen Intervention im Kirchenstaat zu zeichnen. So gut das beinahe gleichzeitige Einrücken der Oestreicher in Tos-

cana und in die Romagna mit dem Einmarsch der Neapolitaner in das Albaner Gebirge zu stimmen schien, so bot jenes diesem doch keine materielle Hilfe; der General der französischen Expedition Oudinot sah den neuen Concurrenten mit Aergerniß und beantwortete den freundschaftlichen Brief Ferdinands lange nicht.

Auf die Frage, welche der neapolitanische Gesandte in Paris an Drouyn stellte, ob Oudinot Instruktion habe den neapolitanischen und spanischen Truppen den Einmarsch in Rom zu verwehren, antwortete der französische Minister, der Pabst müsse seinen Unterthanen constitutionelle, den Laien günstige Institutionen geben, sonst wäre Frankreich verpflichtet sich an die Spitze der italienischen Bewegung zu stellen. Drouyn hielt es für sehr gefährlich, daß die Truppen der französischen Republik und die der drei reaktionären Mächte sich ins Angesicht schauten, lehnte jedoch ein Zusammenwirken nicht ab, sobald der Pabst ein freisinniges Programm für seine Regierung veröffentlichen würde. Offenbar wollte Drouyn durch Ferdinand auf Pius wirken, um Antonelli, diesen personificirten „Kardinalseigensinn" vom Pabst zu entfernen, um so mehr als auch viele Ultramontane es sehr tadelten, daß mit Ausschluß der anderen Kardinäle Antonelli die wichtigsten Entscheidungen allein treffe. Aber konnte dieß von dem auf seine siegreiche Restauration stolzen Ferdinand erwartet werden? Da sich die spanische Hilfe lange verzog, mußte Ferdinand, zu schwach und zu gebunden, um allein eine Entscheidung herbeizuführen, den Rückzug antreten, welchen Garibaldi benützte, mit seinen „fremden Briganten und Mördern", wie man am neapolitanischen Hofe die Truppen der römischen Republik nannte, die königlichen Truppen zu verfolgen. Der Schrecken vor ihnen und vor dem Teufel Garibaldi blieb bis 1860 in der Phantasie und in den Knieen des neapolitanischen Soldaten.

Die französische Republik blieb auch in der Folge in mäßig gutem Einvernehmen mit dem Hof von Neapel, welcher, durch Spanier unterstützt, die „Banden Garibaldis" gefangen nehmen sollte, wenn sie, aus Rom hinausgeworfen, sich gegen Süden wenden würden. Die französische Regierung wurde während der Belagerung Roms durch ein ziemlich liberales Programm getäuscht, welches Antonelli dem Pabst vorgelegt haben sollte. Sie bat Ferdinand um Unterstützung desselben. Allein dieser erklärte, als Gastfreund des Pabsts könne er dessen Schwierigkeiten nicht durch Einmischung vermehren. Es war dem König sehr schmeichelhaft, daß unter dem im Kirchenstaat einzuführenden Code Napoleon selbst von Frankreich der in Neapel modificirte verstanden wurde. Aus den Berichten der verschiedenen neapolitanischen Gesandten ersieht man, daß an diesem Hofe die Nachrichten von den Schwierigkeiten Piemonts, von seinen Zerwürfnissen mit Rom, von der Mißbilligung derselben in Paris mit besonderer Genugthuung auf-

genommen wurden. Ferdinand begrüßte den Staatsstreich vom 2. December 1851 mit Freuden. Den Tag, nachdem Napoleon den 2. December 1852 zum erblichen Kaiser erwählt war, übergab ihm der Marchese Antonini sein Beglaubigungsschreiben als neapolitanischer Gesandter. Ferdinand, obgleich Bourbon, wollte der erste Fürst sein, welcher ihn beglückwünschte. Nur der Pabst machte ihm Concurrenz. Drei Wochen nachher wurde ein Postvertrag abgeschlossen. Der persönliche Absolutismus stand Ferdinand über dem Legitimismus. Deßhalb pflegte er gleichzeitig auch eifrig die alte intime Verbindung Neapels mit Rußland. Diese Beiderseitigkeit wurde erst schwierig als im Jahr 1853 die Vorläufer des Krimkriegs sich ankündigten. Das Mißtrauen des Königs erwachte, da einer der von der französischen Regierung zu den neapolitanischen Manövern kommandirten Hauptleute Ducasse, der Herausgeber der Denkwürdigkeiten Josef Napoleons, von 1806 bis 1808 Königs von Neapel, war. Jedesmal wurde die Tragweite eines äußeren Conflikts durch das Geheimniß gesteigert. Das Publikum sprach von der Absicht Frankreichs sich Brindisis, als einer Station in den Orient, zu bemächtigen.

Wir haben in der zweiten Hälfte des zweiten Bandes dieser unserer Geschichte von Seite 225 an gezeigt, wie die Abgeordnetenkammer in Neapel und mit ihr die Verfassung zu Grunde gerichtet wurde und haben davon nichts zurückzunehmen. Die zu Extremen geneigte ungebildete Leidenschaftlichkeit der Massen hatte allerdings bald keine Theilnahme mehr für ihre Verhandlungen, welche vom Hof und seinen Ministern absichtlich zur Unfruchtbarkeit verdammt waren. Den 23. März 1849 war die Kammer Angesichts des auf Sicilien und am Tessin wieder ausgebrochenen Kriegs aufgelöst. Ferdinand hob aber die ganz außer Wirksamkeit gesetzte Verfassung doch nie ausdrücklich auf. War dies eine Folge von Gewissensskrupel oder sonstiger Furcht? wahrscheinlich wollte Ferdinand zeigen, daß er nicht wie Toscana nach dem Beispiele und Winke Oestreichs handle. Bald darauf war über die Hälfte der Abgeordneten, der gemäßigten wie der radikalen, in den Gefängnissen, verbannt, landesflüchtig. Das machte sie national gesinnt. Das revolutionsmüde, wenig unterrichtete Europa schenkte der neapolitanischen Verfassungspartei wenig Theilnahme, seine Erwartungen waren 1821 zu sehr von Neapel getäuscht worden. Doch ist der Unterschied der Auffassung der verschiedenen Nationen lehrreich. Und da auch auf dem neapolitanischen Festland das Leben hauptsächlich sich an den fruchtbaren Küsten entwickelt hat, da die Hauptstadt gegen feindliche Flotten offen liegt, so sind die Verhältnisse zu den Seemächten sehr gewichtig. Im Hafen von Neapel sind zuerst die französischen, dann die englischen Schiffe die zahlreichsten. Das katholische Frankreich machte die Sache des Gastfreunds des geflüchte-

ten Pabsts ganz zu der seinigen, zumal er ein Bourbon war. Selbst das liberale annuaire des deux mondes war zufrieden, daß in Neapel die Ruhe nicht mehr gestört und in dem Proceß gegen die „Einheit Italiens eine Anzahl Individuen verurtheilt wurden." Die Franzosen sehen ja alles im Ausland vom Standpunkt ihres nationalen Einflusses an, welcher freilich manchen Deutschen beschämen sollte. Neapel war ihnen der am meisten französische Theil Italiens, welcher noch aus Mürats Zeit französische Administration und den Code Napoleon sich erhalten hat. Sie sahen in einer starken Dynastie in Neapel einen Schutz gegen die vermeintlichen Gelüste Englands nach Sicilien, eine Schutzmacht des „Gleichgewichts in Italien und im Mittelmeer", auch für Algerien, also eine starke Schranke gegen England und gegen Oestreich. Sie bedauerten nur, daß die Zahl des gegen hunderttausend Mann starken Heeres durch die des Klerus (mit 23 Erzbischöfen und 77 Bischöfen) beinahe erreicht wurde. Allein die große Mehrzahl des Klerus, welchem bedeutende Mittel zur Armenunterstützung überlassen sind, half ja zumal das Landvolk und die niederen Klassen der Städte in den alten Gewohnheiten zu erhalten. Als man sich der Thatsache nicht mehr verschließen konnte, daß der bessere Bürgerstand constitutionell gesinnt sei, tröstete sich das liberale Frankreich, daß dieß kraft der Ideen Frankreichs von 1789 geschehe.

Mit Stolz rühmen die Franzosen, daß mehrere der besten neapolitanischen Generale und der höheren Verwaltungsmänner ihre Bildung und ihre Erhebung der französischen Herrschaft unter König Ludwig Napoleon (1806) und unter Joachim Mürat (1808) verdankten, daß sie Waffengenossen der Franzosen waren. Unter ihnen ragt der 1784 als Sohn des Philosophen der Gesetzgebung geborene Filangieri, später Fürst von Satriano und von Taormina hervor, welcher Mürat in den Feldzügen von 1814 und 1815 große Dienste geleistet hatte. Obgleich er Minister der Verfassung von 1820 gewesen war, zog ihn Ferdinand II. bei seinem Regierungsantritt mit mehreren Offizieren aus jener Zeit wieder in seine Dienste. Mit ihrer Hilfe suchte er das Heer zu organisiren. Filangieri unterwarf im Frühjahr 1849 Sicilien. Die Ruhe wurde nur noch einmal gestört. Den 27. Januar 1850 trafen einige Haufen Bewaffneter von verschiedenen Seiten auf dem alten Marktplatz von Palermo zusammen und riefen: „Es lebe die Verfassung von 1848! hinaus mit den Bourbonen!" Sie wurden überwältigt und fünf kriegsgerichtlich erschossen. Filangieri hatte schon vor dem Kriegsgericht ihre Särge bestellt. Nicht bloß ein General von seltener Begabung, sondern auch geschickter Diplomat der westmächtlichen Einmischung gegenüber und ein Mann der Mäßigung den Besiegten gegenüber stellte er die innere Sicherheit und eine Musterwirthschaft her, ordnete er die Finanzverhältnisse der Insel durch Anlehen. So hochnöthig die von

ihm begonnenen Straßenbauten waren, so schadete es seiner Achtung, daß er stets auf Geldspekulationen erpicht, sich bei den Akkorden betheiligte. Auf Sicilien wieder reich geworden, entschädigte er die bei seinem Bankerott von 1845 zu Schaden gekommenen Gläubiger nicht. Aber Filangieri wurde bei den Sicilianern populär, als er ihre Interessen vertretend sich genöthigt sah, im Juli 1852 als Civil- und Militärstatthalter seine Entlassung zu verlangen, welche ihm aber erst 1854 gegeben wurde. Der König war darauf bestanden, daß die Kapitalien zu den Wegbauten in Sicilien selbst aufgebracht würden. Filangieri hielt auswärtiges Kapital und fremde Ingenieure für unentbehrlich. Der König fürchtete dadurch fremder diplomatischer Einmischung die Thüre zu öffnen. Eifersüchtig auf Filangieri, welchen Sicilianer den Vater des Vaterlandes nannten, glaubte er denselben schon hinreichend belohnt zu haben, zumal ihn seine Höflinge in der Ueberzeugung bestärkten, daß eigentlich er selbst durch sein Knieen vor einem wunderthätigen Marienbild die Eroberung Siciliens erzielt habe*).

Wir haben die neapolitanisch-französischen Beziehungen näher ins Auge gefaßt, weil die Neapolitaner, seit Jahrhunderten öfters von Franzosen beherrscht, immer nach Frankreich schielen, was der Sicilianer nicht thut.

Zwei politische Riesenprozesse haben die neapolitanische Restauration charakterisirt. Das unterirdische Neapel, das der Verschwörungen und das der Kerker hat Jahre lang das Interesse glücklicherer Völker auf sich gezogen. Das Schicksal Neapels wurde zum Theil dadurch bestimmt. Sie machten den König mitten in seinem Volke zum Verbannten. In der Glorie seines Sieges über die Revolution und seiner dem flüchtigen Pabste gewährten Gastfreundschaft erging er sich auf den Rath seiner Gattin wieder in den Straßen Neapels. Allein die Szenen, welche fürbittende Verwandte Eingekerkerter in den Straßen herbeiführten, veranlaßten Ferdinand Neapel zu meiden und sich in sein prächtiges Schloß in dem einige Stunden davon entfernten Caserta einzuschließen. Die Reaktionäre bestärkten ihn darin, indem sie sich ein Verdienst machten ihm fort

*) Die französische Presse wandte sich erst seit 1852 etwas gegen Ferdinand, zumal er auch den alten Müratischen Fortunato, einen tüchtigen Finanz- und Verwaltungsmann, aus damals unbekannten Gründen kurz vorher aus dem Ministerium entfernte; man glaubte es sei geschehn, weil er unkirchliche Ansichten habe. Jetzt gestanden auch die Franzosen, daß Ferdinand keinen eigentlichen Minister haben wolle. Jene nicht grundsätzlich anticonstitutionellen Männer wollten ein auf geordnete Verwaltung und auf ein starkes Heer gestütztes selbständiges Königreich. Die neapolitanischen Bourbonen hatten seit 1812 die in der französischen Zeit eingeführte Centralisation beibehalten und zum rein persönlichen Regiment zugespitzt, woraus ihnen Napoleon keinen Vorwurf machte. Ja die französische Presse behandelte Ferdinand mit auffallender Schonung. So blieben denn auch die diplomatischen Beziehungen beider Höfe, wie wir sahen, bis zum Krimkrieg freundlich.

und fort von Verschwörungen gegen sein Leben zu melden. Dadurch wurden er und seine Hauptstadt einander entfremdet.

Zwei Riesenprozesse wurden gleichzeitig betrieben. Wir müssen sie eingehend schildern, denn sie hielten einige Jahre lang alle besseren Familien Neapels zwischen Todesfurcht und Hoffnung, im Wachen und im Träumen; sie waren eine Hauptarbeit der Regierung, denn die Polizei und Ferdinand waren die Regierung. Nur aus diesen Prozessen sehen wir die Kluft zwischen den humanen Gesetzen und der Praxis. Der Prozeß gegen die Anstifter des 15. Mai 1848 spann sich länger fort. Dennoch beginnen wir mit ihm, weil die ihn veranlassenden Thatsachen früher vorfielen und weil die diplomatischen Folgen des Prozesses gegen den Einheitsbund sich bis zum Tode Ferdinands fortspannen.

Mit Zuversicht dürfen wir auf unsere in den Hauptzügen gewiß richtige Darstellung des Straßenkampfs in Neapel am 15. Mai 1848 (Band I, erste Hälfte, Seite 206) verweisen. Vielleicht haben wir etwas zu wenig Nachdruck auf die Machinationen der östreichisch-reaktionären Partei unter Lebzeltern gelegt. Sie mußte von dem Verlangen brennen, es zu einem blutigen Conflikte in Neapel und ihre Parteigänger wieder an das Ruder zu bringen, ehe die bereits in Bologna stehenden neapolitanischen Truppen dem vom Tagliamento nach Verona ziehenden östreichischen Hilfscorps kämpfend entgegentraten. Aber der König, noch von Angst erfüllt vor der national-liberalen Sturmflut, wagte noch nicht jener Partei sich wieder in die Arme zu werfen. Daher hielt er sein Mißtrauen gegen die liberalen Volksabgeordneten nieder, bis die radikalen Brandstifter, diese ewigen Troßbuben des Absolutismus, es vor seinen Augen bis zum Feuergefecht trieben.

Aber Angesichts der Gräuel, welche die Erstürmung von Straßen durch eine so rohe Soldateska mit sich führte, Angesichts des möglichen Siegs der nationalen Waffen in Oberitalien, der Ungewißheit, was seine dort stehenden Truppen thun würden, Angesichts des in den eigenen Provinzen, besonders in Calabrien drohenden Bürgerkriegs erschrak Ferdinand über seinen eigenen lokalen Sieg. Es fehlte wenig, daß er andern Tags sein Volk und Europa um Verzeihung dafür gebeten hätte. Durch die Amnestie vom 17. Mai 1848 wurden die nicht mit den Waffen in der Hand Gefangenen freigelassen. Der Conflikt war nach dem Berichte des Präsidenten des neuen Ministeriums vom 18. Mai „durch den Zorn und die Hitze der gegen die Stimme ihrer Oberen tauben Soldateska entstanden", welche jedoch außer ihren Plünderungen reiche Belohnungen erhielt. In seiner Proklamation vom 24. Mai und noch in der Thronrede vom ersten Juli 1848 nannte der König den Kampf „einen schrecklichen Zufall, ein beklagenswerthes Unglück, einen verhängnißvollen Unstern, welchen er bis

auf die Erinnerung daran abgethan habe." Indeß behielt man doch viele Gefangene zurück und eine Untersuchungscommission sammelte viele Akten zum Prozeß, die sie nach Aufhebung des Belagerungsstandes dem großen Kriminalhof in Neapel mit einem Bericht übergab, welcher mit der Bemerkung schloß, „jede weitere Nachforschung um bis zu den Quellen dieses Unglücks vorzudringen müßte zu Entdeckungen führen, welche der Regierung mißfällig sein müßten." So kam denn in die Untersuchung kein Zug, zumal nach der Verfassung die Pairskammer darüber Richter sein mußte, bis der Hof in Folge der Niederlage der nationalen Sache bei Novara (23. März 1849) feste Hoffnung faßte, sich dieser beiden entledigen zu können. Jetzt gab zunächst der Minister des Innern seinem Heer von Polizeiagenten Befehl, als Treiber zu einem großen Prozeß wegen Hochverraths thätig zu sein, durch welchen sämmtliche Liberale getroffen oder geängstet werden sollten. Zunächst trieben diese Agenten aber nur Lösegelder von einigen tausend Bürgern ein und plagten einige tausend Andere, welche auf ihre Unschuld vertrauend keines bezahlen wollten. Und sie schienen Recht zu behalten; der große Kriminalhof von Neapel blieb bei seiner Behauptung, die Untersuchungen über den 15. Mai bieten zu einem Prozeß keinen genügenden Stoff. Die radikalen Anstifter waren sofort nach Calabrien entwichen und hatten hier die Fahne des Aufstands erhoben. Auch gab Ferdinand zur Verfolgung der Liberalen unter juristischer Form noch kein entschiedenes Zeichen.

So ermuthigend auf Ferdinands reaktionäre Neigungen die mit der Schlacht bei Novara gleichzeitige Unterwerfung Siciliens, die Erstürmung Roms durch die Franzosen Ende Juni 1849 gewirkt hatten, so bewahrte er doch einen gewissen Schein der constitutionellen Mäßigung bis zur Unterwerfung Ungarns. Dieses wurde den zweiten August von Paskiewitsch entscheidend besiegt, Rußland war Ferdinand stets als der Nothanker des Absolutismus erschienen. Die reaktionäre Partei fühlte jetzt den Muth und die Macht, die ganze constitutionelle Partei zu vernichten. Die Anklage wegen Anstiftung des Aufstands vom 15. Mai 1848 wurde ihr als Schlinge um den Hals geworfen. Den 7. August wurde das zum Theil aus schwachen Constitutionellen „weder Fisch noch Fleisch" bestehende Ministerium durch eines nach dem Herzen der austro-klerikalen Partei verdrängt. Der bisherige wohlwollende Ministerpräsident Fürst Cariati merkte endlich, daß er dieser Partei bisher nur als Stellenhüter gedient hatte, er verfiel dem Trübsinn und dem Wahnsinn. Der „Cato" des sensualistischen Liberalismus Bozzelli mußte gehen, er ging mit vollen Taschen. In dem neuen Ministerium übernahm die Sinecur des Unterrichts der Bruder des national gesinnten Carl Troja, der Zögling der Jesuiten, welcher dem Verlangen des Erzbischofs von Neapel, diesen die höheren Lehranstalten

zurückzugeben, gerne entsprach. Die charakteristische Hauptperson mit der größten Arbeitsaufgabe war Raffaello Longobardi. Aus einer Metzgersfamilie stammend, war er jetzt das für das Justizministerium geeignetste Werkzeug, wie er einige Zeit dem sich überstürzenden Liberalismus gedient hatte. Diese Wandlung hatte unter vielen Anderen in Neapel am gemeinsten Gaetano Pecheneda aufgeführt; schon 1799 und wieder 1820 einer der wüthendsten Radikalen, war er als Advokat Handlanger del Carrettos geworden, und hatte in seinem Privatleben durch Laster verächtlich es bis zum Quaminister gebracht.

Longobardi hatte die Zeit des Uebergangs zum rachedürstigen Absolutismus fleißig benutzt. Während man Cariati noch die Täuschung gelassen hatte, in der königlichen Druckerei die Probebogen der Einberufung der Wahlcollegien für eine neue Deputirtenkammer und eine Amnestie drucken*) zu lassen, nahte sich eine Arbeit Longobardis ihrem Ende. Sie befriedigte ein längst gefühltes Bedürfniß der rachedürstigen absolutistisch-klerikalen Partei. Er schrieb in die Register der Polizei ein alphabetisches Verzeichniß beinahe aller Wähler, Offiziere und Unteroffiziere der Nationalgarde, also des liberalen Bürgerstandes, mit Angabe dessen, was sie 1848, ja zum Theil was ihre Väter, Mütter und Großeltern 1820 und sogar 1799 gethan und gesagt hatten. Ein Exemplar davon lag auf dem Mahagonipult Ferdinands. Nun galt es für diese reiche Ernte der Reaktion, welche bereits in Garben gebunden war, eine Dreschmaschine mit geeigneten Handlangern herzustellen. Es war günstig, daß die alten militärischen und bürgerlichen Ausnahmsgerichte durch die Verfassung aufgehoben waren. Man errichtete Spezialgerichtshöfe, welche über ihre eigene Kompetenz und über die Schuld ihrer Opfer ohne Appellation zu entscheiden hatten. Zwei Dritttheile der Richter wurden als dafür unzulässig bezeichnet, nur das in der letzten Krise bewährte Dritttheil wurde in ausgewählten Richtercommissionen zur Verurtheilung benutzt. Diese Leute urtheilten „nach Ueberzeugung"; die Vertheidigung war ein Hohn. Die corte suprema, wenn sie je einen Recurs zuließ, verschärfte oft mit Eifer. Zu dem auf wechselndes Taggeld gestellten oder auch je nach der Leistung für das Stück bezahlten Personal des Königreichs gehörten die öffentlich bekannten „Staatszeugen". Ihr Obmann war dießmal Niccola Barone, dessen Namen fünfmal wegen Be-

*) Augenzeuge dafür ist der wackere Piersilvestro Leopardi; s. seine narrazioni storiche con molti documenti inediti relativi alla guerra dell' indipendenza d'Italia e alla reazione Napoletana. Torino 1856. Seite 416. Die armen Flüchtlinge mußten bei dem schlechten Zustande des ital. Buchhandels und bei der Absperrung der Halbinsel gegen solche Enthüllungen ihre Leidensgeschichte meist auf eigene Unkosten im Auslande drucken lassen. Ich habe Leopardi 1856 in Turin kennen gelernt, wo er mit einigen früher in Wohlstand und Würden gestandenen Neapolitanern in engem Raume zusammen wohnte.

trugs, Diebstahls und Mißhandlung im Kriminalregister stand. Sieben seiner Mitzeugen standen darin wegen ähnlicher gemeiner Vergehen. Beinahe sechszehn Monate nach dem 15. Mai 1848, den 7. September 1849 gab Niccola Barone im Wachthaus des k. Schlosses an, „weil der Gerechtigkeit die nöthigen Beweiselemente fehlen, um zur Ueberführung ihres Gerichts über diesen politischen Reat zu gelangen", so treibe ihn seine Unterthanentreue, folgende Angaben zu machen: Fanatische und ämtergierige Demagogen haben sich von ihren Wahlkollegien beauftragen lassen, die Republik auszurufen. Am Vorabende der Parlamentseröffnung, also am 14. Mai Abends, haben sie die bewaffneten Volksmassen zum Barrikadenbau aufgerufen, um die Dynastie für abgesetzt zu erklären, sobald der König nicht alle ihre Forderungen annehme. Als der Kampf entbrannt sei, sei denn auch von diesen versammelten Abgeordneten die Absetzung des Königs beschlossen worden. Unter den 74 namhaft Gemachten waren die ehrenwerthesten gemäßigsten Männer neben einigen der gemeinsten Wühler genannt. Mehrere derselben befanden sich zu der angegebenen Zeit als Minister im königlichen Schlosse, als Beamte in den Provinzen, Leopardi als königlicher Bevollmächtigter im Lager Karl Alberts, Massari in Mailand. Daher mußten einige Namen als „Schreibfehler" zurückgezogen werden. Diese Lücken wurden aber mehr als ausgefüllt durch 27 der angesehensten Männer, worunter der Exminister Scialoia (später wiederholt italienischer Minister). Dies Zeugenprotokoll kam durch die Hände Seiner Majestät in die des dazu neu ernannten Präsidenten des Spezialgerichtshofs von Neapel Navarra. Gegen Ende des Septembers 1849 begannen die Verhaftungen. Davon wurden drei und dreißig Abgeordnete meist von der gemäßigt national-liberalen Farbe getroffen. Denn auf sie natürlich fiel der bitterste Haß der Reaktionäre. In der Person der Abgeordneten sollte der schweigend begrabenen Verfassung der Prozeß gemacht werden.

Als nun die öffentlichen Gerichtsverhandlungen den 9. Dezember 1851 begannen, wurde die Fäulniß der neapolitanischen Verhältnisse aufgedeckt. Ein Oberst der Garde legte Zeugniß zu Gunsten der Angeklagten ab, aber einige Untergebene zeugten gegen ihn. Mehrere Zeugen nahmen ihr Zeugniß als ein erschlichenes zurück. Der Zeuge Caccavale bewies durch sein Dienstbuch mit Consularunterschrift, daß er am 15. Mai 1848 als Freiwilliger in Treviso stand. Heimgekehrt habe er gehört, daß die Polizei Jagd auf die Freiwilligen mache, um sie auf die Strafinseln zu sperren. Während er sich deßhalb verborgen gehalten, habe ihn sein alter Bekannter Barone aufgesucht und ihm gesagt, er werde nicht blos unbehelligt bleiben, sondern auch einen guten Monatssold als Staatszeuge erhalten, wenn er Angaben unterschreibe, welche nur dazu dienen sollten, den Abgeordneten Angst zu machen, damit sie davon liefen. „Ich nahm das Anerbieten

mit dem Entschlusse an, alles zu veröffentlichen, wenn man gerichtlichen Gebrauch davon machen würde, was ich jetzt thue." Auf die Frage des Anklägers, Generalprokurators, wie er denn so Vieles angeben, so viele Namen nennen konnte, wenn er nichts wußte, antwortete Caccavale: ich habe auch nichts gesagt, ich habe Niemanden genannt. Der Präsident Navarra, welcher die Schrift Longobardis in der Hand hatte, diktirte es seinem Schreiber. Auf dieses hin wurde dem fatalen Zeugen das Wort entzogen und er in das Gefängniß abgeführt.

Während die meisten neapolitanischen, zum Theil sehr humanen Gesetze nur darum geschrieben zu sein schienen, um sie, während sie nicht zur Geltung kamen, dem Ausland als Beweis der trefflichen Regierung vorzuhalten, hatte diese Rücksicht und die Oeffentlichkeit des ganzen Lebens auch die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens aufrecht erhalten. Damit war die Vielschreiberei nicht ausgeschlossen; denn über den Anklageprozeß vom 15. Mai wurden 227 Bände geschrieben. Der Muth eines Theils der neapolitanischen Advokatur stählte sich auch dießmal an dieser Oeffentlichkeit. Den Anklägern war es öfters schlimmer zu Muthe als den Angeklagten. Agents provocateurs der östreichisch-klerikalen Klique, welche auf deren Kosten einen Klub für radikale Gimpel geleitet hatten, mußten auch eingekerkert werden. Lebzeltern beklagte das Schicksal dieser „Familienväter". Schließlich wurden im Oktober 1852 die Urtheile ausgesprochen. Zum Tode wurden 7 Angeklagte verurtheilt, aber durch königliche Gnade zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Neunzehn erhielten von dreißig Jahren in Eisen bis zu einigen Jahren Gefängniß. Andere wurden zu weiterer Untersuchung gegeben, Andere provisorisch in Freiheit gesetzt. Es waren größtentheils Männer, welche im Vertrauen auf ihre Unschuld im Lande geblieben waren. Ein beinahe 90jähriger Archidiakonus war während der Untersuchungshaft gestorben. Im Oktober 1853 wurden noch 22 Abwesende zu Tode, Viele zu langjähriger Kerkerstrafe verurtheilt. Die Obmänner der Staatszeugen Niccola Barone und P.P. Carpentieri suchten ihre Stellung schamlos auszubeuten. Sie drohten selbst Angehörigen der östreichisch-klerikalen Partei, sie in den Prozeß des 15. Mai zu verwickeln, wenn sie sich nicht loskaufen würden. Daher wurden sie hernach eingesetzt und confinirt.

P. S. Leopardi allein war zur Verbannung verurtheilt. Er verdankte dieß der Fürsprache des klerikal gesinnten französischen Gesandten in Rom, Rayneval, welcher ihm kurz vor seiner Verhaftung bei seiner offenkundigen Unschuld von der Flucht abgerathen hatte. Seine intime Freundschaft mit Gioberti und Massari bürgen für seine gemäßigte Gesinnung und für die Wahrheit seiner Erzählung, die uns auch durch andere glaubwürdigste Männer im Einzelnen bestätigt wird.

Von dem Jammer, welcher in Folge der politischen Verfolgungen

innerhalb und außerhalb der Gefängnisse des Königreichs auf Tausenden von Familien lastete, mögen die Schicksale einiger Begünstigten Zeugniß ablegen. Obiger Pietro Silvestro Leopardi war im Frühjahr 1848 als Vertrauensmann des Königs Ferdinand und der Nationalliberalen, als Freund Poerios, an Karl Albert geschickt worden, um für einen italienischen Staatenbund zum Kampf gegen Oestreich zu unterhandeln. Im Herbst 1849 wurde er aufgefordert, die ihm dazu vom Könige gegebene Vollmacht zurückzugeben. Er gab sein Ehrenwort, daß er dieß nur thun würde, sobald er an Bord eines fremden Schiffes wäre, da er wohl wußte, daß ihm das feierliche Versprechen des Gerichtspräsidenten, ihn in Freiheit zu lassen, gebrochen werden würde. Man wollte sich seiner Person eben sowohl als des Dokuments bemächtigen. Die Folter war gesetzlich abgeschafft, aber man übte sie an ihm, indem man ihn mit dem Exminister Ferdinands Marchese Dragonetti hundert Stufen hinab in eines jener Löcher legte, welche in den Fels des Forts St. Elmo gehauen sind. Nur Soldaten wagten, ihnen einige Theilnahme und Schonung zu bezeigen. Nach vierzehn Tagen trat General Simoneschi auf die Stufen des Verließes und rief ihnen zu: Ich bin hier, um Neapel zu bombardiren und werde diese meine Pflicht als getreuer Soldat auf den ersten Wink Seiner Majestät erfüllen, wie ich euch und eure Genossen auf Befehl erschießen würde. Aber ich bin nicht hier, den Kerkermeister zu machen und galantuomini dulden zu sehen. Ich habe gestern dem Kriegsminister erklärt, daß ich nicht gemeint bin, der Polizei als Henker zu dienen und er hat mir die Vollmacht gegeben, euch oben zu ebener Erde Zimmer anzuweisen. Heute wird es gereinigt, morgen werdet ihr hinaufziehen. Allein die Feuchtigkeit dieses Raumes machte die meisten erkranken. Dragonetti erfuhr hier, daß zwei seiner Söhne nach Frankreich geflohen, zwei am Fieber im belagerten Venedig und daß auch seine einzige achtzehnjährige Tochter gestorben sei; Leopardi hörte, daß Befehl gegeben sei, alle Leopardi einzukerkern. Nun erkrankten auch sie selbst. Einmal wagte es der General, ihnen tief erschüttert zu erklären, es sei ihm unmöglich, etwas für sie zu thun, er werde von seinen eigenen Offizieren, ja Soldaten als Spionen überall überwacht. Auf ein Gutachten von Polizeiärzten, daß ihre Gesundheit eine Ortsveränderung dringend nothwendig mache, verlangte Ferdinand noch ein Zeugniß von einer Kommission von Militärärzten. Dieses wurde ihnen mit den Worten mitgetheilt: Dabei ist dasselbe Trinkgeld nöthig! Es kostete sie im Ganzen 2000 Lire. Den 20. Juni 1850 wurden sie in das Hospital des Gefängnisses von Sanfrancesco übergesiedelt. Nur um zu einem Verhör nicht zu Fuß durch die Stadt gehen zu müssen, hatte Leopardi hundert Lire aufgewendet. Bestechung war die einzige Milderung des grausamen Absolutismus. Aber Tausende, besonders in den abscheulichen Kerkern der Provinzen zu beiden Seiten der Meerenge,

hatten nicht die Mittel. Sie waren seit dem Herbst 1849 den plötzlichen scharfen Visitirungen bei Nacht wie bei Tag, den provocirenden Agenten, den keine Spuren hinterlassenden Foltern des Hungers und des Durstes, wie den Prügelkommissionen als Beute hingeworfen. In dem Gefangenenhospital von St. Francesco kamen von 1849 bis 1852 4684 kranke politische Gefangene an, worunter 375 Weltpriester und Mönche. Unter ihnen waren viele von den tausend Freiwilligen, welche nach der Kapitulation von Venedig heimgekehrt auf die Strafinseln verbannt, von den Kommandanten halb todt geprügelt worden waren. Der größte Fehler der fanatischen Reaktion war, daß sie sich nicht begnügte, nur die Führer der Konstitutionellen zu fassen; persönliche Rachsucht denuncirte in allen Winkeln. Da die beiden großen Prozesse öffentlich in der Hauptstadt, vor den Augen der fremden Gesandten verhandelt wurden, hielt man die Formen der Gerechtigkeit einigermaßen ein. Schlimmer war es in den Provinzen, namentlich in den entfernteren. Laut der gazetta ufficiale vom 26. Sept. 1851 beliefen sich damals die von den Spezialgerichtshöfen Prozessirten auf 4342; 794 davon lagen bereits in Ketten, ungerechnet 86 gefangene Priester und Mönche, welchen die Ketten erlassen wurden, 665 waren in Arbeitshäusern, 164 verbannt, 1500 zu leichteren Strafen verurtheilt, 1132 entlassen; auf hundert Angeklagte kamen 55 Verurtheilte. Dazu kommen die Korrektionalrichter, welche während jener zwei Jahre an 42,670 Prozesse gegen Störung der öffentlichen Ordnung erledigten. Die Militärgerichte gaben keine statistische Uebersichten heraus. Mehrere tausend Bürger befanden sich in ihren Kerkern; aber nur wenige wurden von ihnen zu schweren Strafen verurtheilt. Die Provinz Teramo oder Abruzzo ulteriore primo, die nördlichste, eine der kleinsten, mit 200,000 fleißigen Einwohnern, wo wenige Ruhestörungen vorgekommen waren, zählte über zweitausend Flüchtiggewordene und Eingekerkerte, von denen wenigstens zweihundert in Eisen lagen*). Auffallend stark sind, auch im Verhältniß zu ihrer starken Bevölkerung, die Zahlen der Verurtheilten in den Provinzen Salerno und Terra di lavoro, niedrig für die Provinz Neapel.

Die Polizei war es, welche sich fortwährend überall und Allen furchtbar machte. Sie bezeichnete die Opfer, sie verhaftete sie, hielt dieselben im Gefängniß ohne Prozeß oder prozessirte dieselben, um sie den Gerichten zu übergeben und verfolgte sie bei den Gerichtsverhandlungen, marterte sie auf die verschiedenste Weise. Keiner, auch wenn er losgesprochen war oder wenn er seine Strafzeit erstanden hatte, kam ohne Lösegeld an ihre Agenten aus ihren Händen. Der Eine zahlte fünfzig Lire, der Andere tausend, das höchste bekannte Trinkgeld betrug 50,000 Lire. Der Eine be-

*) Leopardi, narrazioni storiche p. 428. Niedriger sind die Zahlen bei d'Ayala, welcher aber offenbar nur die Todes- und schwereren Gefängnißstrafen rechnet.

zahlte es an niedere Spione, der Andere an Herren in hohen Aemtern, z. B. an den Generalpolizeidirektor Pecheneda. Aus Eifersucht gegen die königliche Gunst, welche dieser sich erwirkt hatte, legte der Justizminister und Siegelbewahrer Raffaelle Longobardi den siebenten Oktober 1851 im Ministerrath dem König einen langen Bericht über die Mißthaten der Polizei vor, welche aus den Rapporten der k. Generalprokuratoren der Kriminalhöfe des ganzen Königreichs ausgezogen waren. Darüber entspann sich folgendes Gespräch, welches ein Minister dem Professor der Chirurgie, Gianpietri, mittheilte und dieser schriftlich an Leopardi übermachte; dieser versichert einige der ärgsten Angaben weggelassen zu haben, wir thun weiter dasselbe. Die Hauptpunkte in der Beschwerde des Justizministers, welcher zunächst nur den Wirkungskreis der Gerichte wahren wollte, waren: erstens die Bildung von „royalistischen" Banden, besonders in Calabrien, welche die Landhäuser der des Konstitutionalismus Verdächtigen plünderten und anzündeten, ihre Heerden schlachteten, manchmal ihre Hirten tödteten. Allein die Familie Barocco litt dadurch einen Schaden von einer halben Million Lire. Der k. Generalprokurator von Cosenza (Calabria citeriore) berichtete, diese Banden seien vom Intendanten Mazza heimlich organisirt und öffentlich beschützt; man wisse von General Nunziante, daß er, weil er diese Banden habe zerstören wollen, auf Mazzas Verlangen vom Kommando dieser Militärkommission abberufen worden sei. Zweite Beschwerde: die übermäßige Zahl k. Unterthanen, welche, ohne je einen Richter gesehen zu haben oder von ihrem Richter freigesprochen, oder nach erstandener Strafe, durch die Polizei die Einen konfinirt, Andere im Kerker, Andere auf den Strafinseln, Andere auf den Galeeren zurückbehalten würden. Sire, schloß er, wir haben die Spezialgerichtshöfe, die permanenten Militärkommissionen, welche die momentanen Kriegsräthe für politische Verbrechen wieder aufgerichtet. Der Eifer der Korrektionalrichter Eurer Majestät ist in Bestrafung geringerer Vergehen nie ermüdet. Wozu also noch dieser Luxus von willkürlichen ungesetzlichen Polizeimaßregeln? Sire, erwiederte der angegriffene Generalpolizeidirektor, gewiß muß, wer den Zweck will, auch die dazu nöthigen Mittel wollen. Man will, daß im Königreich nicht mehr ein Individuum wage sich der konstitutionellen Regierung zu erinnern. Wie kann man das anders erreichen, als indem man Keinem von Denen, welche sie zurückwünschen und selbst in ihren Bittschriften die von der Verfassung verkürzten Rechte anrufen, auch nur einen Augenblick Athem noch Hoffnung läßt? — Longobardi durfte sich mit gutem Gewissen darauf berufen, daß niemand mehr als er die Nothwendigkeit einer ausgedehnten, unabläßigen Verfolgung anerkannt habe, um die konstitutionelle Partei zum Schweigen zu bringen; aber in unsern Zeiten verlange die Klugheit die gerichtlichen Formen zu wahren; worauf

Pecheneda antwortete: Es sind von Eurer Excellenz selbst so viele sogenannte Liberale in die Polizeiregister eingeschrieben worden, gegen welche kein Stoff zum Rechtsprozeß vorlag, oder gegen welche keine Zeugen sich fanden, daß, wenn ich diese alle, weil sie rechtlich nicht verurtheilt werden konnten, ohne Weiteres freiließe, die Straßen der Hauptstadt und der größeren Provinzstädte von ihnen erfüllt würden und Eure Excellenz sie wieder schreien hören würde: es lebe die Verfassung! Der Justizminister bezweifelte dieß. Viele der Polizeigefangenen seien zu ungebildet, Andere zu reich, um die Wiederkehr der Verfassungsregierung zu wünschen; diejenigen, welche nur als Wähler oder als Offiziere der Nationalgarde in den Polizeiregistern stehen, seien blos zu überwachen. Dieß gestand der Polizeidirektor zu, sagte aber, die Polizei brauche nicht so haarscharf zu unterscheiden; denn, wenn es sich darum handelt Schrecken zu verbreiten, so verbreitet die Verfolgung, welche einen als unschuldig Angesehenen trifft, mehr Schrecken als die Verfolgung von hundert für schuldig Betrachteten. — Sie mögen recht haben, erwiederte der Justizminister, aber es gibt in Europa Gladstone und deßhalb bleibe ich dabei, daß es passender ist die Gerichtsformen einzuhalten. Dadurch in den empfindlichsten Nerv getroffen, brach der König die Erörterung ab, indem er sämmtliche Minister um ihre Ansicht fragte. Sie traten der des Justizministers bei. Pecheneda, sich besiegt stellend, sagte: Nun, so gehe ich und lasse achttausend Liberale frei; aber Eure Excellenzen dürfen sich nicht an mich halten, wenn Sie in einigen Wochen im ganzen Königreich das Oberste zu unterst gekehrt sehen! — Das wollen Wir nicht! rief der König. — Auch ich nicht, erwiederte der Justizminister, aber es ist nicht schwer den unvermeidlichen Trägern der Polizeimacht eine legale Form zu geben. Es genügt in jeder Provinz eine Scrutiniumskommission einzusetzen, bestehend aus dem Intendanten, dem Militärkommandanten und dem k. Generalprokurator, mit unbeschränkter Vollmacht, über alle politisch Verhafteten, welche ohne Prozeß weil ohne Beweise oder nach Ablauf ihrer Strafzeit sitzen, zu bestimmen, welche von diesen im Gefängniß behalten, welche zu konfiniren, welche zu relegiren oder zu verbannen sind, welche endlich ohne Gefahr ihren Familien, aber unter Aufsicht gestellt, zurückgegeben werden können.

Gut, sagte der König. Sogleich wurden die königlichen Dekrete zu Einsetzung dieser Kommissionen ausgeschrieben. Damit wurde das Freisprechungsrecht der Gerichte vollends thatsächlich aufgehoben. Jene Kommissionen kamen nur Wenigen zu Gute, Viele wurden durch sie verbannt. Aber die reaktionären Posaunen Europas bliesen eine Hymne auf den Vater seines undankbaren Volks. — Wir können uns denken, wie das Mißtrauen des Königs dadurch gereizt wurde, daß wie seine Polizeispione die geheimsten Worte und Gedanken seiner Unterthanen erlauschten, so auch alles was

in seinen geheimsten Berathungen gesprochen ward, erhorcht und durch die piemontesische Presse Europa verrathen wurde.

So gelang es denn der fanatischen, von Privathaß geschürten Reaktion und der mit ihr solidarischen unumschränkten, die Phantasie des Königs beherrschenden Polizei, der spezifisch neapolitanischen Verfassungspartei den Boden auszuschlagen, welche allein die Dynastie, wenn diese ihr die Hand bot, in die Länge aufrecht erhalten konnte. Viele derselben wendeten sich jetzt dem Müratismus zu. Der Gläubigen an den nationalen Einheitsstaat waren damals noch sehr wenige im Lande.

Der Bund der Unità italiana, von welchem der andere Riesenprozeß den Namen hat, war theils ein blos geistiger, theils für die Eingeweihtesten ein wirklich nach Statuten organisirter. Ob er sich gleich mit einigem Recht als Fortpflanzung der alten Carbonari oder doch ihrer Ideen empfahl, so scheint er doch erst seit 1848 einige Gestalt gewonnen zu haben. Die Untersuchung gegen ihn begann im November 1848. Als nemlich der Pabst im September von Gaeta nach Portici und in die Hauptstadt kam, und den sechszehnten die 50,000 Köpfe auf dem Platze vor der Residenz segnete, platzte eine kleine Bombe und verletzte Mehrere. Nach andern Angaben war es eine Flasche, welche nicht einmal den, in dessen Tasche sie explodirte, erheblich verletzte. Man verbreitete das Gerücht, die Verschwörer hätten mit Schlangen gefüllte Gefäße unter die Volksmasse werfen wollen. Zehntausende schrieen nach unnachsichtiger Untersuchung und Bestrafung des Frevels. Die bigotte und die politische Reaktionspartei, die von der Angst sich zur alten Grausamkeit erholende Polizeimacht entsprach diesem Racheruf mit Freuden. Es war ihr eine Lust, bei Gelegenheit dieses Bubenstreichs einiger Unbekannten die wackersten Patrioten mit Fanatikern des Königsmords in Eine Anklage zu verwickeln.

Die ganze Familie Poerio war seit 1799 unerschütterlich auf der Seite des Rechts und der Freiheit gestanden und hatten der Reihe nach das Martyrthum der gemäßigten Freiheit erlitten. Der aus Calabrien stammende Vater Baron Josef Poerio, einer der berühmtesten Advokaten der Hauptstadt, wurde 1799 von der Glaubensarmee des Kardinals Ruffo als Patriot in den Kerker geworfen. Unter Mürat war er Generalprokurator, seit der Restauration von 1815 wieder Advokat; im Jahre 1821 verfaßte er als Abgeordneter den Protest gegen die östreichische Invasion und wurde er mit seinen beiden Söhnen, Karl war 18 Jahre alt, nach Böhmen in die Verbannung geschleppt, wo er in Mangel starb. Der Wunsch seiner heldenhaften Frau, Gatten und Söhne lieber gefangen und todt zu wissen, als schwach zu sehen, wurde erfüllt. Ihr jüngerer Sohn Karl wurde 1837, 1844 und 1847 auf kürzere, dann auf längere Zeit eingekerkert. Im Anfang des Jahres 1848 verließ er den Kerker, um Polizeiminister und bald Unterrichtsmi-

nister zu werden, wozu er sich besser eignete. Er war einer der ausgezeichnetsten Vertreter der gemäßigt konstitutionellen Partei im Parlament. Er wollte Sicilien bei Neapel festgehalten wissen. Aber Karl Poerio reizte durch seine catonische Bürgertugend, seinen makellosen Charakter, den Haß der souveränen Polizeigewalt, welche er hatte reformiren wollen. Er sollte es auch entgelten, daß sein poetisch begabter Bruder bei einem der wenigen energischen Ausfälle aus Venedig im Herbst 1848 sich ausgezeichnet hatte und gefallen war. Daher genügte es, daß er, weit entfernt einer Verschwörung anzugehören, in nicht unbegründetem Verdacht stand, daß er bei der Unheilbarkeit der Dynastie ganz ideell dem italienischen Einheitsstaat sich zuneigte. Die Anklage war eine ganz absurde. Poerio hatte als Minister unter vielen andern einen Aemterbettler zurückgewiesen. Dieser selbige gab an, Poerio habe als Minister ihn an eine Person gewiesen, welche ihn in eine Verschwörung gegen das Leben des Königs einweihen sollte. Dieser Schuft, bisher in Lumpen gehüllt, ging vom Moment an, wo er als Ankläger gegen Poerio auftrat, gut gekleidet; ein Erzpriester bezeugte, derselbe habe sich gegen ihn gerühmt, er beziehe seitdem einen Gehalt von der Regierung.

Zweiundvierzig Männer, worunter zwei Priester, der verschiedensten Art wurden prozessirt (Coppi annali A. 1849 P. 435.) Der Zweck ihrer angeblichen Verschwörung war, „Italien von der inneren Tyrannei der Fürsten und von jeder fremden Gewalt zu befreien, es zu vereinigen, es stark und unabhängig zu machen, indem es von jedem fremdartigen, diesem Zweck widersprechenden Theil (Savoyen?) losgelöst würde." Das größte Verbrechen in den Augen Ferdinands mußte sein, daß die monarchische Nüance der Unitaristen beschuldigt war, den verhaßten Karl Albert zum König des einigen Italiens zu machen. Um sie, um ihre Ehre zu vernichten, mußten sie mit den verworfensten Menschen in eine Masse zusammengeworfen werden. Die Organe der unblutigen Restauration thaten ihre Schuldigkeit. Poerio wurde zu 24 Jahren in Eisen verurtheilt. Einige Jahre lebte er auf schattenloser Strafinsel mit einem gemeinen rohen Menschen, „mehr Thier als Mensch," vermittelst einer sechs Schuh langen schweren Kette zusammengeschmiedet, welchen er also bei allen physischen Prozessen begleiten, dessen Unmuth ertragen mußte. Das war auch seiner heldenmüthigen greisen Mutter zu stark; sie wurde 1850 wahnsinnig und starb zehn Jahre später. Ferdinand aber erntete den Ruhm der Milde, denn er begnadigte die drei zum Tode Verurtheilten, worunter Settembrini, Professor der Literatur, zum Zuchthaus.

Aber der berühmte Gladstone, damals noch Tory, war im November 1850 in Neapel angekommen und glaubte anfangs, die Gräuel, welche man ihm von der politischen Inquisition erzählte, seien ungeheure Ueber-

treibungen. Nachdem er dem öffentlichen Schlußverfahren gegen die Verschwörer für die Einheit Italiens angewohnt und sich die Protokolle verschafft hatte, nachdem er in die Kerker hinabgestiegen war, in welchen die edelsten Männer des Landes unter hundert Auswürflingen desselben zusammengepreßt, von der Camorra beherrscht, die ekelhaftesten Dünste einathmeten, fiel es ihm als eine unabweisbare Pflicht auf das Gewissen, die Wahrheit zu ergründen und vor Europa zu bezeugen. Er überzeugte sich, daß Monate, Jahr und Tag geachtete Männer, welche meist nächtlicher Weise aus den Schoos ihrer Familien, nicht selten aus ihrem durch die Schergen geplünderten Hause fortgeführt worden waren, ohne Verhör, ohne die Ursache, ohne eine Anklage zu erfahren, in diesen Höhlen lagen, in welche die Aerzte hinabzusteigen sich weigerten. Oben in den Hallen waren die schönsten Gefängnißreglements angeschlagen. Die Verhöre waren geheim. Kein Entlastungszeuge, nicht Geistliche, Offiziere wurden auch beim öffentlichen Schlußverfahren zugelassen. Der Gerichtspräsident im Prozeß der Verschworenen der Einheit bedrohte Richter und Zeugen aufs roheste. Offenbar lügenhafte Angaben der Belastungszeugen wurden nur als Zeichen zu großen guten Eifers behandelt, auch wenn sie die Angeklagten, gegen welche sie zeugten, gar nicht oder falsch erkannten. Dieß konnte allerdings von der Zerfallenheit ihrer Gestalt in den Kerkerhöhlen herkommen. Die Haupturkunde, worauf die Anklage gegen Poerio ruhte, war ein angeblicher Brief des trefflichen, hochgebildeten Dragonetti an ihn, welcher von Schreibfehlern wimmelte. Darin wurde ihm angekündigt, daß Mazzini und Garibaldi von Palmerston unterstützt einen Einfall in Neapel zu machen im Begriff stünden. Einem Sprossen des Hauses Carafa versprach der Minister Pecheneda leichte Bestrafung, wenn er gegen Poerio zeuge; als dieser sich dessen weigerte, ging er mit den Worten: Gut, Sie wollen sich selbst verderben, ich überlasse Sie Ihrem Schicksal. Auf der Strafinsel Nisita in seinem überfüllten Kerker sprach Gladstone Poerio; er beugte sich tief vor seiner frommen Resignation und faßte den festen Entschluß, Europa als Zeuge aufzurufen, damit es durch sein Urtheil vielleicht Poerio befreie.

Der conservative Minister, Lord Aberdeen gab ihm die Erlaubniß, die Thatsachen in einem Brief an ihn zusammenzufassen; Gladstone schrieb denselben im April 1851 mit der kräftigen Beredsamkeit eines tief erregten Gewissens. Er bekämpft die Vorurtheile seiner nur den Pöbel der Residenzstadt Neapel kennenden Landsleute gegen die Neapolitaner. Das Volk sei sehr begabt, gutmüthig, nur seine geistige Elasticität habe seine guten Eigenschaften gegen deren Vergiftung durch den ungeheuren entsittlichenden Druck bewahrt. Während der vier Monate der Freiheit im Jahre 1848, wo keine Polizei bestand, sei kein Verbrechen an den Folterknechten der Tyrannei begangen worden. Um so berechtigter fühlt sich Gladstone, das

schauderhafte System der Regierung anzuklagen: „Dieses ist eine ununterbrochene, systematische, vorbedachte Verletzung der Gesetze; dieß ist eine Verfolgung der Tugend, zumal wenn sie mit Intelligenz verbunden ist, welche gegen ganze Klassen gerichtet ist, so daß die Regierung auf einem beständigen, scharfen, grausamen Feindschaftsfuß gegen alles steht, was in der Nation lebt, was sich bewegt, was die Triebfeder der praktischen Vervollkommnung bildet. Dieses System ist die kecke Profanirung der öffentlichen Religion, in Folge ihres notorischen Bündnisses, in der Hand der Regierungsgewalten, mit Schändung jedes Sittengesetzes, kraft der doppelten Triebfeder der Furcht und der Rache; es ist die Prostitution der zum Gefäß der niedrigsten Machinationen der unmittelbaren Räthe der Krone gemachten Magistrate." Die letzten beiden Sätze beruhen auf der Thatsache, daß wiederholt Liberale, nachdem sie ihre Ansichten oder Thaten gebeichtet hatten, sofort verhaftet wurden. Jesuitische Katechismen rechtfertigten den Eidbruch des Königs, sofern er glaube, daß die ihm gesetzten Schranken seiner göttlichen Autorität und dem Volke schaden. Gladstone sagt, „die Verurtheilung eines so edlen, in seinem Vaterland von Allen verehrten Mannes wie Poerio, sei eine ebenso krasse Ungerechtigkeit, ein Widersinn, wie wenn in England Lord John Russel, Lord Landsdowne, Sir James Graham wegen Verraths verurtheilt würden." — Die Verurtheilung Poerios drängt uns die Frage auf, ob die Neapolitaner irgend noch Grund hatten, sich der Abwehr der kirchlichen Inquisition zu rühmen? In jener wurde die persönliche Ueberzeugung, nicht eine That gestraft. Nur war die Ueberzeugung jetzt nicht mehr sowohl auf kirchliche, als auf politische Dinge gerichtet, deßgleichen die Wuth des verfolgenden Fanatismus. Gladstone faßt die Entrüstung seines Gewissens in dem Worte zusammen: Diese Regierung ist die Läugnung Gottes. Er versprach Aberdeen, seinen Brief nicht zu veröffentlichen, wenn er der neapolitanischen Regierung vorgelegt, die Befreiung Poerios und Milderung der Strafe für Andere zur Folge hätte. Aberdeen machte dem neapolitanischen Gesandten in London, dem Fürsten Castelcicala Mittheilung davon. Dieser schrieb es außeramtlich an seinen Minister des Aeußeren, Marchese Fortunato, welcher sich mit dem Secretär des Königs berieth, ob dem König Mittheilung zu machen sei. Allein beide fürchteten, Ferdinand durch diese ihm von einem Privatmann mit Drohung gestellten Bedingungen sehr zu erzürnen. So erschienen die Briefe. Als der König später Castelcicala zurückberief und ihm Vorwürfe darüber machte, daß er der Veröffentlichung nicht zuvorgekommen sei, so theilte ihm dieser jenen Vorgang mit und Fortunato verlor sein Portefeuille. Die Abberufung Castelcicalas aber war dadurch veranlaßt, daß Palmerston durch seine Gesandten allen Höfen Exemplare der Briefe Gladstones schickte; etwas zu diensteifrig ließ

der neapolitanische Gesandte durch den Schotten Mac Farlane eine sogenannte Widerlegung der Briefe (the Napolitan government and Mr. Gladstone) schreiben, welche er an Palmerston mit dem seltsamen Ansinnen übergab, dieser möchte auch davon ein Exemplar an die fremden Höfe schicken. Darauf antwortete Palmerston in einem undiplomatischen Schreiben, welches Castelcicalas Verbleiben unmöglich machte. Indeß ließ Ferdinand eine eingehende, scheinbar gründliche Widerlegung Gladstones und Rechtfertigung seiner Regierung und seiner Justiz (Rassegna degli errori e delle fallacie pubblicate dal Sig. Gladstone in due lettere indiritte al conte Aberdeen sui processi politici nel reame delle Due-Sicilie) verfassen und an alle Höfe und bedeutenden Zeitungen schicken. Es wurde darin nachgewiesen, wie er seit 1830 die Ausnahmsgerichte aufgehoben, in den Strafgesetzen Milderungen eingeführt habe. Die Gesetze über Haussuchungen, über polizeiliche Verhaftung auch bei nur „gleichsam flagranten" Vergehen und Prozessen wurden mitgetheilt. Es erhellte schon daraus, daß die Vertheidigung und die Appellation eingeengt waren. Davon aber, daß in Neapel die Gesetze zumal bei politischen Verfolgungen bloß todter Buchstabe waren; daß hiezu nur zuverlässige Richter ausgewählt und „Staatszeugen" bezahlt wurden, davon stand nichts in dieser Schutzschrift. Massari wies viele Unrichtigkeiten derselben nach. Gladstone erkannte in einem neuen kleineren, im Juli 1851 geschriebenen Briefe einige, aber nicht bedeutende Irrthümer in seinen zwei Briefen an, behauptete aber mit gutem Recht, daß die Hauptsachen und der Gesammteindruck seiner Briefe wahrheitsgemäß seien. Die Todtlegung der Presse, die Rücksicht auf die große Gefahr, welche die Beibringung von Beweisen über jeden Neapolitaner verhängen würde, erschwere den Nachweis sehr. Gewiß aber sei, daß das System auf Richter wie auf Gefangene in den Provinzen noch härter drücke, als in der Hauptstadt. Er habe sich enthalten, die ganze Sache vor das englische Parlament zu bringen, um nicht das neapolitanische Nationalgefühl zu verletzen. Die französische Presse (z. B. das annuaire des deux mondes) stimmte mit der absolutistischen Presse des Ostens und Deutschlands überein, daß Gladstone, wie einst Lord Minto, der vielverläumdete Ehrenmann, nur das Mißvergnügen schüren wollte, damit England endlich seine Plane auf Annexion Siciliens ausführen könnte. Die Franzosen sagen, der englische Patriotismus und die englische Humanität seien immer so geartet.

Allein diese Lossprechung durch die reaktionäre festländische Presse befriedigte Ferdinand nicht und gab ihm nicht den Gleichmuth, welcher auch aus der Schrift des Gegners hätte die Wahrheit herauslesen können und sollen. Es ist kein Zweifel, daß ihm sehr viele geistige und körperliche Foltern unbekannt waren, welche gegen Tausende mehr oder weniger Unschul-

dige angewendet wurden. Abbate Coppi sagt, die Regierung habe nie eine Summa aller Verhafteten gegeben, mehrere Schriftsteller haben dieselbe bis gegen 30,000 geschätzt. Eine nahezu gleiche Zahl habe die der sich verborgen Haltenden und der Flüchtlinge erreicht. Ferdinand hielt diese Zahlen für ungeheure Lügen. Der mit ihm durch gegenseitiges Zutrauen und durch persönliche Zuneigung verbundene Baron de Martino, welchen die ersten Ehrenmänner Italiens für Ihresgleichen anerkennen, erklärt Gladstones Briefe für in der Hauptsache richtig, aber in gar Manchem übertrieben, da er beinahe nur mit Liberalen verkehrt habe. Nach Castelcicalas Abberufung von der Gesandtschaft in London bot Ferdinand ihm, wegen seiner persönlichen Befreundung mit englischen Staatsmännern, jenen Posten an, mit dem besondern Auftrag, Gladstones Briefe zu bekämpfen. Der König behauptete der politisch Gefangenen seien nur 220, de Martino dagegen, die Zahl von 22,000 werde der Wahrheit näher kommen*), wenn man die von der Polizei Eingekerkerten mitrechne; daher könne er jenen Auftrag nicht übernehmen. So geschah es, daß er nur den neuen Gesandten als erster Secretär nach London begleitete. Freunde wollten Poerio Mittel zur Flucht bieten; Ferdinand ließ ihm bedeuten, er solle nur die Worte unterzeichnen: „Majestät, ich bitte um Gnade." Aber Poerio lehnte beides ab, er wollte sich auch nicht den Schein geben, als wäre er als Schuldiger verurtheilt. Colletta sagt zum Jahre 1821, „viele Neapolitaner haben auf dem Weg zum Galgen bewundernswürdigen Muth bewiesen." Was Poerio that, war mehr.

Der französische Consul in den Abruzzen, Rotrou, gibt uns in einem interessanten Berichte vom 15. September 1861, auf den wir zurückkommen werden, Aufschlüsse über das System der Reaktion, von welchem die politischen Verfolgungen Ausflüsse waren. Die heutigen Vorgänge (das Brigantenthum) sind die nothwendige Folge des entsittlichenden Systems, welches Ferdinand mit merkwürdiger Beharrlichkeit während der letzten zwölf Jahre durchführte. Von 1848 an hatte er nur Einen Gedanken, nur Einen Zweck, den, durch vollkommne Unterjochung des Mittelstandes die Rückkehr der verfassungsmäßigen Regierung unmöglich zu machen; die wohlberechnete Erniedrigung des Bürgerthums, die autorisirte, ermuthigte Zügellosigkeit der niederen Klasse mußten dem ersteren alles Vertrauen, alle Kraft und alle Hilfsmittel rauben. So war denn der Uebergang zur constitutionellen Re-

*) Diese Unterredung ist authentisch und doch für jeden unglaublich, welcher sich mit Neapel nicht eingehend beschäftigt hat. Es ist ein Beispiel, in welcher Lage der gewissenhafte Geschichtsschreiber Neapels ist. Er muß das Charakteristische verschweigen oder auf Spott gefaßt sein. Ich bin das Letztere. Die Quelle zu nennen ist uns oft moralisch unmöglich. Obige ungeheure Differenz erklärt sich auch dadurch, daß dafür gesorgt war, die politisch Verdächtigen auch anderer Vergehen zu beschuldigen. So wurde auch Ferdinand betrogen. Er glaubte nur an die Kirche und an seine Polizei.

gierung (1860) um so gefährlicher, als man während dieser zwölf Jahre große Sorge getragen hatte alles verschwinden zu machen, was von weitem zu ihrer Wiederaufrichtung Hilfe leisten konnte. Das niedere Volk, darauf abgerichtet, nur die Rechte des Königs anzuerkennen, sah außer ihm nichts; nach seiner Anschauung war das Gesetz nur der Ausdruck des Willens des Meisters, welcher für die niedere Klasse gewöhnlich mild, für den Bürger stets unbeugsam war. Als man (Franz II.) im Jahre 1860 eine Appellation der Verzweiflung an diese Verfassung richtete, erklärte man zugleich den niederen Klassen, daß dieß nur das Resultat der Gewaltthätigkeiten des Bürgerthums sei, welches sich von neuem der königlichen Gewalt bemächtigen wolle, um die Lasten des Volks zu vermehren und sich an ihm für seine langen Leiden zu rächen. Es war natürlich, daß dieses bereit war, mit allen möglichen Mitteln Denjenigen zu vertheidigen, welcher sich ihm als den Beschützer seiner Unabhängigkeit gegen die Tyrannei und gegen die unersättliche Selbstsucht der Bürger darstellte, mit welchen es in allen Beziehungen des Lebens in beständigem Widerstreit lag. Es ist also nicht zu verwundern, daß diese niedere Klasse die Revolution mit großem Mißvergnügen sah; vielmehr muß man überrascht sein, daß sie für die Vertheidigung einer Sache, welche für sie und für das Königthum eine gemeinschaftliche geworden war, nicht thätiger auftrat. Während also Ferdinand II. der niederen Klasse eine beinahe unbeschränkte Freiheit gelassen hatte, hatte er dem Bürgerthum gegenüber ein System befolgt, wodurch dieses alle seine Energie, bis auf das Bewußtsein seiner Bürgerpflichten nothwendig hatte verlieren müssen. Jeder war unbarmherzig in seine Lokalheimath internirt gewesen. Es kostete große Mühe, bis man selbst den bestangeschriebenen Bürgern von Zeit zu Zeit erlaubte in den Hauptort ihrer Provinz zu gehen. Die Gemeindebehörden waren größtentheils außerhalb des Bürgerstands oder wenigstens aus solchen Subjekten dieses Standes ausgelesen, deren servile Ansichten ebenso notorisch waren, als ihre Unfähigkeit; Gemeindewahlen fanden nicht mehr Statt, damit Alles, was an freisinnige Institutionen erinnern könnte, bis auf die Wurzeln erstickt würde. Endlich war selbst das Lesen der offiziellen Zeitung in den Kaffeehäusern untersagt. Den Familienvätern wurde die Erlaubniß verweigert ihre Söhne zur Vollendung ihrer Erziehung in die großen Mittelpunkte (selbst Neapels) zu schicken. Endlich sahen sich die Familien derselben Ortschaft nicht mehr, um nicht das Mißtrauen der sich gern beunruhigenden Polizei zu erwecken. Die Vergehen der Angehörigen des Bürgerstandes wurden wie Verbrechen bestraft und so war ihre persönliche Freiheit stets bedroht. Es blieb dieser Klasse zur Benutzung ihrer Intelligenz nur die Sorge für ihre niedrigen persönlichen Interessen. Zu diesem System gehörte auch die Parteinahme des Königs gegen den der Intelligenz verdächtigen Offizier zu Gunsten seiner Untergebenen, wodurch die Disciplin des Heeres auf den Kopf gestellt

wurde. Dem Soldaten wurde Mißtrauen in die Treue seines Offiziers eingeimpft, wie dem Proletarier gegen den Besitzenden. Auf die, wenn auch noch so schweren, Landeskalamitäten, welche das Doppelkönigreich trafen, können wir nicht näher eingehen, ob sie gleich im Süden die Phantasie und die Leidenschaft äußerst aufregen und der ausschließliche Selbstherrscher für alles verantwortlich gemacht wird. Die nachdauerndste war die in Italien 1850 auftretende Traubenkrankheit. Ferdinand erhielt zwar während der Theurung von 1852 und 1853 durch sein Ausfuhrverbot für Getreide im Durchschnitt niedere Preise, verursachte aber viele lokale Noth und fesselte den Handel, indem er die Gewinnsucht der Fruchthändler denuncirte. Aufgeklärter benahm er sich bei der Cholera von 1854; im Vergleich zu 1837 bewies auch die Bevölkerung, namentlich ein großer Theil der Geistlichkeit eine weit bessere Haltung. Die Civilta cattolica macht darauf aufmerksam, daß während besonders der Handelsstand floh und das niedere Volk dem Elend überließ, der Erzbischof von Neapel und viele Geistliche in die Höhlen hinabstiegen; nur verdarben die Prozessionen viel.

Nachdem die radikale Partei den 15. Mai 1848 in den Straßen Neapels niedergeschlagen war, versuchte sie in Calabrien eine Schilderhebung. Indem die Regierung die besitzlosen Klassen gegen die liberalen Besitzenden, meistens Städte, aufhetzte, gab sie den Anstoß zu einem fürchterlichen communistischen Brigantenkrieg. Familien und Heerden wurden weggetrieben und niedergemetzelt, wenn sie nicht schwer ausgelöst wurden, die Fruchtbäume wurden abgehauen. Die Krone mußte gegen diese ihre angeblichen Anhänger scharf einschreiten. In den Jahren 1848 und 1849 hatten sich 600 in die Enge getriebene Briganten gestellt. Marschall (General) Ferdinand Nunziante errichtete zu Anfang von 1850 in Cosenza ein Kriegsgericht, von welchem auch die Spione und Zuhälter der Briganten, die Träger von Loskaufsbriefen und von Lebensmitteln, rasch abgeurtheilt werden mußten, deßgleichen jeder welcher nicht sogleich der Behörde Anzeige machte, wenn Banditen sich bei ihm einlagerten und jeder der ihnen ein Lösegeld schickte. Binnen kurzem stellten sich wieder 200 oder wurden sie gefangen. Allein die Brigantennoth beschränkte sich nicht blos auf Calabrien und auf die anstoßende Basilicata, sie wurde aber von der Regierung möglichst verschwiegen. Ferdinand setzte alle Mittel, außer Volksbildung und Freiheit, in Bewegung, um diesen socialen Krebsschaden auszurotten. Im Giornale del regno delle due Sicilie vom 31. December 1851 wurde der dem König vom Ministerium des Innern unterbreitete Bericht mitgetheilt. Die Summa desselben ist, daß die Wiedererlangung und die Vertheilung der Domänengüter alle Sorgfalt der Verwaltung in Anspruch nehme. Im Jahre 1850 wären 17,641 Scheffelfelder wiedererlangt und aus denselben 6875 Loose gebildet worden, wodurch eben so viele Familien der Armuth

entrissen seien. (?) Weitere 2300 Loose waren in verschiedenen Provinzen zur Vertheilung bereit. Ferdinand von dem Ingenieur Savarese unterstützt kanalisirte die Sumpfgegenden vom untern Volturno bis Pästum, welche am meisten von Fremden bereist werden, und pflanzte hier Zehntausende von Fruchtbäumen, indem er den Provinzen, den Gemeinden und Privaten Staatskredit eröffnete. Ferner suchte er dem sicilianischen Landbau Kapitalien zu verschaffen, indem er alle Güter von weltlichen öffentlichen Anstalten, z. B. der Wohlthätigkeit, außer den Gemeindegütern für verkäuflich erklärte. Aber die ausgedehntesten, die der Klöster blieben unberührt. Allein selbst Schritte Ferdinands, welche eine gewisse Entwickelung, ja Selbständigkeit der Insel anbahnten, scheiterten an Mißtrauen und an den Vorurtheilen. Das Verhältniß verschlimmerte sich, seit Filangieri, von Ferdinand nicht mehr gegen den in Neapel residirenden Minister für Sicilien Cassisi unterstützt, 1854 abgetreten war. Die Sicilianer erhoben Klage, daß ihnen das 1849 gemachte Versprechen, der Thronfolger Franz werde als Regent auf Sicilien residiren, nicht gehalten worden sei. Da die Jesuiten wieder die meisten zarteren Verhältnisse der Insel in ihre Hände bekommen hatten, so ist ein Vertrauensmann derselben in besonders günstiger Lage uns über die Stimmung eines großen Theils der Sicilianer zu berichten. (Histoire de la Revolution de 1860 en Sicile par l'abbé Paul Bottola, édition originale française par M. J. Gavard, Bruxelles 1861. Zwei Bände.) Seit 1849 waren zwar meistens nur Sicilianer auf Sicilien Beamte, die allermeisten Verwaltungs- und Gerichtsangelegenheiten kamen in Palermo zur Entscheidung. Aber die Gemeinderäthe waren durch die königlichen Intendanten beinahe mundtodt gemacht. Daß die drückenden Steuern der Provinzen, zum Theil Folge der Revolution von 1848, oft nicht zu den Zwecken z. B. Straßenbauten verwendet wurden, wozu sie auferlegt waren, diese Schuld mochte nur zum Theil auf die Sicilianer selbst fallen, da seit Filangieris Abgang Sicilien wieder mehr von Neapel aus, von Cassisi regiert wurde, welcher die Schöpfungen Filangieris haßte. Die Ausbrüche der wachsenden Unzufriedenheit wurden durch die eiserne Polizeimaschine Maniscalcos niedergehalten und mit Härte jede Verbreitung von Nachrichten aus dem Ausland verhindert, welche hätten aufregen können. Allein Lafarinas kleiner italienischer Courier schlich sich doch ein, dieser kleine Prophet des staatlich einigen, glücklichen Italiens.

Seltsam widersprechend sind die Schilderungen, welche die Jesuiten von der geistigen Atmosphäre Siciliens von 1849 bis 1859 geben. Einerseits rühmen sie, daß sie von funfzehn Profeßhäusern aus den höheren Jugendunterricht mehr als je in ihren Händen hätten, daß Väter des Ordens außer geistlichen auch Schriften über sicilianische Literaturgeschichte und Alterthumskunde, über Mathematik und Naturwissenschaft verfaßten, daß ihre

Missionen sehr wirksam waren. Andererseits beklagen sie, daß ein großer Theil des Adels und des Bürgerstands besonders auf den Universitäten ihren katholischen Glauben verloren hätten. Hier werde die Kunst der accoltellatori durch geschleuderte Messer zu tödten eifrig gelernt. An den Schicksalen Pios habe Sicilien keine Theilnahme gezeigt. Selbst der Klerus setze dem Katholizismus seinen insularen Partikularismus entgegen. Dieser habe in dem angeblich von dem Pabste 1097 dem Normannenkönig von Sicilien und seinem Nachfolger ertheilten Rechte eines päbstlichen Legaten (monarchia Siciliana), also dem Rechte die höchsten Appellationen in Sachen geistlicher Gerichtsbarkeit, über Ehehindernisse, über Lösung von Klostergelübden zu entscheiden, eine fatale Basis erhalten. Dadurch werden die nachgebornen Söhne des Adels, welche in die von ihren Ahnen gestifteten reichen Stifte und Klöster ohne alle innere Berufung eintreten, gegen die römische Zurechtweisung ihrer ärgerlichen Lebensweise und Unkirchlichkeit geschützt. Und in der That konnten selbst Fremde, Protestanten in den Klöstern sehr starke Aeußerungen gegen die römische Kurie hören. Dagegen wurde die insulare englische Hochkirche gerühmt*). So richtete sich der antifestländische Inselpartikularismus gegen Rom wie gegen Neapel; ein positives Element war die nur von Gebildeten, also von Wenigen gehegte nationale Idee. Charakteristisch ist der Streit, welcher um das Jahr 1854 zwischen Ferdinand und dem bisher von ihm sehr begünstigten Jesuitenorden ausbrach. Dieser hatte während des päbstlichen Aufenthalts in Neapel hier die Zeitschrift civiltà cattolica gegründet, welche die Throne auf dem wieder befestigten Altar sicher zu stellen versprach. Aber die Allgegenwart und die Gewaltthätigkeit des Ordens und die der neapolitanischen Polizei stießen auf hundert Punkten gegeneinander. Deßhalb wurde die Redaktion nach Rom verlegt, von wo aus sie das Vorherrschen des Laienelements in den neapolitanischen Gesetzen und in der Verwaltung über die Rechte der Kirche rügte. Umsonst verlangte Ferdinand von Pius strenge Bestrafung der Väter-Redakteure. Die Polizei setzte die Civilta auf ihren Index; die Ausweisung des Ordens drohte. Es wurde ihm schon die Leitung mehrerer Seminare und Institute entzogen. Da gaben die neapolitanischen Jesuiten eine Erklärung bei Ferdinand ab, worin sie betheuerten, daß ihr Orden ausschließlich, grundsätzlich die absolute Monarchie, als die allein ihm sichern Schutz bietende, zu

*) Nach vieljährigen Verhandlungen ließ es Ferdinand stillschweigend geschehen, daß Pius IX. allen Sicilianern die Wahl ließ, ob sie an den einheimischen „Richter der Monarchie" oder an den Pabst appelliren wollten. Indem der König sich damit dankbar dafür bezeigte, daß Pius auf die Forderung des Lehenszelters verzichtete, welchen er bisher am Petersfest von Neapel verlangt hatte, so wahrte er doch aus Rücksicht auf die Wichtigkeit, welche die Sicilianer auf die geistlichen Rechte der Krone legten, den Schein ihrer Fortdauer.

fördern suche. Die Verfassung des Ordens, die Erziehung seiner Glieder sei absolutistisch. Dadurch wurde die Gefahr der Ausweisung vom Orden abgewendet. Aber die geheimen Einflüsse der Polizei und des Ordens kreuzten sich fortwährend. Leider war das Selbstlob der Jesuiten, sie haben die grausame Willkür der Polizei in den Kerkern der politischen Verbrecher sehr gemildert, ein sehr übertriebenes. Ihrer guten Dienste hatten sich, wenn auch vielleicht nicht ausschließlich, die Söhne mancher ihnen ergebenen vornehmen Familien zu erfreuen.

Der Ausbruch des Krimkriegs versetzte Ferdinand in eine sehr schwierige Lage. Das Mittelmeer war die Operationslinie der Westmächte. Neapel ist der das Bassin des Mittelmeers theilende, beherrschende Molo, Sicilien der Leuchtthurm an dessen Spitze. Die Westmächte stellten dem Hof von Neapel vor, es handle sich um die durch Rußlands Pläne auf Konstantinopel bedrohte Freiheit des Mittelmeers; Frankreich stellte den Krieg zugleich als einen Krieg der im Orient durch die orthodoxe Kirche bedrohten Interessen der katholischen Kirche dar. De Martino suchte den König bei dieser Krise in neue Geleise zu bringen. In seiner Stellung in London beobachtete er im Anfang des Krimkriegs, daß die Hilfsanerbietungen Piemonts den Westmächten, so lange sie noch auf eine Gewinnung Oestreichs und Preußens hofften, nicht angenehm seien. Deßhalb suchte er einen Vertrag zwischen den Westmächten und Neapel zu erzielen, kraft dessen die französische Besatzung in Rom durch eine von den Westmächten zu besoldende neapolitanische Truppe abgelöst, neapolitanische Schiffe diesen Mächten zur Verfügung gestellt werden sollten. Rußland erkannte an, daß es dadurch seiner schweren Pflichten gegen Neapel entledigt würde. Ferdinand aber entließ de Martino aus seinem Dienste. Dadurch eröffnete Ferdinand Cavour die große Bahn. Er glaubte die Unabhängigkeit seines Königreichs durch den Einfluß einer dritten, einer absolutistischen, oder russischen Seemacht im Mittelmeer eher gesichert; er vergaß nicht, daß 1799 und 1805 eine russische Flotte und russische Landtruppen seiner Dynastie, wenn auch nur schwache Hilfe geboten hatten. Da er dießmal keine Hilfe hoffen noch leisten konnte, so hielt er eine möglichst strikte Neutralität ein; während er der Ausfuhr von Getreide und Vieh zur Ernährung des französischen Krimheers bald ein Ziel setzte, verbot er auch die öffentliche Betheiligung seiner Unterthanen an dem russischen Anlehen. Neapel allein trat der Erklärung des Rechts der Neutralen bei, welche Nordamerika auf den Wunsch Rußlands aufstellte. Ferdinand stellte zum Schutz dieser seiner Haltung, trotz seiner etwas erschütterten Finanzen, ein Heer von hunderttausend Mann auf und befestigte die wichtigsten Küstenpunkte. Der König zeigte sich wieder seinem Volke, aber an der Spitze seiner Truppen und Delcaretto an seiner Seite.

Es war nicht blos das persönliche absolute System des Königs, es wa-

ren alte politische Ueberlieferungen, welche Ferdinand zu den Ausfuhrverboten bestimmten, die den Westmächten so sehr mißfielen. Schon die Anjou hatten grundsätzlich alle Provinzen den härtesten Bevormundungen unterworfen, welche darauf zielten, die Hauptstadt auf Kosten der Provinzen zu vergrößern und zu begünstigen. So schwer es war, diese unmittelbar zu beherrschen, um so leichter war es für die Regierung von den die Hauptstadt beherrschenden Kastellen aus, diese und damit das ganze Land unter ihrer Faust zu halten. Man durfte hoffen die Mehrzahl der Hauptstädter sogar zufrieden zu stellen, wenn die Regierung ihnen für wohlfeile Macaroni sorgte. Ferdinand konnte den Westmächten gegenüber antworten, allerdings liegen große Vorräthe im Inneren, allein es sei Monate lang schwer, ja unmöglich sie nach den übervölkerten Küstenstädten zu schaffen. Da aber solche Transporte den Zufälligkeiten der Witterung ausgesetzt seien, so lasse sich schwer mit einiger Sicherheit berechnen, ob nach Deckung des Bedarfs der Provinzen die Städte rechtzeitig verproviantirt werden könnten. Vorsicht dabei sei für die Regierung eine um so gebieterischere Nothwendigkeit, als das Volk gewöhnt sei, jeden Mangel der Regierung als Schuld anzurechnen. Nach alten Gesetzen mußten auch die Landgemeinden zuerst ihre Vorrathsbehälter mit Getreide für Aussaat und für Nothzeiten gefüllt haben, ehe sie den Ueberfluß ausführen durften. Diese Behälter, meist Silos, waren in der Theurung von 1853 geleert worden. Seit Jahrzehnten war Südfrankreich mit südrussischem und mit neapolitanischem Getreide versorgt worden. Durch das Ausbleiben beider entstand Noth und die Verpflegung der alliirten Truppen in der Krim war sehr schwierig. Ferdinand zog sich den Verdacht zu, daß seine Getreidesperre nur auf Parteinahme für Rußland beruhe. Den zweiten März 1855 starb Kaiser Nikolaus, sein persönliches Ideal. Höchst unvorsichtig bezeigte der König durch eine außerordentliche Gesandtschaft, durch Ertheilung seiner höchsten Orden seine Theilnahme und eine Parteinahme für Rußland, welche auch in Wien Aergerniß erregte. Hatte Ferdinand in Nikolaus die Personifikation des Interventionsprincips der absoluten Mächte verehrt, so waren die Westmächte jetzt Willens ihm zu zeigen, daß auch sie im Stande seien „moralisch" zu interveniren. Der stolze Unabhängigkeitstraum des isolirten Mittelstaats sollte durch ein schweres Alpdrücken gestört werden.

Der Fanatismus der beinahe unabhängigen Polizeimacht versäumte nicht Reibungen mit den fremden Gesandtschaften herbeizuführen. Namentlich spotteten die Gesandtschaftssekretäre lächerlicher Polizeimaßregeln, zum Beispiel einer Verfolgung der breitkrämpigen Filzhüte. Schließlich mußte der Staat alle Vorräthe davon aufkaufen. Das Theater oder eine Kirche war öfters der Schauplatz der Brutalität der Polizei gegen fremde Celebritäten und besonders gegen die mit ihnen verkehrenden Neapolitaner.

Ferdinand pflegte seine Werkzeuge nur halb zu verläugnen. Die Gesandtschaften rächten sich nicht blos durch schlimme Berichte über die Rechtlosigkeit in Neapel an ihre Regierungen, wie in der Türkei boten sie ihnen befreundeten vornehmen Eingeborenen einigen Schutz. Dazu gab namentlich die Leichenbegleitung Gelegenheit, welche einem Abgeordneten, wenn auch schweigend, an das Grab folgte. Eine Anzahl durch ihre sociale Stellung und durch ihre konstitutionelle Vergangenheit der hohen Polizei mißliebiger Männer, welche sich dabei betheiligt hatten, wurde entweder in die Provinzstädte internirt oder exilirt. Die Gesandten behaupteten nun, so lange der innere Rechtszustand nicht wiederhergestellt sei, könne auch das internationale Völkerrecht nicht als gegen die Willkür gesichert betrachtet werden. Diese Reibungen entgingen, trotz der Gränzsperre gegen fremde Zeitungen, den neapolitanischen Unzufriedenen nicht. Gerüchte von großen politischen Veränderungen in Folge des Kriegs, welche auch Neapel in ihren Kreis ziehen würden, verbreiteten sich. Das Generalsekretariat der hohen Polizei erließ daher im März 1855 an ihre Provinzialorgane einen Befehl, die Verbreiter solcher Gerüchte mit Stockstreichen (lignate) zu bestrafen. Die Polizeibehörden haben ihren Eifer zu erproben, indem sie erkunden, wer auch nur die offiziellen Zeitungen lese, was die Geistlichen reden und predigen, von wann an sich Einer den Bart wachsen lasse oder eine ungewöhnliche Hutform trage; die Briefe der Verdächtigen seien wegzunehmen und einzuschicken. Obgleich diese „Fragesäule" nur „sehr vertraulich" mitgetheilt war, so wurde sie doch, also durch Verrath selbst eines Polizeibeamten, in den piemontesischen Blättern veröffentlicht. Auffallend ist, daß auch gefragt wird, ob die Getreuen eingeschüchtert und wankend seien (Annuaire des deux mondes 1855—56. S. 270). Die offizielle Dementirung dieses Aktenstücks fand keinen Glauben. Diese kleinlichen Reibungen erhielten eine gewisse praktische und selbst historische Bedeutung, weil die Regierung viel zu viel Gewicht darauf legte.

Bereits dachte nicht blos die Emigration, sondern auch westmächtliche Diplomaten an einen gegen Ferdinand zu führenden Schlag. Indem wir bemerken, daß damals Lafarina, noch nicht durch Verbindung mit Cavour gezügelt, seiner feurigen Phantasie sich überließ und in einer liebenswürdigen studentischen Weise Feuer fing und gab, theilen wir Folgendes mit. Den 16. September 1855 schreibt der verbannte Sicilianer Lafarina von Turin an den Marchese Torrearsa in Genua, Führer der sicilianischen liberalen Partei (A. Franchi, epistolario di G. La Farina. Vol. I. Brief N. 273 u. ff.): „Ich weiß positiv, daß wir am Vorabend einer Müratschen Restauration in Neapel stehen; ich weiß ebenso sicher, daß über Sicilien noch nichts bestimmt ist; Ludwig Napoleon zeigt sich geneigt, Sicilien selbst machen zu lassen, im Fall es den Mürat nicht will. Ich halte die Müratsche Restauration für ein Unglück. Unter diesen Umständen rette man wenig-

stens Sicilien und lasse es nicht Gefahr laufen, daß es, um Mürat zu entgehen, in den Händen der Bourbonen bleibe. Sie begreifen, welches Gewicht in diesem Moment die guten Dienste Piemonts hätten, aber man versichert, das Ministerium sei uns (Revolutionären) entgegen. Daher wäre es nöthig, sich sofort an den König Viktor Emanuel zu wenden, ehe er nach Paris abreist, wo wahrscheinlich alles entschieden wird. Thun Sie, was Sie in Ihrer Klugheit und in Ihrem Patriotismus für nützlich achten." Den folgenden Tag schreibt Lafarina an seinen vertrauten Freund Reali eingehend, damit er dem von Sicilien hochverehrten Expräsidenten der Insel, Ruggiero Settimo, Mittheilung davon mache: „Es scheint eine zwischen Frankreich und England abgemachte Sache zu sein, mit dem Könige von Neapel ein Ende zu machen. Von Seiten Mürats wird lebhaft dahin gewirkt, in Neapel eine Bewegung zu veranlassen, welche den Westmächten den Vorwand zu einer Intervention böte, um Europa zu beweisen, daß das neapolitanische Volk Mürat will, daß nicht sie ihm denselben aufdrängen. Während sich England damit ganz einverstanden zeigt, ist es vielleicht sehr unzufrieden; aber es muß sich dem Willen Napoleons unterstellen."

Ein vertrauter Agent Palmerstons und Clarendons Panizzi war bei dem englischen Gesandten in Turin Hudson abgestiegen; beide unterhandelten mit Lafarina und dem tapfern Obersten Ribotti, welcher eine italienische Legion für England warb, in der Hoffnung, sie in Italien verwenden zu dürfen. Die englischen Minister wünschten mit R. Settimo zu verkehren, dessen hohes Alter aber die Reise nicht erlaubte. Lafarina und einige vertraute Sicilianer hofften Viktor Emanuel zu bewegen, daß er die seinem Sohne im Sommer 1848 angebotene sicilianische Krone jetzt erfasse, obgleich Cavour als Lohn für die piemontesischen Hilfstruppen in der Krim Parma und Modena vorzöge. (Auch wollte man wissen, daß die Westmächte Oestreich zur Abtretung Lombardo-Venetiens gegen Entschädigung an der untern Donau, aber umsonst gerathen hätten?) Die sicilianische Emigration war beinahe einstimmig gegen einen Mürat; sie wünschte von England italienische Truppen und Waffen, um eine Revolution rasch durchzuführen. Diese Emigration fürchtete, daß Frankreich so sehr die Oberhand bekäme, daß Sicilien auch unter dem Mürat mit Neapel vereinigt bliebe. Die neapolitanische Emigration war theils für, theils gegen Mürat. Bereits sehen wir den Widerstreit der französischen, bundesstaatlichen und der reinen Unabhängigkeitspartei mit unitarisch-piemontesischem Programm. Diese, welche sich bald darauf im italienischen Nationalverein organisirte, namentlich Manin, bekämpfte den Müratismus als eine andere Form der Fremdherrschaft und des Partikularismus. Ob überhaupt Mürats Karten ausgespielt würden, hing offenbar davon ab, ob der Krieg gegen Rußland fortgesetzt würde, welches dann die Westmächte in seinem verbündeten König

Ferdinand gezüchtigt hätten. Die Rücksicht auf den gefährdeten Freund des Vaters mochte Kaiser Alexander mit bestimmen, Waffenstillstand mit den Westmächten zu schließen.

Die gehäuften Thatsachen und Mißstimmungen ermöglichten es Cavour, auf dem Pariser Friedenskongreß auch die Mißregierung in Neapel als eine Gefahr für die Ruhe Italiens und Europas zur Sprache zu bringen. Trotz dem östreichischen Widerspruch schlug Frankreich durch Walewski den 4. April 1856 vor, daß Ferdinand zu milderen Maßregeln ermahnt werden sollte. Dieser im stolzen Bewußtsein seiner Unabhängigkeit glaubte von einer solchen Rüge um so weniger Notiz nehmen zu sollen, als kein neapolitanischer Gesandter dem Kongreß angewohnt habe, seine Regierung also ungehört verurtheilt worden sei. Er erließ den 10. Mai ein Dekret, kraft dessen jeder Besitzer einer Waffe der Kettenstrafe verfallen sollte. Den 21. Mai schickte Walewski an seinen Gesandten in Neapel eine Note, worin er den in Paris geschlossenen europäischen Frieden als durch die falschen Mittel der neapolitanischen Regierung für gefährdet erklärte. Der Zweck der Ordnung werde durch eine Amnestie und durch eine Reform der Rechtspflege sicherer erreicht werden. Ferdinand sah in diesen „großmüthigen Rathschlägen" natürlich vor allem eine planmäßige Fortsetzung der napoleonischen Gelüste auf seine Krone. Da er dieses nicht offen sagen durfte, so gab er seiner Entrüstung in dem Ton einer den 20. Juni an seinen Gesandten in Paris, Antonini, gerichteten Note Ausdruck. Er stellt den Satz voran, daß keine Regierung das Recht habe, sich in die innere Verwaltung eines andern Staats, am wenigsten sich in seine Rechtspflege zu mischen. Das angerathene Mittel würde nur die Keckheit der Revolutionäre in ganz Italien steigern. Der König habe gegen sehr viele seiner schuldigen oder irregeleiteten Unterthanen Milde bewiesen; aber er habe sich überzeugen müssen, daß die meisten unverbesserlich seien. Er sehe sich daher jetzt durch das öffentliche Wohl gezwungen, Angesichts der übel berechneten Zumuthungen (suggestions heißt auch Verleitung der Unterthanen, Schliche) der fremden Regierungen, von denen sich die Feinde der Ordnung protegirt sehen, genöthigt, keine Milde mehr zu üben. „Die Regierung des Königs, welche sich aufs gewissenhafteste jeder Einmischung in die Angelegenheiten fremder Staaten enthält, ist gemeint, allein Richterin über die Bedürfnisse seines Königreichs zu sein, um den Endzweck, den Frieden zu sichern. Dieser wird nicht gestört werden, wenn die Uebelgesinnten, jeder Stütze beraubt, sich durch die Gesetze und durch die Stärke der Regierung niedergehalten fühlen. Indem auf diese Weise allein die Gefahr neuer Zuckungen in Italien entfernt wird, kann das zum Wohlthun geneigte Herz des Königs die opportunité und convenance finden, seine Milde von neuem zu üben." Die reaktionäre Presse

sprach offen von den müratistischen Plänen und wie sehr Napoleon Ursache hätte, an den 2. Dezember und an Cayenne zu denken. Den 9. Juni wurde in Neapel ein politischer Prozeß gegen zwei Advokaten (Mignona), zwei Priester, einen Augustinermönch, eine Nonne und vier Galeerensträflinge eröffnet. Mignona erklärte in dem öffentlichen Verfahren vor Gesandten, daß man ihm alle möglichen moralischen und physischen Foltern, z. B. 50 Stockprügel angethan habe und sein Protokoll gefälscht worden sei. Der König milderte die Todesstrafen zu 12 Jahren Eisen, zumal das Gericht keine eigentliche Verschwörung gefunden hatte.

Auch England hatte sich mit ähnlichen Ansinnen an Neapel gewandt und auch eine entschlossene Antwort erhalten. Clarendon sagte im Oberhaus, diese Antwort hätte nicht unbefriedigender sein können. Unmöglich könnten zwei Regierungen weniger übereinstimmend sein als die der Königin und die von Neapel. „Wir haben umsonst auf die Gefahr einer Politik hingewiesen, welche auf ungerechten Verfolgungen basirt ist, und wie wesentlich es sei, daß die Unterthanen des Königs bei ihrer Regierung Bürgschaften der Sicherheit für ihre Personen und für ihr Eigenthum fänden." Die reaktionäre Presse beschuldigte England, daß es nach seiner Gewohnheit im Trüben fischen wolle. Dieß ist und bleibt unwahrscheinlich. Der sicilianische Fürst Granatelli hat uns eine vertraute Unterredung mitgetheilt, welche er mit Palmerston gepflogen, welcher ihm erklärte, England könne nie an die Annexion Siciliens denken, sie würde sich nie rentiren, denn die Sicilianer würden sich stets dagegen auflehnen und die andern Mächte würden sich England mit vereinten Waffen entgegenstellen. Malta genüge und entspreche den Interessen Englands. Es war ein politischer Prinzipienstreit und persönliches, bitter verletztes Ehrgefühl, welches diesen Hader schürte. England mußte sich auf gleicher Linie mit Frankreich halten, um als befreundeter Betheiligter Frankreichs dessen Pläne durchkreuzen zu können, was ihm denn auch gelang. Ferdinand sandte den 26. August 1856 an seinen Gesandten in Paris eine Note, welche zwar einen viel milderen Ton anstimmte, aber dabei blieb, weder Ehre, noch die Sicherheit seines Staats erlaube es dem König, gegenwärtig unter fremdem Druck eine Amnestie zu gewähren. Diese Wendung war wohl ein Werk der eifrigen Verständigungsversuche Oestreichs in Paris und in Neapel. Denn das isolirte Oestreich mußte den Ausbruch eines Kriegs oder einer Revolution in Italien sehr fürchten. Ferdinand steigerte gleichzeitig seine militärischen Richtungen zu Land und See; er konnte binnen 24 Stunden 50,000 Mann in Neapel concentriren. Auch die Westmächte wollten jetzt weder Krieg, noch eine Revolution in Italien. Daher drangen sie nur darauf, daß Ferdinand den politischen Gefangenen die Freiheit gebe, welche ihn darum bitten würden. Darauf bestanden sie

aber mit der Drohung, daß im Weigerungsfalle die westmächtlichen Flotten vor Neapel ihre Breitseiten öffnen würden. Trotz der zahlreichen Batterieen auf den Inseln und an den Küsten liegen die Stadt Neapel, der Hafen, die Arsenale, das Schloß gegen einen starken Angriff von der Seeseite offen, was 1793 und 1815 die Entscheidung gegeben hatte. Der neapolitanische Gesandte in Wien, Fürst Petrulla, bestürmte seinen König zur Nachgiebigkeit; er erbot sich, ein vermittelndes Ministerium mit den Generalen Filangieri, Ischiatella und Delcaretto zu bilden, welcher nicht blos bei den schroffen Reaktionären sich in Achtung gesetzt hatte. Dreimal verlangte Petrulla von dem unbeugsamen König seine Entlassung. Der König erklärte, der Zustand Siciliens nöthige ihn zu den Rüstungen. Dieses wurde aber von den Gesandten als Ausflucht behandelt.

Daß Ferdinand dazu gute Gründe hatte, davon überzeugte sich Verfasser dieser Geschichte. Ich befand mich damals in Florenz, um Studien zu derselben zu machen. Ich hörte unter dem Boden den Brand knistern, sah aber weder Rauch, noch Feuer. Dieses versetzte mich in die Stimmung, auch mit einiger Gefahr mir Kenntniß der Lage zu verschaffen. Da wandte sich gegen Ende Septembers 1856 ein angesehener sicilianischer Verbannter, welcher im Sommer 1848 mit beauftragt war, dem zweiten Sohne Karl Alberts die ihm durch Parlamentsbeschluß übertragene Krone Siciliens auf die Schlachtfelder der Lombardei zu bringen, an mich: Sie sind ein Deutscher, also haben Sie Muth; als Schwabe sind Sie ein Freund der Sicilianer. Nehmen Sie ein wichtiges Schreiben mit nach Genua an unseren Führer, Marchese Torrearsa. Der Hafen von Livorno war für die französischen Orientdampfschiffe unter dem Vorwande, daß auf Malta das gelbe Fieber herrsche, gesperrt. Zwei Polizisten brachten mich in einem Nachen in See zum Dampfer. Es war wieder einmal, als ob das Mittelmeer kochte. Die Passagiere, meist Italiener, kletterten an den Mastbäumen hinauf; es galt, wer zuerst ein Segel der angeblich von Toulon ausgelaufenen Kriegsflotte sähe, welche sich mit der englischen vor Neapel legen würde. Mein Lohn in Genua waren werthvolle Empfehlungsbriefe nach Turin. Ich erzählte Lafarina von meiner Kommission und scherzte über die mir gegebene Betheuerung des Briefstellers, auch Deutschland würde einen Nutzen von dem mir unbekannten Plane haben. — „Sie haben damit vielleicht einer deutschen Dynastie einen Dienst gethan, aber Italien einen schlechten," sagte Lafarina. „Meine trefflichen aristokratischen Landsleute, mit welchen ich 1849 im sicilianischen Ministerium saß, haben in London und in Paris einflußreiche Freunde. Mit diesen haben sie verabredet, sobald die westmächtlichen Flotten vor Neapel erschienen, um einen Mürat einzusetzen, so wollten sie Sicilien wie einen Raketenkasten

auffliegen lassen. Englisch können und wollen wir nicht werden, französisch noch weniger. Sie wollen aber einen Prinzen, der Englands Schutz genösse, zum König von Sicilien ausrufen. Ihr Deutschland ist ja das Land der Prinzen, daher würde man den England genehmsten, vielleicht einen Coburger berufen. Aber Italien muß eins werden von den Alpen bis zum äußersten Vorgebirge Siciliens." Nach einigen Tagen sah ich in einem klerikalen Turiner Blatte eine Karikatur: zwei Schiffchen schwammen in einem Wasserbehälter; der Engländer und der Franzose bliesen mit vollen Backen in ihre Segel, der Oestreicher und der Russe von der andern Seite; daher blieben die Schiffchen stehen. Und so war es auch.

Nachdem die Westmächte sich überzeugt hatten, daß ihre Drohungen den König nicht zur Nachgiebigkeit bestimmen konnten, blieb ihnen nichts übrig als ihren Rückzug durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu maskiren. Walewski überreichte den 21. Oktober 1856 dem neapolitanischen Minister eine Note, worin das tiefe Bedauern ausgedrückt war, daß die nur von dem hohen Gedanken der Erhaltung und des allgemeinen Wohls eingegebenen Rathschläge keinen Erfolg gehabt hätten. Die Gesandten Frankreichs und Englands hätten daher den Befehl, mit ihrem gesammten Personal Neapel zu verlassen. In Toulon liege eine französische, in Malta eine englische Kriegsflotille, um im Nothfall den Unterthanen ihrer Kronen Schutz zu gewähren. Einzelne Kriegsschiffe würden von Zeit zu Zeit in den Häfen Neapels erscheinen, um sich zu überzeugen, ob dieß nöthig sei. Während die beiderseitigen Regierungen in ihren amtlichen Blättern ihren Standpunkt vor Europa rechtfertigten, begrüßten sich die westmächtlichen Kriegsschiffe und die Hafenbatterien von Neapel. Indeß wurden den neapolitanischen Gesandten in Paris und London, welche Befehl hatten zu bleiben, die Pässe zurückgegeben, so daß sie abreisen mußten.

Sehr widersprechend war der Eindruck, welchen die Haltung des Königs auf die Neapolitaner machte. Dieser Widerspruch schärfte sich, wurde klarer. Tausende waren stolz auf Ferdinand, auf die kühn hingestellte Unabhängigkeit des Landes, welches seit Jahrhunderten ein Anhängsel fremder Länder gewesen war. Die Verwandten und Freunde der Gefangenen, der Flüchtigen und Verbannten dagegen begrüßten in der fremden Einmischung einen Hoffnungsstern. Die glänzenden Erinnerungen der müratischen Zeit ließen viele Gebildetere hoffen, ihre Rückkehr würde wieder Allen den Weg zu Aemtern und zu Reichthum ohne Selbsterniedrigung öffnen. Die neapolitanische Emigration neigte sich, wie wir sahen, zum Theil zu dieser Ansicht, auch Mazzinisten schlossen sich an, da die müratische Dynastie in Neapel „eine Tribüne der Freiheit" sein würde. Während diese darauf rechneten, daß ein Mürat in Neapel und Viktor Emanuel aus Eifersucht sich in Freiheitlichkeit überbieten würden, waren die Nationalen über-

zeugt, daß ein Mürat ebenso wenig, wie Ferdinand II. im Frühjahr 1848, aus Eifersucht für Eroberung Oberitaliens zu Handen Piemonts thun würde. Daher würden die Oestreicher Herren im Norden bleiben und neue Fremde würden sich im Süden Italiens einnisten. Die Mürat würden, so lange ein Napoleon in Frankreich herrschte, von ihm gegen die Kammern unterstützt, Neapel wäre eine französische Präfektur. „Deßhalb", schloß Manin, „ziehe ich im Interesse Italiens die grausame Tyrannei des Bourbonen vor. Macht man einmal eine Revolution, und auch zur Einsetzung eines Mürats wäre sie nöthig, so muß man sie nur für die Einheit Italiens unter dem Haus Savoyen machen."

Der Müratismus empfahl sich den Neapolitanern besonders auch dadurch, daß er die entscheidende That doch den französischen Waffen zuschob. In Sicilien waren stärkere Leidenschaften, um dieselbe auf sich zu nehmen. Die gediegenere Emigration begrüßte im pariser Kongreß die Bürgschaft, daß die Westmächte nicht hindernd einschreiten würden, wenn man sich selbst befreite. Der edle Greis Ruggiero Settimo mahnte von Malta aus die sicilianische Emigration davon ab auf Sicilien zu schüren, „erwarten und hoffen sind der Grundstein der menschlichen Weisheit." Er konnte aber nicht verhindern, daß die Jüngeren am Vorabend einer Revolution zu stehen glaubten. Doch unterschieden sie sich von Mazzini dadurch, daß sie nicht, wie dieser, die Revolution einschmuggeln, sondern daß sie sie unterstützen wollten, sobald sie sich von innen anzeigen würde. Damit die durch den Krimkrieg und durch das Auftreten Cavours in Paris in die italienische Welt gebrachte Bewegung nicht wieder ins Stocken geriethe, verbreiteten die Patrioten in ihrem optimistischen Eifer ermuthigende Gedanken, welche nicht ohne Wirkung auf die Zukunft blieben. Lafarina sagte uns damals, die müratische Idee sei durch Farini nicht ohne Wissen Cavours aufgebracht worden. Farini stets auf England hoffend wußte, daß dieses im Mittelmeer gerne einen starken Verbündeten gehabt hätte. Sobald Neapel an Mürat fiele, bliebe über Sicilien zu verfügen und wenn dieses mit Piemont vereinigt werde, so wäre Piemont der verhältnißmäßig stärkste Staat Italiens. Dieß mochte den Neapel hassenden Insulanern gefallen, den Einheitsstaatlern nicht. A. Franchis epistolario di G. Lafarina (Tomo II P. 22) macht uns zu Zeugen einer großen Wendung nicht blos in der sicilianischen Politik. Um den zehnten September 1856 schrieb Lafarina zum erstenmal privatim an Cavour: „Meine häufigen Unterredungen mit dem trefflichen Cav. Castelli (Cavours Vertrauter) haben in mir die Ueberzeugung hervorgebracht, daß das Ministerium die Thronbesteigung Mürats in Neapel als ein für Piemont und Italien nützliches Ereigniß betrachten würde. Wir sind entgegengesetzter Ansicht und arbeiten daran, daß die künftige Revolution beider Sicilien sich unter dem Rufe: Viktor Emanuel! vollziehe.

Es ist hier nicht zu erörtern, welche von diesen beiden Ansichten die nütz-
lichere, die ehrenvollere, die leichter ins Werk zu setzende sei. Wir glauben,
daß es die unsrige ist. Wir verlangen von der piemontesischen Regierung
nur, daß sie entweder die müratische Partei nicht unterstütze oder daß sie
uns davon in Kenntniß setze. Sie sehen wohl ein, daß unsere Stellung
nicht mehr haltbar wäre, wenn die Regierung sich mehr oder minder offen
auf die Seite der müratschen Partei stellen würde. Unsere Stellung würde
dadurch mindestens lächerlich und wäre für keinen Mann, welcher sich selbst
achtet, annehmbar. Wir stehen im Begriff die größten Opfer zu bringen
und unsere Liebsten der Gefahr auszusetzen. Dabei wollen wir nicht die
Gewissensangst haben, Leute dem Galgen entgegen zu schicken mit dem
Zweifel, ihr Werk könnte durch Dieselben gekreuzt werden, zu deren Nutzen
wir conspiriren. Deßhalb bitte ich Sie um die loyale Erklärung: wir wer-
den den Prinzen Mürat weder verhindern, noch ihn begünstigen; oder aber
um das Gegentheil. Im letzteren Fall hätte ich nur um eine Gunst zu bit-
ten, um einen Paß nach Paris." Cavour lud Lafarina ein, ihn in der
Frühe des Zwölften in seiner Privatwohnung zu besuchen. Lafarina unter-
handelte, trotz des gleichzeitigen Plans vieler Landsleute, Sicilien einem
englischen Protektionskönig zu geben, nicht vereinzelt. Der Patriarch der
sicilianischen Patrioten Ruggiero Settimo schrieb ihm den 10. September
von Malta aus: „Wolle mir Gott das Leben schenken, um ganz Ita-
lien vereinigt und von Viktor Emanuel verfassungsmäßig regiert zu sehen."

Mehrere Wochen nachher schrieb Lafarina an einen Vertrauten in Pa-
lermo, wenn Sicilien den Willen und die Kraft zu einer Erhebung habe, so
werden ihm Waffen und Munition sicher geliefert werden. Man hat uns
nur den Ort der Ablieferung zu bestimmen. „Es handelt sich nur noch
um Bestimmung eines wichtigen Punkts: mit welchem Feldgeschrei soll
der Aufstand geschehen? So fest überzeugt ich bin, daß Sicilien einen
Aufstand machen kann, so sehr bin ich auch davon überzeugt, daß es
einen langen Krieg gegen Neapel aushalten kann. Deßhalb muß der
Aufstand eine italienische Revolution oder von außen unterstützt werden.
Wäre die Unabhängigkeit Siciliens der Kampfruf, so würde Neapel der
Bewegung nicht nur folgen, sondern ihr feindlich entgegentreten. Mögen
in Neapel die Bourbonen oder ein Mürat regieren, oder möge es Republik
sein, die Unabhängigkeit Siciliens wird von den Neapolitanern stets be-
kämpft werden. Deßhalb bedarf es eines ihnen nicht feindlichen Feldge-
schreis; und dieses wäre: Italien und Viktor Emanuel. Dann würde von
zwei Fällen einer eintreten: entweder wird Neapel der Bewegung sich
anschließen und wir hätten die italienische Revolution, denn dieser Ruf,
glauben Sie mir, ich habe viele Fäden in den Händen, fände ein unmit-
telbares Echo in Toscana, in den Legationen, in den Herzogthümern und

im Lombardo-Venetianischen; oder Neapel rührt sich nicht und dann hat sich Sicilien mit Piemont zu vereinigen. Ich weiß ganz sicher, daß England entschlossen ist nicht zu dulden, daß Sicilien für sich allein bleibe; es will, daß es sich nicht von Neapel losreiße oder daß es sich mit Piemont vereinige. Anderntheils kann ich euch versichern, daß Piemont nicht umhin kann, Sicilien anzunehmen und mit allen Kräften zu unterstützen. Das Problem faßt sich daher so zusammen: kann Sicilien eine Revolution machen und sich zwanzig Tage aufrecht halten. Im bejahenden Fall darf nicht gezögert werden. Ich würde nicht mit solcher Bestimmtheit sprechen, wenn ich nicht alle irgend möglichen Gründe dazu hätte." — Wer bevollmächtigte Lafarina so zu sprechen? Er hieß die Berichte aus Neapel an Castelli, also an Cavours Freund zu couvertiren. Beweist dies Cavours Theilnahme und daß Lafarina in seinem Auftrag handelte? Wir hörten Lafarina öfters sagen, daß man die Minister im nationalen Interesse compromittiren müßte, indem man etwas mehr in ihrem Namen verspreche als sie zugesagt, um sie dadurch weiter hinzureißen.

Lafarina verkehrte mit dem eifrig italienisch gesinnten englischen Gesandten in Turin, Hudson. Die nichtmazzinistische Aktionspartei suchte damals den Befehlshaber der aus der Krim zurückgekehrten englischen Legion, welche größtentheils aus Italienern bestehend auf Malta stand, neben Garibaldi hoch auf den Schild zu stellen. Dieser hielt sich in London auf. Von hier schreibt er den 5. Januar 1847 an Lafarina: „Dem Freund" (Palmerston) „stellte ich mich vor, sobald er hieher zurückkehrte; er eröffnete mir die lockendsten Hoffnungen und lud mich ein, ihn jeden Tag zu besuchen. Ich that dieß. Aber seit zwei Tagen fing seine Sprache an, sich zu verändern und heute Morgen sagte er mir, er sehe sich durch Motive, welche ich Dir mündlich mittheilen werde, genöthigt, jede Unterhandlung zu suspendiren. Er hoffe aber und so weiter." Palmerston hatte wohl hinter dem Rücken seiner Kollegen gehandelt. Die Erklärung dieses Temperaturwechsels gibt uns ein Schreiben des Barons Antonini an Ferdinand vom 21. Februar 1857: „Das englische Kabinet, gegenwärtig mit Oestreich eng verbunden, läßt keinen Dynastiewechsel in den beiden Sicilien zu; es hat die Protektion der Revolution in Italien aufgegeben und verzichtet auf seine Ideen von Unabhängigkeit Siciliens. Lord Clarendon hat mir dieß als Gentleman versichern lassen." (Bianchis Cavour S. 49.) Um diese Zeit drohte England auch ein Zerwürfniß mit Nordamerika, während es mit Frankreich wegen fortgesetzter Besatzung Roms gespannt war. Der frühere sicilianische Parlamentsabgeordnete Baron Bentivegna hatte den 22. November 1856 die Dörfer um Palermo in Aufstand versetzt, indem er starke Verbindungen im Innern und starke äußere Hilfe versprach. Allein die geworbenen sicilianischen Truppen in Ferdinands Dienst, denn Sicilien kannte ja die

von den Franzosen eingeführte Conscription nicht, waren auf dem Festland, zwei Schweizerregimenter und alte neapolitanische hielten die von der Kriegsmarine umschwärmte Insel stark besetzt. Die Fischerbevölkerung von Cefalu zeigte keine Theilnahme. Während Bentivegna die italienische Nationalfahne entfaltete und wohl auf englische und auf Hilfe aus Turin hoffte, verbreitete man in Messina Aufrufe mit dem Programm: Der Kronprinz Franz mit der Verfassung von 1812. Aber auch dieß war umsonst. Den 28. November wurde Bentivegna mit dem Reste seiner Anhänger gefangen und erschossen. Andere Verschworene wurden verhaftet, einer derselben erschossen. Dieser tragische Ausgang erklärt vollends Palmerstons späten Rückzug und Lafarinas Abrathen der garibaldischen Expedition von 1860.

Mit dieser sicilianischen Schilderhebung steht das Attentat eines Calabresen in keinem nachweisbaren Zusammenhang. Der König pflegte den 8. December als am Feste der unbefleckten Empfängniß Mariä eine feierliche Feldmesse zu halten. Hierzu rückten im December 1856 gegen 25000 Mann auf das Marsfeld bei Neapel, welche nach dem Hochamt vor dem König defilirten. Plötzlich stürzte aus den Reihen des dritten Jägerbataillons ein Soldat auf den König los und führte einen furchtbaren Stoß mit dem Haubajonett. Dieser traf zuerst die Pistole in der Koppel und drang dann in den inneren Oberschenkel. Ein Husarenoffizier ritt den Jäger nieder. Der König, um seine nahebei zuschauende Familie nicht zu erschrecken, befahl das Defile fortzusetzen. Erst im Schlosse theilte er den Seinigen das Geschehene mit. Er fuhr am Abende unter dem feurigsten Jubel durch die beleuchtete Stadt; die Engländer und Franzosen wetteiferten darin mit seinen Unterthanen. Diese heroische Verläugnung seiner Wunde sollte die schwersten Folgen haben, ob er sich gleich zur Behandlung nach Caserta zurückzog. Der Thäter Agesilaus Milano war aus einer der albanesischen Kolonien in Calabrien. Er hatte sich schon an dem Aufstand des Sommers 1848 betheiligt, war begnadigt und wahrscheinlich schon die Absicht des Königsmords hegend mit falschen Papieren in das Jägerbataillon aufgenommen worden. Am Morgen des 13. Decembers wurde er mit schwarz verschleiertem Angesicht, mit der Inschrift: „gottloser Mensch" vor das Capuanische Thor geführt und hingerichtet. Er hatte erklärt, daß er ohne Mitverschworene sei; dieß ist auch wahrscheinlich. Dennoch wurde nicht blos die heimliche Presse, welche ihn einen Scävola nannte, sondern auch das Heer und die Studentenschaft, namentlich durch einen zum Polizeiinspektor ernannten Domherrn noch strenger überwacht. Damit die Zahl der Studenten in Neapel sich vermindere, wurden für die Söhne der etwas entfernteren Provinzen niedere Universitäten errichtet, von welchen man erst am Schluß mit guten Zeugnissen nach Neapel gelangen konnte. Viele wurden aus den

Gefängnissen entlassen, um Raum für die Verdächtigen, namentlich Calabresen zu schaffen, zumal sich in Calabrien wieder bewaffnete Banden zeigten. Den 17. December flog ein Pulvermagazin am äußeren Ende des Molo des Militärhafens, also unweit des Schlosses, in die Luft. Todt blieben zwanzig Personen, viel mehrere wurden verwundet. Der Schaden am Schloß und in dem anstoßenden Stadttheil war nicht gering. In der Nacht des 4. Januars 1857 flog die Dampffregatte Karl III. mit achtzig Personen und mit vielen Tausenden von Flinten, welche sie nach Sicilien bringen sollte, auf. Der Schrecken war ungeheuer. Man war überzeugt, daß eine furchtbare Verschwörung damit nur ihre ersten Lebenszeichen gebe. Ein eingeweihter Diplomat fand es noch nach 1860 sehr wahrscheinlich, daß es zufällige Folgen der durch Erregung gesteigerten Unordnung waren. Die Mazzinisten hätten sich als Anstifter angestellt, um sich Ansehen zu verschaffen.

Nach der ersten Explosion richtete die neapolitanische Regierung an ihre auswärtigen Agenten ein Rundschreiben, worin sie darauf hinweist, daß sie sich in diesen drei letzten Katastrophen als unerschütterlich erprobt habe; der König werde von seinem Volke als bewunderungswürdiger Vater verehrt. Er werde daher in seinem System, welches zur rechten Stunde zu begnadigen wisse, fortfahren. Er schloß denn auch insgeheim mit der Argentinischen Republik einen Vertrag ab, kraft dessen eine große Menge Gefangener dahin gebracht und dort angesiedelt werden sollte. Der König wollte die Niederlassungskosten für diese halbfreien Kolonisten vorschießen. Allein die Gefangenen verweigerten die Annahme dieser unerbetenen Gnade; der Neapolitaner hält die Verbannung aus seiner Heimath für eine sehr schwere Strafe, zumal wenn er hofft durch eine Revolution bald befreit zu werden. Auch erklärte Palmerston im Parlament, daß England dadurch nicht zufrieden gestellt wäre. Trotz der preußischen Versöhnungsversuche bestanden die Westmächte darauf, daß sie erst nach Erfüllung ihrer Rathschläge wieder Gesandte nach Neapel schicken würden, während der König Erleichterung versprach, sobald die Gesandten zurückgekommen wären. Er sah sich als den Verfechter der Unabhängigkeit der Mittelstaaten an. So wurde England nebst Frankreich von den Liberalen wie von Ferdinand als Förderer der Mißstimmung und der Versuche zum Sturze des Systems angesehen. Ferdinand fühlte sich durch Oestreich gekränkt, dessen Gesandter auf dem Pariser Kongreß die Vertheidigung der schwer angeklagten neapolitanischen Regierung dem preußischen Bevollmächtigten allein überlassen hatte. Deßhalb entsprach Ferdinand auch nicht der Aufforderung Oestreichs, zumal dieses ein Bündniß mit England suchte, seinen Gesandten von Turin abzuberufen. Der verbannte Nationalökonom Scialoja verglich die Finanzen von Piemont und von Neapel in einer Schrift zu Gunsten Piemonts. Die neapolitanische Regierung antwortete theils durch Schriften, theils durch Hinaufsetzung ihrer

Fünfprocentigen am 26. April 1857 auf 111. Obgleich auf der pariser Industrieausstellung Neapel so schwach vertreten war, daß es seine wenigen Einsendungen dem kirchenstaatlichen Raum anvertraute, so bewies das Wachsen und die leichte Erhebung der Steuern, das Sichherauswagen der bisher todten Kapitalien in den Handel, daß die materiellen Interessen durch den Despotismus nicht zu sehr litten. Aber es ist sehr gewagt in neapolitanischen Dingen sichere Schlüsse zu ziehen; das Beispiel eines berühmten deutschen Juristen ist warnend, welcher sich über die wenigen Rechtsfälle in calabresischen Provinzen sehr befriedigt aussprach, während man daselbst in der Regel nicht wagte selbst gegen Mörder Klage zu erheben. Wir können in die inneren Angelegenheiten Neapels uns nie beobachtend hineinstellen, wir sehen nur von außen ein Stück weit hinein.

Ein namhafter deutscher Diplomat, Ultramontaner, welcher mit gutem Grunde als einer der ersten Kenner Italiens, besonders seiner Höfe betrachtet wird, sprach die Ueberzeugung aus, einer der fatalsten Fehler der Regierung Ferdinands sei der gewesen, daß er der Kirche die Freiheit verweigerte. Diese Klage scheint unbegreiflich, wenn man die Dekrete Ferdinands vom Mai 1857 liest. Der Kirche steht es nach denselben frei Concilien zu halten, ohne Placet mit dem Pabst zu verkehren; die Presse, die Schulen, auch die privaten, stehen ganz unter der Aufsicht der Bischöfe. Das Erbrecht der Kirche ist vom Staat nicht beschränkt. Auch im Strafverfahren genießen die Geistlichen Privilegien, z. B. der Aufhebung der Oeffentlichkeit, wenn sie Beklagte sind; der Staat muß die Strafurtheile der bischöflichen Gerichte ohne weiteres vollziehen. Allein die Kurie, welche wenigstens das östreichische Konkordat auf Neapel angewendet wissen wollte, verbarg nicht ihr tiefes Mißvergnügen darüber, daß Ferdinand alles in Gestalt von königlichen Dekreten gab, wodurch er sich das Recht vorbehielt, diese Bestimmungen zu reformiren, sobald er sich überzeugte, daß sie sich mit dem Staatswohl nicht vertrügen. Der eingeborne Klerus drückte wiederholt seine Dankbarkeit gegen den König in Adressen aus. Wir haben gesehen, daß seine Mehrzahl es auch nicht an thätlicher Unterstützung fehlen ließ. Zumal die hohe Geistlichkeit war der Freiheit feindselig und wurde von der Regierung nicht verhindert in diesem Sinne zu handeln.

Daß Ferdinand die Stimmung der Masse seiner Neapolitaner richtig beurtheilte, bestätigt Lafarina. Während er selbst bis in den Kirchenstaat herab und nach dem Verschwinden der Mazzinisten auf Sicilien mit seiner nationalen Einheitsidee unter Führung Viktor Emanuels glücklich war, schreibt er, sie begegne in Neapel den größten Hindernissen der Abneigung oder Furcht, in Folge der Erniedrigung, worein die Geister gesunken seien. Aber die Ungeduld, der Müssiggang der Verbannung macht blind. Maz-

zini, neidisch auf die Erfolge der Cavourischen Politik und auf die des mi diesem verbündeten Nationalvereins, um nicht ganz den Zauber seines Na mens in der öffentlichen Meinung zu verlieren, beschloß im Jahre 1857 ent scheidende Schläge zu führen. An die Spitze der neapolitanischen Expedition trat ein Mann von seltener militärischer Fähigkeit, Karl Pisacane, Herzog von San-Giovanni, welcher als neapolitanischer Genieoffizier 1847 in die fran zösische Fremdenlegion eingetreten, große Hoffnungen erweckte. Im folgen den Jahre kehrte er nach Italien zurück, sah sich aber bald durch die Reak tion in Neapel unmöglich gemacht. Er hauptsächlich scheint die Vertheidi gung Roms gegen die Franzosen strategisch geleitet zu haben. Nur noch zwei weitere Neapolitaner, namentlich der Advokat Nicotera und über drei ßig andere Italiener, namentlich aus Lerici, sammelten sich im Hafen von Genua am Abend des 25. Juni 1857 auf dem piemontesischen Dampfschiff Cagliari, welches für die Fahrt nach Tunis bestimmt war. Ihrer zwan zig unterschrieben heimlich folgende Akte: „Wir Verschworene, voll Verach tung gegen die Verläumdungen des Pöbels, stark Kraft der Gerechtigkeit unsrer Sache und der Kühnheit unseres Muths erklären laut und hoch uns für die Bahnbrecher (iniziatori) der italienischen Revolution. Sollte das Land unserem Aufruf nicht entsprechen, so werden wir ihm fluchend, der edeln Phalanx der italienischen Märtyrer nachfolgend als muthige Männer zu ster ben wissen. Möge ein anderes Volk auf der Welt Männer finden, welche sich für seine Freiheit opfern wie wir, dann kann es allein sich mit Italien vergleichen, ob es gleich bis heute noch Sklavin ist." Das Brandmal der Verachtung der andern Völker gegen das getheilte, geknechtete, schutzlose Ita lien, die brennende Begierde dieses Brandmal auszulöschen stachelte Hun derte, die zum Theil nicht lesen konnten, vorwärts auf der Bahn eines qual vollen Todes, unter dem Achselzucken der Weisen zu beiden Seiten der Alpen. Mazzinis zu werthvolle Persönlichkeit blieb in Sicherheit zurück.

Als Südspitze der Pontinischen Sümpfe ragt das Cap Circello in das Mittelmeer; von ihm und von den Ruinen der Normannenburg auf dem Felsen über Terracina schauen wir ein halbes Dutzend Eilande im Meere schwimmend. Das größte derselben ist Ponza, wohin seit langen Jahren Verbrecher und politisch Verdächtige gebracht wurden. Von hier hatten um 1810 die Bourbonen Galeerensklaven auf das von Mürat beherrschte Fest land geschafft, um für Altar und Thron zu kämpfen. Pisacane bemächtigte sich mit seinen Genossen des Cagliari, sobald er auf hoher See war, steuerte auf Ponza, befreite 327 Gefangene, bewaffnete sie und schiffte sie ein. Die Mehrzahl wollte auf piemontesisches Gebiet ausgesetzt sein. Aber der Ka pitän erklärte, er hätte unterwegs im Hafen von Cagliari (Südsardinien) sich mit Kohlen versehen wollen, sein Vorrath reiche wegen des Umwegs nicht mehr bis dahin aus. So setzten es die Kühneren durch, daß man

nach dem etwas näheren Sapri im Golf von Policastro fuhr. Aber hier fanden sie statt der befreundeten bewaffneten Schaaren nur Angst und Lauheit, wie Mürat im Herbst 1815 bei seiner Landung in Calabrien. Die Kleidung der Sträflinge ließ die Einwohner alles befürchten, obgleich sie alles bezahlten und die strengste Disciplin geübt wurde. So fand ihr Ruf: Italien! Republik! kein Echo. In allen Gemeinden waren aus Besitzenden, die noch in keine politische Untersuchung gezogen worden waren, Sicherheitswachen gebildet. Diese, die Gendarmerie, bald auch regelmäßige Truppen warfen sich auf die Gelandeten, und dieß war ein Zeichen für die Bevölkerung es auch zu thun. Die Republikaner verloren achtzig Todte in Gefechten; dem formlosen Niederschießen mußte von Neapel aus ein Ende gemacht werden. Pisacane fiel schwer verwundet in die mörderischen Hände. Einige Zersprengte warfen sich wieder auf das Dampfschiff. Auf demselben waren die Bemannung und mehrere Passagiere geblieben. Diese hatten ein Protokoll aufgesetzt, worin sie erklärten, daß sie von den Verschworenen überwältigt worden seien. Während sie auf dem Wege nach Neapel waren, um sofort Untersuchung zu verlangen, wurde das Dampfschiff, wie es scheint, noch auf hoher See, also gegen das Seerecht von königlichen Kriegsschiffen aufgebracht. Obgleich Cavour für das einer genuesischen Gesellschaft gehörige Schiff und für die Bemannung, England für zwei Maschinisten energisch einschritten, blieben doch alle in dem Schmutz und in der feuchten Kälte ihrer Kerker. Auch sie wurden in dem Prozeß vorgeführt, welcher den 29. Januar 1858 in Salerno gegen 285 Köpfe eröffnet wurde. Nicotera stellte die Unschuld jener an den Tag, er rettete die Ehre der gemordeten Freunde gegen die Verläumdungen der Anklage, indem er sich selbst noch mehr belastete. Das Attentat Orsini vom 14. Januar 1858 auf das Leben Napoleons wirkte einen Augenblick auf diesen Prozeß bedeutend ein. Cavour war so entschieden und drohend vorgegangen, weil das Ministerium Palmerston ihn durch Hudson seines Beistands versichert hatte. Nun mußte aber Palmerston der öffentlichen Meinung weichen. Ein Toryministerium trat ein und verläugnete die geheimen Instruktionen, welche seine wighischen Vorgänger Hudson gegeben hatten; ein Legationssekretär nahm die Schuld auf sich, indem er einen Schreibfehler fingirte. England näherte sich in demselben Maße Oestreich, in welchem es sich von Frankreich entfernte. Dieß suchte Ferdinand zu benützen, er ließ die englischen Maschinisten, von denen einer wahnsinnig geworden war, frei. Aber auch den Rathschlägen des östreichischen Gesandten gegenüber unbeugsam, wollte er nur das Schiedsgericht einer Großmacht anerkennen. Die öffentliche Meinung in England war in der Frage so entschieden gegen Ferdinand, daß Derby genöthigt war zu beweisen, daß er das civis Romanus sum ebenso geltend machen könne wie Palmer-

ston. Um Piemont nicht ganz an Frankreich zu verlieren, erließ er ein kräftiges Ultimatum; in Folge dessen Ferdinand den Maschinisten eine schwere Geldentschädigung gab und „nur der überlegenen Macht weichend" das Dampfschiff in die Hände Englands herausgab und zwar ehe das dem englischen angepaßte scharfe Ultimatum Cavours in Neapel einlief. England lieferte das Dampfschiff an Piemont aus, aber das neapolitanische Prisengericht hielt sein Urtheil, daß dasselbe mit Recht genommen worden sei, aufrecht. Ferdinand und Piemont hatten ihre gegenseitige Erbitterung gezeigt, aber Cavour war es nicht gelungen jenen mit Englands Hilfe anzugreifen, wozu ihn gegen seine Politik die öffentliche Meinung der liberalen Italiener drängte. Im Juli 1858 wurden 205 Angeklagte von Salerno zu Kettenstrafen bis zu dreißig Jahren verurtheilt oder dazu begnadigt. Der zum Tode verurtheilte, aber zu lebenslänglicher Kettenstrafe begnadigte Nicotera wurde umsonst gedrängt ein Lebehoch auf den König zu rufen. Die Untersuchungsgefangenen hatten in der Mitte Decembers 1857 in ihren Kerkern noch die Schrecken einer Reihe seit zwei Menschenaltern unerhört starker Erdbeben erlebt. Die Provinzen Basilicata und Salerno wurden am furchtbarsten erschüttert; die Städte Polla, Montemurro, Cosenza und Melfi waren Trümmerhaufen, in welchen Feuersbrünste wütheten. Die anfangs ins Ungeheure gesteigerten Berichte wurden amtlich herabgesetzt auf 9,237 Todte. Nur in Polla entließ der Intendant die Gefangenen aus den Kerkern und sie, statt zu fliehen, halfen die verschütteten und durch das Feuer bedrohten retten. Kein Mitglied der zahlreichen königlichen Familie erschien auf dem Schauplatz der Verwüstung.

Wenn uns die politischen Prozesse nicht anwiderten, so wäre noch von anderen zu erzählen, z. B. gegen Pellegrini und Genossen in Catania, welche beschuldigt wurden, sich bewaffnet zu haben, um die königliche Regierung zu stürzen, die öffentlichen Kassen und die Kirchen zu plündern.

Die verheimlichte Wunde von Milanos Stich verschlimmerte sich, Ungeziefer bildete sich darin (wir wissen dieß sicher), die Schmerzen raubten dem König den nächtlichen Schlaf, seine Kräfte schwanden. Trotz aller Selbstüberwindung, trotz des stolzen Selbstbewußtseins, als Souverän im reinsten Sinn nur Gott verantwortlich zu sein, wurde ihm der Gedanke doch immer unleidlicher, Millionen von Menschen als Ungeheuer zu erscheinen. De Martino, sein Gesandter in Rom, glaubte die Zeit zu einem großen Akt der Versöhnung gekommen, als Pius und Ferdinand in Porto d'Anzo eine Zusammenkunft hielten. De Martino bat Pius, daß er im Namen der christlichen Religion der Versöhnung den König bewege, eine weite Amnestie zu geben. (Wir erzählen nach der mündlichern Erzählung eines Mitwirkenden.) De Martino setzte seinen König selbst von diesem Schritt in Kenntniß, Pius den Antonelli. Dieser wirft sich abrathend

dazwischen. Nach zweistündiger Unterredung wird beschlossen, bei dem System der Strenge zu beharren. Aber Ferdinand verbürgte de Martino, daß er ihm sein Wagniß nicht verüble, indem er einem seiner nächsten Angehörigen eine unerwartete Gnade ertheilte.

Schon seit einigen Jahren wurden die Verurtheilten wegen des Bundes der Einheit Italiens menschlich behandelt. Unter den Arven des Engadin erzählte uns ein graubündner Patrizier sehr eingehend, was er als Neffe eines neapolitanischen Marschalls sah, welchem zu seiner großen Last die Ueberwachung der in seiner Provinz Eingekerkerten oblag. Sie waren in einer Burg des Apennins eingeschlossen. Räumlichkeiten und Nahrung waren gesund. Sie arbeiteten je nachdem sie wollten, die meisten lernten Englisch; aber ihre Bücher wurden zuvor genau durchgesehen und jeder war beinahe an jedem Orte von einer Schildwache beobachtet. Die schlechtesten Subjekte, namentlich einige Hochgeborne, bildeten mit den edelsten Männern eine Gesellschaft. Poerio wurde von diesen als ihr Haupt verehrt. Der junge Graubündner, welchem es peinlich war, im Auftrage des Oheims alles und jedes gedruckte Papier zu überwachen, fühlte sich erleichtert, als er las, daß ein namhafter Dichter in einem deutschen Kerker spinnen mußte. Zu Anfang des Jahres 1859 drang in diese Räume die Nachricht, daß die Gefangenen nach Nordamerika gebracht werden sollten. England hatte sich erboten, sie frei dahin zu bringen. Aber da Ferdinand die Martialgerichtshöfe aufrecht erhielt, kam es zu keinerlei Verständigung. In Amerika wollte ihnen Ferdinand gegen das Versprechen, nicht nach Europa zurückzukehren, die Mittel für die erste Zeit einhändigen. Allein das neapolitanische Gesetz kennt die Strafe der Verbannung nicht und die 70 dazu bestimmten protestirten den 20. Januar bei ihrer Einschiffung dagegen. Ihr Transportschiff wurde stets von einem königlichen Kriegsdampfer begleitet. Lange lagen sie im Hafen von Cadix, bis sich ein amerikanischer Kapitän dazu verstand, ihre Ueberfahrt zu übernehmen. Nachdem endlich auf dem atlantischen Ocean der Kriegsdampfer sie verlassen hatte, überreichten die Gefangenen dem Kapitän ihren Protest und bedrohten ihn mit den amerikanischen Gerichten, wenn er sie nicht nach England bringe. Ein Sohn des gefangenen Settembrini, Schiffsoffizier, war nach Cadix gegangen, um hier seinen Vater zu befreien; da ihm dieß nicht gelungen war, hatte er sich als Matrose auf dem Amerikaner anwerben lassen. Er wollte im Weigerungsfalle die Leitung des Schiffs übernehmen. Der Kapitän aber führte das Schiff selbst nach Kork in Irland, wo sie den 7. März landeten. Die so Befreiten wurden in England mit Jubel empfangen und ihnen die Mittel gegeben, nach Piemont zu gehen. Poerio schloß sich entschieden an Cavour an; aber körperlich gebrochen, war nun sein Leid, daß er seinem Vaterlande nicht so dienen konnte, wie er gewollt. Wir sahen

ihn politische Gesinnungsgenossen, welche sich persönlich entzweit hatten, wieder versöhnen. Er eilte 1860 in das befreite Neapel und wurde von ihm in das Parlament gewählt. Nur selten gelang es, ihn von seinen Kerkerleiden erzählen zu machen. Er lebte von den Resten seines geopferten Vermögens dürftig, war aber nie zu bewegen, ein bezahltes Amt anzunehmen; es war ihm, als ließe er sich seine Leiden bezahlen. Er starb im Frühjahr 1867 im Alter von 64 Jahren.

Während Ferdinand sich des Alpdrückens, welches ihm die angesehensten politischen Gefangenen gemacht hatten, entledigt zu haben glaubte, schien ihm in der Verlobung seines erstgeborenen Sohnes, des Herzogs Franz von Calabrien, mit der baierischen Prinzessin Maria, Schwester der Kaiserin von Oestreich, ein neues Glück aufzugehen. Die Hochzeit sollte sogleich nach ihrer Landung in Bari stattfinden. Ferdinand, mit bewundernswürdigem Heroismus seinen Zustand verläugnend, wollte der Feier anwohnen und zuvor seine südöstlichen Provinzen sehen. Auf der Winterreise durch den Apennin soll er sich durch die schlechten Wege genöthigt gesehen haben, einige Stunden im Schnee zu Fuß zu gehen. Er kam in dem blühenden, heiteren Lecce angeblich mit einem rheumatischen Leiden kämpfend an. In Foggia hatte er für viele Hunderte Verkürzung ihrer Strafzeit, die Erlassung kleinerer Strafen verfügt. Aber der Himmel schien diese Sühne abzulehnen. Dem verschwägerten Großherzog von Toscana, welcher gekommen war, der Feier anzuwohnen, starb seine Schwiegertochter, bald darauf einem Bruder Ferdinands eine Tochter. So glänzend die Hochzeitfeier in Bari den 3. Februar 1859 war, lag doch ein düsterer Flor über ihr. Die Bürger fürchteten der Polizei verdächtig zu werden, wenn sie nach dem Befinden des Königs fragten; die Diplomaten zeigten nur eine abgemessene Freude, da man den Verdacht hatte, die Königin sehe die Vermählung ihres Stiefsohnes mit Neid. Sie selbst hatte noch 5 Söhne und 4 Töchter am Leben. Der König fühlte sich nach der Feier so krank, daß nur ein für heilig geachteter Mönch ihn bestimmen konnte, die Rückreise anzutreten. Die Matrosen trugen ihn auf eine Dampffregatte, diese brachte ihn von Bari nach Portici. Die fünfstündige Reise von hier mit Umgehung Neapels nach Caserta war eine Folter. Hier operirten ihn die Chirurgen wiederholt an der Wunde. Der Erzbischof von Neapel ordnete Gebete für Erhaltung seines Lebens an. Der politische Horizont verdüsterte sich. Der neapolitanische Gesandte berichtete den 17. Februar 1859, Fürst Gortschakoff rathe dringend zu voller Verständigung mit Frankreich, sonst würde Napoleon die Ausrufung Mürats als Königs von Neapel kraft Plebiscits nicht verhindern. Aber Ende März weigerte sich Ferdinand, einen Bevollmächtigten auf den beabsichtigten Friedenskongreß zu schicken, wenn diesem irgend ein Knebel in den Mund ge-

steckt würde. Die Nachrichten von dem in Oberitalien ausbrechenden Kriege ergriffen ihn tief. Abermals erklärte er seine Neutralität, seine Wünsche waren kein Geheimniß. De Martino unterhandelte in Paris und in London wegen der Rückkehr der Gesandten. Beiden Kabinetten war dieses Mittel zu Lokalisirung des Kriegs erwünscht, aber Ferdinand sollte die Botschaft des Uebereinkommens nicht mehr erleben. Jesuiten behaupten, er habe das Ansinnen Frankreichs, ihm zwei Häfen des Festlandes, einen auf Sicilien zu öffnen, abgelehnt. Im ganzen Königreich, zumal in der Hauptstadt, sprach man mit Angst von den kühnen Plänen und Komplotten der Königin-Mutter und der sich ihr fest anschließenden Reaktionspartei, um ihrem eigenen erstgeborenen Sohne die Doppelkrone, oder wenigstens die von Sicilien zu erraffen. Der Minister oder vielmehr der Direktor des vereinten Innern und der Polizei, Bianchini, welcher indeß wegen seiner humanen nationalökonomischen Schriften mit Montesquieu verglichen wurde, und der der Justiz und des Unterrichts waren für das alte System; man behauptete, viele Offiziere der Gendarmerie seien bereit, jene Pläne zu unterstützen. Unklare Bewegungen in Foggia, in Bari und Reggio wurden als zu Gunsten der Nachfolge des erstgeborenen Sohns aus zweiter Ehe, des Grafen Ludwig von Trapani gedeutet. Aus sicherster Quelle wissen wir, daß der Kronprinz nicht, wie allgemein behauptet wurde, vom Schmerzenslager des Vaters verdrängt war, sondern daß dieser ihm nun endlich täglich Unterricht im Herrschen gab. Franz schrieb sich die Lehren des Vaters in ein Heft, welches er als König bei jedem kritischen Falle durchblätterte, um darin den Rath des Todten zu finden. Auch dieses wurde ihm ein Unglück. Den 10. April diktirte Ferdinand ihm sein Privattestament. Sein Privatvermögen bestand außer den Kleinodien in 6,432,000 Ducati (sieben Millionen Thaler), die Wittwe und jedes seiner Kinder erhielt einen beinahe gleichen Antheil; ein Zwölftheil blieb dem Nachfolger zu frommen Stiftungen. Bezeichnend ist, daß dieses Vermögen in neapolitanischen, sicilianischen, in russischen und nordamerikanischen Staatspapieren angelegt war. Bereits schien Ferdinand nach Empfang der Sterbesacramente mit dem Irdischen abgeschlossen zu haben, als Gattin und Sohn ihm die Flucht des Großherzogs von Toscana glaubten mittheilen zu müssen. Wieder raffte er sich auf und schrieb eine Instruktion, wie man sich der Großmächte versichern solle; über das innere System sagte er nichts.

Das abergläubische Neapel erwartete den Tod seines Königs auf den 15. Mai, den Jahrestag des Straßenkampfes in Neapel im Jahre 1848, welchen Ferdinand zum Ausgangspunkt der antinationalen Reaktion mißbraucht hatte. Ferdinand wurde den 22. Mai 1859 von seinen Qualen befreit; die Hiobspost von Magenta blieb ihm somit erlassen, während Metternich, der Fürst der mitteleuropäischen Reaktion, auf die Nachricht

dieses seinem scheinbar verjüngten System gegebenen ersten Todesstoßes erst den 11. Juni starb. Ferdinand erreichte trotz seiner starken Körperanlage das 50. Jahr nicht.

Der wahrheitstreue Zeuge, der römische Abbate Coppi, legt auf den Sarg Ferdinands II. eine Schriftrolle nieder, welche im Jahre 1865 geschrieben, wohl die vertrauten Mittheilungen der vernünftigeren neapolitanischen Legitimisten, zum Theil Unbekanntes enthält. Er sagt im Kapitel 232 des Jahres 1859: „Ferdinand war geboren in Palermo (wohin seine Eltern vor Napoleon geflohen waren) den 12. Januar 1810; er bestieg den Thron den 8. November 1830. Sich den liberalen Zeitideen anschließend ertheilte er im Anfang seiner Regierung trotz der entgegengesetzten Rathschläge Oestreichs, den wegen Betheiligung an den konstitutionellen Bewegungen von 1820 als Staatsverbrecher Behandelten eine Amnestie. Um Volksbewegungen vorzubeugen beabsichtigte er durch einen geräuschvollen freisinnigen Staatsakt seine Unterthanen und die Fremden zu überraschen. Aber unmittelbar vor der Ausführung verhinderten ihn daran die reaktionären alten Minister zunächst vermittelst der Bitten der Königin-Mutter, hernach durch den Einfluß der Gesandten von Oestreich, Preußen und Rußland; so regierte er nach dem alten despotischen System fort. Oestreich, immer auf die Vorherrschaft in Italien zielend, dehnte die Aktion seiner Polizei soviel möglich auch im Königreich aus, während Ferdinand, um seine Unabhängigkeit zu behaupten, sich diesem beständig widersetzte; so empfing er den Geschichtschreiber Cäsar Cantu, obgleich ihm dieser von der östreichischen Polizei als verdächtig bezeichnet war, und gab er dem aus allen andern Staaten Italiens ausgewiesenen Physiker Melloni einen Lehrstuhl. Als Wittwer seiner ersten Gattin, der Maria Christina von Savoyen, gedachte er 1836 eine Tochter Louis Philipps zu ehelichen; aber Oestreich stachelte England auf, sich diesem Vorhaben unter dem Vorwande zu widersetzen, daß dadurch eine zu mächtige Familienallianz der drei regierenden Bourbonenfamilien gebildet würde. So heirathete er die Erzherzogin Maria Theresa. Als im Jahre 1844 die Brüder Bandiera aus der östreichischen Marine desertirten und mit noch 19 Entwichenen an der calabresischen Küste landeten, forderte Oestreich ihre Auslieferung. Ferdinand verweigerte diese, und beabsichtigte, es als eine jugendliche Unbesonnenheit leicht zu bestrafen. Da aber Attilio Bandiera im Verhör angab, sie haben das Volk aufrufen und die Krone Italiens Ferdinand II., als dem einzigen Fürsten, auf welchen sich die Hoffnungen Italiens richteten, geben wollen, so glaubte der König, da ein östreichischer Kommissär dabei Zeuge war, dem Gesetz den Lauf lassen zu müssen. Als ihm 1845 der Kaiser von Rußland eine russische Besatzung für die Hauptstadt anbot, führte ihn Ferdinand Abends zu Fuß ohne Bedeckung

durch die menschenerfüllte Toledostraße. Aber die große Idee, welche Ferdinand von der Macht Rußlands hatte, das volle Vertrauen zu diesem nebst dem inneren Despotismus verleitete ihn, die Rathschläge Frankreichs und Englands abzulehnen. Durch die deßhalb erfolgte Abberufung ihrer Gesandten wurde das Ansehen des Souveräns in seinem Königreich tief erschüttert."

Ferdinand soll auf seinem Todtenbette allen Mitgliedern seiner Familie das Versprechen abgenommen haben, daß sie fest zusammenstehen wollten, seinen rechtmäßigen Nachfolger in Aufrechthaltung des Systems zu unterstützen. Die Königin-Mutter warf sich diesem nach dem Tode ihres Gatten zu Füßen mit der Betheurung ihrer Unterthänigkeit. Auch die theilweise Modifikation des Ministeriums, die Ministerpräsidentschaft des zu betagten Filangieri erfüllten die Hoffnungen nicht, welche durch die Siege der französischen und piemontesischen Waffen gesteigert waren. Die Milderungen der herrschenden harten Maßregeln sollten das System der scharfen Ueberwachung nicht brechen. Die als politisch verdächtig oder als leicht betheiligt Ueberwachten (attendibili) sollten auch ferner ihre Markung nicht verlassen, ohne daß jedoch fürder davon und von ihrer Rückkehr Anzeige in Neapel gemacht würde. Fahrpostbillete zumal nach der Hauptstadt waren ihnen bisher nur in seltenen Ausnahmsfällen ertheilt worden. Palmerston hatte den 8. Mai 1853 ihre Zahl auf siebzigtausend angegeben. Jetzt waren ihrer noch zwanzigtausend. Man sah endlich ein, daß die Regierung eben so viele Feinde sich gemacht. Jetzt wurden sie wieder zum Doktorsgrade und zu Aemtern zugelassen. Der Rest der wegen der politischen Bewegungen von 1848 und 1849 in den Kerkern Liegenden sollte frei gelassen werden. Gleichzeitig wurde 137 namhaft gemachten Emigrirten die Rückkehr gestattet. Weitere sollten darum einkommen können. Vierzig machten Gebrauch davon. Die meisten Flüchtlinge hofften bald als Sieger heimzukehren. Die Erzählungen der Befreiten von ihren Leiden bestätigten dem Volke nur die Unleidlichkeit des herrschenden Systems. Daß die Regierung es nicht gründlich ändern wolle, noch könne, war offenbar. Der von ihr eingeforderte Bericht über die Gefängnisse erklärte, die Instruktionen seien so human, daß nichts daran zu ändern sei. Das war richtig. Aber Betrug und Fanatismus betrachteten jeden eingesetzten Verdächtigen, wie Verurtheilten als ihre Beute. Jede Nachgiebigkeit wäre jetzt als Zeichen der Schwäche erschienen. Franz wollte von keiner Verfassung hören, weil die weiter Vorgeschrittenen, die Unitarier sie doch nur zu einer Waffe gegen ihn gemacht hätten. Weniger abgeneigt war er einer Conföderation, so lange Aussicht war, daß Oestreich und die restaurirten Herzöge Glieder derselben würden. Hatte doch Ferdinand wenige Tage vor seinem Tode den Wunsch ausgesprochen, Oestreich möchte

seinen Schutzvertrag von 1815, den er früher als entwürdigend aufgegeben hatte, erneuern. Unerhört verhallten die auf die Nachricht von Magenta in Neapel sich laut erhebenden Rufe: es lebe Franz II. und die Verfassung. Die Rufe auf Viktor Emanuel und auf die Unabhängigkeit Italiens wurden bestraft. In Messina wurden 107 Männer, welche der gegen Oestreich vorübersegelnden piemontesischen Flotte zugejubelt hatten, auf die Strafinsel Favignana gebracht. Franz II. beharrte in der Neutralität seines Vaters.

Das Verhältniß zu den Westmächten hatte sich offenbar gebessert kraft der Hoffnung derselben, daß durch den Thronwechsel eine liberalere Strömung sich Bahn brechen werde. Auch die inneren Zustände schienen dahin zu drängen. Seit dem alles bestimmenden Selbstherrscher Ferdinand die Kräfte versagten, war eine Stockung in der Regierung, selbst in der Justiz eingetreten. Konnte der unerfahrene junge König die Riesenarbeit fortsetzen, unter welcher der Vater erlegen war? Schon die Bildung eines Ministeriums statt bloßer Abtheilungsdirektoren wäre ein Fortschritt gewesen. So unsicher die Angaben der einzelnen Etatsposten waren, soviel war Thatsache, daß die Einnahmen sich auf 32, die Ausgaben auf 34 Millionen Ducati beliefen. Die seit dem Ende des Jahres 1858 verstärkte Aushebung war zugleich eine Finanzspekulation. Man berechnete, daß die geringere Aushebung von 1857 in Neapel dem Staat allein zwei Millionen Ducati eintrug. Denn mit 250 Ducati konnte man einen Pflichtigen loskaufen. Den Ausfall an Mannschaft mußten namentlich die Waisenhäuser ersetzen. Die geworbenen sicilianischen Soldaten waren zu nichts so aufgelegt, nie kühner, als wenn es zum blutigen Raufen mit den neapolitanischen kam. Ferdinand, obgleich nie General im Feld, hatte das Heer vor allem als sein persönliches Werk angesehen. Er kannte Tausende von Soldaten persönlich, er sorgte Unteroffizieren für Weiber, ihren Töchtern für Männer. Die strenge Erfüllung ihrer kirchlichen Pflichten, täglich wiederholtes Beten, ließ er sich sehr angelegen sein. Devotion und Spionage durchdrangen unzertrennlich die intimsten Verhältnisse. In der Militärverwaltung herrschte bei der größten Bemühung des Königs, daß der Soldat seine Versorgung bekomme, der schamloseste Unterschleif. Ausgezeichnete höhere Offiziere erzählten uns Folgendes: Die Spionage zu den Ohren des Königs Ferdinand ging von unten gegen die Vorgesetzten. Die Anhänglichkeit des Soldaten an seine Offiziere sei die Ursache des Militäraufstands von 1820 gewesen. Das unmittelbare „persönliche Attachement" des Soldaten der guten alten Zeit an den Kriegsherrn galt ihm für die Basis des Throns. Der Neapolitaner hielt früher den freien Zutritt zu dem König, das Audienzrecht für etwas Höheres als eine Verfassung. Seit 1848 war Ferdinand für den Bürger unzugänglich. Aber er war für den gemeinen Soldaten stets offene

unmittelbare Appellationsinstanz; wo möglich gab er ihm Recht gegen den Offizier, wie gegen Civilbehörden. Die strebsamsten jüngern Offiziere traten daher in französische oder in piemontesische Dienste. Selbst seinen Kronprinzen, welcher durch seine mißtrauische Erziehung einen nichts weniger als militärischen Charakter hatte, brachte Ferdinand in kein näheres Verhältniß mit den Offizieren und Soldaten. Dieser sollte nun in die ungeheure Leere, welche der Tod Ferdinands im Heere ließ, eintreten. Durch diese Motive ist die Auflösung des Heeres, die Unselbständigkeit und Rathlosigkeit der Generale, das Mißtrauen des Soldaten gegen die Offiziere und die blutigen Ausbrüche desselben in der Katastrophe von 1860 vollkommen erklärt.

Aber noch blieb dem Thronerben ein rocher de bronce, die Schweizerregimenter. Sogleich nach Niederwerfung der Militärrevolution im Jahre 1821 hatte Ferdinand I. drei solche Regimenter angeworben, Franz I. warb seit 1826 vier Regimenter auf dreißig Jahre an; Ferdinand II. sicherte durch Verträge mit den Urkantonen ihren Beistand von neuem auf dreißig Jahre. Im Jahre 1841 verlebten wir mit den Offizieren derselben manchen heiteren Abend in ihrem Casino bei der Apostolikaserne in Neapel. Sie, wie ihre Mannschaften waren zum Theil aus deutschen Landen. Mit Geringschätzung sprachen sie von den neapolitanischen Truppen. Auf St. Elmo, dem die Stadt hoch herab beherrschenden spanischen Fort, wo die Lunte an der Alarmkanone stets brannte, lagen lauter Schweizer, die Offiziere waren meist Söhne berner Geschlechter. Denn es waren auch einige tausend Protestanten geworben, welche ihre Geistlichen hatten. Sie wurden durch badische und ähnliche Flüchtlinge vermehrt, welche den Vortheil hatten, sich noch durch Confessionswechsel Geld und Weißzeug zu verschaffen, wobei sie sich auf ihre oft falschen Namen verlassend, scherzten, daß die Pfaffen nur diesen, „einen Letzen", also einen Schatten gekauft hätten. Manche wußten sich wiederholt bekehren zu lassen. Trotz dem hohen Sold fühlten sich die meisten Soldaten sehr unglücklich; nicht selten hörte man bei Nacht in der Stadt einen Schuß und die Ablösung fand auf dem Posten einen Leichnam. Die Disciplin mußte eine furchtbar strenge sein. Diese Truppe gab am 15. Mai 1848 in den Straßen von Neapel den Ausschlag und, nachdem Filangieri so lang wie möglich die Neapolitaner vorangestellt hatte, gab sie bei der Erstürmung von Messina im Herbst 1848 und im April 1849 in den Straßen von Catania dem sicilianischen Aufstand den Todesstoß. Ferdinand hatte ein Schweizerjägerbataillon beigefügt. Jedes Regiment besaß seine Artillerie. Beim Tode Ferdinands war diese Truppe 10,000 Mann stark. Aber schon seit Eröffnung des französisch-östreichischen Kriegs in Oberitalien war zwischen den deutsch und den französisch redenden Corps ein feindseliger Geist bemerkbar. Manin und die italienischen Radikalen

hatten bei ihren Freunden in der Schweiz das Schamgefühl geweckt, daß eine Republik ihre Söhne an Tyrannen als Werkzeuge verkaufe, um die Freiheitsbestrebungen niederzutreten. Als im Juni 1859 päbstliche Schweizersöldner unter Grausamkeiten, welche durch die Fama ins ungeheure vergrößert wurden, das aufständische Perugia erstürmten und deßhalb (wie wir Band III S. 388 erzählten) die Tausende in Italien sich bereichernden Schweizer von dem Volke verächtlich behandelt und bedroht wurden, erklärten die Schweizer Behörden, daß von den Fahnen der Schweizerregimenter die Kantonswappen entfernt werden müßten, indem die Schweiz die Verträge der Kantone als erloschen betrachte. Die Soldaten sahen dadurch die ihnen durch die Kapitulationen zugesicherte Stellung und Abschiedsgelder gefährdet. Die Bürgschaft ihrer Regierung dafür erschien als hinfällig. Sie wollten nicht rechtlose Fremdenregimenter werden, sondern entweder ihre bisherige privilegirte Stellung behaupten oder aufgelöst werden. Sint ut sunt, aut non sint. Da der in den Fahnen sich symbolisirende Charakter der Truppe sich so kurz nach dem Regierungsantritt Franzens II. in Frage gestellt sah, richtete sich der Zorn der Söldner gegen ihn, obgleich er dabei der leidende Theil war.

Drei Schweizerregimenter und das Jägerbataillon lagen in der Stadt Neapel selbst. Wir erzählen den Hergang hauptsächlich nach den amtlichen Berichten. Am Abend des 7. Juli (an welchem die Nachricht von Solferino auch ihnen bekannt sein mußte) brachen 160 des zweiten Schweizerregiments bewaffnet aus ihrer Kaserne des Forts del Carmine; sie rückten mit der Fahne, unter Trommelschlag im Sturmschritt durch die Stadt nach der im Innersten derselben gelegenen Apostolikaserne, wo sie wieder die Wache überwältigten, die Fahnen an sich rissen. Durch weitere 60 Verschworene verstärkt zogen sie nach der Kaserne des dritten Regiments; von diesem schlossen sich ihnen 100 Mann an. In der Kaserne des vierten Regiments bekamen sie nur die Fahne. So rückten sie über 300 (nach Andern 1200) Mann stark nach dem hinter der Stadt sich erhebenden Capo di Monte, wo sich der König befand. Die Adjutanten des Königs verlangten durch das Mauergitter ihre Absicht zu wissen. Aus ihrem Geschrei ließ sich herausfinden, daß sie entweder ihre alte Fahne oder den Abschied forderten. Sie wurden angewiesen nach dem Marsfeld zu marschieren, wo sie die Antwort des Königs erhalten sollten. Sie gehorchten dieser Weisung, verübten aber Raub und Gewaltthaten. Der Kriegsminister Filangieri, die Generale Lanza und Nunziante setzten ihnen mit dem Schweizerjägerbataillon und mit einem neapolitanischen Regiment Schranken. In der Früh des 8. wurden sie auch durch das vierte Schweizerregiment mit Artillerie enger eingeschlossen. Die Aufforderung sich zu ergeben beantworteten sie mit Schüssen, durch welche mehrere auf königlicher Seite verwundet wurden. Einige Kartätschladungen streckten 20 von

ihnen todt und 75 verwundet (nach Andern 75 und 233) nieder; 260 wurden ohne Widerstand gefangen genommen. Der Abschied war nicht sobald allen angeboten, so wurde er massenhaft angenommen. Von dem ersten in Palermo liegenden Regiment verlangten sofort über 1300 Mann denselben. Der Hof überzeugte sich nun, daß „die nationale Würde und die Staatsraison" die Auflösung der Söldnerregimenter verlange; den Abgelnden wurden die für den Fall der Auflösung vertragsmäßig festgestellten Gelder bezahlt. Aus 800 Alten, die zu bleiben verlangten, wurde ein Bataillon gebildet. Man hoffte weitere auf dem Sklavenmarkt Deutschlands zu kaufen.

Dieß war die innere Lage des neapolitanischen Staats, als äußere Gefahren ihm immer näher rückten.

Die diplomatische Konstellation war bei dem Regierungsantritt Franzens scheinbar eine günstige. Die Westmächte hatten sich überzeugt, daß die dreijährige Unterbrechung ihres diplomatischen Verkehrs mit dem neapolitanischen Hofe nichts erreicht hatte. Deßhalb hatten sie dem trefflichen Unterhändler des sterbenden Ferdinand die Wiederkehr ihrer Gesandten zugesagt, um den jungen König bei dem ausbrechenden Kriege nicht ausschließlich dem östreichischen Einflusse preiszugeben. Sie hofften, diese würden auf den jungen König einen liberalen Einfluß üben. Elliot überbrachte diesem schon am 7. Juni 1859 die Glückwünsche der Königin Victoria zu seinem Regierungsantritt. Napoleon sandte zu demselben Zwecke den Baron Brenier. Sie setzten sich mit den freisinnigeren Mitgliedern der königlichen Familie in Verbindung; allein die Gewalt der um die Königin-Mutter festgeschlossenen Camarilla über den König blieb unerschüttert. Diese sah in der Rückkehr der Gesandten ohne eine Genugthuung nur einen Triumph des alten Systems.

Der Müratismus hatte aus dem Regentenwechsel keinen Nutzen gezogen. Wir haben (Band III S. 267) gesehen, daß Cavour wie Manin diesen Planen Napoleons entschieden entgegen waren. Sie wollten keine neue französische Fremdherrschaft in Italien befördern. Diese, auf Savoyen, vielleicht auf Toscana und auf Neapel gestützt, wäre noch gefährlicher für die Unabhängigkeit Italiens geworden, als die östreichische. Daher hatte Cavour, je mehr seine Plane der französischen Allianz reiften, wiederholt ernstliche Versuche gemacht mit Neapel in ein freundliches Verhältniß zu treten. Allein diese waren von Ferdinand stets mit Hohn zurückgewiesen worden. Dieser wollte seine Hand nicht in die von „Tempelräubern" legen, welche wegen Beschränkung der klerikalen Gerichtsbarkeit mit den schwersten Kirchenstrafen bedroht waren. Die nationale Idee, in Turin gehegt, mußte ihm, dem Legitimisten, als eine gefährliche Ketzerei erscheinen. Dennoch wies Cavour, ohne Erfolg, öffentlich in der Kammer den 15. Januar 1857 das Ansinnen Brofferios, den Aufstand Bentivengas auf Sicilien zu unterstützen, zurück (Deutsche Jahrbücher Band VIII Heft 3 S. 354).

Italien war zwischen dem Siege der Verbündeten bei Montebello und dem von Magenta, als die Botschaft von dem Tode Ferdinands (22. Mai 1859) erscholl. Viktor Emanuel sandte einen seiner zuverlässigsten Diplomaten, den Grafen Ruggero Gabaleone di Salmour nach Neapel, welcher in einer besonderen vertrauten Audienz den jungen König daran erinnern sollte, daß seine verstorbene Mutter eine piemontesische Prinzessin (aus dem 1831 in seinem Mannsstamm ausgestorbenen älteren königlichen Hause Savoyen) war. Franz wurde als Verwandter von Viktor Emanuel zu einer die Unabhängigkeit Italiens verbürgenden näheren Verbindung (unione) mit Piemont eingeladen. Seine Instruktion ist veröffentlicht. (Bianchis Cavour, dritte Ausgabe und deutsche Jahrbücher S. 359.) Es heißt darin: „Die Intervention Frankreichs in unsere Angelegenheiten wird vielleicht (wegen des Müratismus) ein Grund des Verdachts sein. Sie werden aber darauf aufmerksam machen, daß die Verhältnisse Europas eine direkte Herrschaft Frankreichs in Italien nicht zulassen würden und daß jedenfalls das beste Mittel, einer solchen Gefahr zuvorzukommen — wenn sie je bestünde, was aber nicht der Fall ist — die Union der Rathschläge und der Waffen der ganzen Nation, die Allianz der beiden größten Königreiche der Halbinsel wäre. Da indeß diese Erwägungen nicht hinreichen möchten, so werden Sie zu verstehen geben, daß die Regierung unseres Königs geneigt ist, ihrerseits alle Bürgschaften zu bieten, welche vernünftiger Weise gewünscht werden können. Daher werden Sie auf den Fall, daß man eine Defensiv- und Offensivallianz mit gegenseitiger Garantie der Integrität der Staaten der kontrahirenden Theile vorschlüge, sich nicht abgeneigt zeigen, sich indeß vorbehalten, um die nöthigen Instruktionen darüber an Ihre Regierung zu berichten." Aus der jetzt (1872. N. Bianchi VIII P. 517) vollständig veröffentlichten Instruktion vom 25. Juni 1859 ersehen wir, daß Franz wo möglich bewogen werden sollte in den Krieg gegen Oestreich einzutreten. Die inneren Reformen, die Verfassung sollten vertagt, nur eine Amnestie gegeben werden. England rieth davon ab, um dem Krieg nicht eine weitere Ausdehnung zu geben. Zuerst sollte Salmour einen Handelsvertrag abschließen. Die piemontesische Presse nahm die Hoffnung auf eine Verständigung behufs der Unabhängigkeit Italiens günstig auf. Der Fischietto stellte Franz als Herkules am Scheidewege dar. Allein schon der Jubel, womit Salmour bei seiner Landung in Neapel von den Liberalnationalen begrüßt wurde, ärgerte den Hof. Salmour versicherte Franz, Cavour suche auch Frankreich gegenüber alle Kräfte Italiens zu vereinigen. Er werde daher Neapel im Bunde willkommen heißen. Cavour hielt es ja damals noch für möglich, daß die Vereinigung Italiens erst nach Jahrzehnten erfolge. Daher hätte Piemont den gebesserten Bourbonen ihre Krone noch garantiren können. Allein schon während des Freudentaumels über den Sieg bei Magenta Mitte Juni hatte das pie-

monteſiſche Miniſterium jene Cirkularnote (unſere Geſchichte Band III S. 337) erlaſſen, welche als ein Programm der Einheit Italiens, ja des Einheitsſtaats unter dem Hauſe Savoyen gedeutet werden konnte, an welcher auch Napoleon deßhalb Anſtoß nahm. Den 1. Juli berichtete der neapolitaniſche Geſandte in Paris Antonini nach Neapel: „In einer Unterredung, welche ich über das letzte Cirkular des Grafen Cavour und über die Folgen, welche derſelbe von dem gegenwärtigen Kriege hofft, mit dem Grafen Walewski (franzöſiſchem Miniſter des Aeußeren) hatte, fragte mich dieſer, welchen Sinn ich jenem Cirkular zumeſſe. Ich antwortete: il se prépare des arguments pour se plaindre qu'on lui aura donné un morceau trop petit. Denn wirklich, wenn der Graf es wagt ein Königreich zu träumen, das alle Bevölkerungen umfaßt, welche durch die Konfiguration des Bodens, durch die Einheit des Urſprungs, der Race, der Sitten angezeigt ſind, ſo iſt klar, daß er darnach trachtet König von ganz Italien zu werden. Graf Walewski erwiederte mir: y compris Rome et Naples. — Oui, selon le circulaire, war meine Antwort. Und Graf Walewski fügte mit zornigem Tone bei: je suis bien aise de pouvoir dire que vous aussi l'avez ainsi interprété; mais il fait le compte sans l'hôte." Das mußte das ohnehin wache Mißtrauen des neapolitaniſchen Hofes ſteigern und ließ zugleich Hilfe von Napoleon hoffen. Die Königin-Mutter, als geborne Erzherzogin, war natürlich erbittert über die Niederlagen Oeſtreichs. Und ſo iſt nicht zu verwundern, daß Coppi berichtet: Man erfuhr nichts davon, daß über ein piemonteſiſch-neapolitaniſches Bündniß Unterhandlungen eingeleitet worden ſeien.

So erſchütternd die Schlacht bei Solferino auf den Hof wirkte, ſo beruhigend mußte die Kunde vom Frieden von Villafranca ſein. Allein ſie brachte ſofort in Mittelitalien die einſtimmige Willensmeinung hervor, Piemont ſei für Venetien durch Toscana und durch die Poherzogthümer zu entſchädigen. In Parma war aber eine bourboniſche Herzogin geſeſſen und der Großherzog von Toscana war ein Oheim des Königs von Neapel, Oeſtreichs Herrſchaft auf der Halbinſel war geknickt. Der Schutzwall Neapels, der Kirchenſtaat war tief zerklüftet. Indeß hatte man den Troſt, daß der ſchlimme Cavour das Miniſterium niedergelegt hatte und durch den minder kühnen Rattazzi erſetzt war. — Rußland, welches ſeit dem Krimkriege dem undankbaren Oeſtreich, dem andern Verbündeten Neapels, tief grollte, hatte ſich deßhalb Piemont genähert. Jetzt war Rußland eben dadurch der berufene Mittler zwiſchen Piemont und Neapel. Als der ruſſiſche Geſandte dem jungen Könige Franz bei ſeinem Regierungsantritt rieth ſich mit der Nation und mit Piemont zu verſtändigen, hatte dieſer geantwortet: Ich weiß nicht, was „Unabhängigkeit Italiens" bedeuten ſoll; ich kenne nur die Unabhängigkeit Neapels. Fürſt Gortſchakoff ließ ſich dadurch nicht abhalten die Rathſchläge zu einer Verſtändigung, eines Bündniſſes zwiſchen Piemont

und Neapel zu wiederholen. Graf Stakelberg, russischer Gesandter in Turin, war hier in diesem Sinne thätig. Rattazzi und noch ernstlicher der König gingen darauf ein. (Die Berichte des neapolitanischen Gesandten in Petersburg, Regina an Carafa, Minister des Aeußern in Neapel s. Deutsche Jahrbücher S. 360.) Rußland war mit den „avances" des turiner Ministeriums gegen Neapel und mit dessen Benehmen vollkommen zufrieden. Dem neapolitanischen stellte er vor, es sei für Neapel, um die liberale Partei im Zaume zu halten, unvermeidlich „den Anerbietungen Piemonts zu Erneuerung der alten intimen Freundschaftsbeziehungen mit demselben freundlichen Geiste zu entsprechen." Piemont sehe (Januar 1860) seiner sofortigen Vergrößerung mit Sicherheit entgegen, deßhalb bedürfe es der Revolution nicht mehr, sondern müsse konservativ sein. Die Rathschläge Rußlands waren seit Villafranca von Napoleon in Neapel unterstützt worden, weil der Kaiser nur vermittelst einer Versöhnung Neapels mit Piemont seine „italienische Conföderation" erzielen konnte. Noch Ende März 1860 berichtete Graf Stakelberg an den Fürsten Gortschakoff über eine Audienz, die er bei Viktor Emanuel gehabt. Dieser habe, als Beweis seines aufrichtigen Wunsches sich mit Franz zu verständigen, sich darauf berufen, daß er eine revolutionäre Bewegung auf Sicilien verhindert habe; General Cialdini, Kommandant in der Romagna, habe Befehl die Ruhe in den päbstlichen Marken zu respektiren, ausgenommen den Fall einer Intervention des Königs von Neapel (dieses wird sich bald erklären). Aber leider, schloß Viktor Emanuel, haben seine Rathschläge bei dem jungen Könige keinen Erfolg gehabt. Auf diese Weise habe der Großherzog Toscana, der Pabst die Romagna verloren. — Gortschakoff gab diesen Bericht dem neapolitanischen Gesandten zu lesen, damit er den Inhalt nach Neapel berichte. Er drückte seine Ueberzeugung aus, daß Viktor Emanuel es ehrlich meine. So richtig, so wohlwollend diese russische Politik war, so war es doch ein Fehler, daß Gortschakoff wünschte, daß die Fäden der Unterhandlungen über Petersburg liefen. Dadurch wurden sie verzögert. Sosehr die beiden italienischen Höfe die Gunst Rußlands sich zu erhalten suchten, so hatten die Dinge an beiden Enden Italiens schon eine ganz andere Gestalt angenommen.

Rattazzi, dessen Unificirungseifer in der Lombardei sich die größten Verlegenheiten bereitet hatte, welcher beinahe die Hoffnung auf die Gewinnung Centralitaliens aufgeben mußte, hatte darum nicht an eine Annexion Neapels denken können. Deßhalb hatte er Monate lang den Wünschen seines Königs und Napoleons in Betreff des italienischen Staatenbundes entsprochen. Als aber gegen Ende des Jahres 1859 der Boden unter seinem Ministerium zu weichen begann, suchte er eine Stütze in den Garibaldinern und in der Linken. Er begünstigte heimlich deren Plane eines Schlags gegen die Bourbons auf Sicilien (unsere Geschichte Band II

S. 489). Dieß that gleichzeitig Farini in der Emilia, um die Aktionspartei von einem Einfall in die päbstlichen Marken abzulenken. Als Cavour den 20. Januar 1860 sein Ministerium bildete, brach er den über Petersburg laufenden Faden der neapolitanischen Unterhandlungen nicht ab, aber er nahm Farini zum Kollegen an. Vorerst waren sie freilich mit der Annexion Centralitaliens und mit der Abtretung von Savoyen-Nizza vollauf beschäftigt. Cavour befahl den 30. Januar Villamarina, seinem Gesandten in Neapel, ja nicht Unruhen zu begünstigen, da dieß Italien schädlich wäre. Alle Mächte wünschten das Ende der Revolution in Italien. Indeß setzten besonders auf Sicilien die Aktionspartei durch Rosolino Pilo und der Nationalverein durch Lafarina auf eigene Hand die Bildung von revolutionären Verschwörungen fort.

Mit dem gleichen, ja mit noch mehr Recht hätten wir mit den Planen des neapolitanischen Hofs beginnen können, um das Scheitern des Allianzplans zu erklären. Sie waren entworfen und geschürt hauptsächlich durch die höchsten Damen in Neapel und in Wien. Ja die Königin Isabella von Spanien hieß ihren Gesandten in Neapel die Reaktionscamarilla ermuthigen, während derselbe auf Befehl seines Ministers sich an den Schritten der westmächtlichen Gesandten betheiligen mußte, welche dem Könige freisinnige Schritte riethen. Die ganze ultramontane Partei diesseits und jenseits der Alpen stieß in die Posaunen, um einen Kreuzzug für Wiedereroberung der Romagna, zur Insurgirung und Restauration Toscanas (gleich der von 1799) zu organisiren. Wie weit man zu greifen dachte, erhellt daraus, daß Neapel in Petersburg bat, die Restauration in Parma und Modena zu begünstigen. (Bericht des neapolitanischen Gesandten in Petersburg vom 12. December 1859.) Alle diese restaurirten Fürsten sollten mit Neapel und Oestreich eine Conföderation bilden, welche dem Ehrgeiz Piemonts einen Damm entgegensetzen sollte (Depesche Carafas an seinen Gesandten in Petersburg vom 29. Nov. 1859). Man hoffte, der auf Ende des Jahres in Aussicht gestellte Kongreß werde die mit Gewalt hergestellte Thatsache besiegeln. In den Händen des Kardinalstaatssecretärs Antonelli liefen die Fäden zusammen. Mit ihm scheint die Königin-Mutter durch den päbstlichen Nuntius in Neapel verkehrt zu haben, da der neapolitanische Gesandte in Rom de Martino der Camarilla zu liberal und zu besonnen war. Dieser berichtet den 6. Dezember 1859 seinem Hofe: „Der östreichische Gesandte arbeitet mit dem größten Eifer, um den H. Vater zu den extremsten Schritten zu spornen. Nur eine katholische Liga, sagt er, könne das Pabstthum und die Gesellschaft retten." — Die Bischöfe, die ultramontane Presse, die von Damen angefeuerten ultramontanen Vereine sollten in Frankreich eine solche Bewegung anfachen, daß es Napoleon unmöglich würde, dem bedrängten Piemont Hilfe zu leisten.

Schon ein von den neapolitanischen Normannenfürsten besiegter un gefangener Vorfahrer Gregors VII. hatte sich überzeugt, daß Neapel d natürlichste, sicherste Rückhalt der von Norden bedrohten Pabstherrschaft i Rom sei. Dieß ist eines der politischen Dogmen der Kurie geblieben Und auch jetzt sollte das neapolitanische Heer die Basis der Kreuzzug und Restaurationsbewegung bilden. Soviel Truppen irgend im Süden ent behrt werden konnten, stellten sich an der Nordgränze Neapels in den Ab ruzzen auf. Sie standen unter dem Oberbefehl wohl des besten General Pianells, welcher damit als Verwandter eines der thätigsten Organe d östreichischen Reaktionspartei in Neapel betraut war. Obgleich er noch lär gerer Mühe bedurfte, dieses Armeecorps schlagfertig zu machen, berichte doch de Martino schon den 9. Oktober 1859 nach Neapel, er habe vo dem Pabst unmittelbar die Erlaubniß zur eventuellen Aufstellung eines nea politanischen Truppencorps in der Verlängerung der Trontolinie (im Kir chenstaat: Spoleto-Orvieto) unter der alleinigen Bedingung ausgewirkt daß die päbstliche Einwilligung geheim bleibe. Den 23. November 185 schreibt derselbe in einem Reservatissimo: „Sollte in Toscana eine „Veränd rung" eintreten, so wird der Kardinal (Antonelli) sogleich Befehl zu eine Vorwärtsbewegung geben." Allein die erhoffte „Veränderung" d. h. Re staurationserhebung in Toscana trat nicht ein. Kein Glockenstrang wurd zum Sturme zur Erhebung für Altar und für die alten Throne angezogen der Pulverdampf mischte sich nur bei Kirchenparaden mit dem kirchliche Weihrauch. Die Damen und die Priester hatten sich in wetteifernd Uebersteigerung, wie so oft die Mazzinisten, in eitle Hoffnungen hineing trieben. Der Wiedereintritt Cavours in das Ministerium, das französisch englisch-piemontesische Einvernehmen, die Ergebnisse der Volksabstimmunge in Centralitalien waren kalte Wassertropfen auf die aufsiedenden fromme Leidenschaften. Es blieb kein Resultat, als die gewechselten Berichte i dem neapolitanischen Staatsarchiv, welche die Piemontesen hier fande und zur Rechtfertigung ihrer Politik veröffentlichten. (Eine Reihe Depesche und Berichte findet sich in der dritten Ausgabe von Bianchis Cavou (Cap. IX, von S. 84 an.) Die Aktionspartei aber wurde durch die Au stellung der Neapolitaner an ihrer Nordgränze zu Revolutionsplanen i Sicilien ermuthigt.

Im März 1860 entwarf der neapolitanische Gesandte in Rom mit dem französischen, dem Herzog von Gramont, einen Plan zur Besetzung Umbrien und der Marken, also des nordöstlichen Kirchenstaats durch ein neapolita nisches Truppencorps. Dadurch sollte es der Kurie ermöglicht werden, ih eignen Truppen zur Vertheidigung Roms zu concentriren. Dieses wä eine denfensive Maßregel gewesen und hing wohl mit der Forderun Englands zusammen, daß die Franzosen Rom räumten. Deßhalb wand

Piemont anfangs nichts dagegen ein. Kurz darauf jedoch protestirte Cavour energisch dagegen. Im Begriff, Savoyen-Nizza abzutreten, durfte er der öffentlichen Meinung nicht auch noch dieses bieten, zumal die feindlichen Absichten und die reaktionäre Halsstarrigkeit des neapolitanischen Hofs immer offenbarer wurden. Deßhalb befahl er am 22. März seinem Gesandten, gegen eine „neapolitanische Invasion" zu protestiren und wenn sie ohne Verabredung mit Piemont geschähe, seine Pässe zu verlangen. Er stellte absichtlich unannehmbare Bedingungen. Er überzeugte sich, daß die beiden Systeme in Italien nicht neben einander bestehen könnten und daß er, ohne auf Frankreich zu rechnen, vorgehen müsse. Die neapolitanische Regierung sagte sich nun von jenem Plane los, da die Zahl ihrer Truppen, welche zum vierten Theil aus Rekruten bestehen, dazu nicht hinreiche. Sie sehe sich in die Nothwendigkeit versetzt, ihre eigene Gränze und Sicilien zu vertheidigen. Es bringe ihr weniger Gefahr in einer festen Stellung innerhalb ihrer Gränzen die Revolution zu erwarten, als ihr entgegen zu gehen. Es sei passender den Pabst nicht zu compromittiren. Auch wünsche man nicht Theil an Repressionen zu haben, bei welchen die Sicherheit der Dynastie nicht unmittelbar interessirt sei. (Depeschen des neapolitanischen Ministers des Aeußeren an den französischen Gesandten in Neapel vom 23. und 25. März 1860.) Diese Gedanken und Worte sind ganz im Sinne der Westmächte. Je weniger der neapolitanische Hof geneigt war, ihre Rathschläge im Inneren zu befolgen, desto mehr mußte er in der äußeren Politik ihnen folgen.

Diese vernünftige Zurückhaltung war der neapolitanischen Regierung besonders durch die sich eben herausstellende Schwäche ihrer inneren Lage aufgenöthigt. So wenig Entschlossenheit die Neapolitaner in der Vertheidigung ihres Königs Joachim Mürat und seiner Gattin der Schwester Napoleons im Jahre 1815 gezeigt hatten (Band I S. 58), so blieb doch die Hebung des bürgerlichen Wohlstands und des kriegerischen Ruhms durch ihn in vielen Familien in lebhafter Erinnerung; die Härte der bourbonischen Regierungen ließ die müratische Zeit auch in den Augen der Menge in rosigem Lichte erscheinen. Der neapolitanische Partikularismus glaubte nunmehr diesen nur durch ein aufgeklärtes, gemäßigtes müratisches Regiment gegen die von Piemont getragene nationale Einheitsidee halten zu können. Da diese der großen Mehrzahl der Neapolitaner fremd war, machte ihnen eine französische Fremdherrschaft keine Anfechtung. Diese Partei hoffte vielmehr auf die Unterstützung Napoleons, welcher gerne in Neapel noch einen Ersatz für das seiner Dynastie entgangene Toscana nehmen würde. Die „neapolitanische Frage" war seit dem Krimkrieg durch die Haltung der Westmächte gestellt. Sollte Italien die Lösung derselben Napoleon, durfte Cavour die Zerhauung des Knotens der Aktionspartei allein überlassen?

Dieser Sachlage gegenüber war Piemont verpflichtet, die nationale Unabhängigkeit Italiens gegen jede Fremdherrschaft zu schützen, und England, welches das Mittelmeer nicht zu einem französischen See machen lassen will, erschien mit Piemont solidarisch verbunden. Die neapolitanische Polizei zeigte an, daß sie einer müratischen Verschwörung auf die Spur gekommen sei. Am Mittag des 1. März sollten die Verschwornen mit einem großen bezahlten Anhang sich in Hunderte von Fiakern setzen und unter dem Rufe: es lebe Mürat! durch die Hauptstraßen Neapels galoppiren. Dieser Plan ist so ganz im Charakter des neapolitanischen Mittelstands, in welchem der Müratismus seine meisten Anhänger hatte, daß er wohl mehr als eine Polizeilüge war. Die Demonstration wurde durch militärische Besetzung der Straßen verhindert. Die Polizei verhaftete achtzig Leute der niederen Klasse und verbannte vierzehn Mitglieder des überzahlreichen höheren Adels, Advokaten und Literaten. Die Gefahr des Müratismus war damit nicht überwunden. Das Verhältniß Napoleons zum Müratismus war und ist unklar. Wahrscheinlich war er sich selbst über die Unmacht oder Macht desselben nicht klar. Nach seiner Art wollte er sich wohl nur eine Möglichkeit offen behalten.

Diese Tage trugen um so mehr den Charakter einer Krise, als der von Franz ernannte Ministerpräsident und Kriegsminister Karl Filangieri, Fürst von Satriano, Herzog von Taormina, zu Ende Februars seine Entlassung verlangte. Um 1788 geboren hatte er einige der schwersten Feldzüge unter Napoleon I. mitgemacht. Die Wunde, welche er 1815 im Dienste Murats erhalten hatte, die aber noch nicht heil war, schwächte nebst dem Alter seine Kräfte. Er verzweifelte daran, den Augiasstall zu reinigen, zumal er seine Schritte durch die Fäden der Camarilla gehemmt sah.

Schon den 5. Oktober 1859 hatte der neapolitanische Gesandte in Paris über eine seiner Unterredungen mit Benedetti berichtet. Dieser habe geschlossen mit den Worten: „Wir können nicht weiter über die neapolitanische Regierung reden, da Sie Stärke nennen was ich Schwäche heiße und Reformen als eine Schwächung ihrer Regierung verwerfen, während ich glaube, daß dadurch ihre Zukunft gesichert würde." Und jetzt nach einem halben Jahre berichtete derselbe Gesandte: „Vor mehreren Tagen äußerte Kaiser Napoleon gegen den Gesandten einer großen Macht: was wollen Sie mit einer Regierung machen, welche sich verstockt auf keinen Rath zu hören?" Die napoleonische Diplomatie spielte die Rolle des guten uneigennützigen Freundes trefflich, während ihre müratischen Pläne durch die Diskreditirung der bourbonischen Verblendung nur gefördert werden konnten. In diesen Tagen der Ministerlosigkeit rieth der französische Gesandte vereint mit dem ihn scharf überwachenden englischen dem Könige dringend die Bildung eines Reformministeriums an. Viktor Emanuel ließ durch den trefflichen vertrauten Marchese Salvatore Pes di Villamarina als außerordentlichen Gesandten

und bevollmächtigten Minister, nochmals Franzen eine Allianz und gemeinschaftliche Ordnung der italienischen Verhältnisse antragen. Cavour wollte die obere Hälfte Italiens befestigen und organisiren und den Bourbon in der Hoffnung auf Besserung noch halten, um den Mürat unmöglich zu machen. Aber alles war vergebens! Den 3. März 1860 berichtete Elliot an Lord Russel über seine Unterredung mit dem Minister des Aeußeren Carafa: „Ich bot alle möglichen Gründe auf, um die Regierung zu überreden ihre unheilvolle Bahn zu verlassen, und gab dem Minister besonders zu erwägen, daß in einem Augenblick, wo es der Verwaltung an einem Haupte fehle, jede Gehässigkeit der Maßregeln auf den König selbst zurückfalle. Ich schloß, ich sei überzeugt, daß das Verderben Seiner Majestät und der Dynastie unvermeidlich sei, wenn er nicht auf verständige Rathschläge achte. Ich bat Carafa mir eine Audienz beim Könige zu verschaffen, damit ich beim Eintreten der Katastrophe mir nicht den Vorwurf zu machen hätte, daß ich nicht allem aufgeboten habe, um einen Souverän ohne Erfahrung von dem drohenden Ruin zu retten. Carafa versprach mir, dem König meine Bitte vorzutragen, aber ich erhielt keinerlei Antwort. Der französische und der spanische Gesandte sprachen sich auf dieselbe Weise aus." Russel sprach die Summe seiner Erfahrungen in einer Depesche nach Wien vom 5. Mai dahin aus: „Es ist nicht gerade nöthig, daß der König die Verfassung wieder ins Leben rufe. Das neapolitanische Volk ist zu unwissend um ihren Nutzen zu schätzen. Aber auch der Unwissendste begreift den Unterschied zwischen einer gerechten, humanen und einer ungerechten, unbarmherzigen Regierung." Den 16. März wurde ein zum Theil neues Ministerium veröffentlicht. Es war keine Aenderung des Systems. Der Ministerpräsident hieß Antonio Statella, Fürst von Cassero, der Kriegsminister Winspear.

Viktor Emanuel und Cavour hatten nun alle Gerechtigkeit erfüllt. Sie mußten nur wünschen, daß die Katastrophe in Neapel nicht so bald eintrete. Allein sie konnten sie nicht verhindern ohne Oberitalien selbst zum Schauplatz der unterdrückten Leidenschaften zu machen. Wenn aber der Kampf zwischen dem Despotismus und der nationalen Freiheitsidee im Süden entbrannte, so mußte Piemont sich betheiligen, da ebensowohl der Sieg des Radikalismus oder des Müratismus, wie der des bourbonischen Despotismus für die eben erst sich zusammenschließende obere Hälfte von den fatalsten Folgen werden mußte. Nur als heimlicher Geschäftstheilhaber konnte Cavour hoffen die Oberleitung zu behalten und Italien vollständig zu machen. Nachdem der Bourbon alle und jede Verständigung zurückgewiesen hatte, blieb für Cavour die Aktionspartei die einzige Macht, mit welcher trotz Napoleon ein gewisses Einvernehmen möglich war.

Vierzigster Abschnitt.

Innere Lage des Kirchenstaats. Das internationale päbstliche Heer. Das Invasionsheer der Aktionspartei.

Wir haben im Anfang des dritten Bandes unserer Geschichte, im 26ſten Abschnitte die kirchenstaatliche Republik, den Kampf um Rom (1849), die Restauration in Stadt und Provinz eingehend geschildert. Wir können es niemandem verargen, wenn er die Farben in der Darstellung dieser letzteren für zu düster hält. Es ist uns selbst schwer geworden uns zu überzeugen, daß soviel Moder, Gift und Elend über ein europäisches Land ausgegossen sein könne. Nur Dokumente von der Hand der Priesterregenten und die glaubwürdigsten Augenzeugen vermochten uns von der Wahrheit der argen Thatsachen zu überführen. Aber der Glaube an die Menschheit und an die Kirche bekommt bei Vielen doch immer wieder die Oberhand. Wir können wohl eine solche Selbsttäuschung, nicht aber die Lügen achten, durch welche ein falsches Bild geschaffen werden will, in der Absicht die Getäuschten zu Opfern an Geld und Blut zu überreden.

Wir geben im Folgenden nur einige Bruchstücke aus Dokumenten, welche erst in den letzten Jahren veröffentlicht wurden, welche dem Leser jene eingehenden Schilderungen ins Gedächtniß zurückrufen und sie ergänzen. Ein katholischer Geistlicher drückt die Mißlage richtig aus: „Schlechte Regierungen, welche im eigenen Lande beinahe keine feste Stütze mehr haben, sind stets abhängig von äußerer Hilfe. Die diplomatischen Beziehungen gewinnen ein fatales Uebergewicht. Für die Kurie war es eine große Verlegenheit, daß ihre zwei Hauptbeschützer Oestreich und Frankreich, welche sich seit 1849 in die Okkupation des Kirchenstaats theilten, einander bald mehr, bald weniger feindlich entgegenstanden.“ Dieß ist von uns eingehend beleuchtet worden.

Wir geben denjenigen Urtheilen den Vorzug, welche von Zeugen ausgehen, die der Kurie prinzipiell ergeben sind. Die weltliche Priesterregierung im Kirchenstaat erhielt ihr scharfes Gepräge der Unversöhnlichkeit wäh-

rend des Aufenthaltes Pios in Neapel. Sie behielt dasselbe auch nachdem der Pabst den 12. April 1850 nach Rom zurückgekehrt war. N. Bianchi theilt uns sieben Depeschen des neapolitanischen Gesandten in Rom, des Marchese di St. Giuliano vom Mai und Juni 1850 mit, welche bei allem Interesse für die Befestigung der weltlichen Macht des Pabstes den Stempel der Wahrheit tragen. Er rühmt, daß der französische Gesandte Rayneval mit der zartesten Rücksicht, ohne selbst Vorschläge zu machen und ohne die volle Unabhängigkeit des Pabsts irgend beschränken zu wollen, den Wunsch nicht verläugne, daß der Pabst der in seinem Motuproprio versprochenen Institutionen (Provinzialselbstverwaltung) nicht irgendwie Erwähnung thue. Es fehle aber der Kurie an Offenheit und an Entschiedenheit und alles leide unter der Verschleppung. Die Entschlüsse von heute werden morgen widerrufen. Die Niedersetzung einer Kommission von Kardinälen habe die Hoffnung erweckt, daß endlich jene Institutionen vorbereitet würden, allein sie haben nur über die Kleidung der Kardinäle und der Prälaten und über die Mittel zur Einziehung der kleineren, zum Theil republikanischen Münze zu berathen. Der Klerus habe sich endlich durch die Klagen, daß er sich den gemeinsamen Opfern zu entziehen suche, zu jährlichen hunderttausend Scudi herbeigelassen, zugleich damit nicht seine Güter als Hypothek für ein päbstliches Anlehen geboten würden. Die Einführung einer Verwaltung werde erschwert theils durch den doppelten Charakter des Kirchenstaats, theils durch den Mangel an zuverlässigen Beamten, indem die tüchtigsten Männer sich dem öffentlichen Dienste entziehen. Die Kardinäle seien aufs äußerste gegen Antonelli erbittert, welcher die bisherige kollegialische Regierung namentlich durch Erneuerung des alten Gesetzes, kraft dessen Kardinäle nur nach Meldung bei Sr. Heiligkeit Zutritt hätten, zu stürzen suche. Antonelli wolle sich des Pabsts ausschließlich bemächtigen. Ein Kardinal habe ausgerufen: der Prostaatssekretär müßte sich doch noch ihnen zu Füßen werfen. Aber auch Rayneval unterstütze Antonelli, weil er ihn für den einzigen zur Regierung fähigen halte. Beide befürworten die Bildung eines genügenden päbstlichen Heers. Nachdem die Werbung in Spanien als hoffnungslos aufgegeben worden, bot Frankreich Offiziere und Unteroffiziere für einheimische Geworbene und eine freiwillige französische Truppe an. Aber es machten sich dagegen östreichische Einflüsse geltend. Den 9. Juli 1850 berichtet Giuliano: „Der h. Stuhl mußte zum Zweck der Unterdrückung der Frechheit der Uebelthäter in den adriatischen Provinzen des Kirchenstaats auf Andringen der östreichischen Behörden diesen beinahe die ganze Leitung der Polizei übergeben. Nachdem sich die östreichische Polizei bisher beinahe in denselben Schranken gehalten hatte, wie die französische im südlichen Kirchenstaat, hat nun jene so ausgedehnte Vollmachten erhalten, daß man sagen kann, es bleibe von der Autorität der päbstlichen Regierung

im nördlichen Kirchenstaat in Folge dieser Abtretung nur wenig übrig." — Frankreich hatte bisher auf Reformen gedrungen, indem es diese für nöthig erklärte, damit es seine Truppen zurückziehen könnte. Offenbar dachte es jetzt immer weniger daran, um nicht an die Oestreicher seinen Einfluß bei der Kurie zu verlieren. Ihre hart reaktionäre Haltung gewann ihnen die Zuneigung der die Kurie beherrschenden Reaktionspartei. Napoleon sagte im Herbst 1859 wahrheitsgetreu einer toscanischen Abordnung, er habe seit Anfang von 1850 seine Reformrathschläge mäßigen müssen, damit Pius nur nach Rom zurückkehre. Derselbe Giuliano berichtet den 19. November 1850, daß die päbstlichen Behörden, von dem (durch den drohenden östreichisch-preußischen Konflikt motivirten) Abmarsch der östreichischen Truppen aus den südlichen Marken nach Norden geängstet, düster nach Rom schrieben, und fährt fort: „Es ist schmerzlich anerkennen zu müssen, daß sobald die Regierung des H. Stuhls der materiellen Stütze Frankreichs und Oestreichs beraubt würde, der revolutionäre Geist sogleich die Oberhand gewinnen müßte. Die Demagogen setzten natürlich große Hoffnungen auf den Kampf zwischen Preußen und Oestreich, welcher vor kurzem unvermeidlich schien und unübersehbare Dimensionen annehmen konnte, weßhalb ihre Führer noch größere Einigung und Energie empfahlen." Zeigte sich Antonelli solchen Gefahren gegenüber zur politischen Verbindung mit Oestreich geneigt, so berichtet Giuliano, daß derselbe doch nicht auf reale Solidarität, namentlich nicht auf einen Zollverein mit Oestreich eingehen wolle, wodurch der Kirchenstaat an Oestreich gebunden würde, wie die deutschen Zollvereinsstaaten an Preußen. Er sprach von einem Zollverein der rein italienischen Staaten natürlich mit Ausschluß Piemonts. Damit schließen leider die von Bianchi Vol. VI mitgetheilten Berichte Giulianos ab. Sie beweisen hinreichend, daß die Restaurationspartei durch inneres Mißtrauen und durch Zwiespalt zur Unfruchtbarkeit verdammt war.

Seit selbst in Rom die italienische Einheitspartei Wurzel gefaßt hatte, also seit 1856 wurde die geheime Polizei wo möglich noch verbreiteter. Sie ist die Contreguerilla gegen jene. So viel möglich hat sie die Allwissenheit der Kurie hergestellt. Das Schlimmste ist, daß durch sie auch in den engsten Familienkreis giftiges Mißtrauen gepflanzt wurde. Denn die Spionage hüllte sich nicht blos in das geistliche Gewand, sondern verbarg sich auch hinter der Blutsfreundschaft. Der Spion hatte einen Freibrief. Er wurde bei Vermögensdifferenzen begünstigt. Die Zeiten Gregors mit ihrer Härte erschienen jetzt zumal in Rom als ein Zustand der Unschuld. Denn auf dieses hauptsächlich konzentrirte sich jetzt der unbarmherzige klerikale Argwohn, welcher früher seine Beute hauptsächlich in der Romagna und in den Marken gesucht hatte. Die Gesandten und die Konsuln der fremden Mächte nehmen in Rom eine Stellung ein wie in den Barbares-

kenstaaten, sie thun viel um ihre Landsleute aus den Klauen der jesuitisch geleiteten geheimen Polizei zu retten. Aber dennoch lagen nicht selten auch Fremde, Wochen lang unverhört, oft unschuldig, aus Privathaß denuncirt, mit Bösewichtern in den Kerkerlöchern. Die gerechteren unter den päbstlichen Dienern mußten sich hüten für die Unschuld aufzutreten, um nicht selbst aus Rache vor die Thüre gesetzt zu werden. Alles und jedes Unrecht war möglich und erschien dem Mißtrauen des Volks als wahr. So urtheilen denn auch tief Eingeweihte von folgender Erzählung eines päbstlichen Exföldners: „Als ich einmal auf der Wache bei den carceri nuovi war, wo hauptsächlich die politisch Verdächtigen und Verurtheilten liegen, fiel mir unter den vielen Personen, welche ihren eingekerkerten Angehörigen um die Mittagszeit Früchte und Eßwaaren zu bringen pflegten, eine junge schöne Dame auf; ich befragte den Schließer, wem sie wohl das Körbchen bringe. Dieser erzählte mir mit geheimnißvoller Miene, daß dieses Mädchen schon seit Jahren jeden Tag dieses Körbchen mit Wein und Konfekt bringe; ihr Vater, der sich im Jahre 1849 kompromittirt habe, sei aber vor drei Jahren heimlich hingerichtet worden. Solche Fälle kämen oft vor; man nehme nicht blos die Lebensmittel im Empfang, sondern führe selbst eine Korrespondenz mit den Angehörigen, um diese glauben zu machen, ihr Vater oder Bruder lebe noch. Es sei ja ein Trost für sie." Was im civilisirten Europa unmöglich ist, das war oder schien in Rom und in Neapel möglich und im allgemeinen wahrscheinlich. Wer kann, wie soll man die einzelne Thatsache, ihre Wahrheit oder Unwahrheit beweisen?

Die päbstliche Polizei betrachtete und behandelte nicht immer ohne Grund die gemeinen Verbrecher und die Radikalen als Eine gegen sie verschworene Masse. Ueber die eigenthümliche, kaum sonstwo so eingefleischte Verquickung des politischen Radikalismus und des blutigsten Banditenthums nicht blos in der Romagna erhalten wir von Marco Minghetti folgende Aufschlüsse: Das Junge Italien setzte wegen des energischen Charakters der Bevölkerung besondere Hoffnungen auf die Romagna. Es wandte sich zuerst zwischen 1833 und 1840 an die besseren Klassen und an die gebildetsten Männer derselben. Von den meisten derselben wurde es zurückgewiesen, da sie sich nicht in „Sekten" einlassen wollten. Nur der feurige, schöne, geistig und körperlich gewandte Graf Lovatelli schloß sich an. Mit seinen Rossen war er überall gegenwärtig, wo es Anhänger zu werben, wo es zu wagen galt. Um wenigstens bei dem niederen Volke sich einen Anhang zu gewinnen, kaufte oder miethete man Weinkneipen. Es waren gar wilde Elemente, welche hier geworben wurden. Bald rief der Eine, welcher wegen Raubs, bald ein Anderer, welcher wegen Mords von der Obrigkeit verfolgt wurde, den Schutz der mazzinistischen Führer an; sie heischten Geld von ihnen, indem sie das Geheimniß und die Führer zu ver-

rathen drohten. Im Jahre 1843 sammelte man diese Auswürflinge in Banden zum kleinen Kriege. Im Jahre 1845 schlossen sich ihnen verzweifelte bessere Elemente an und erließen das Programm von Rimini. Im Herbst 1848 durch die Auflösung der Freischaaren verstärkt beherrschten und brandschatzten sie zeitweise Bologna, Städte der Romagna und die großen Dörfer derselben. Lovatelli und Orsini ebensowohl als Farini warfen sich den wilden Kerlen entgegen. Die Oestreicher machten seit der Occupation eine regelmäßige Jagd auf sie. Lovatelli, aus der Verbannung gemäßigter zurückgekehrt, wurde von jenen Gesellen als Abtrünniger proscribirt. Er warnte seine besonnenen patriotischen Jugendfreunde, wozu unser Gewährsmann gehörte, ihn nicht in der Dunkelheit zu besuchen, damit keiner von ihnen an seiner Statt ermordet würde. Und wirklich fiel er durch den Dolch eines dieser Wilden. Das sind kirchenstaatliche Genrebilder. Das ist die Wiege des verbreiteten Mörderbundes, welchen noch heute die italienische Regierung besonders in Ravenna nicht zu bewältigen vermag.

Als Mineralog, Botaniker und theoretischer Landwirth, welcher mit Nutzen die das Mittelmeer einschließenden Länder bereist hatte, erkannte Abbe Michon leicht den fatalen Cirkel, in welchem sich im Kirchenstaat, zum Theil auch in Neapel, Land und Landbevölkerung wund reibt! Er schreibt 1857: „Die alten Wälder der Gebirge sind als Schlupfwinkel der Räuber abgebrannt worden. Deßhalb raffen die Wildbäche bei den heftigen Regengüssen des Südens den fruchtbaren Boden in die Niederung, welche durch mangelnde Erhaltung der Abzugskanäle, die von August und von Theodorich mit bestem Erfolg gebaut waren, zu Sümpfen werden, wie die pontinischen. Römische Prälaten sprachen sich zwar darüber ganz befriedigt aus, denn der fette Boden derselben, Eigenthum der Kirche, nährt im Winter Heerden; diese werfen ihnen ohne Kapital und Arbeit eine sichere Pachtrente ab. Die Hirten im Sumpf und im Gebirge sind zugleich Räuber, aber sie treiben keine Politik, sind nicht liberal; sie können nicht lesen, wovon selbst eine Bauernbevölkerung in die Länge nicht abzuhalten wäre. Bäume, welche für die nächste Generation Schutz gegen die Sümpfe gewähren würden, pflanzt die ehelose Prälatur nicht."

So überzeugte sich unser Abbe auch, daß Antonelli nicht weiter denke, als an Erhaltung seiner Macht. „Er gibt dem Volke nicht einmal Täuschungen. Trotz alles Neids seiner Kollegen im Kardinalskollegium personificirt er doch dessen große östreichisch-reaktionäre Partei, welche Pius in den Tagen seiner Reformen heftig anfeindete und verspottete. Als damals das Volk den Pabst auf einen Balkon herausrief, um von ihm gesegnet zu werden, und Pius es that, sagte ein Kardinal: seht die Cerrito kommt heraus! Die Cerrito war eine viel beklatschte Schauspielerin. Von dieser Partei,

sagt Michon weiter, ist jetzt Pius ganz beherrscht und isolirt. Durch sie ganz von seinem Vater abgesperrt läßt das Volk seiner Mildthätigkeit alle Gerechtigkeit widerfahren; aber Römer äußerten: wir rechnen dieß einem Fürsten nicht an. Was haben wir von seiner Strenge gegen seine Person, von seiner Sittenreinheit, von seiner Uneigennützigkeit seiner Familie gegenüber? Wollte Gott, daß er bös wäre und uns gut regierte! — Die wenigen oppositionellen Kleriker, vielleicht vier, fünf Kardinäle, welche den Kardinal Andrea als den Nachfolger Pios bezeichneten, weil sie es wünschten, sind ohne Einfluß und ohne Programm." — „Nur widerwillig läßt sich die herrschende Partei den französischen Waffenschutz gefallen, sie wünscht den östreichischen. Sie kann es den Franzosen nicht verzeihen, daß sie nicht alle Revolutionäre erschossen, welche ihnen in die Hände fielen, daß sie sogar einigen namhaften durch Verkleidung forthalfen. Auch leisten die französischen Offiziere nur widerwillig der Polizei der Klerusregierung Hilfe. Diejenigen des 55. Infanterieregiments sprachen dieß unverhohlen aus; das Regiment wurde nach Corsica versetzt." — Auch unser Abbe überzeugte sich, daß jeder Versuch einer die bestehende weltliche Regierung controlirenden oder berathenden Volksvertretung ein vergeblicher bleiben müsse, so lange die Prälatur regiere. Sie sei ein „administratives Janitscharenthum", voll Routine und handhabe den Staat ohne alle Rücksicht auf das moderne Leben. Jeder Prälat sei sich vor Allem seiner Anwartschaft auf den päbstlichen Stuhl bewußt. Deßhalb bleibe kein Ausweg als die Secularisirung. „Ernstliche Forschung hat mich überzeugt: man hat weder einen Plan, noch Zukunftsprojekte, um den Anklagen des Volks bald Genugthuung zu schaffen. Allgemeine Sorglosigkeit, Favoritenthum, Unwissenheit in den vulgärsten Begriffen civiler Oekonomie, Verachtung der Rechte, permanente Proklamirung der Allmacht Derer, welche im Amte sind, vom Zollwärter bis zu den Chefs der Ministerien, dieß ist jenes befremdende Ensemble, welchem man den Namen Regierung gibt." Deßhalb könne auch kein Einzelner, weder Pius, noch Antonelli für diese trostlose Lage verantwortlich gemacht werden. Die genial staatsmännische Eisenhand, welcher allein eine Reform möglich wäre, fehle. „Der Druck gibt der national liberalen Volksstimmung concentrirte Kraft. Sie wird durch die vielen Fremden, besonders durch die dem Pabstthum feindlichen Engländer und Russen genährt. Die Franzosen, obgleich die Schildwachen des Systems, bringen das Gefühl der Gleichheit. Schon dadurch, daß sie die auf einer niederen Stufe stehenden Oestreicher fern halten, fördern die Franzosen die Zersetzung der klerikalen Regierung. Eine sicher ihr Ende bringende Revolution ist die einzige Aussicht." — Michon theilt nicht die Ansicht, welche von den Ultramontanen und den Radikalen festgehalten wurde, daß den Tag nach dem Abzug der Franzosen in Rom eine Revolu-

tion ausbrechen werde; aber andere Italiener würden dringend den Anstoß dazu geben.

So optimistisch sich Pius über seine Reiseerlebnisse in der Romagna im Herbst 1857 äußerte, so waren doch die römischen Prälaten, besonders die reaktionären, überzeugt, daß die Stimmung der Provinzen eine böse sei. Während diese immer strengere Repressivmaßregeln befürworteten, sahen mystisch Fromme gottergeben der Zukunft entgegen. Abbe Michon in seiner Schrift le pape à Jérusalem sagt um 1856: „In Frankreich bildet man sich ein, daß die Spitzen des römischen Klerus äußerst an der zeitlichen Gewalt des Pabstthums festhalten. Diese Meinung ist sehr in unserer frommen Welt eingewurzelt, daß von einem Pabste reden, welcher von der weltlichen Mission frei wäre, bei uns damit gleichgeachtet wird, als sollte es keinen Pabst mehr geben. Aber auch in Rom, freilich außerhalb des Kreises, welcher an der Aufrechthaltung der gegenwärtigen Organisation interessirt ist, gibt es eine große Zahl erhabener Geister, welche die Secularisirung ahnen und welche, weit entfernt davor für das Pabstthum und für die Kirche zu erschrecken, die Beschlüsse der Vorsehung darüber abwarten; sie sind bereit eine Trennung der kirchlichen und der Staatsgewalt zu segnen, von welcher die Kirche nach ihrer Ueberzeugung unberechenbare Vortheile ziehen müßte. Diese Männer finden sich in den Congregationen (den stehenden Ausschüssen zur Entscheidung der großen kirchlichen Fragen z. B. in Glaubens- und Kultussachen), in deren Schooß der Geist, welcher die Seelen mit weltlichen Mitteln regieren will, am wenigsten herrscht, welche vielmehr die Ideen der christlichen Unabhängigkeit und des Pabstthums von ihren heiligen Stiftern (St. Benedikt, St. Franciscus, St. Bernhard) erhalten haben; solche Männer finden sich selbst im Kardinalscollegium." — „Diese Ideen", fährt Michon fort, „haben in Rom solche Fortschritte gemacht, daß die Frage der Trennung von der weltlichen Macht im Jahre 1855 in voller Consistorialsitzung der Kardinäle klar gestellt wurde, durch einen der hervorragendsten Geister der römischen Kirche, den Kardinal Marini, welcher in einer merkwürdigen Rede, gegen welche sich kein Widerspruch erhob, erklärte, daß die der geistlichen Souveränität des Pabstes angehängte weltliche Macht das große Hinderniß der Wohlfahrt der Kirche sei. Er hat die Frage von allen Seiten ins Auge gefaßt, er hat den Nachdruck darauf gelegt, daß Rom, die erste Macht in der geistigen Ordnung, sich durch ihr Annexirtsein an die weltliche Gewalt als eine schwache Macht vierten oder fünften Rangs finde, daß diese geistliche Macht, statt das kleine Königthum, dessen Last sie trage, zu erhöhen, durch dasselbe in ihrer geistlichen und sittlichen Größe nur herabgedrückt werde. Der Pabst selbst ist so sehr unter dem Einfluß dieser Ideen, daß er im December 1854, bei der zur Proklamirung des Dogmas der unbefleckten Em-

pfängniß eingeladenen Versammlung der Bischöfe, in einer geheimen Versammlung im Vatikan, wozu nur die französischen Bischöfe berufen waren, aus deren Munde wissen wollte, ob er, auf den Fall, daß er durch politische Motive gezwungen würde seine Staaten zu verlassen, in Frankreich auf einen sympathischen Empfang rechnen könnte? Man kann sich ihre Antwort denken."

Weniger glaublich ist, was der Abbe über eine Lieblingsidee sagt: „Das scheinbar seltsame Projekt, den apostolischen Sitz nach Jerusalem zu verlegen, hat in der gouvernementalen Welt für den Nothfall ernstliche Anhänger gewonnen. Während des Jahres 1855, als der Krimkrieg große Verwicklungen in Europa befürchten ließ, wurde diese Lösung (von wem?) der päbstlichen Regierung vorgelegt. Dem Pabst wurde für diesen Fall volle Freiheit seiner Wirksamkeit verbürgt, es waren ihm die Mittel, seine hohe Würde auf eine ehrenvolle Weise aufrecht zu erhalten, zugesichert; eine Eisenbahn von Jerusalem nach Jaffa hätte den Verkehr des Pabstthums mit Europa ebenso rasch unterhalten, als er es von Rom aus ist, rascher als er noch vor kurzem war. Dieser Vorschlag erschien allerdings zuerst der politischen Welt Roms, welcher es nicht schmeichelte den Aufenthalt einer glänzenden Stadt mit dem demüthigen Jerusalem zu vertauschen, nicht einladend. Wo der Pabst ist, da ist der Mittelpunkt der Kirche."

Obige wenn auch übertriebene Mittheilungen Michons erklären uns, wie Cavour vor seinem Tode in der Hoffnung auf eine Verständigung mit der Kurie sein Programm „freie Kirche im freien Staat und Rom Hauptstadt Italiens" aufstellen konnte. Er übersah, daß die Jesuiten den Pabst immer mehr mit ihren Netzen umspannen, den Einfluß der alten Orden zurückdrängten. Da Pius in langen Jahren keinen Jesuiten zum Kardinal machte, so glaubte er wohl selbst, ihre Macht sei nicht zu groß.

Nach den Priestern mag auch ein Laie reden. Eine große politische Gefahr für Italien zeigte mit Recht der gründliche Kenner der italienischen Literatur F. Ranalli zu Anfang des Jahres 1859 in der Widerkirchlichkeit der Gesinnung des lesenden Theils des italienischen Volkes an*). „Mit Flammenworten," schreibt er, „straften Dante, Petrarca wie die h. Katharina von Siena das Pabstthum wegen seines Sittenverderbens und seiner Entfremdung gegen die italienische Nation; aber sie zürnten ihm hauptsächlich darum, weil dadurch die Kirche und die katholische Religion im Herzen des Volkes Schaden genommen. Selbst Macchiavelli und Guicciardini sahen dieses letztere als die größte politische Calamität an. Erst als im vorigen

*) In: del riordinamento d'Italia, considerazioni di Ferdinando Ranalli. Firenze 1859. Kapitel 111, 112 und den folgenden. Er verweist besonders auch auf die lateinischen Briefe Petrarcas sine titulo, dessen patriotische nationale Gesinnung erst von Neueren, namentlich von Dentu ins Licht gestellt worden ist. Mit Ranallis patriotischer Klage stimmt d'Azeglio vollkommen überein.

Jahrhundert die Schriften der französischen Philosophen, welche zur Reform der Religion und der Kirche am wenigsten Beruf hatten, in Italien viel gelesen wurden, ward den Italienern Schadenfreude über die Fehler der Kirche eingeimpft. Eben damit aber erstarb die nationale italienische Literatur von der Wurzel aus, sie wurde unproduktiv und vom Auslande abhängig, sogar ihr politischer Sehnerv wurde stumpf. Dieß wurde ein Giftkeim für die verjüngte nationale Gesinnung, ihrem Zukunftsstaate fehlte die Basis. Die nothwendige Folge davon war, daß das Pabstthum sich nicht mehr unter die schützenden Waffen des nach Freiheit ringenden italienischen Volks, sondern unter den Schutz der Waffen despotischer, ja fremder Herrscher, Oestreichs und in unsern Tagen halb widerwillig unter die von Frankreich stellte."

Am meisten siechte mit dem religiösen auch das ganze geistige Leben in Rom selbst. Da nach der Anschauung der Kurie der höhere Klerus, ohne irgend ein Recht des niederen und der Laien, niemandem verantwortlich, die geistlichen Dinge entscheidet, so hielt er die niederere, die weltliche Gewalt ebenso starr in seiner Hand. Leidet die Kirche dadurch, daß das Kardinalkollegium und die Prälatur weitaus zum größten Theil aus gebornen Italienern besteht, welche der theologischen Wissenschaft der andern katholischen Länder, besonders Frankreichs und Deutschlands unkundig sind, so waren jene zum großen Theil entnationalisirten Italiener den eigenen Unterthanen fremd. Sie besaßen beinahe keine der Bedingungen, welche zur geistigen und materiellen Hebung des Landes unentbehrlich sind und doch wollten sie alles und jedes bevormunden und regieren. Die Unfähigkeit der Prälatur verrieth sich in der Verwaltung Roms auf handgreifliche Weise. Achard in seinem album de voyages sagt: „Der Eindruck der Rom umgebenden Villen wird durch den Kontrast der sie umgebenden Wüste gehoben. Sie erscheinen wie Oasen. Trotz des Wasserreichthums ist Rom unreinlich. Die türkisch-stolze Ruhe der Bewohner Roms wird zur Apathie bei dem Anschauen der großen kirchlichen Ceremonien. Selbst bei der Feier des Frohnleichnamsfestes wirken sie nicht selbstthätig mit, wie diesseits der Alpen. Hunderte verlassen bei der Wandlung die Kirche. Das nihil admirari herrscht. Die bittere Resignation spricht sich in dem che volete? aus. Das heißt: es ist ja doch alles umsonst! Die Bedürfnisse des Volkes beschränken sich auf die Lotterie und auf das Wagenfahren am Sonntag." Angesichts der veralteten Pracht darf man am wenigsten an das Urchristenthum denken. In Folge der französischen Occupation verlor Rom auch sein ganz eigenthümliches priesterliches Gepräge. Die klerikale Regierung und das französische Kommando, wie das Volk und der Soldat rieben sich unausgesetzt. Der Haß gegen die Franzosen machte die Römer zu Italienern. Selbst A. von Reumont sagt (in seinem Aufsatze über den jung verstorbenen

Giovanni Torlonia in der außerordentlichen Beilage zur A. Allg. Zeitung vom 2. December 1858): Der Boden Roms sei für das geistige Leben nicht günstig. Er ist geneigt den Mangel an Kraft zu geistigem Aufschwunge der langjährigen französischen Occupation zuzuschreiben*).

Als im Sommer 1859 die adriatischen Provinzen bis Perugia herab die Klerusregierung abwarfen, zeigte es sich, daß die resignirte, mystisch fromme Partei in den römischen Kongregationen keinen Einfluß auf die Politik hatte. Wir haben gesehen, wie alle geistlichen und militärischen Waffen gegen den Abfall in Uebung gesetzt wurden. Im Anfang des Jahres 1860 mußte die Kurie auf eine Contrerevolution in Centralitalien und auf einen Kongreß, im März auf das Einrücken eines neapolitanischen Armeekorps verzichten. Das Einheitsprogramm hatte in Turin über zeitweise Anerkennung der Zwei- oder Dreitheilung Italiens gesiegt. Dieß erkannte man in Rom und in Neapel wohl. Wir übergehen die Demonstrationen der beiden Parteien in Rom. Die conservative Adresse bedeckte sich mit Unterschriften erst, als daraus das Anerbieten von Gut und Blut entfernt war. Die Loyalitätserklärung des ganz von der Kurie abhängigen Senats hatte kein Gewicht. Viel mehr Erfolg hatte die offizielle Agitation des Episkopats in allen katholischen Ländern. Sie schaffte „Freiwillige" für das päbstliche Heer und den Peterspfennig für seine Bewaffnung und Löhnung, indem die ultramontanen Blätter, namentlich Veuillots Monde die Bewohner des Kirchenstaats, besonders die der Romagna, als eine satanisch bösartige Rasse verschrieen, welche, wie die rebellischen Engel, erbittert über alle Gutthaten der väterlichen Priesterregierung sich gegen Gott selbst empörten.

Die Bannbulle vom 26. März 1860 gegen die piemontesische Regierung und ihre Organe wollte nicht blos ein kirchlicher Akt sein. Die Ernennung des Prälaten Franz Xaver De-Merode zum päbstlichen Waffenminister zeigte, daß das Pabstthum entschlossen sei, zunächst zur Vertheidigung des Kirchenstaats auch zu weltlichen Waffen zu greifen. Merode, geborner Belgier, mit dem Grafen Montalembert verwandt, hatte in seiner Jugend

*) Die Welt der Ruinen erzeugt naturgemäß archäologische Arbeiten. Wie früher die Nibby, Canina und Orioli, so arbeiten in dieser Zeit Visconti und de Rossi, der Sammler christlicher Inschriften. Der umfassendste, ausdauerndste war der gewissenhafte Abbate Coppi; geborner Piemontese, hat er den Kirchenstaat geschichtlich vom Mittelalter an auch nach seiner landwirthschaftlichen Seite beleuchtet. Seine italienische Geschichte (annali d'Italia), Fortsetzung von Muratoris Werk, beginnt mit dem Jahre 1750 und schließt mit dem 17. März 1861, der Aufrichtung des Königreichs Italien ab. Die fünfzehn Bände sind die Frucht beinahe fünfzigjähriger Arbeit. Als Greis von 85 Jahren, halb erblindet, beendete er 1868 den Registerband. Es ist eine der seltenen Proben curialer Mäßigung, daß Coppi in Rom leben durfte. Die späteren Bände mußten aber im Auslande, in Florenz gedruckt werden. Die objektive, aktenmäßige Trockenheit, der Mangel an Einblick in das innere Getriebe erklärt sich aus dem Ort der Abfassung.

im französischen Heere in Algier gedient. Jetzt wurde durch die belgischen Ultramontanen einer der besten, energischsten französischen Generale Frankreichs Lamoriciere gewonnen, welcher nach achtzehn ruhmvollen Feldzügen in Algier, Bändiger des radikalen Juniaufstandes von 1848 in Paris, als republikanischer Gegner Napoleons seine Entlassung aus dem französischen Heere genommen hatte. Den 1. April kam Lamoriciere von Ancona in Rom an*); den 7. wurde er zum Obergeneral der päbstlichen Streitkräfte ernannt. Das Motiv dieser Wahl war außer seiner militärischen Trefflichkeit seine französische Nationalität und seine persönliche Verfeindung mit Napoleon. Die den Pabst leitenden Ultras wollten durch diese Wahl den Kaiser ärgern. Sie vergaßen, daß sie damit dem Pabst die einzige Stütze seiner weltlichen Herrschaft entfremdeten. Am folgenden Tage, dem Osterfest, erließ er folgende schwungvolle Ansprache: „Seine Heiligkeit unser Herr, Pabst Pius IX. hat mich gewürdigt, mich zu der ehrenvollen Bürde (incarico) zu berufen, euch zur Vertheidigung seiner verkannten und bedrohten Rechte zu befehligen, und ich habe nicht einen Augenblick gezögert mein Schwert wieder zu ergreifen. Auf die Töne der erhabenen Stimme, welche vor Kurzem von der Höhe des Vaticans der Welt die Gefahren des Erbtheils St. Peters verkündete, sind die Katholiken erschüttert worden und ihre Erregung hat sich rasch allen Theilen der Erde mitgetheilt. Das heißt, das Christenthum ist nicht blos die Religion der civilisirten Welt, sondern es ist das Princip und das Leben der Civilisation; das Pabstthum ist die Basis, worauf sich das Christenthum stützt. Alle christlichen Nationen scheinen jetzt das Bewußtsein dieser großen Wahrheiten zu haben, welche unser Glaube sind. Europa ist heute von der Revolution bedroht, wie früher vom Islamismus und heute, wie früher, ist die Sache des Pabstthums die der Civilisation und der Freiheit der Welt. Soldaten, habt Vertrauen und seid sicher, daß Gott unseren Muth auf die Erhabenheit unserer Sache erhalten wird, deren Vertheidigung er unsern Händen anvertraut." — Nicht nur dieselben Gedanken, dieselben Worte hatten wir aus dem Munde des Grafen Montalembert gehört. — Der Kardinalstaatssecretär Antonelli war materiell mit diesen Maßregeln einverstanden, aber er betrachtete sie ohne alle Schwärmerei als kalter Politiker. Ganz auf die Erhaltung der politischen Macht des Pabstthums und auf seine eigene bedacht sieht er den Mariendienst des Pabstes und die Extravaganzen der ultramontanen Jesuitenpartei im Streben nach kirchlicher Ober-

*) N. Bianchi VIII. P. 658 theilt einen Bericht des württembergischen Consuls in Rom (Kolb) mit, laut dessen er gegen Antonelli die Willigkeit des Herzogs Wilhelm von Württemberg, östreichischen Obersten, den Oberbefehl zu übernehmen, angezeigt hatte. König Wilhelm war (P. 668) nicht dafür. Kolb schreibt, die Italianissimi hoffen auf Preußen.

herrschaft über die Welt als gefährliche Wagnisse an. Aber er weiß das Arsenal kirchlicher Schreckmittel wie andere weltlichere Hilfsmittel zu benützen.

Der Kern des päbstlichen Heeres waren bekanntlich seit lange die Schweizer. Kraft der von der Kurie mit den katholischen Kantonen geschloßnen Verträge, wurden die Mannschaften von den Aristokratenfamilien dieser Kantone geliefert. Die Söhne derselben waren beinahe die erblichen Offiziere. Auch schiffbrüchige, verkommene Leute aus den benachbarten französischen und deutschen Kantonen und Ländern, worunter Hunderte von gebornen Protestanten, wurden dazu geworben. Diese Truppe hatte sich bei der Vertheidigung von Vicenza im Juni 1848 tapfer gehalten. Man erzählte uns in dieser Stadt, daß Bürger, welche dem Kampfe nur zusehen wollten, durch das Flintenfeuer der östreichischen Umgehungskolonne plötzlich ihre Rückzugslinie beschossen sahen. Da bildeten die Söldner auf dem gefährlichsten Punkte eine Linie und riefen den Bürgern zu: wir sind verkauftes Fleisch, rettet euch hinter unsrer Deckung hinweg! Und so geschah es. Die päbstlichen Söldner, gehoben durch die Betheiligung am Nationalkampfe, hatten sich auch in den Augen der Römer in Achtung gesetzt. Ein Theil von ihnen verlief sich in der Romagna in der herrenlosen Zeit nach der Flucht des Pabstes aus Rom; ein Theil kämpfte hier und in Rom mit eingebornen Schlüsselsoldaten 1849 gegen die östreichische und französische Invasion. So blieb nur ein kleiner Rest der alten päbstlichen Kerntruppe. Die Ergänzung der Fremdenregimenter durch Schweizer wurde von der 1847 liberal organisirten Schweizerregierung erschwert. Bei ihrer Reorganisation mußten daher Leute aus aller Herren Ländern ohne Controle ihrer sittlichen Vergangenheit angeworben werden. Die Folgen davon zeigten sich bei der Erstürmung des abgefallnen Perugia am 20. Mai 1859 (s. Band III. S. 387). Die Schweizerregierung machte nun mit dem Verbot der Werbung noch mehr Ernst. So wandte sich denn die Kurie mit dem Ansuchen um Menschenmaterial an Oestreich*). Die päbstlichen Truppen, welche bis zu Ende des

*) Die von uns hauptsächlich benützten Quellen der Ereignisse mit dem neuen päbstlichen Heere bis zu seiner Auflösung sind: Der Kampf des General de la Moriciere für die weltliche Macht des Pabstes von Hugo Hoppe, k. preußischem Premier-Lieutenant a. D. Berlin 1862. — Geschichte der östreichisch-slavischen und deutschen Freiwilligen und ihrer Kämpfe im Kirchenstaat im Jahre 1860 von Fr. Nobile von Richter, päbstlichem Hauptmann, Ritter des Piusordens. Mainz 1861. — Richter ist so fromm, daß er Viktor Emanuel, wie Dschingischan, eine Schandsäule errichtet wissen möchte. Dazu kommen Briefe und Erzählungen von Soldaten. Die innere Dissonanz des zusammengewürfelten päbstlichen Heeres spiegelt sich in den Geschichten desselben; wenn die Franzosen im Kampfe so fürchterlich gewüthet hätten, wie sie behaupten, so hätten mehr Piemontesen umkommen müssen als den Kirchstaat betraten. Sie loben nur sich; die Schweizer dadurch beleidigt, loben sich und in zweiter Linie die Oestreicher.

Jahres 1859 sich auf 13,000, nach Andern auf mehr beziffert hatten, waren ungefähr zur Hälfte Inländer, zur Hälfte Ausländer. Nun wurden in allen größeren Städten Oestreichs von Lemberg und Agram bis Insbruck mit Beihilfe der Regierung Werbedepots errichtet. Die Zurücksetzung des k. k. Heeres auf den Friedensfuß, die Auflösung der Freikorps, eine schlechte Ernte, das Stocken der Gewerbe machten viele Leute brodlos. Ganze Schiffsladungen kamen von Triest, auch Offiziere mit ihren Leuten. Bald standen 5860 Oestreicher, großentheils schon gediente Leute organisirt. Da sie die alten Truppen des Pabstes an Schießübung weit übertrafen, wurden sie größerntheils als Jägerbataillone (Versaglieri) formirt. Weniger tüchtig war das von Oestreich zum Theil als Geschenk gelieferte Waffenmaterial*). In Irland war die Werbung durch die Polizei erschwert. An der Spitze der geheimen Werbedepots stand der östreichische Feldzeugmeister Nugent. Die Masse der Angeworbenen war gar roh. Um ihnen entsprechende Offiziere zu verschaffen, wurden die meist katholischen Irländer und Engländer im östreichischen Heere aufgerufen und entlassen. Doch zeigten die achthundert Irländer, die „heilige Schaar St. Patriks", sich nur zum Bajonettkampf tüchtig. Ihre Trunkenheit erregte viele Händel. Nebst den zahlreichen, tapfern Vendeern und Bretagnern vertraten sie den keltischen Stamm. Besonders gentil war das franco-gallische Corps, welches von den Deutschen nur auf dreihundert Herren geschätzt wurde. Es zählte meist sehr guter Leute Kinder, junge Männer, welche von den feinsten Damenkreisen gewonnen waren, um holden Minnesold sich zu erstreiten. Die Meisten besaßen mehr persönliche Tapferkeit, als militärische Kenntnisse, Disciplin und Abhärtung. Als die eigentliche Nobelgarde prätendirten sie aber auch den Ton anzugeben, die Aufträge an sich zu reißen, welche Gelegenheit zur Auszeichnung gaben, während die Oestreicher und die Schweizer den ermüdenden täglichen Dienst zu thun hatten. Sie, namentlich ihre berittenen Guiden unter einem Bourbon, waren wie das glänzende, halb ritterliche, halb höfische Gefolge eines Ludwig XIV. Diese Hunderte von Frankobelgiern nebst Lamoriciere gaben dem Ganzen einen französischen Schnitt, wozu die herkömmlichen französischen Uniformen und das französische Reglement der päbstlichen Truppen das Ihrige beitrugen. Den Oestreichern ließ man doch endlich ihr Exercierreglement. Die Offiziersstellen bei den älteren, namentlich bei den eingebornen päbstlichen Truppen waren großentheils durch die Gunst

*) Entschieden unrichtig ist die Aussage des in Wien 1866 in den Prozeß Raspi verwickelten Expolizeicommissärs Ratzky, daß der größte Theil der östreichischen Glaubensstreiter bei Castelfidardo aus entlassenen Sträflingen bestanden habe. (A. Allg. Zeitung vom 23. März 1866.) Natürlich fehlte diese Nummer auch bei ihnen nicht. Die „gläubigen Kämpfer" dieser Truppenlieferung waren wohl nicht viel besser als die Soldaten der früheren Werbungen.

von Kardinälen, nicht selten auf Fürsprache ihrer Cavalieri, ja ihrer Kutscher und Köche, ohne Rücksicht auf geistige Befähigung besetzt. Lamoriciere schuf sich daher einen Generalstaat aus Neuangekommenen, welche aber des Landes wenig kundig waren. Chef und Seele dieses Stabs war der Elsässer Blumenstiel, bisher französischer Artilleriehauptmann. Berühmte Namen z. B. ein Marmont, Herzog von Ragusa, glänzten darin. Merode behielt sich die Offiziersernennungen vor, erst im August wurde es Lamoriciere gestattet provisorische Ernennungen zu vollziehen.

Einen schönen Schatz fand der Obergeneral in den alten Beamten der päbstlichen militärischen Verwaltung, welche sich in ihrer Trägheit und in ihrem Unterschleif durch ihn gestört sahen. Die Oestreicher hatten bei ihrem raschen Abzuge aus den Marken im Juni 1859 ihr schlechtes Kriegsmaterial zurückgelassen. Dieses war von den päbstlichen Beamten verkauft, verschleudert, verwahrlost worden. Die alten Kastelle, welche die Städte und die drei Straßen über den Apennin beherrschen, waren halb zerfallen, ebenso die von den Oestreichern halb vollendeten Vorwerke von Ancona. Nur wenige Hauptstraßen waren für Artillerie praktikabel. Da Lamoriciere durch seine Streifkolonnen überall gegenwärtig sein wollte, um politische Demonstrationen niederzuschlagen und Freischaareneinfälle „todtzumarschiren", machte er den Gemeinden Vorschläge zu Wegverbesserungen; er fand aber wenig guten Willen dazu. Es bestand nur eine Eisenbahn vom Hafen Civita vecchia nach Rom und von da nach den Villen im Albanergebirge. Diese halfen ihm nichts, da er von Corneto im Süden bis zum Paß von Cattolica (zwischen Rimini und Pesaro) im Nordosten, gegen die Romagna und gegen Toscana Front zu machen hatte. Als Stützpunkt sollte Ancona dienen, dessen vorgeschobene Werke jetzt weiter gebaut wurden. Eine Kriegsflottille wurde durch Oestreicher aus Handelsschiffen improvisirt. Das Geschützwesen blieb, trotz östreichischen Sendungen, mangelhaft. Das bisher sehr verwahrloste Sanitätswesen wurde nicht blos durch die barmherzigen Schwestern verbessert. Die Unterschleife, auch die in den mit reichen Stiftungen ausgerüsteten Spitälern Roms, waren öfters als kolossal berufen worden; aber selten hatte eine energische Untersuchung die Schuldigen erfaßt und zeitweilig Besserung geschafft. Es war eine Herkulesarbeit, welcher sich Lamoriciere in dem Augiasstall unterfing. Die Prälatur in Rom und ihre Kreaturen durch den ganzen Kirchenstaat wußten ihm wenig Dank dafür, sondern hielten zäh gegen ihn zusammen. Sie waren der doch durch ihre Mißregierung unentbehrlichen französischen Occupation in Rom mehr als übersatt; und nun sollte ihr Protektionssystem auch in den ihnen bisher preisgegebenen Provinzen von einem französischen Soldaten gekreuzt werden!

Napoleon hatte durch seinen Angriff auf Rom im Frühjahr 1849 seinen Zweck, sich das französische Heer und die große Klerispartei für seine

Kaiserplane zu gewinnen, erreicht. Aber er war vollkommen gescheitert mit seinen Hoffnungen, die Kurie für eine Reform der Verwaltung des Kirchenstaats zu gewinnen. Die fortwährende Besetzung Roms war für ihn eine stete Verlegenheit. Aber er durfte aus denselben Gründen nicht wagen, dieselbe zurückzuziehen, zumal seitdem durch die Aktionspartei Rom selbst bedroht war. Daß er aber nicht gemeint war, auch die nördlich vom eigentlichen Erbtheil St. Peters gelegenen Provinzen dem Pabst zu verbürgen, daß er sie für nicht nöthig hielt, um die Unabhängigkeit des Pabstes zu schützen, war in der zu Ende des Jahres 1859 erschienenen Brochüre (le pape et le congrès) klar dargelegt. Jetzt aber sammelten sich hier unter der Führung eines berühmten, ihm persönlich principiell gegenüber stehenden französischen Generals Schaaren von Legitimisten, welche sich als die Herren des ganzen päbstlichen Heeres betrachteten. So wenig zahlreich diese waren, so bildeten sie sich doch ein, die Führer eines legitimistischen Heeres zu sein, das bald berufen sein könnte, auch in Frankreich die alte Ordnung wiederherzustellen. Ihre große, wohldisciplinirte Partei in Frankreich machte kein Geheimniß daraus, während alle guten Italiener über diese neue Form der Invasion der Fremden erbittert waren. Den 10. April 1860 hatte Gramont, der französische Gesandte in Rom, nach Paris berichtet: „Kaum war Lamoriciere in päbstlichen Dienst getreten, als man in Rom zahlreiche französische Deputationen anlangen sah, welche sich in Masse und mit Pomp dem Pabste vorstellen ließen, wobei sie alle Zeichen offenster dynastischer Opposition manifestirten; sie führten am Fuße dieses Thrones eine Sprache, deren Heftigkeit eine äußerste Exaltation offenbart. Einige einflußreiche Palastprälaten (wohl besonders De-Merode) ermuthigten diese Manifestationen mit allen nur irgend möglichen Mitteln. Der Kardinalstaatssecretär, dessen politischer Scharfblick die von dieser Sachlage drohenden Gefahren vollkommen durchschaut, ist weit entfernt, diese unkluge Agitation zu begünstigen."

Die ultramontane Partei in Frankreich fuhr fort und steigerte sich in dem Plane, durch Waffen und Aufruhr dem Pabste die Romagna wieder zu erstürmen und das Werk Napoleons nicht blos in Italien, sondern damit auch seine Herrschaft in Frankreich zu stürzen. Es fehlte auch im höheren französischen Klerus nicht an gebildeten milden Männern, welche die Gefahr dieses Fanatismus für den katholischen Glauben, für die Religion selbst erkannten. So Coeur, Bischof von Troyes und einige Freunde Lacordaires. Cavour und d'Azeglio waren schon vor 25 Jahren durch Coeurs Predigten in Paris erbaut worden, worin er den Katholizismus mit den humanen modernen Ideen zu versöhnen suchte. Den 8. Januar 1860 schrieb er: „Möge Gott Italien beschützen und die Kirche retten. Die Würfel werden nicht blos über die weltliche Herrschaft des Pabsts

geworfen, die Religion selbst wird gefährdet durch die unerhörten Extravaganzen derer, welche sich zu ihrer Rettung einmischen. Stützt man sich dabei auf die Wahrheit Gottes oder auf menschliche Interessen? Indem man an kleinen Dingen festhält, stößt man täglich muthwillig (à plaisir) an. Man verletzt die moderne Gesellschaft in ihren tiefsten, zartesten, ich wage es auszusprechen, oft selbst in ihren christlichsten Trieben." Aber Coeur wagte nicht sich öffentlich ebenso auszusprechen. Er hatte kurz zuvor ein Mandement erlassen. D'Azeglio schreibt darüber den 24. Januar 1860 an Rendu: „Er macht mir den Eindruck wie jemand, welcher weder das was er denkt, noch das was er nicht denkt sagen will. Das ist eben die unselige Lage, worin sich viele Bischöfe unter der Zuchtruthe des Univers (welcher wegen seiner rebellischen Hetzereien vorübergehend, aber ohne Erfolg von Napoleon unterdrückt wurde) befinden; der Univers läßt sie jeden Morgen Revüe passiren, um zu sehen, ob jeder den Schritt einhält. Veuillot (Redakteur des ultramontanen Blatts) muß zufrieden sein, denn er ist der Primas von Gallien. Diese Lage kann nur durch die Lösung der römischen Frage geändert werden." — Der ultramontane Absolutismus übte über alle und über alles den schärfsten Terrorismus.

Den 21. April 1860 spricht sich d'Azeglio deutlicher über die Pläne der ultramontanen Partei in Frankreich aus, welche nach der Niederlage Oestreichs um so eifriger für Wiederherstellung des Kirchenstaats war, da diese die Basis für die Macht Frankreichs und für die Herrschaft ihrer eigenen Partei in Frankreich werden sollte. D'Azeglio schreibt an Rendu: „Nun gut! De Merode also ist päbstlicher Kriegsminister und Lamoricière General der weltlichen Gewalt, er, welcher im Jahre 1849, wenn ich nicht irre, gegen die Restauration des Pabsts durch den Präsidenten von Frankreich stimmte! Wen will man damit täuschen? In Italien weiß jedermann genau, von welcher politischen Verschwörung dieser religiöse Kreuzzug geleitet wird. Lamoricière, welcher sehr unvorsichtig ist, spricht es nach rechts und nach links aus. Durch seine Aussagen weiß man, was er in letzter Zeit gethan und was mit Wien und mit Neapel vereinbart ist. Orleanisten wie Legitimisten haben gegenwärtig ihre Hand in den römischen Angelegenheiten; sie lassen überall ausstreuen: das Kaiserreich wird demnächst zusammenfallen, alles wird wieder in seine alte Ordnung zurückkehren. Indeß concentrirt man in den römischen Staaten Irländer, Schweizer, Oestreicher, französische Legitimisten, je nach den Umständen zur Vertheidigung oder zum Angriff. Der Kaiser weiß das alles; er hat seinen Entschluß zu fassen." — Derselbe sagt weiter: „Eine Koalition aller besiegten Parteien gegen das (napoleonische) Kaiserthum, gelegentlich und unter dem Vorwande der römischen Frage, ein Stelldichein aller arrabbiati des Erdkreises, welche aus dem Vatican ihr Gibraltar

machen, dahin haben schließlich die Anstrengungen der rechtschaffnen Katholiken zur Rettung des Pabstthums und des religiösen Gefühls geführt. Glücklicher Weise entspricht Neapel dem Ansinnen nicht. Sonst hätte leicht Cialdini (piemontesischer Obergeneral in Toscana) sich darein legen müssen. Ein Krieg zwischen Italienern! schon der Gedanke macht mich schaudern. Und in dem „Kreuzzug", den man organisirt, wird es, wenn es einmal zum Losschlagen kommt, unter euren bischöflichen Rekruten einige geben, welche aufrichtig glauben die Märtyrerkrone zu erlangen, und jeder rechtschaffne Mann wird diejenigen achten müssen, welche sich tödten lassen. Aber diese werden in Wahrheit nur Interessen gedient haben und nichts erreichen, als daß sie den Haß, welchen die ganze Bevölkerung Mittelitaliens gegen das politisch-klerikale System hegt, bis zur Wuth aufstacheln."

Wohl zu beachten ist obiges Wort d'Azeglios: „eure bischöfliche Rekruten", also die jungen klerikalen Fanatiker, welche als oder wie päbstliche Soldaten von den Herrn Veuillot, zumal von Frankreich aus in die Gefahr gelockt und gestoßen werden, während jene Herrn, wie Mazzini, fern vom Schuß und von persönlicher Gefahr ihre ehrgeizigen, eigennützigen Pläne verfolgen. Ihnen und den terrorisirten französischen Klerikern setzt d'Azeglio den italienischen, namentlich den lombardischen Klerus entgegen, indem er weiter schreibt: „Hier (in der Lombardei) hat sich der Klerus vollkommen gut benommen. Ohne Erschütterung haben wir die Annexion, die Excommunication, die Fastenzeit, die Osterbeichte durchgemacht. Aufrichtig gesprochen: Priester und Laien haben sich verständigt und man beschäftigt sich nicht mehr mit dem, was man anderwärts (in Rom und in Frankreich) dazu sagt. Das hat Rom dabei gewonnen! In meiner Provinz haben gegen 1400 Priester zu Gunsten der Annexionspolitik (also auch in Betreff der Romagna) unterzeichnet. Die Massen sind ziemlich religiös; aber mit jedem Tage gewöhnen sich die Italiener mehr daran die beiden Gewalten bestimmt zu scheiden." — Beide Freunde sind aufrichtige, geläuterte Katholiken, aber die nationale Politik färbt die Religiosität und die ganze Anschauung eines jeden anders. Rendu spricht von „der sich aufopfernden Begeisterung der Freiwilligen"; d'Azeglio sieht zunächst die Thatsache, „daß die allgemeine Wuth gegen die weltliche Priesterherrschaft, welche besonders im Kirchenstaat der Normalzustand ist, durch diese neue Invasion nur noch höher gesteigert wird. Die Italiener werden immer in diesem Stelldichein, welches man sich in Rom gibt, eine politische Verschwörung gegen die nationale Bewegung, welche uns vorwärts treibt, sehen. So ehrenwerth mancher Franzose sein mag, welcher sich in den Dienst des Pabstes einreihen läßt, die Masse derselben wird für uns nie etwas anderes sein, als ein Schwarm von Abenteurern,

der von allen vier Winden her sich auf ein unglückliches Land niederläßt, welches unter dem Vorwande religiösen Eifers unaufhörlich durch fremde Waffen zertreten, gedemüthigt, erniedrigt wird. Und nun allerdings sind wir dieser Foltern müde und fühlen gegen dieses uns aufgezwängte System jene patriotischen Schauer, deren Wirkungen in der geistlichen und wahrhaft religiösen Ordnung das Pabstthum nicht ahnt. Was ist noch zu thun, um ihm die Augen zu öffnen? O Dante!"

So standen sich denn vom Engpaß von Cattolica an südlich herab tief überzeugte oder doch leidenschaftlich aufgeregte, zum Theil desperate Schaaren gegenüber, welche ihrem nach entgegengesetzten Richtungen geleiteten Gewissen folgend bereit waren sich aufeinander zu stürzen. Da jene so intimen, fein gebildeten, im religiösen Grunde einverstandenen Freunde keine praktische Verständigung finden konnten, wie war es möglich, die erbitterten Parteiführer und ihre Gefolgschaften zu versöhnen oder auch nur zurückzuhalten? Es handelte sich nur noch darum, welcher Partei es gelänge den ersten glücklichen Stoß zu führen. Die eingepreßte Flamme mußte mit physischer Nothwendigkeit irgendwo durchbrechen. Jetzt war vielleicht noch möglich sie in den Weg, welchen sie zunächst einschlagen sollte, zu leiten. Rattazzi schürte aus Haß gegen Cavour. Daß sie sich zunächst nicht gegen Rom unmittelbar wende, das lag ebensowohl im wohl verstandenen Interesse des jungen italienischen Staats, Cavours, wie Napoleons, wie im wohl verstandenen Interesse der Aktionspartei, wenn es ihr nicht blos um Sättigung ihres Rachetriebs, sondern um einen realen Erfolg zu thun war. Denn es war viel eher zu hoffen, daß Europa es geschehen lasse, daß der von ihm verworfene unaufgeklärte Despotismus in Neapel gezüchtigt werde. Für diesen waren die katholischen Bevölkerungen nicht so leicht in den Harnisch zu bringen. Aber Rom zog alles Sinnen, Dichten und Trachten der Aktionspartei an sich, wie der Magnetberg die Schiffe der Nordfahrer.

Garibaldi war nicht der Mann seine Schritte durch solche politische Erwägungen regeln zu lassen. Einer seiner Vertrauten sagte uns, er habe sich durch seine Blutsverwandtschaft mit den Römern von 1849, und als römischer General den Römern verpflichtet gefühlt. Die römischen Flüchtlinge, die Romagnolen beschworen ihn die Ihrigen von der schlimmsten Tyrannei, von der der Priester zu befreien. Und er selbst haßt nichts so sehr. Mitten in der schärfsten Krise, als in Genua die Geister über der Frage, ob das sicilianische Wagniß ausgeführt oder „vertagt" werden sollte, schrieb Garibaldi den 30. April eine Ansprache an die Römer: „Morgen werdet ihr von den Priestern Lamoricières hören, daß einige „Muselmänner" einen Einfall in euer Gebiet gemacht haben. Gut! diese Muselmänner sind dieselben, welche sich in Montevideo, in

Rom, in der Lombardei für Italien schlugen. Es sind dieselben, welche ihr euren Söhnen in die Erinnerung prägen werdet, sobald der Tag anbricht, wo die doppelte Tyrannei des Fremden und des Priesters euch die Freiheit zur Erinnerung der Freiheit läßt. Dieselben Männer, welche einen Augenblick vor den kriegsgeübten, zahlreichen Soldaten des Bonaparte wichen — aber sie wichen nur einen Augenblick aus mit gegen den Feind gekehrter Stirne, mit dem Schwur zum Kampfe zurückzukommen, mit dem Schwur ihren Söhnen kein anderes Vermächtniß, keine andere Erbschaft zu hinterlassen, als die des Hasses gegen den Unterdrücker und gegen die Schurken! Ja, diese meine Genossen kämpften vor euren Mauern an der Seite der Manara, Melara, Masina, Mameli, Daverio, Peralta, Panizzi, Ramorino, Danieli, Montalti und eurer vielen Tapfern, welche bei euren Katakomben schlafen, welchen ihr selbst hier das Begräbniß bereitetet, weil sie von vorn getroffen waren. Unsere Feinde sind schlau und mächtig. Aber wir marschiren auf dem Boden der Scevola, der Horazier, der Ferrucci; unsere Sache ist die Sache aller Italiener. Unser Feldgeschrei ist dasselbe, welches in Varese und in Como (im Mai 1859. Uns. Gesch. III. Theil. S. 332) erscholl: Italien und Viktor Emanuel! Ihr wisset, daß, ob wir nun fallen oder siegen, die Ehre Italiens unverletzt bleibt." (Dell' andamento delle cose in Italia, rivelazioni, memorie e riflessioni del colonello C. Pianciani. Milano 1860. Doc. E. Pag. 306.)

Was sollte diese Proklamation, der ächte Ausdruck einer momentanen Zornesstimmung, an die Bewohner des von den Franzosen besetzten Roms? Wollte Garibaldi im Zorn über Napoleon und über dessen Verbündeten Cavour, welche ihn auch von Sicilien zurückzuhalten suchten, nun in den Kirchenstaat einbrechen, obgleich oder vielmehr gerade weil dieß jenen beiden noch unangenehmer gewesen wäre als Sicilien? Beinahe möchten wir dieß glauben. Wir wissen genau aus dem Munde Lafarinas, daß dieser den 29. April Garibaldi ein halbes Versprechen, jetzt nicht nach Sicilien zu gehen, abgerungen hatte. Seit dem Herbst 1859 hatte Garibaldi den Kirchenstaatlern Hilfe, sein persönliches Erscheinen zugesagt und der Groll darüber, daß ihn Farini in Bologna davon zurückgehalten hatte (Unsere Gesch. Band III. S. 416), brannte noch in seinem Innersten. Wie konnte Garibaldi sich dafür an Farini, welcher soeben beim Antritt seines Ministeriums die Abtretung Nizzas unterzeichnet hatte, besser rächen, als durch die Insurgirung des Kirchenstaats? Rom war ja doch immer sein letztes Ziel. Wenn man ihm den Umweg dahin über Sicilien zu verriegeln suchte, so schien es das Einfachste den nächsten Weg nach Rom einzuschlagen. Nicht blos Mazzinisten rechneten also: „wenn die Piemontesen je sich Rom nähern sollten, so würde der Pabst, in der Ueberzeugung, daß sie eine rücksichtsvolle Politik be-

obachten würden, in Rom bleiben; dann bleiben auch die Franzosen in Rom. Wenn aber Garibaldi sich Rom nähert und Rom zum Aufstande aufruft, so wird der Pabst Rom verlassen; dadurch würde den Franzosen der Vorwand ihrer Besetzung Roms entzogen. Auch sie würden dann abziehen. Rom aber wäre eine treffliche Operationsbasis für eine Invasion der Freischaaren in das Neapolitanische. Sobald durch sie die Nordgränze Neapels bedroht würde, müßte der Bourbon seine Truppen aus Sicilien wegziehen und dadurch würde den Sicilianern der Aufstand und der Sieg sehr erleichtert." Dagegen war es Cavours Grundsatz, man müsse den Pabst in Rom zu behalten suchen, da er in einem anderen Lande als Vertriebener als Märtyrer lebend jede Verständigung mit Italien ablehnen und den Fanatismus der katholischen Welt zu hellen Flammen anfachen würde.

Wir werden sehen, durch welche Motive Garibaldi bestimmt wurde wenige Tage nach diesen Schwankungen über den nächsten Angriffspunkt sich für Sicilien zu entscheiden. Durch diese seine Entscheidung wurden die durch obigen Aufruf an die Römer aufgeschürten Hoffnungen der kirchenstaatlichen Verbannten sehr niedergeschlagen. Allein der Haß vieler Römer, namentlich Verbannter gegen den Pabstkönig konnte sich mit der Glühhitze des Hasses der Sicilianer gegen den Bourbon in Neapel messen. Jeder Verzug, jeder Umweg zur Befreiung des Kirchenstaats schien ihnen unleidlich und gefährlich. Seit Villafranca, seit der Abbestellung der Unterstützung eines Aufstandes in den Marken im November mißtrauten sie der Politik Piemonts. Sie wußten um die Bemühungen der turiner Regierung, den jungen Bourbon für ein Bündniß zum Zwecke eines italienischen Staatenbundes zu gewinnen. Wenn dieses geschlossen würde, so würden Piemont und Neapel im Einverständniß im Kirchenstaat einrücken, jede dieser Kronen würde einen Theil desselben an sich reißen, aber beide dem Pabst Rom und einen Theil seines alten Gebiets garantiren. Wenn dann auch die Franzosen abzögen, so bliebe Rom doch unter der weltlichen Priesterherrschaft. Die Radikalen wollten wissen, daß Ancona, welches keiner der beiden Könige dem anderen gönnen würde, zur Freistadt bestimmt sei. Diesem Unglück konnte nicht zu früh vorgebeugt werden. Also mußte bald, mußte sofort die Fackel der Insurgirung des Kirchenstaats, welche aus Garibaldis Hand entfallen war, wieder angefacht und ins Herz Italiens, Roms geschleudert werden.

Einer der eifrigsten kirchenstaatlichen Verbannten war Luigi Pianciani, früher päbstlicher Gränzwacheoffizier. In den Jahren 1848 und 1849 hatte er als Republikaner im Kirchenstaat und in Venedig gekämpft und war „Oberst" geworden. Seitdem lebte er als Verbannter. Er war mit Garibaldi und mit Mazzini befreundet, er hatte zum Könige Vertrauen gefaßt, während er Cavour, Farini und Lafarina jede Schlechtigkeit zutraute. So-

gleich nach den ersten Erfolgen Garibaldis auf Sicilien wandte sich Pianciani an dessen Bevollmächtigten in Genua Bertani und suchte ihn zu überzeugen, daß eine Expedition Freiwilliger in den Kirchenstaat ganz im Sinne Garibaldis wäre, was Bertani zugestand. Als Medici in Genua im Begriff war mit 2000 Mann zur Unterstützung Garibaldis nach Sicilien abzugehen, suchte Pianciani ihn zu überreden diese Truppe vermittelst Aufnahme eines Theils der sich Zudrängenden auf 10,000 zu verstärken und damit in den Kirchenstaat einzufallen; im schlimmsten Falle würde man sich durch diesen in das nördliche Neapel durchschlagen, sich hier weiter verstärken und so Garibaldi, sobald er auf das Festland seinen Fuß setzte, Zehntausende zuführen. Garibaldis Erfolg auf Sicilien sei gesichert; man brauche ihm deßhalb keine weiteren Norditaliener dahin zuzuführen. Medici billigte den Plan, erklärte aber, er habe Garibaldi versprochen, ihm Unterstützung nach Sicilien zu bringen und er werde es deßhalb thun. Er zweifle nicht, daß die turiner Regierung die Invasion in den Kirchenstaat zulassen werde, wenn erst hier eine namhafte Bewegung ausgebrochen sei. Um nun diese ins Werk zu setzen, begab sich Pianciani noch im Mai 1860 über Bologna nach Toscana. Er erzählt, er habe in Toscana nicht blos bei den niederen Klassen Unterstützung und Freiwillige gefunden. Ricasoli habe sich für den Einfall im Kirchenstaat interessirt und nach Umständen hoffen lassen die Maske abzuwerfen und ihn, selbst ohne die Einwilligung der turiner Regierung, zu unterstützen, ja sich persönlich dabei zu betheiligen. Die Erbitterung über die bei der Erstürmung von Perugia von den päbstlichen Söldnern begangenen Rohheiten wirkte in Toscana noch nach. Da Viele, welche am liebsten nach Sicilien ausgezogen wären, nicht angenommen werden konnten, lag es für die Toscaner und für die Romagnolen nahe, über die benachbarte päbstliche Gränze zu rücken. Am wenigsten Anklang fand dieser Plan bei den aristokratischen Flüchtlingen aus dem Kirchenstaat und aus Neapel, welche in Florenz ein Comité gebildet hatten. Einige derselben standen mit Napoleon selbst in verwandtschaftlichen Beziehungen. „Diesen „Malven" (Zitterpappeln mit klebrigem Blatt) war Napoleon ihr Gott, Cavour sein Prophet." Der Mazzinist rührte überall die so eben vollendete Thatsache der Abtretung von Savoyen-Nizza auf. In jenem Comité soll Einer dieß für Heuchelei erklärt und gesagt haben: „Wenn Savoyen-Nizza französisch werden, so ist es ein Glück für sie. Willst du Italien mit Frankreich vergleichen? ich würde lieber Franzose werden, als Italiener bleiben." Die Herren dieser „Pairskammer" wollten Rom mit Rücksicht auf Napoleon ganz außer Frage lassen. Besonders seit einem Diner bei dem Prinzen Carignan in Florenz sollen sie in diesem Verzicht fest gewesen sein. (Dieser Verwandte des Königs sollte, da Napoleon noch den 15. März diesem geschrieben hatte, er werde die Autonomie Toscanas überwachen, mit dem Generalgouverneur

Toscanas Ricasoli noch einige Autonomie repräsentiren.) Der Verkehr zwischen diesen Ultracavourianern und dem Comité der Aktionspartei wurde ganz abgebrochen. Diese sammelte in Castell Pucci unweit Florenz gegen 2000 Freiwillige für die kirchenstaatliche Invasion, welche von dem Mazzinisten Nicotera eingeübt wurden. An den giftigsten gegenseitigen Verdächtigungen war kein Mangel. Man wünschte einen Führer von militärischer Autorität aus den Ländern, welche das Ziel der Invasion waren. Da es keinen solchen aus dem unkriegerischen Kirchenstaat gab, suchte man den von der Vertheidigung Roms her angesehenen Neapolitaner Cosenz zu gewinnen. Er hatte bereits seine Entlassung aus dem piemontesischen Dienste genommen, wurde aber in Turin bestimmt eine Expedition von Genua nach Sicilien zu führen.

Von Toscana aus hatte die Aktionspartei Einverständnisse mit Einwohnern der päbstlichen Grenzstadt Viterbo und mit Unteroffizieren des daselbst garnisonirenden päbstlichen Bataillons eingeborner Söldlinge angesponnen. Dem Soldaten sollte ein Napoleon Handgeld versprochen werden. Allein diese Zettlungen wurden entdeckt und das Bataillon verlegt. Das Aktionscomité stand in Verkehr mit vielen Lokalcomités im Kirchenstaat. Diese versprachen auf das gegebene Zeichen theils die Fahne des Aufstands zu erheben, theils aus den Garnisonstädten Bewaffnete in kleinen Abtheilungen auf die Sammelplätze zu schicken. Pianciani versicherte, in Rom hätten sich dazu tausend handschriftlich verpflichtet. Nach einer Berechnung Bertanis waren seit dem Abgang Garibaldis diesem binnen zwei und eines halben Monats 8000 Freiwillige von Genua und von Livorno aus nachgeschoben worden. Auf eine gleiche Zahl glaubte man für die Invasion in den Kirchenstaat rechnen zu dürfen. Es fehlte aber vorerst an Waffen, um alle gehörig auszurüsten. Indeß gewann der Plan durch die zugesagte Betheiligung Rüstows, welchen freilich Viele als preußischen Militär mit Mißtrauen ansahen, an Bedeutung. Sogar die Regierung in Turin schien einige Zeit der Expedition günstig zu werden. Sie ließ die öffentliche Einübung der Freiwilligen zu, gab ihnen Extrazüge auf der Eisenbahn, Ricasoli lieferte nach Castell Pucci Kleidung, Waffen, Munition. Er ermahnte Nicotera durch den wackeren Bäcker Dolfi, sich stets bereit zu halten. Farini sagte zu Pianciani, dem von Bertani bevollmächtigten provisorischen Kommandanten: „glauben Sie, daß auch wir sehr daran denken, unsere Divisionen in den Kirchenstaat eindringen zu lassen; aber man muß dazu eine günstige Gelegenheit benutzen." Eine solche Gelegenheit nun konnte eine durch die Freiwilligenexpedition angefachte Insurrektion im Kirchenstaat schaffen. Diese mußte aber, um die Verantwortung von der Regierung abzuwenden, auf die eigene Gefahr der Unternehmer geschehen, welche je nach den Umständen es sich gefallen lassen

sollten, hernach von der Regierung verläugnet, ja von deren einrückenden Divisionen bei Seite geschoben zu werden. Zu solcher Selbstverläugnung hatte sich ja vor zwei Jahren der Nationalverein erboten. Den Männern der Aktion aber erschien dieses Ansinnen unedel. Die Regierung wollte nicht zulassen, daß von ihren Landgränzen aus die Invasion geschehe. Die Aktionsmänner erboten sich, 6000 Freiwillige in Montalto, in der nordwestlichen Küste des Kirchenstaats, zu landen und von hier aus auf Viterbo zu marschiren; aber mit 2000 Mann solle man sie von Toscana aus gegen Orvieto oder Perugia einfallen lassen. Die Regierung wollte insgeheim die Oberleitung haben und das von den Franzosen besetzte Erbtheil St. Peters im engeren Sinne sollte unberührt bleiben. Das war für das Mißtrauen der Aktionspartei unverdaulich. „Sie wollte nicht die Kupplerin Cavours machen." Sie erkannte das Programm: „Ein Italien unter Viktor Emanuel" an, wollte es aber auf ihre Weise ausführen. Wie gefährlich dieses werden konnte, sah die Regierung an den Bemühungen der Aktionsmänner in Sicilien, Garibaldis sich zu bemächtigen, um dem l'Italia farà da se ihren Stempel aufzuprägen. Die Regierung, welche die aufgeregte Stimmung des Volks zu schonen hatte, suchte nun durch Entziehung ihrer Unterstützung und durch List die Expedition in ihrer Hand zu behalten. Farini war derjenige Minister, auf welchen ein Theil der Aktionsmänner wegen seiner radikalen Jugend und seiner erprobten Entschlossenheit immer noch am meisten Vertrauen setzte. Er kam nach Genua und suchte sich mit Bertani ins Einvernehmen zu setzen. Er verlangte, daß man alles beobachte, was nöthig sei, um die Regierung aller Verantwortlichkeit den Mächten gegenüber zu entheben, sie als die selbst getäuschte erscheinen zu lassen. Am Ende Juli wurde zwischen Farini und Bertani in Genua eine Konvention geschlossen. Nirgends auf ihrem Festlandsgebiet sollten größere Ansammlungen der betreffenden Freiwilligen stattfinden, diese sollten in kleineren unbewaffneten Abtheilungen nach und nach, Waffen und Munition sollten besonders abgehen; an der Nordostküste der Insel Sardinien, im Hafen von Terranova könne man sich sammeln und organisiren. Man müsse aber von hier aus den kleinen Umweg über die sicilianische Küste machen, wo man wahrscheinlich von Garibaldi Unterstützung erhielte. Damit war der Einfall von der piemontesischen binnenländischen Gränze aus todt geschwiegen, was die Führer der an derselben angesammelten Freiwilligen erbitterte. Das Mißtrauen der leitenden Aktionsmänner steigerte sich. Die Cavourianer verschrieen die Expedition als eine mazzinistische und suchten die Freiwilligen durch ihre Verwandten von der Betheiligung abspenstig zu machen. Der Haß beider Theile machte sich in giftigem Spott Luft. Nichts desto weniger sammelten sich 8940 Mann, welche in sechs Brigaden Linie, ein Karabinerbataillon, zwei Schwadronen Guiden, zwei Kompagnieen Genie, zwei ge-

zogene Feldbatterieen, ein Verwaltungs- und ein Sanitätskorps organisirt werden sollten, um trotz Cavour einzufallen. Zwei Brigaden sollten von der Landseite einfallen. Pianciani veröffentlichte später in seiner Schrift dell' andamento die ihnen für die möglichen Vorkommnisse ertheilten Dispositionen, welche, wohl aus der Feder Rüstows, für Offiziere von Interesse sein dürften. Nicotera sollte sich zunächst auf Perugia werfen, Oberst Caucci auf Umbrien (das gebirgige Monte Feltro). Bei Narni hoffte man 6500 concentrirten Päbstlichen 10,000 Mann entgegen zu stellen. Dann wollte man durch die Abruzzen dem indeß in Calabrien gelandeten Garibaldi entgegenrücken und hoffte ihm 20,000 Mann zuzuführen. Damit könnte Garibaldi die Bourbonen überrennen und den Pabst so ängsten, daß er und die Franzosen Rom verließen.

Das Interessanteste ist, was Pianciani über die päbstlichen Truppen sagt, welche von seinen Agenten genau ausspionirt wurden. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß Pianciani damals, um sich und Andere von dem Erfolge seines Planes zu überzeugen, und später in seiner Schutz- und Trutzschrift, um sich zu rechtfertigen, alle Ursache hatte, die Schwäche der päbstlichen Truppen zu konstatiren. Er sagt: der Pabst bezahlte wohl den Sold für 22,000 Mann, es waren aber in der That nur 18,000. Darunter waren 4000 Gensdarmen (die beste eingeborene Truppe) in Abtheilungen von sechs bis hundert in den Gemeinden zerstreut. Dreihundert derselben lagen in Rom. Daselbst waren noch 800 Mann, welche die verschiedenen Palastgarden bildeten, die Nobili und die Schweizer. Ferner 500 Polizisten. Die 1200 Zollwächter ließen uns sagen: „auf welchem Punkte ihr auch einrückt, wir werden eure Vorhut bilden. Vergeßt aber nicht, daß wir (auf unsern Stellen) bleiben wollen." So blieben nur noch 11,500 bis 12,000 päbstliche Soldaten, wie es auch die Piemontesen später fanden. Sie bestanden aus 4500 Oestreichern und Deutschen, aus 2500 „Schweizern" *); Pianciani rechnet weiter „1500 Irländer, 500 Franco-Belgier, 3000 Eingeborene." Umsonst hatte bei diesen Lamoricière Untersuchungen, Versetzungen, Ausstoßungen vorgenommen. Viele Offiziere und noch mehrere Unteroffiziere harrten aus Liebe zum Vaterland und zur Freiheit, oder auch aus Interesse auf eine Revolution aus. Die Soldaten waren meist unwissend, aber die Mißachtung, welche ihnen die Bevölke-

*) Nach Hoppe bestanden auch die „Schweizerbataillone" großentheils aus Oestreichern. Die östreichischen Hauptleute machten reichlichen Gebrauch von der bei Lamoricière erwirkten, ihnen „unentbehrlichen" Erlaubniß, ihre Soldaten prügeln zu lassen, was ihnen bei keinem anderen Korps erlaubt war. Deßhalb traten viele östreichische Soldaten zu den „Schweizern" über, deren Offiziere nur dadurch ihre Lücken ergänzen konnten und sie gerne aufnahmen. Deßhalb trat eine Spannung zwischen den östreichischen und den der Verführung beschuldigten schweizerischen Offizieren ein. Die Franzosen verachteten die geprügelten Oestreicher.

rung zeigte, machte es ihnen fühlbar, daß sie keiner guten Sache dienten. Sie trugen den beinahe offiziell gewordenen Spitznamen „Barbacani" (Schießscharten). Wenn Bürger ihnen Vorstellungen machten, was sie für ein trauriges Handwerk trieben, sagten sie wohl: „aber laßt uns doch Sold dafür nehmen, daß wir eine Flinte tragen! wir behalten sie ja für euch. Wir geben sie euch, sobald Garibaldi kommt. Meint ihr denn, wir seien Narren? Sich von den Pfaffen bezahlen lassen ist nicht letz, sich aber für sie tödten lassen wäre zu viel." — „Die Franco-Belgier, die Lieblinge des Generals," fährt Pianciani fort, „waren vor allem Paradepferde. Größtentheils Glieder hervorragender Familien, waren sie durch ein Gefühl geleitet, welches auf einem anerzogenen Princip, auf ihrem Familiennamen ruhte. Es war vorauszusehen, daß sie persönlich ihre Schuldigkeit thun würden, aber nicht militärisch; denn es fehlte ihnen die militärische Instruktion und sie wollten sie auch nicht lernen. Sie zeigten großen Eifer für die Interessen des Katholizismus, ihre Sitten aber waren sehr schlecht. Die Irländer, durch das Elend, zum Theil auch durch den Fanatismus bewogen, dem Pabst zu dienen, bereuten dieß meistens bereits. Sie sagten, man habe sie getäuscht, sie haben nicht die versprochenen Vortheile gefunden, und sie waren von dem, was sie im Kirchenstaat sahen, nicht erbaut. Daher tumultuirten sie, sie gehorchten nicht, sondern drohten. Man war genöthigt, sie ohne Waffen zu lassen; für die 1000 in Spoleto waren nur 250 Flinten zur Hand, die übrigen waren in der Engelsburg in Rom, auf 30 Meilen Entfernung eingeschlossen. Die Schweizer waren größtentheils mit ihrer Lage und mit ihren Offizieren unzufrieden. Sie wußten, daß sie besonders seit Perugia den Bürgern verhaßt waren, sie erinnerten sich doch manchmal an die freien Institutionen ihres Vaterlands, an die sie brandmarkenden Gesetze desselben. Sie wußten, daß ihre Kameraden den neapolitanischen Dienst verlassen hatten, und wünschten nichts so sehr, als heimzukehren. So desertirten sie, besonders wenn sie in der Nähe der Gränze standen, in Haufen von 10 oder 20 trotz aller Ueberwachung, trotz ihrer sprichwörtlich gewordenen Achtung vor ihrer Fahne. Dieß geschah auch bei den andern, außer bei den Deutschen (Oestreichern). Daher nahm auch trotz den immerfort neuankommenden Rekruten die Zahl der Päbstlichen eher ab als zu. Die Besten waren noch die 4500 Deutschen, namentlich diejenigen, welche im östreichischen Heere gedient hatten. Es waren aber auch viele Beutelschneider und Galgenschwengel (gente da sacco e da corda), wahre Landsknechte darunter. Lamoricière konnte diese zuverlässigste Truppe aber nicht vereinigen, da er immer ein Korps oder eine Landsmannschaft durch die andere im Zaume halten mußte. Durch einen Theil der Deutschen mußte er die Schweizer an der Desertion verhindern, anderer Orten die Irländer im Nothfall durch ihr Feuer in Re-

spekt halten, auch die Schweizer mußte er vertheilen, um durch sie die eingebornen Truppen an der Aufpflanzung der nationalen Fahne zu verhindern." Pianciani will wissen, daß gegen Lamoricières Leben von seinen eigenen Leuten Komplotte geschmiedet waren.

Beinahe mehr als von Lamoricières Leuten, fürchtete Pianciani auf der Fahrt von dem Sammelplatz an der sardinischen Küste nach dem Festlande auf eine piemontesische Flotte zu stoßen, welche ihn an der Landung auf der kirchenstaatlichen Küste verhindern wollte. Er war entschlossen, ihrem Verbote nicht zu gehorchen, aber auch ihr keinen Widerstand entgegen zu setzen. So scharfsichtig sich sein Mißtrauen dünkte, täuschte er sich doch darüber. Weder auf seiner Fahrt mit einer Ladung von Freiwilligen nach Sardinien, noch später begegnete Pianciani ein piemontesisches Kriegsschiff. Die Insel mit ihren vielen guten, natürlichen Häfen, welche Nelson so lockend erschien, bietet viele versteckte Sammelplätze für Schiffe. Die Raubflottillen der Barbaresken und die Flotten der sie bekämpfenden Spanier hatten sich dieselben oft zu Nutz gemacht. Der am tiefsten einschneidende der Ostküste der Insel ist der Doppelgolf von Terranova und von Arangi, 4 Meilen südlich von Caprera. Im letzteren Golf hoffte Pianciani verabredetermaßen einen Theil seiner Expedition zu finden. Aber er fand nichts, auch nichts in Terranova, dem alten Olbia (wo ein älterer Scipio im ersten punischen Kriege im Jahre 259 v. Chr. einen entscheidenden Sieg über die karthagische Flotte erfocht). Um wenigstens sichere Nachrichten zu erhalten, eilte Pianciani nach Cagliari, dem Haupthafen im Süden der Insel, dessen Telegraphenstation ihn mit Genua und mit Sicilien in Verbindung setzen würde. (Von hier war Kaiser Karl V. im Jahre 1535 mit seiner Flotte zur Eroberung von Tunis ausgelaufen.) Schon sah man den Burghügel. Mit ihm stiegen die Erinnerungen an die Landungen der Karthager, der Römer, der Vandalen, der Ostgothen, der Saracenen und Pisaner auf und die Hoffnungen naher eigener Großthaten. Bei der Einfahrt in den Golf gewahrte man wirklich einen Theil der Schiffe der Expedition. Ein Nachen kam Pianciani aus dem Hafen entgegen, an dessen Steuer man Garibaldi erkannte. Großer Jubel! Man war jetzt gewiß, daß er sich selbst an die Spitze der kirchenstaatlichen Expedition stelle. Hatte endlich auch er eingesehen, daß Cavour ihn nicht von Sicilien nach Calabrien wolle übersetzen lassen und daß man also Neapel von der römischen Seite fassen müsse? Garibaldi, ohne das Herablassen einer Leiter abzuwarten, turnte an einigen herabhängenden Tauen auf den Rand des Schiffes hinauf und fragte, immer nur daran sich haltend, nach der Zahl der Mannschaft. Gut, erwiderte er auf den Bescheid; mit Ihrer Expedition sind wir 30,000 Mann; das fängt an, etwas vorzustellen. Wie viel Kohlen haben Sie, Kapitän? Und auf dessen befriedigende Antwort gab Garibaldi den

Befehl: nach Palermo! dort werden wir das Weitere besprechen. Bertani ist einverstanden und geht mit uns. Damit sprang Garibaldi wieder hinunter und ruderte dem Hafen zu. Pianciani war abgeblaßt. Er kommandirte jedoch laut, damit die Freiwilligen es hörten: Palermo!*)

Wenige Stunden nach Garibaldi am Abende des 17. August 1860 warf auch das Schiff Piancianis vor Palermo Anker. In der Frühe des folgenden Tags, denn Garibaldi war stets von vier Uhr auf, besuchte er diesen. Garibaldi erklärte ihm, daß seine Pläne die Vereinigungen von möglichst vielen Truppen erheischten. Seine sicilianischen Streitkräfte seien zu schwach zu einem erfolgreichen Vordringen auf dem Festlande. Er habe deßhalb nicht zulassen können, daß ein Theil der Freiwilligen in den Kirchenstaat abgehe. „Sie dürfen darum nicht wähnen, daß ich meine Gedanken in Betreff des Kirchenstaats geändert habe. Vielmehr wünsche ich entschiedener als je, daß die Insurrektion in demselben gefördert und energisch unterstützt werde. Dieß kann aber ganz wohl auch mit den in

*) Den nöthigen Aufschluß darüber giebt uns ein gegen Cavour gründlich eingenommener Zeuge. Der bei dem „Korps von Terranova" sehr betheiligte Rüstow gesteht, daß die Freiwilligen, welche der Konvention mit Farini gemäß in kleineren Abtheilungen von der Ligurischen Küste abgegangen waren, hofften und verlangten von Sardinien aus unmittelbar an die Küste des Kirchenstaats gebracht zu werden. „Ganz offen konnte die piemontesische Regierung der Expedition nicht entgegen treten, weil diese die öffentliche Meinung in ganz (?) Oberitalien für sich hatte. Sie traf daher Anstalten, die Expedition auf jeden Fall nach Sicilien hinüberzuleiten. Die Konvention von Genua (Farini und Bertani) gab dazu, weil nach ihr die Expedition in kleine Staffeln zerlegt ward, bequeme Gelegenheit. Die Reise Bertanis nach Sicilien gab den Grund dazu her, daß man (die Regierung) sich nicht auf sein Wort verließ, sondern ein k. Aviso-schiff, die Gulnara, im Hafen von Terranova stationirte; und dessen Befehlshaber ward angewiesen, die Kommandanten der einzelnen Staffeln der Expedition, sobald sie im Orangengolf oder im Hafen von Terranova eintreffen würden, zum sofortigen Weitersteuern nach Palermo durch Befehle, Drohungen, durch alle möglichen Mittel zu veranlassen. Außer verschiedenem Gerede, welches über die Reise Bertanis nach Sicilien umhergetragen ward, war auch dieses — und dieß allerdings nicht unbegründet — daß er von Garibaldi einen Befehl zum unmittelbaren Uebergang nach dem Römischen erwirken wolle, also ein Verfahren gegen die Konvention. Dieser vorausgesetzten Konventionsverletzung (durch die Aktionspartei) glaubte die piemontesische Regierung durch eine andere Konventionsverletzung zuvorkommen zu dürfen, indem sie den vier ersten Brigaden der Expedition den von ihr selbst bestimmten Sammelplatz an der Küste der Insel Sardinien nahm. Durch das Spiel der Umstände ereignete es sich, daß die piemontesische Regierung dießmal ganz im Sinne Garibaldis handelte. Als Bertani auf Sicilien mit dem Diktator zusammentraf, hatte dieser bereits die wirkliche Stärke (Schwäche) seiner Streitkräfte erkannt und beschlossen, zu deren Verstärkung die Expedition Terranova nach Sicilien zu ziehen, weil er sie für sein Unternehmen gegen das Festland nicht entbehren könne." Auf der Fahrt nach dem Orangengolf hatte er einen Versuch zur Entführung eines neapolitanischen Linienschiffs aus dem Hafen von Castellamare gemacht. Im Golf von Cagliari erreichte ihn Pianciani mit dem Rest der Expedition. Ein Theil derselben war schon in Palermo, einen andern hatte Garibaldi bei sich.

Florenz und in der Romagna stehenden Freiwilligen geschehen; oft erreicht man mit zweitausend Mann dasselbe wie mit zehntausend. So mögen sie wenigstens anfangen, wir werden ihnen entgegenrücken. Sie wissen, daß mir rasches Handeln gefällt." Pianciani fühlte sich, oder vielmehr Garibaldi von Cavour überlistet. Gegen Garibaldi selbst unterdrückte er jetzt seine Ueberzeugung, daß es besser gewesen wäre, wenn Garibaldi mit einem Theil der sicilianischen Schaaren zu den toscanischen gestoßen wäre, um „in wenigen Tagen" die Insurrektion im Kirchenstaat zum Siege zu führen und dann von Norden her das Neapolitanische in Brand zu stecken. Er erklärte, daß seine Ehre, sein den toscanischen Freiwilligen und den Kirchenstaatlern gegebenes Wort ihn verpflichteten zu diesen mit dem ersten nach Livorno abgehenden Dampfer zu eilen. Er stellte dem Garibaldi Rüstow vor, dem das Kommando über die Truppen Piancianis vorläufig übertragen wurde. Schon in Palermo erreichte ihn nach wenigen Tagen die Nachricht von der Landung garibaldinischer Schaaren in Calabrien.

Pianciani und das Comité der kirchenstaatlichen Aktionspartei in Florenz waren trotz dieses schweren Verlusts entschlossen sofort Mannschaft, Geld und Waffen zusammenzuraffen, um damit in den Kirchenstaat einzufallen, „wie einst die verbannten Athener gegen die dreißig Tyrannen." Aber dieses zu verhindern war das Ministerium in Turin von der Diplomatie, besonders von der französischen mit energischen Warnungen angegangen worden. Man hatte sich in Turin überzeugt, daß die Kirchenstaatler einen Aufstand entweder nicht machen wollten, oder nicht machen konnten. Wie im Oktober 1859 war man nur im Fall ihrer Initiative entschlossen gewesen die Freischaaren zu deren Unterstützung einrücken zu lassen. Farini, als Minister des Innern, hatte den 13. August ein Rundschreiben an die Gouverneure ausgehen lassen. Er rechtfertigt darin die Nachsicht, welche die Regierung im Sinne der öffentlichen Meinung nicht blos Italiens den Expeditionen nach Sicilien gegenüber geübt habe; die andern Regierungen hätten ja auch dasselbe gestattet, als zur Befreiung Amerikas, Griechenlands, Portugals und Spaniens Schaaren auszogen. Aber die konstitutionelle Regierung müßte die mäßigenden Zügel fest in der Hand behalten. Sie werde nicht erlauben, daß Schaaren gesammelt würden, um in einen benachbarten Staat (Kirchenstaat) einzufallen. Es sei ihre Pflicht die mobilen Nationalgarden zu organisiren, ihnen dürfen die Mannschaften nicht entzogen werden. Die selbst im Heere eingetretenen Desertionen, um zu den Invasionsschaaren zu gehen, machten ernste Maßregeln zur Nothwendigkeit. Die um Florenz gelagerten 2000 Freiwilligen waren meistens Mazzinisten. Ricasoli gestattete ihnen jetzt nur in Neapel zu landen und gab ihnen nothdürftige Mittel dazu. Darüber entspann sich ein

Schriftwechsel; Nicotera und Pianciani hielten ihm seine früheren Wort vor, womit er sich für die kirchenstaatliche Invasion entschieden ausgespro chen hatte. Sie fragten ihn, wie viele Masken er habe. Allein die Regie rung setzte ihre Absicht durch, die kirchenstaatliche Expedition unter günstige Constellation und in den nöthigen Schranken selbst auszuführen. Was di Mächte den Mazzinisten verweigerten, das erlaubten sie vielleicht, wenn e „im Interesse der Ordnung" zur Zähmung der Revolution geschah.

So blieb Lamoricière noch eine weitere Frist zur Danaidenarbeit de Bildung des päbstlichen Heeres. Diese war eine um so schwierigere, als es wie wir aus seiner Correspondenz mit Antonelli ersehen, ihm öfters a Geldmitteln fehlte. Die Kurie hatte Anerbietungen, ihr diese zu beschaffen von der Hand gewiesen, sofern dieselben irgend einen Verzicht auf ihre welt lichen Souveränitätsrechte auch nur entfernt in sich schlössen. In Rom ver mißte man sehr die Einkünfte aus der fettsten Provinz, der Romagna. Un die Truppen und die anderen Kriegsrüstungen zu bezahlen, strengte di Kurie ihren Kredit aufs Aeußerste an. Obgleich der Cours der alten Schuld briefe 69 Procent war, zahlten viele Gläubige das neue Anlehen al par ein. Der König von Neapel, obgleich selbst bedrängt, betheiligte sich a dem Anlehen mit einer Million Ducati (à = 1 Thaler 3 Sgr.). De Staatsschatz wurde mit neuen Zinsen im Betrag von dritthalb Millione Franken belastet. Eine außerordentliche Hilfsquelle wurde von nun de Peterspfennig. Schon im Herbst 1859 hatte sich in Belgien ein Verei mit diesem Namen gebildet, welcher Beiträge für die Kasse des Pabste sammelte. Im Februar 1860 konnten dem Pabste 35,000 Scudi zu Füße gelegt werden. Der Pabst setzte eine Kommission ein, welche im Oktobe 1860 zu einer Erzbruderschaft erhoben wurde, um diese freiwilligen Gabe in Empfang zu nehmen. Zu Anfang Decembers waren über zwei Mil lionen Scudi eingegangen. (Der Scudo ist fünf Francs 32 Centimes. Der Peterspfennig ersetzte auf eine würdigere Weise die Einnahmen vo den Ernennungs- und Dispensbreven, welche unter Sixt V (von 158 bis 1590) nur aus Spanien, Portugal, „Neapel und Italien" viermal so viel betragen hatten als das päbstliche Einkommen aus dem Kirchenstaat nemlich über sechs Millionen Scudi gegen 1,424,518 Scudi. Währen jene durch den Josefinismus auf ein Minimum gesunken waren, betru dieses unter Gregor XVI. über sieben, unter Pius IX. seit der Restauratio fünfzehn (?) Millionen. Zu Anfang des April 1860 wandte sich die fran zösische an die östreichische Regierung mit dem Vorschlag, die katholische Staaten sollten in ihr Jahres-Budget eine ansehnliche Summe zur Unter stützung des Pabstes aufnehmen. Wenn dadurch die Unterthanen erleichter und durch päbstliche Reformen befriedigt würden, so könnten dem Pabst seine noch übrigen Länder erhalten werden. Die Kurie, der dieser Vorschla

von Wien aus mitgetheilt wurde, antwortete umgehends: „Der H. Stuhl wird nie seine Zustimmung zu einem Protokolle geben, welches auch nur eine mittelbare Reservation (Vorbehalt, Bedingung, vorsichtiges Schweigen) rücksichtlich der Romagnafrage enthielte. Eine Reservation in diesem Punkte zulassen, würde ihr als gleichbedeutend mit einer Concession an eine „vollendete Thatsache" erscheinen. Wenn die katholischen Mächte sich vereinigen, um die Angelegenheiten des H. Stuhls zu behandeln, kann dieser nicht zulassen, daß die katholischen Staaten, welche vereint eine so imponirende Macht bilden, diese Thatsache schweigend dulden und aus Furcht, etwas Sardinien Unangenehmes zu thun, ihr Mißvergnügen verheimlichen. Möchten sie doch den Entschluß fassen ihre Willensmeinung öffentlich zu erklären, und der Räuber wird dem Opfer seiner Usurpation seinen Raub zurückgeben. Der H. Stuhl wird nie eine Garantirung der unter seiner Herrschaft gebliebenen Staaten annehmen, da in seinen Augen dieß einer Anerkennung einer Unterscheidung dieser Staaten von den geraubten gleich käme. In dieser Beziehung ist der Entschluß des H. Stuhls unwiderruflich. Der Pabst nimmt auch das System einer in das große Staatsschuldbuch der Mächte eingetragenen Subsidie nicht an. Er könnte sich nur zu einer Combination bequemen, welche die Form einer Compensation für die alten kanonischen Rechte auf erledigte Kirchenpfründen hätte; diese aber könnte nur sehr schwer mit den gegenwärtigen Institutionen der meisten beitragspflichtigen Staaten in Uebereinstimmung gebracht werden." Sint ut sunt, aut non sint!

Der französische Minister des Aeußeren, Thouvenel, antwortete in einer Depesche vom 14. April: „Die Stimmung des H. Stuhls ist eine so absolute und stellt sich auf einen von dem unsrigen so abweichenden Gesichtspunkt, daß wir keine Hoffnung hegen können seine Entschlüsse zu modificiren. Wir können dieß nur tief bedauern und es nur der Zeit und den Umständen überlassen die päbstliche Regierung zu Entscheidungen zurückzuführen, welche ihren Interessen mehr entsprechen." Zugleich machte er den Höfen von Madrid, Neapel, Brüssel, München und Lissabon, mit welchen er sich vorläufig verständigt hatte, Mittheilung von der Erfolglosigkeit seiner Vorschläge. Jede weitere Erörterung wäre für den Augenblick ungeeignet und gegen die Würde Frankreichs. Im Juli äußerte Gramont gegen den neapolitanischen Gesandten, Altomonte, wenn auch jetzt die Kurie verspätete Zugeständnisse machen sollte, so könnte sich Frankreich dafür nicht zu Garantien verpflichten (S. Altomontes Bericht vom 17. Juli 1860 in der Opinione vom 22. Januar 1863).

Einundvierzigster Abschnitt.

Die Revolution und Garibaldi auf Sicilien 1860. Das Verhältniß Cavours und das der europäischen Mächte dazu.

Die Lage Siciliens im Anfang des Jahres wird von den Einen, von den klerikalen Legitimisten und nach der Annexion von den, zum Theil radikalen, partikularistischen Abgeordneten im italienischen Parlament ganz rosig, von den Emigrirten, zum Theil trefflichen Männern von 1848, und von den Nationalen schwarz und dunkelgrau geschildert. Jene berufen sich darauf, daß bald nach der Restauration von 1849 die Insel eine von der neapolitanischen getrennte Verwaltung und Beamtenthum, einen besondern sicilianischen Minister in Neapel, eine berathende Consulta und einen obersten Gerichtshof erhalten habe. Handel und Schifffahrt, der Wohlstand, der Unterricht (!?) haben sich gehoben. Den fähigen Männern sei durch allmähliche Beschränkung des schmählichen Aemterhandels der Weg zu Aemtern eröffnet worden*). Wahr ist, daß Sicilien nicht unter der Folter von Riesenprocessen lag, weil seine Unterwerfung im Frühjahr 1849 unter der Vermittlung der Westmächte sich vollzog und in den ersten Jahren der Herzog von Satriano regierte. „Vater des Vaterlands" sollen ihn Sicilianer genannt haben, besonders um damit den König zu kränken. Allein alle Macht war doch in den Händen der königlichen Polizeichefs, welche, großentheils durch Betrug und Grausamkeit aufgestiegen, der Schrecken der Guten, wie der Bösen waren. Doch hatte dieß die Folge gehabt, daß einigermaßen Sicherheit der Personen und der Güter geschafft war. Der vertriebene König und die Seinigen rühmten später, mit welchem Segen

*) Die beste Schrift von bourbonischer Seite, welche wir kennen, ist, Cronaca degl avvenimenti in Sicilia da Aprile 1860 a Marzo 1861 estratta da documenti. Italia 1863 1 starker Band. Wir bedienen uns derselben im Folgenden häufig zur Kontrole der andern Darstellungen. Weniger zuverlässig ist das sehr für die Jesuiten sich interessirende Produkt derselben Partei: Histoire de la révolution de 1860 en Sicile, de ses causes et de ses effets dans la révolution générale de l'Italie par l'abbé Paul Bottalla édition originale française par M. J. Gavard. Bruxelles 1861. zwei Bände.

Sicilien zu überschütten er beabsichtigte und noch beabsichtige. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Königin-Mutter und ihre reaktionäre Camarilla ihn davon abhielten, damit er ja in keine Versuchung komme liberale Reformen zu gestatten. Die Krone Siciliens war wohl von dieser Partei für gewisse Fälle dem Erstgebornen der Königin, dem Prinzen Grafen von Trani bestimmt. Man schmeichelte sich, das wüthende Verlangen der Sicilianer, sich von Neapel unabhängig zu machen, könnte dazu benützt werden. Darum wurde, sobald der Aufstand auf Sicilien ausbrach, wieder in Hofkreisen der alte, längst nicht mehr gewagte Plan aufgeworfen, man solle einen königlichen Prinzen zum Generalgouverneur der Insel ernennen. Mattigana*) kann freilich keine strengen Beweise dafür vorbringen, wenn er zum April 1860 sagt: „Die Parteigänger der Königin-Mutter und des Prinzen waren gar munter und eifrig mit Schmeicheleien gegen die autonomische Partei, indem sie Verfassung, liberale Freiheiten, eine allgemeine Amnestie versprachen. Man wollte dadurch eine separatistische Bewegung vorbereiten, um auf den Fall, daß man (der König) das Land räumen müßte, den Thron wenigstens einem Glied der Familie zu erhalten und aus Sicilien einen Stützpunkt für den Hof zu machen (wie 1798 und 1806). Aber die Versuche scheiterten an der entschlossenen Abneigung der Sicilianer gegen die bourbonische Dynastie und an dem Widerstand Franzens und seiner Minister, welche dieses Projekt für verderblich und erniedrigend hielten."

Die Agitation durch verbannte Sicilianer, die Pläne der Aktionspartei auf Sicilien, der Krieg von 1859, die Annexion in Mittelitalien, der Tod Ferdinands erschütterten die Stimmung der vulkanischen Insel. Im großen Archiv von Palermo fand sich folgender Bericht des königlichen Statthalters, des Fürsten Castelcicala an König Franz vom 23. Februar 1860: „Der revolutionäre Geist hat leider in der letzten Zeit in Palermo rasche Fortschritte gemacht; unter der Jugend hat sich Neigung für eine Idee gezeigt, welche befremdend, ungeheuerlich in einem Lande ist, welches einen ungezähmten Munizipalgeist (Partikularismus) hat und seit Jahrhunderten rastlos umgetrieben wird von (dem Verlangen nach) ihrer eigenen Autonomie, einer Art von traditioneller Religion, welche in der Brust der Sicilianer durch die Zeit nur verstärkt wurde. Diese Idee, in deren Arme sich die unbesonnensten Persönlichkeiten geworfen haben, ist die der Annexion an Piemont, die der italienischen Unifikation. Für sie arbeitet der nur zu bekannte messinesische Emigrant Josef Lafarina, Schriftführer und erster Beweger des von Garibaldi präsidirten Unifikationsvereins. Seine Mittel sind die heimliche Propaganda seiner Emissäre, die öffent-

*) Storia del risorgimento d'Italia dalla pace di Villafranca alla proclamazione del regno d'Italia, con narrazioni anneddotiche relative alla spedizione di Garibaldi nelle due Sicilie per P. Mattigana. Milano. Drei starke Bände.

liche des Journalismus (Lafarinas piccolo corriere d'Italia) und das für die Million Flinten gesammelte Geld." Trotz der scharfen Polizeimaßregeln des Polizeidirektors Maniscalco gelang es dem emigrirten Advokaten Franz Crispi sich an verschiedenen Punkten der Insel mit den einflußreichsten Patrioten zu verständigen. Eine so starke Mischung der leidenschaftlichsten Kühnheit und der schärfsten Schlauheit findet sich selten anderswo, als bei den in der Glühhitze langer „Fremdherrschaft" und ihrer Grausamkeit zugehämmerten und gefeilten Sicilianern. Die Erinnerung an die Regierung des Hauses Savoyen auf Sicilien von 1713 bis 1718 war auf die politische Stimmung der Sicilianer ohne allen Einfluß. Die Tapferkeit, welche Karl Albert und seine reisigen Söhne im nationalen Kampfe vor Verona erprobten, hatte die Sicilianer bestimmt, den 11. Juli 1848 den zweiten derselben, den Herzog von Genua, zu ihrem Könige zu wählen. Allein er mußte Angesichts der Niederlage der piemontesischen Waffen darauf verzichten. Und damals war die Absicht der Sicilianer gewesen, mit ihm ihre insulare „Selbstständigkeit" zu krönen. Seitdem hatte der gesteigerte Haß gegen Neapel ihre verbannten Führer dahin gebracht, sich verzweifelnd in die Arme der italienischen Unifikation zu werfen. „Trotz allen munizipalen Beglückwünschungsdeputationen," sagt Mattigana, „hoffte beim Regierungsantritt Franzens kein Mensch etwas von einem unfähigen schwachen Könige, den man nicht einmal fürchtete. Unter dem Namen Bombicello (der kleine Bomba) war er nur spöttisch betrachtet. Umsonst bevorzugte er bei Audienzen die Sicilianer und Calabreser. „Also fürchtete er sie." Wären auch gute Gesetze wirklich ausgeführt worden, es hätte die Sicilianer jetzt nicht mehr befriedigt. Ihr phantastisches Bedürfniß, erzeugt und genährt durch ihre zauberhafte Natur, durch die Schrecken der Vulkane, durch ihre große Vergangenheit, ist durstig nach großen, wilden Ereignissen, nach Revolutionen. Noch brüten die Titanen in den tiefen Feueressen den Vernichtungskrieg gegen Zeus und seine Götter, noch schmieden die Kyklopen die Blitze des göttlichen Zorns." Der Haß, stärker als die Liebe, war weit nicht befriedigt durch Dolchattentate gegen die grausamen Handhaber der höchsten Gewalt, nur eine neue sicilianische Vesper versprach den Rachedurst stillen zu können. Darin waren die verschiedensten Parteien und Verschwörungen vor der Hand einig. Nur die unter den Gebildeten sich durch Lafarinas Rastlosigkeit verbreitende Idee hatte höhere Ziele, aber auch ihre Mittel mußten revolutionär sein. Die Siege der Franco-Piemontesen im Frühjahr wurden besonders in den Hafenstädten gefeiert und bestraft. Die Sympathie der Engländer mit der Unifizirung Italiens theilte sich ihnen mit. Die Zeit der englischen Occupation der Insel zur napoleonischen Zeit erschien ja als die letzte paradiesische. Die englische Flotte unter dem Befehl des Kontreadmiral

Rodney Mundy (Verfassers von Hannibal at Palermo and Naples during the italian revolution 1859. 1860. London 1863) sandte ihre Kriegsschiffe von Malta an die Haupthafenstädte der Insel. Und das ganze materielle wie politische Leben der Insel besteht in den Meeresküsten. Schon im September 1859 beklagte sich die neapolitanische Regierung bei dem englischen Gesandten, daß einige englische Offiziere auf sehr indiscrete Weise sich daselbst über die Pläne ihrer Regierung „bei der nahe bevorstehenden sicilianischen Revolution" äußerten. Nicht zweideutig waren die Adressen, welche zu Ende Juni 1859 einige Hundert Messinesen und ein vor der Stadt ankernder piemontesischer Admiral wechselten. Jene erklärten ihre Willensmeinung, sich in Waffen gegen die neapolitanische Tyrannei zu erheben. Der Piemontese dankt „für die Sympathie für das glorreiche Haus Savoyen, welches euch schon zu seinen Kindern nach Herz und Gedanken zählt." Er erinnert an den mailänder Aufruf Napoleons und Viktor Emanuels, welcher auch ihnen zurufe: heute seid alle Soldaten! und er schließt: „Die Stunde ist für euch noch nicht gekommen, um gegen den gemeinsamen Feind und gegen diejenigen zu marschiren, welche ihn unterstützen. Aber diese Stunde wird bald schlagen und wir sind sicher euch dann unter das Panier des Königs Ehrenmann eilen zu sehen." — Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, dieß sei im Auftrag Cavours geschehen. Es war der Ausfluß der in Oberitalien herrschenden Stimmung und die italienische Neigung zur Phrase.

Indeß war der insulare „Municipalismus" (Partikularismus) auf der Insel noch lange nicht abgestorben. Ein eigener König, in zweiter Linie Personalunion mit Piemont hätte doch den Wünschen der Insulaner am meisten entsprochen. Die Parteien am Hofe von Neapel trösteten sich, daß die Revolutionen auf Sicilien seit 1820, wie die Verfassung von 1812 aristokratisch-partikularistisch gewesen sei. Allein dieser Untergrund trat erst nach dem Verlaufen der garibaldischen Springflut wieder zu Tage. Für jetzt hatte diese Partei keine namhaften Führer. Der Despotismus hatte auch hier jede öffentliche Parteibildung und Führerschaft, auch eine konservative, unmöglich gemacht. Nur Verschwörungen bestanden und diese, scharf verfolgt, waren der Dynastie bitter feindselig. Nur die materiellen Interessen verlangten Ruhe, aber sie hatten keinen Muth und jeder dieser Konservativen dachte bei drohender Empörung nur daran, sich und das Seinige durch Schweigen oder Mitschreien zu retten. Die Schriftsteller der Reaktion stellen die sicilianische Revolution als ein Werk der Mazzinisten dar. Allein ihrer waren, schon wegen ihres Unitarismus, nur wenige auf Sicilien. Wir wissen aber, daß Farini und Lafarina im Oktober 1859, um Garibaldi und Mazzini vom Einfall in die päbstlichen Marken abzuhalten, diesen einen Wechsel auf den Süden und besonders auf Sicilien ausstellten. Der da-

mals in Bologna kurze Zeit festgesetzte Rosolino Pilo stachelte die Radikalen Siciliens durch Versprechungen auf. Aus dem Geschlecht der Grafen Capace, ein Abkömmling der Anjou, hatte er durch Verpachtung von Wasser zur Berieselung der Felder ein schönes Vermögen erworben; er war seit 1849 exilirt. Ein feuriger beliebter Volksmann, Francesco Riso in Palermo, kundiger Berather in Wässerungsfragen, warb mit großem Muth Verschworene. Finden wir überhaupt in allen Klassen Italiens neben vielen ganz schlechten Subjekten die edelsten Charaktere von großer Selbstaufopferung, so gilt dieß besonders von Sicilien.

Seit dem März 1860, seit die Annexion der Emilia und Toscanas als gesichert gelten konnte, traten die Revolutionscomités in den größeren Küstenstädten mit starkem Machtbewußtsein auf. Nächtliche Plakate gaben diktatorische Befehle, selbst der allmächtigen Polizei. Den Polizisten wurde zu bedenken gegeben, daß ihr Leben von ihrem Gehorsam gegen diese Volksbefehle abhänge. Mit der geheimen Presse der Insel in die Wette schürte der Nationalverein von Turin aus mit Brandschriften. Lafarina wandte sich den 22. März 1860 an das neapolitanische Heer, besonders auf der Insel. Er rühmte seine Tapferkeit, klagte es aber an, daß es, indem es sich als Werkzeug der Tyrannei gebrauchen lasse, auch die Befreiung Mittelitaliens verhindere. Der Sieg der 200,000 unter Viktor Emanuels Fahne geschaarten Italiener sei gewiß. Ehre und Klugheit heischen sich ihm anzuschließen. Jetzt erprobte sich die Vorsicht der Bourbonen, daß die Soldaten nicht lesen konnten. Aber die Offiziere? — bald wurde offiziell berichtet, die Leitung gewisser Bataillone sei unsicher. Neben den Bildern von Viktor Emanuel wurden die des Agesilaus Milano, des neapolitanischen Soldaten, welcher ein Attentat auf das Leben des Königs Ferdinand gemacht hatte, zu Tausenden verbreitet!

Am Abende des 3. April 1860 ergriff panischer Schrecken die 180,000 Bewohner Palermos. Alles flüchtet in die Häuser, versieht sich nach Möglichkeit mit Lebensmitteln und verrammelt sich. Mit einbrechender Nacht brennen verdächtige Wachfeuer auf den Bergen. Das Arsenal und der Sammelplatz der Verschworenen ist das an Pilos Haus stoßende Minoritenkloster Gancia. Einer der Mönche hatte dieß in seiner Angst der Polizei verrathen. Der kommandirende General Salzano traf seine Maßregeln. Als mit Tagesanbruch die Sturmglocke gezogen wird, rückt er mit einem Bataillon gegen das Kloster an, dessen Thor von der Artillerie eingeschossen wird. Aber einige Stürme werden durch das Feuer der darin vereinten 70 Verschworenen zurückgeschlagen. Im Kloster, in der Kirche wird gekämpft. Sechs Verschworene werden getödtet, viele verwundet, ein Theil derselben gefangen. Ein Kriegsschiff bestrich einige Straßen. Riso war tödtlich verwundet. Das Standrecht heischte und erhielt bald sein

Opfer, meist Leute der unteren Volksklasse. Drei Kanonen, worunter eine hölzerne mit Eisenreifen, und Munition wurde im Kloster gefunden. Wie weit verzweigt die Verschwörung oder doch die revolutionäre Stimmung war, erhellt aus den Erhebungen in einer Reihe von Küstenstädten am gleichen Tage oder auf die Kunde des „Sieges der Revolution" in Palermo. Wo man die Wahrheit erfuhr, zogen die Verschworenen bewaffnet ins Gebirge aus. Das alles geschah meistenorts unter Hochrufen auf Viktor Emanuel und auf die Annexion an Piemont; auch Rufe für Annexion an England wurden gehört. In Termini und an einigen andern Orten zog sich die schwache Besatzung ins Kastell zurück, den Schutz des Eigenthums den Besitzenden überlassend. Bei den sehr mangelhaften Verbindungen verbreiteten sich die schrecklichsten Gerüchte aller Arten. Ueber die Vorgänge in Messina gibt uns ein Landsmann als Augenzeuge eingehende charakteristische Berichte (Preuß. Jahrbücher. Bd. VI. 1860. Heft 1 u. 3). Während der Osterwoche schon (8. bis 14. April) fanden im Theater Demonstrationen, in den Hauptstraßen massenhafte Zusammenrottungen ohne weitere Ungesetzlichkeiten statt. Der Kommandant war entschlossen, die Stadt, welche sich in den Feldzügen 1848 und 1849 als der Schlüssel zur Insel bewährt hatte, mit allen Mitteln zu behaupten. Da die verhaßte Polizei und ihre Spione sich nur aus dem Abschaum der Bevölkerung ergänzen, mochten ihm falsche Berichte gemacht worden sein. Er behauptete, es sei auf die Truppen geschossen worden und ließ durch Sbirren auf wehrlose Bürger schießen; um einzuschüchtern, ließ er Gefängnisse öffnen und drohte mit Bombardement. Dieß verbreitete unter der Klasse der kleinen Gewerbtreibenden den größten Schrecken. Sie sah in ihrer entzündeten Phantasie schon wieder, wie im September 1848, zuerst ihre Wohnungen in den Parterregelassen der Häuser durch die losgelassene Soldateska, durch den Pöbel der Stadt und Calabriens geplündert. Wie bei Erdbeben ergoß sich eine Völkerwanderung aus der Stadt, um im Freien unter Zelten zu wohnen. Die zahlreichen fremden Kaufleute flüchteten ihr Werthvollstes an Bord der Kriegsschiffe ihrer Nation, die schutzlosen Deutschen und die Schweizer auf theuer gemiethete Handelsschiffe. „Alle Läden waren geschlossen; unser Berichterstatter konnte in der Handelsstadt keinen Bogen Papier mehr kaufen. Da die vom Könige ernannten Stadtbehörden sich weigerten, auf Kosten der Stadt die Forderungen des Kommandanten zu liefern, wurde er entsetzt. Die Stadt war also ohne Regierung. Der hungernde Pöbel wurde täglich drohender!"

Kaum war man über die Insurgenten im Ganciakloster Herr geworden, so erschienen bewaffnete Banden vor den Thoren Palermos. Unterrichtet von der Sachlage, umschwärmten sie die Stadt, zerstörten die Telegraphen, schnitten allen Landverkehr ab, machten die Mühlen unbrauchbar.

Das Mehl mußte zum Theil von Neapel kommen. Täglich hatten die Aus fallkolonnen der Truppen von „Siegen" zu berichten. Jede Woche eini gemal war „die Ordnung wieder hergestellt". Den 10. wurde über Pa lermo der Belagerungszustand und die allgemeine Entwaffnung mit de schärfsten Bestimmungen ausgesprochen. Keine der tausend Glocken durft mehr geläutet werden. Zugleich drückt der Kommandant der Bevölkerun von Palermo seine Bewunderung wegen ihrer ruhigen Haltung aus. D die niedere Volksklasse keinerlei Arbeit findet, wird sie auf das Osterfe (8. März) aus öffentlichen Kassen unterstützt. Da nun 15,000 Soldate in Palermo standen, wurde von hieraus „die Offensive ergriffen", wurde kleine belagerte, hungernde Garnisonen entsetzt. Die Artillerie half Land häuser, Dörfer erstürmen. Aber die Insurgenten hatten sich zum Theil durc Gesindel, aus der übel berüchtigten Umgegend Palermos, so vermehrt, da mancher ihrer Haufen tausend Mann stark gewesen sein soll. Raub, Plün derung und Rachemorde wurden von beiden Theilen begangen, einmal feuer ten die Bewohner auf die Insurgenten. Da die Weiber einen Theil ihre Vermögens als Ohrengehänge tragen, sollen ihnen der Kürze halber die Oh ren von den Soldaten abgeschnitten worden sein. Wegen des Auslands er lassen die Militärbehörden humane Ausschreiben. Die Kommandanten fin den keine Zeit die ihnen von Neapel zugeschickten strategischen Pläne zu lesen Die täglich vermehrten Truppen sind abgehetzt und wüthend. Wenn irgen jemand den Ruf: es lebe die Verfassung! oder einen „ähnlichen frivole Ruf" hören läßt, müssen sie ihm nachrennen. Obgleich in Palermo königl liche Richter und Pensionäre als Mitglieder des Revolutionscomités ver haftet, dreizehn Gefangene von Gancia erschossen werden, erheben sich doc solche Rufe wieder. Der Kommandant von Catania berichtet: „Die Be amten, welche geborne Sicilianer sind, haben instinktmäßig das sicilianisch Gefühl in sich, das heißt das, von Neapel unabhängig sein zu wollen. Da sind noch die guten. Die andern dienen nur für Lohn. Aber im Momen einer Bewegung verschwinden sie, um sich in die Partei zu stürzen, welch siegen könnte." Mehrere neapolitanische Kommandanten müssen wegen Feig heit entsetzt werden. Der tolle Kommandant von Messina, Russo, ließ ein zelne Flintenschüsse mit Kanonen beantworten, seine Patrouillen mißhandelte harmlose fremde Kaufleute aufs äußerste, und tödteten Unschuldige, so daß ihm die fremden Consuln, mit Ausnahme des östreichischen und des russi schen, sein ihnen gegebenes Ehrenwort vorhalten müssen. Geängstigt durch seine Drohungen eines Bombardements flehte der Magistrat die Gnade des Königs an, welcher dessen Anstalten, die brodlosen Arbeiter zu beschäftigen durch eine Geldsumme unterstützte.

Der „spanische", der Guerillerokrieg wurde bald nur noch in den Pro vinzen Palermo und Trapani fortgeführt, also im Nordwesten der Insel

Die Insurgenten suchten die Truppen fort und fort nur zu reizen, um sie zu ermüden; die k. Generale suchten die Banden zu zersprengen und sie durch Belohnung der sich Unterwerfenden unter sich mißtrauisch zu machen. Erst auf den 18. wurde ein stärkerer Vorstoß von Palermo zu Land und zur See mit drei combinirten Kolonnen geführt. Viertausend Soldaten suchten darin die Squadre unter ihren von einander unabhängigen Führern, im Ganzen 600 Mann, einzuschließen und zu vernichten. Aber da die verschiedenen Kolonnen nicht gleichzeitig eintrafen, entwich die Hälfte der Insurgenten. Die übrigen 800 vertheidigten sich wüthend in den Häusern mit Feuerwaffen, Piken, Dolchen. Ein Theil auch dieser schlug sich durch. Beide Parteien rühmten sich des Siegs. Sie hatten sich mit der Tapferkeit der Wuth geschlagen. Der König beklagte, daß zehn harmlose Bürger der Stadt von den Soldaten ermordet waren und befahl ihre Familien zu unterstützen. Nach Berichten der Majore Bosco und Morgante hatten Artilleristen ihre Geschütze verlassen um zu plündern, hatten Offiziere sich daran betheiligt, ja, Offiziere eine königliche Kasse geplündert. (Cronaca P. 43.) Mehrere Gemeinden der Gegend erklärten, sie würden sich selbst der Insurgenten erwehren, wohl nur um von k. Truppen verschont zu bleiben.

Palermo war durch das Einbringen vieler Gefangenen eingeschüchtert. Aber Rosolino Pilo hatte den 10. April auf Sicilien gelandet und das baldige Erscheinen Garibaldis auf piemontesischen Kriegsschiffen angekündigt. Zu gleicher Zeit langten von den k. Consuln in Genua und Venedig Nachrichten über die Rüstungen Garibaldis ein; er sollte schon nach Messina unterwegs sein. Vierzehn neapolitanische Kriegsschiffe und zwei Schleppdampfer liefen aus mit genauen Instruktionen, wie sie die Insel umkreisen und jede bewaffnete Expedition von ihr abwehren sollten. Allein fremde Handelsschiffe erzählten, sie hätten wohl solche Kreuzer begegnet, seien aber von ihnen nicht angehalten worden. Es sei also nicht ihre Absicht Garibaldi abzufangen.

Den 14. März war Persano der Befehl über eine piemontesische Flotille von sechs Kriegsschiffen übergeben*). Er brachte damit zuerst piemontesische Truppen in das annexirte Toscana und toscanische nach Piemont zurück. Nachdem er auch den König und Cavour nach Livorno gebracht, schickte er die Schraubencorvette Governolo den 18. April mit geheimen Instruktionen nach Palermo. Der Governolo langte hier den 23. an. Die Hoffnung auf piemontesische Hilfe hob die revolutionäre Stimmung wieder. Aber auf den Wunsch des neapolitanischen Kommandanten wurde der Bennannung das Landen verboten, die Offiziere gingen nur in Civilkleidern in die Stadt. Dasselbe geschah, als am 30. zwei weitere piemontesische Kriegs-

*) Hier beginnt das Diario privato-politico-militare dell' ammiraglio C. di Persano della campagna militare degli anni 1860 e 1861. Firenze 1869.

schiffe „zum Schutz ihrer Landleute in Palermo" im Hafen einliefen. De conservative palermitanische Chronist schreibt im Anfang des Mai: „Di Städte Palermo und Messina sind düster und entvölkert, die Läden geschlos sen, die Industrie unterbrochen, der Handel Null." Die Wohlhabenden hat ten sich auch aus Palermo auf das Land geflüchtet und wagten, trotz aller Aufforderungen der Behörden, aus Furcht vor einer Katastrophe nicht zurückzukehren. Deßhalb wurde am 4. Mai unter großen Lobeserhebunger des besonnenen Geistes der Bewohner in beiden Städten der Belagerungs stand aufgehoben, da abgesehen von einigen Diebsbanden die Ruhe überal hergestellt sei. Allein da an demselben Tage das Verbot der Einfuhr ode des Verbergens von Waffen bei Todesstrafe erneuert wurde, so erschien jen Milderung nur als eine auf das Ausland berechnete Scheinmaßregel.

Von Neapel kamen Befehle über Befehle, die Truppen für den Fall eine Flibustierlandung in starken Corps zu concentriren und sie wieder zu Kräf ten kommen zu lassen, zumal einzelne Corps aus Ermattung den Dienst ver weigerten. Aber man durfte doch die geschmolzenen Squadre sich nicht wie der sammeln lassen, welche „piemontesische (?) Agenten mit einem Sold vor anderthalb Lire zu organisiren suchten." Nachlässe von rückständigen Steuern Herabsetzungen der Hafenzölle, Gewährungen von alten Bitten kommen jetz von Neapel. Aber Gerüchte von Landungen Garibaldis übertönen dies Gnadenakte. Am Abende des 9. ist Palermo, namentlich die Macque dastraße voll erregter Haufen, die Damen erscheinen auf den Balkonen Hochrufe auf Italien, auf Viktor Emanuel erschallen; die bedrohten Pa trouillen machen blutigen Gebrauch von ihren Waffen. Die Behörden verlie ren immer mehr Kopf und Herz, die „Guten" sind entmuthigt. Da mar die Landung in Girgenti erwartet und zwar zum Theil von Malta und vor Tunis aus, geht nach beiden Häfen ein Kriegsschiff. Es sind aber kein Freischärler daselbst.

Am Mittag des 11. Mai landete Garibaldi mit seinen Tausend in Mar sala, auf der Westküste des mit 40 bis 50,000 Neapolitanern besetzten Si cilien.

Voll Groll über die Abtretung seiner Heimathstadt Nizza hatte Gari baldi seine Stellung als piemontesischer General niedergelegt, um frei au eigene Verantwortung handeln zu können. Er hatte längst sein Wort gege ben, sobald auf Sicilien ein wirklicher Aufstand ausgebrochen sei, so werd er daselbst erscheinen. Indeß drängten sich auch aus dem Kirchenstaat Ver bannte an ihn und beschworen ihn, zuerst sie zu befreien und von Norder her in Neapel einzudringen. Garibaldi hatte seit dem 15. April 1860 sein Hauptquartier bei einem Freunde in der unweit Genua und der Küste ge legenen Villa Spinola. Hier fanden sich die kühnsten Genossen seiner frü heren Kämpfe ein: Nino Bixio, den wir von seiner hartnäckigen Vertheidi-

gung der Porta St. Pancrazio von Rom im Sommer 1849 her kennen. Er war gleichtüchtig als Seemann. Die Sicilianer waren zahlreich. Unter ihnen La-Masa, welcher „mit seiner Flinte" den Ausbruch der Revolution des 12. Januar 1848 in Palermo befördert hatte. Landesflüchtig bekehrte er sich von seiner radikalen Gesinnung zur Lehre Manins. Er hatte Cavour wiederholt und kürzlich Ricasoli um Unterstützung einer sicilianischen Expedition angegangen, war aber von diesem aus Toscana ausgewiesen worden. Orsini, neapolitanischer Artillerieoffizier, war 1848 zu seinen sicilianischen Landsleuten übergetreten. Er kam jetzt aus türkischen Diensten zurück. Sodann der in Calabrien einflußreiche Stocco; Bertani, der toscanische Demokrat, war Garibaldi von den Alpenjägern her näher bekannt, eben daher mehrere tüchtige Hauptleute. Ein Cairoli aus Pavia, der einen Bruder im Feldzuge 1859 verloren hatte und 1867 einen vor Rom verlieren sollte. Er brachte 30,000 Francs mit. Der Ungar Türr, 1848 aus östreichischen Diensten desertirt, 1849 in Baden, 1859 bei den Alpenjägern verwundet, konnte nicht fehlen. In seiner Person verbrüderte sich Garibaldi mit den Ungarn, für welche er besondre Sympathie hegte.

Eine der feurigsten, rastlosesten, unerschrockensten und scharfsichtigsten Persönlichkeiten Italiens war unstreitig Franz Crispi, geboren 1819 zu Ribera unweit der Südküste von Sicilien, in der Provinz Girgenti, wo das afrikanische Blut sich mit dem griechischen vermischt hat. Frau Rattazzi will in seinem Gesichte den tiefen Blick des Afrikaners, die beweglichen Nasenflügel des Griechen, die scharfen Züge des Römers erkennen. In Palermo studirte er die Rechte. Der junge Advokat suchte, besonders durch persönliche Verbindung mit Poerio, den Haß der Sicilianer und der Neapolitaner zu versöhnen und sie zu einer Erhebung gegen den bourbonischen Despotismus zu verbinden. Im December 1847 nach Palermo zurückgekehrt, betheiligte er sich an der Januarrevolution als Schriftführer des Vertheidigungsausschusses. Nach deren Niederwerfung durch die neapolitanischen Waffen ging er nach Piemont, aus welchem er aber 1853 als republikanischer Agitator verbannt wurde. Als solcher arbeitete er auf Malta, in England. Im Januar 1858 wurde er aus Veranlassung des Orsini-Attentats in Paris verhaftet, bald wieder freigelassen, aber ausgewiesen. Unter großen Entbehrungen durchstreifte er Portugal, im Sommer 1859 Neapel und Sicilien, um einen Aufstand anzuschüren, hielt sich kurz in Athen, auf Malta, in Gibraltar auf. Durch Spanien und durch Frankreich gelangte er nach Piemont, wo ihm Rattazzi den Aufenthalt erlaubte. Diesen benützte er dazu, sich sofort mit seinem Landsmanne Rosolino Pilo und mit Bertani in Verbindung zu setzen, um in Sicilien eine Revolution vorzubereiten. Garibaldi faßte ein großes Vertrauen zu ihm und zu jenem Zwecke gab es keine bessere Kraft. Doch schenkte Garibaldi seinen Aus-

sagen über die Größe des sicilianischen Aufstands keinen unbedingten Glauben. Er kannte die Täuschungen der Landesflüchtigen.

Garibaldi schickte Bixio aus, um für Schiffe zu sorgen; Crispi sandte er nach Mailand, um Waffen zu holen*). Aber der Statthalter Massino d'Azeglio war nicht Willens ihm zu entsprechen. Dieser kannte den Süden ohne Vergleich besser als Cavour. Er schreibt an seinen Freund Rendu: „Ich habe den Namen eines ehrlichen Manns zu erhalten und mache in Mailand Politik à moi. Ich habe Garibaldi die Flinten verweigert, einen Syndicus abgesetzt, welcher Einladungen zur Werbung nach Sicilien veröffentlichte und den Italianissimi erklärt, daß man Neapel den Krieg erklären, aber nach meiner Ansicht nicht zugleich einen Gesandten daselbst haben und den Sicilianern Flinten schicken könne. Natürlich bin ich die bête noire dieser ganzen Partei. An dem Tage, wo meine Politik nicht mehr angenehm ist, sage ich meinen Ministern und meinen getreuen Mailändern: guten Tag! — Unsere Lage im allgemeinen ist ernsthaft. Die sicilianische Geschichte kommt zur Unzeit. Man durchschaut wohl den Plan der vorgeschrittenen republikanischen Partei, welche sich durch das piemontesische Element behindert sieht. Deßhalb treibt man zu allen möglichen Annexionen, damit Piemont in dem großen ungeordneten Conglomerat verschwinde. Schon jetzt hat man alle Mühe einige Ordnung zu schaffen. Was wäre es erst, wenn wir noch Sicilien, Calabrien, Umbrien und weiteres auf dem Hals hätten! Unser Heer ist wohl verdoppelt, aber voll neuer Elemente; es thäte ihm ein Jahr guter, strenger Formation Noth! Es ist ein Glück, daß Oestreich ein Maulkorb angelegt ist. So ernsthaft also die Lage ist, so zieht man sich doch mit Festigkeit aus allem. Aber diese müßte vom Anfang, von oben aus gehen! Basta! thue deine Pflicht und Gott thue das Weitere. — Sie wissen, daß ich nie ein blinder Billiger Cavours war. Aber ich halte ihn doch für den Einzigen, welcher die Gewalt hat die Barke zu retten. Es ist unmöglich voraus zu sehen, wie sich die Ereignisse wenden werden. Das Unvorgesehene führt uns und alles in Europa. Jede neue Evolution unsrer Politik eröffnet eine Perspektive, welche man nicht vermuthete, und es sollte mich auch nicht verwundern, wenn man später macchiavellischen Berechnungen und tiefen Combinationen viele Thatsachen und Lösungen zuschriebe, welche die scheinbaren Ursächer selbst nie für möglich gehalten hatten. In Italien war seit vierzig Jahren alles erkünstelt und nun führt die Bewegung der gewaltsamen Loslassung der so lange Zeit

*) Ein namhafter Agent dabei, M...., sagte uns: „Die Regierung kaufte den Garibaldinern 20,000 (?) Flinten „für die Nationalgarde" ab; mit diesem Gelde kaufte ich in Marseille drei Dampfer und die Regierung gab Garibaldi die Flinten zurück." — In vielen Fällen ist es bekanntlich gerathen, wenn überhaupt, höchstens die Hälfte zu glauben.

niedergedrückten Springfedern Resultate herbei, wodurch jede Voraussicht geirrt wird."

Dieß ist sicher die gerechteste Kritik und die feinste Apologie der sicilianischen Politik Cavours.

Und nun läßt uns d'Azeglio noch hinter die Coulissen schauen, wie die ungeheuren inneren und äußeren Schwierigkeiten derselben gesteigert, wie Cavours ganze Stellung noch durch elende Intriguen chikanirt wurde. Die feine Kammerzofe bei diesem Intriguenstück scheint wieder Rattazzi gespielt zu haben. Man braucht sich nur zu erinnern, daß der König, welcher eine starke Ader von Garibaldis Tollkühnheit besaß, an die Schwierigkeiten und Gefahren wenig dachte, es Cavour überlassend, mit ihnen zu ringen. D'Azeglio schreibt: „Die Camarilla unter dem Präsidium von *** hat, wie der große Friedrich sagte, als verdammte Seele R*** und sie protegirt ihn wegen seiner früheren und künftigen Verdienste. Diese ehrenwerthe Brüderschaft untergräbt Cavour durch Mittel, welche durch kein Gewissensbedenken beschränkt werden. Die Proklamation Garibaldis, der König sei von furchtsamen Rathgebern umgegen — Cavour furchtsam! — ist aus der Küche R***s. Das abenteuerliche Unternehmen jenes wahren Helden und nicht minder großen grünen Holzkopfs (niais) hat zum Theil die Bestimmung, Cavour in eine unerträgliche Lage zu versetzen. Und in der That muß dieser entweder sich außerhalb des öffentlichen Rechts stellen, oder Garibaldi und alle diejenigen zu Feinden haben, welche sich seiner wie einer Marionette bedienen. Aber so geht es, wenn man (wohl Cavour) den Eklekticismus den Parteien gegenüber zu weit treibt." — Rattazzi als Villafrancaminister sehr ängstlich, bis er in Cavour seinen nahen Nachfolger sah, überbot diesen jetzt weit an Kühnheit, aber insgeheim, ohne Verantwortung. Er suchte in seiner Eifersucht auf Cavour stets diesem entweder Hindernisse zu machen oder, und oft zugleich, seine kühne Politik zu überbieten.

Viktor Emanuel hatte nach allen vergeblichen Versuchen, Ferdinand II. und den jungen König Franz für eine Verfassung oder doch für ein Bündniß zu gewinnen, diesem noch den 15. April 1860 geschrieben: „Ich halte es für absolut nothwendig, daß Eure Majestät alsbald Ihre bisherige verhängnißvolle Politik aufgebe. Wenn Sie diesem meinen von aufrichtiger Theilnahme für Ihre Dynastie eingegebenen Rathe widerstehen, so könnte die Zeit kommen, wo ich mich in der schrecklichen Alternative befände, entweder die ernstesten Interessen meiner Krone zu compromittiren oder selbst das Hauptwerkzeug Ihres Verderbens zu werden." — Nachdem sich auch diese starke Warnung, ja Drohung als unwirksam gezeigt hatte, so glaubte Viktor Emanuel alle Gerechtigkeit erfüllt zu haben und ließ seiner

Sympathie für Garibaldis Wagniß freien Lauf. Indem Rattazzi auch diese Neigung des Königs bediente, sorgte er für seine eigene Zukunft.

In den äußeren Beziehungen kamen die Seemächte in Betracht. England, das von Frankreich wegen angeblicher Pläne auf Sicilien beargwohnt wurde, wollte nur freien Handel, besonders mit dem seinen Fabriken hochnöthigen sicilianischen Schwefel. Die Garibaldi günstige öffentliche Meinung Englands wurde durch den Gesandten in Turin, Hudson, kühn vertreten. Napoleon war durch Nizza vorerst gelähmt. Aber wenn es an Neapel ging, so hatte er seine müratschen Wünsche. Es war für Cavours Politik bisher sehr dienlich gewesen, daß der riesige Hintermann Oestreichs Rußland ihr gewogen war. Aber diesen großen Vortheil verscherzte man, sobald man den Sturz des Königs von Neapel unterstützte, da Rußland die Bourbonen in Neapel als einen Stützpunkt im Mittelmeer betrachtete. Cavour erwog, daß die inneren Gefahren etwa gleich groß wären, ob er nun die Unternehmung Garibaldis befördere oder verhindere. Wenn sie gelang, wie wenn er sie mit Gewalt verhinderte, wurde die Wuth und Keckheit und theilweise die Gewalt der Aktionspartei über die öffentliche Meinung verstärkt. Mißlang sie, so wurde ihm das Mißlingen von der Aktionspartei aufgebürdet und die Sache der Freiheit und Nationalität im Süden vielleicht auf längere Jahre unterdrückt. Auch viele andere Patrioten, aus guten Gründen gewöhnt den Schilderungen der Radikalen und der Flüchtlinge über den Haß der Südländer gegen die Bourbonen zu mißtrauen, hielten den sicilianischen Aufstand für nicht tiefgründig und für bereits in der Hauptsache niedergeschlagen. Und die Neapolitaner! Und was hatte Garibaldi im Kriege von 1859 militärisch geleistet? War er damit nicht weit unter Cavours Erwartungen geblieben? Die große Mehrheit des Staatsraths erklärte sich dahin: entweder ist die Expedition Garibaldis offen zu unterstützen, auf die Gefahr eines Kriegs mit Neapel und damit einer Einmischung der Mächte hin, oder ist sie auf der See abzufangen. Das entlegene Sicilien erschien den Oberitalienern ein Sprung ins Unbekannte. Cavour, im Gefühl seines Mangels an persönlicher Anschauung des Südens, zum Theil d'Azeglio's Bedenken theilend, ließ sich durch Lafarina, welcher in vielfacher Correspondenz mit den Comités des Nationalvereins auf Sicilien stand, über den dortigen Stand berichten. Lafarina hatte bisher mit Zuversicht eine starke, nachhaltige Erhebung auf Sicilien versprochen. Seit der Mitte des April aber erhielt er niederschlagende Nachrichten. Am 30. April besuchte ich ihn, unschlüssig, ob ich nach Florenz über Bologna reisen oder mit einer Empfehlung des Marchese Pallavicino an Garibaldi über Genua gehen sollte. Lafarina sagte mir: „Ich bin heute früh von Genua zurückgekommen, wo ich einige Tage verweilte und Garibaldi (im Auftrag Cavours) überzeugte, daß es eine unver-

antwortliche Tollheit wäre, jetzt Hunderte von braven Italienern in ein grausames Verderben zu stürzen und das Unglück der Insel zu vermehren." Lafarina zeichnete mir dann den dreifachen Kreis der Flotte, der Festungen und der mobilen Truppenkolonnen vor, worin der Bourbon die Insel eingeschlossen halte. Er schrieb mir Empfehlungen nach Bologna und rieth mir den abgekühlten Garibaldi mit mehr Muße auf dem Rückweg aufzusuchen.

Mattigana (II 256—58) erzählt uns, wie die Geister der sicilischen Emigration und anderer Aktionsmänner in Genua aufeinander platzten. Besonders die Stimmen der Vertreter der Kasse der Million Flinten, des Nationalvereins, Lafarinas, welcher 10,000 Francs, 1500 Flinten und Munition hatte, und des Grafen Amari im Namen der gebildeten, zum Theil begüterten Emigration fielen ins Gewicht. Nachdem Garibaldi Lafarina versprochen hatte, das Wagniß nicht zu unternehmen, erklärte auch Amari dasselbe für verzweifelt. Lamasa aber erklärte, es im Nothfall persönlich zu leiten; ein Haufen Tollkühner, auch Medici versprachen, sich ihm anzuschließen. Aber selbst Crispi wollte dieß nicht ohne Garibaldi. Er wußte, welchen Zauber dessen Name auf die Sicilianer und auf die neapolitanischen Soldaten übte. Wenn eine Landung ohne Garibaldi Statt fand, so war sie dadurch im voraus verloren, den Sicilianern mußte der Muth vollends entfallen. Auch er hatte schlechte Nachrichten aus Sicilien. So begaben sich denn am Abende des 30. April Bixio und Lamasa nach der Villa Spinola zu einem letzten Sturm auf Garibaldi. Dieser hatte indeß bessere Nachrichten aus Sicilien erhalten, aber er mißtraute ihnen halb; das momentane Feuer des Südländers sinke bald zusammen. Lamasa, allein mit ihm in seinem Schlafzimmer, suchte ihm sein eigenes Siegesvertrauen einzuflößen. Garibaldi schwieg. Dann sprach er mit zum Himmel erhobnem Auge: So gehen wir denn, und wäre es mit zwanzig Männern, aber sogleich! Bixio wurde gerufen; ihm wurde aufgetragen, wo möglich auf den nächsten Abend die Abfahrt, im Nothfall auf einem Segelschiff zu rüsten. Garibaldi versprach der Frau Lamasas in die Hand, dieß sei sein unwiderruflicher Entschluß. Das tiefste Geheimniß sollte bewahrt werden.

Die Freiwilligen waren aber schon entlassen. Sogleich wurden sie wieder zurückberufen. Sie dampften herbei: 190 von Bergamo*), 150 aus Brescia, 150 von Mailand, 170 Studenten aus dem republikanischen Pavia, 30 Bolognesen, 50 aus Toscana, 60 aus Parma-Piacenza, 27 aus Modena, 110 ausgewanderte Venetianer, nur 60 aus Genua; alles größ-

*) Auf der schön geordneten Bibliothek von Bergamo befindet sich ein Schreiben Garibaldis, wodurch beurkundet wird, daß Bergamo unter den Städten Italiens sich durch Opferwilligkeit ausgezeichnet habe.

tentheils alte Alpenjäger. Zehn Tage früher war ich auf dem Castellplatze von Mailand einem kleinen feurigen Mann, Achilles — vorgestellt worden, welcher Hauptmann bei den Alpenjägern gewesen war. Er lernte deutsch, gelobte unsere Literatur zu studiren, sobald Venetien frei sei und dann in das Land zu reisen, wo es Menschen gebe, wie sie in Hermann und Dorothea geschildert seien. Auch er kam jetzt zum zweitenmal nach Genua. Eine Reparatur am Dampfkessel machte Verzögerung. Das Mißtrauen Garibaldis in den Nationalverein wurde durch Waffenlieferung beschämt.

Cavour konnte vielleicht mit Gewalt die Expedition verhindern. Allein dieß hätte auf den Körper Italiens wie ein gewaltsam zurückgetriebener Ausschlag gewirkt. Es war besser, daß auch die fatalen Säfte zu Tage traten, wie die Lebenskräfte. Den Italienern fehlte seit dem Feldzug 1859 das kräftigende Bewußtsein, selbst etwas Tüchtiges im Felde geleistet zu haben. Jetzt sollte die Welt die Wunder ihrer Kühnheit schauen. Hätte Cavour sich gar nicht betheiligt, so wäre ihm die Leitung des nationalen Geistes entfallen. Er hätte gewünscht, daß sich Oberitalien und Toscana zuvor impiemontisire und organisire, ehe der Süden dazu kam. Aber war nicht auch die Gefahr zu beachten, daß die bereits zu Tage tretende Neigung der Annexirten, dem Piemontismus sich entgegenzusetzen, den Einheitsdrang schwäche? Also, da es einmal sein mußte, lieber das Eisen geschmiedet, weil es noch warm war! Manin hatte gesagt: die Revolution von heute tödtet die von morgen; also geschehe die Einigung Italiens in Einem Zuge! Den Tollkühnen die Ehre, Cavour blieb das Brandmal eine Lügnerrolle, wenn auch mit großem Geschick, den europäischen Mächten gegenüber zu spielen. Oder durfte er ihnen seine Mitwirkung gestehen, ohne Gefahr für Italien? Um dieses zu machen, war Cavour bereit sich auch auf den Pranger stellen zu lassen. Etwas von jesuitischer Virtuosität ist dem italienischen Charakter angeboren oder anerzogen. Wenn in südlichen Provinzen die Ansicht verbreitet ist, die Menschen seien dazu da, einander zu betrügen, so sucht der Stockpiemontese sich und sein Gewissen im Nothfall casuistisch zu bereden, daß er aus irgend welchen Gründen doch ehrlich handle. Das war nicht Cavours Sache. So sehr er die Unvermeidlichkeit betonen mochte, es drückte ihn doch das Bewußtsein, nicht als Gentleman zu handeln. Am Anfang geschah vieles hinter seinem Rücken durch Rattazzis Finger. Die Italiener verstanden die heimlich Garibaldi unterstützende, öffentlich ihn verläugnende Politik nur zu gut. Sie zogen daraus die Moral, daß alles und alles Komödie sei. So wurde der Volksgeist augenblicklich elektrisirt, aber zugleich demoralisirt. Wäre es daher nicht doch besser gewesen, Neapel offen den Krieg zu erklären? Aber unter welchem Vorwande? abgesehen davon, daß sich dann nicht die Ka-

binete Frieden gebietend dazwischen geworfen hätten, würde das bisherige durch Ueberredung und Volksabstimmung vorschreitende Werk der nationalen Unifikation sich in eine Eroberungspolitik verwandelt haben, vor welcher den Italienern, im Andenken an französische und an östreichische Eroberungen, graute.

Wir ersehen aus den Instruktionen Cavours an Persano, wie er nur nach und nach, aber dann entschieden sich in die Nothwendigkeiten der Janusrolle fügte. Am dritten Mai erhielt Persano in Livorno Befehl, so bald wie möglich, jedoch ohne Dampf, sich mit seinen vier Kriegsschiffen an die Südküste der Insel Sardinien zu begeben und zwischen den Vorgebirgen Carbonara und dello Sperone zu kreuzen. Am 9. erst kam ihm der Befehl, die Schiffe Garibaldis, wenn er sie auf offner See begegne, passiren zu lassen, aber sie festzuhalten, wenn sie in einen Hafen der Insel, namentlich in den von Maddalena oder in den Golf von Cagliari einlaufen wollten. Denn wenn Cavour dieß geduldet hätte, so würde er als Mitschuldiger vor Europa dagestanden sein. Was hatte aber Persano zu thun in dem Fall, daß Garibaldi durch Sturm oder sonstige Noth zu einer Landung auf der Insel genöthigt würde? Persano wandte sich an Cavour um nähere Instruktion mit der Bitte, wenn er auch in diesem Fall Garibaldis Festhaltung zu vollziehen hätte, möchte Cavour ihm „Cagliari", wo nicht, „Malta" telegraphiren. Persano erklärte sich bereit, auch für ihm befohlene Schritte die Verantwortung, selbst Strafe auf sich zu nehmen, um den Staat der Verantwortung zu entlasten. Am 11. erhielt er die telegraphische Antwort: das Ministerium hat für „Cagliari" entschieden. „Diese nähere Bestimmung," schreibt Persano, „daß die Entscheidung vom Ministerium gefaßt sei, ließ mich begreifen, daß Cavours Ansicht jetzt eine abweichende sei. Deßhalb beeilte ich mich, ihm zu antworten: „ich habe es verstanden," entschlossen Garibaldi auch auf den Fall einer sardinischen Landung durchkommen zu lassen und sich nur das Ansehen zu geben, als hätte er ihn festhalten wollen." — So fein wurde das Spiel gespielt! (oder stellt Persano die Sache erst später so dar?) Wir sehen dabei, wie sich die Schuld der heimlichen Begünstigung Garibaldis vertheilt. Aber war dabei nicht die Gefahr, daß die altpiemontesische Disciplin sich lockere? Auf die Nachricht von Garibaldis erstem Erfolg auf Sicilien drückte ihm Persano seine Bewunderung aus. Er war gewiß dabei durch die Furcht vor der öffentlichen Meinung bestimmt. Auf Cavours Befehl versah er Garibaldi mit Nachrichten.

Persano erhielt Befehl, seine Flottille im Golf zu Cagliari zu sammeln, und am 16. Mai einen Brief Cavours mit der Einladung, sich auf vertrautem Privatwege darüber zu äußern, wie es mit der Flottille im Falle einer Kriegserklärung von Seiten des Königs von Neapel zu halten wäre. Die Piemontesen setzten ihre Hoffnung darauf, daß sie Schrauben-

dampfer hatten, die Neapolitaner nicht. In Folge der ersten Erfolge Garibaldis hatte sich auch d'Azeglios Ansicht besonders darüber, daß ein offener Krieg mit Neapel das mindere Uebel wäre, modificirt. Persano empfing einen Brief desselben vom 28. Mai: „Ich halte es nicht für wünschenswerth, daß Deine Kanonen Neapel beißen. Wenn man den König und seine ganze Bande selbst auf einem Schiff vereinigt bekämpfen könnte, alsdann vorwärts! Da aber Er und die Seinigen auf dem Festland sich den Leib kratzend bleiben und nur viele brave Leute vorschicken werden, welche durch die militärische Ehre und Disciplin zur Aktion genöthigt würden, während sie doch von unserer Familie sind, so wäre es ein Bürgerkrieg zwischen Italienern und davor möge uns Gott für immer bewahren." — So wird denn auch d'Azeglio unwillkürlich immer mehr zum Apologeten Cavours, wenn er auch wohl nie alle Mittel desselben billigte*).

Nachdem wir nun die Motive und die Wandlungen der Parteien kennen gelernt haben, nachdem die wogenden Nebel der Bedenken zerstreut sind, liegt endlich das Meer zur Fahrt offen vor uns. Die politischen Leiter der Expedition suchten Cavour seine Rolle zu ermöglichen. Das Italien der Italiener unter der constitutionellen Monarchie Viktor Emanuels sollte das Feldgeschrei sein; aber Garibaldi halb aus Groll, halb aus List klagte Cavour der Muthlosigkeit an. Lafarina wohnte zwar der Einschiffung bei, blieb aber zurück, um bei Cavour zu vermitteln und für Nachschub zu sorgen. Garibaldi hinterließ in Genua Bertani als Bevollmächtigten. Die Italiener wurden dafür verantwortlich gemacht, daß sie durch Opfer von Gut und Blut zur Unterstützung der Aufstände auf Sicilien, in Neapel, im Kirchenstaat ganz Italien befreiten. In einem Schreiben an den König entschuldigt sich Garibaldi, daß er, ohne diesen zuvor davon in Kenntniß gesetzt zu haben, das Wagniß unternehme; es würde ihm eine große Freude sein, dem Könige Sicilien darzubringen, aber unter der Bedingung, daß man es nicht, wie Nizza, Fremden aushändige.

In der sternhellen Nacht vom 5. auf den 6. Mai wurden verabredeter Maßen die Dampfer der Gesellschaft Rubattino, Piemonte und Lombardo, im Hafen von Vixio scheinbar überfallen und geentert und die Tausend (1062 Italiener und 5 Ungarn) stiegen in offener See ein. Sie waren noch in bürgerlicher Kleidung. Garibaldi war an Bord gestiegen in seiner rothen Jacke, den südamerikanischen Poncho umgeworfen, im Gürtel den Dolch und einen Revolver, auf den Schultern einen Revolverkarabiner,

*) Wir selbst haben Cavours neapolitanische Politik lange vom politischen, wie vom sittlichen Standpunkte aus mißbilligt und darüber manchen persönlichen Streit gehabt. Erst die Veröffentlichung der geheimen Aktenstücke haben uns von der Unvermeidlichkeit derselben überzeugt.

das Ganze phantastisch. Zum Chef des Generalstabs wurde Sirtori bestellt. Früher Priester in der Lombardei zeichnete er sich 1848 und 1849 bei der Vertheidigung von Venedig aus und studirte dann als Flüchtling in Frankreich die Theorie des Kriegs. (Das Nähere über militärische Organisation und Gefechte s. Rüstows italienischer Krieg 1860.) Der neapolitanische Gesandte meldete am Abende nach der Abfahrt diese telegraphisch von Turin nach Neapel.

Am Morgen des 9. fiel mir in Florenz, beim ersten Blick aus dem Fenster, auf, daß die Wachen vor dem Palazzo della Signoria andere Uniformen hatten. Man sagte mir, es seien Nationalgarden; in der Nacht sei die ganze Garnison nach der Südwestküste abgegangen, da Garibaldi bei St. Stefano gelandet sei. Große Aufregung in der Stadt und Abends in dem ausgewählten Cirkel bei Vieusseux. Offiziere, welche von der Kommandatur dahin kamen, sagten, es sei wahrscheinlich, daß Garibaldi durch den Kirchenstaat in das Neapolitanische dringen wolle. Die Truppen würden es zu verhindern suchen. Aeußerste Entrüstung fand ich in dem Kreise der ausgezeichnetsten sicilianischen Emigranten (z. B. die beiden Amari), namentlich unter den Damen. Sie hatten schwere Geldopfer von ihrem wenigen geretteten Vermögen für die sicilische Expedition gebracht und nun sollte Sicilien abermals preisgegeben sein! Die Wahrheit war, daß bei der nächtlichen Einschiffung der meist seekranken Freiwilligen bei Genua in der Unordnung der größte Theil der Munition nicht mitgenommen worden war, was feine Köpfe der Hinterlist Cavours zuschrieben. Wasser war beinahe keines an Bord, Speise fehlte. Daher landete Garibaldi am 8. an dem verfallnen Hafen und der malerischen, verfallnen Burg von Talamone an der ärgsten Fieberküste nördlich von St. Stefano. Den zahlreichen Gebildeten in solchen Freischaaren waren stets treffende Worte aus einem italienischen Dichter oder Erinnerungen aus der Geschichte oder aus einem patriotischen Roman zur Hand. Aleardis Wort pullula una cosa che si chiama la morte (es sprießt ein Ding auf, das man Tod heißt) schien ihnen recht passend auf diese Maremmenküste. In dem zerfallnen Thurme war Pia Tolomei, aus der den radikalen Zünften von Florenz verbündeten Familie, im vierzehnten Jahrhundert gestorben. Charakteristisch ist, daß nach dem Tagebuche eines der Freischärler diese bei den Mühseligkeiten der Fahrt durch die Erinnerung an ihre Mutter aufrecht erhalten wurden. Garibaldi ließ den berüchtigten Zambianchi mit vierzig, wie es scheint, anrüchigen oder unzuverlässigen Leuten landen. Indem er diese gegen die päbstliche Gränze vorgehen hieß, bestärkte er einen Augenblick den Verdacht, als wollte er durch den Kirchenstaat nach der Nordgränze von Neapel vorgehen. Sie kamen unter die gute Klinge Pimodans. Antonelli schrieb den 20. Mai an seine Delegaten, dieser habe 350 Freiwil-

lige getödtet, gefangen und zersprengt (N. Bianchi VIII P. 670). Nachdem er von dem piemontesischen Kommandanten, wie mir ein namhafter national gesinnter Präfekt versicherte, auf telegraphische Anweisung des Königs, Munition und vier kleine Kanonen erhalten hatte und die Compagnien am Land organisirt waren, ging die Fahrt am Mittag des 8. nach Süden. Die Freiwilligen erhielten jetzt ihre rothen Jacken.

Nun galt es doppelte Wachsamkeit zu üben. Aber kein neapolitanischer Kreuzer kam in Sicht. Ein englisches Handelsschiff und eine Fischerbarke, welchen man bei den Inseln an der Westküste Siciliens begegnete, sagten aus, daß im Augenblick in Marsala kein neapolitanisches Kriegsschiff liege. Garibaldi mit dem Hauptschiff, dem Piemonte, voran dampfte darauf los. Er fand es so und landete am Mittag des 11. Mai seine Mannschaft und das Geschütz. Der langsame Lombardo, wie immer hinterdrein, wurde von zwei streifenden neapolitanischen Kriegsdampfern auf dem Wege dahin gesehen und verfolgt. Bixio ließ ihn am Hafeneingang auf Klippen auflaufen. Die beiden Neapolitaner beschossen ihn nur aus Kanonenschußweite. Aber der Kommandant zweier auf der Rhede liegender englischer Kriegsschiffe ersuchte sie, bis seine größtentheils in der Stadt zerstreuten Offiziere an Bord zurück wären, das Feuer einzustellen. Die Neapolitaner gehorchten eine Zeit lang. Indeß landete Bixio seine Mannschaft und die meisten Vorräthe. Nicht blos die Engländer, beinahe alle Schiffscapitäne, am wenigsten die französischen, waren für ihren Collegen Garibaldi Feuer und Flamme. Wer das Mittelmeer nie siedend gesehen hat, kann sich von der damaligen Aufregung der sonst phlegmatischen Seeleute nur einen schwachen Begriff machen. Rüstow, welcher zwei Monate später nach Sicilien kam, aber sich von den Offizieren ihre Erlebnisse erzählen ließ, schreibt: Türr hatte unmittelbar nach der Landung einen Offizier mit einigen Leuten abgeschickt, um sich des Telegraphen zu bemächtigen. Der Telegraphist, welcher durch diese Gesandtschaft außer Dienst gesetzt wurde, hatte aber schon nach Palermo gemeldet, daß zwei Dampfer unter sardinischer Flagge in den Hafen eingelaufen seien und bewaffnetes Volk ausgeschifft hätten. Als Antwort darauf kam die Frage: wie viel Leute gelandet seien und zu welchem Zweck? Der neue garibaldische Telegraphist antwortete darauf, er habe sich geirrt, die eingelaufenen Dampfer seien Handelsschiffe mit Schwefelladungen von Girgenti. Von Palermo wurde ihm darauf erwidert, er sei ein Schafskopf und darauf erwiderte er nichts mehr. — Garibaldi hatte bei der Fahrt und Landung also ungeheures Glück, aber er hatte darauf gerechnet und nützte es mit Kühnheit aus. Sein kindliches oder phantastisch-freimaurerisches Gottvertrauen war kühner und hellsehender als das der bigotten Reaktion. Und wenn auch die Verkommenheit und Demoralisirung des neapolitanischen Heeres ihm den Sieg noch mehr erleichtert hätten, so

muß sein Muth bewundert werden, kraft dessen er in die Schreckenshöhle trat und mit kühner Hand antastend erprobte, daß der darin wohnende Riesenleib wirklich eine Mumie war.

Garibaldi und der schwülstige Lamasa erließen von Marsala aus Proklamationen an die Sicilianer, der sicilianische Seemann Castiglia eine an die sicilianische Marine; der in Genua vorerst noch zurückgebliebene Cosenz, welcher im Mai 1848 das aus Oberitalien zurückgerufene neapolitanische Heer verlassen und sich in Venedig ausgezeichnet hatte, schickte einen Aufruf an das neapolitanische Heer. Alle sollten sich an das von Viktor Emanuel gegründete Italien und an Garibaldi in Waffen anschließen. Mehrere gelandete Sicilianer begaben sich ins Innere, um zur Insurrektion aufzurufen. Wir können sie bei ihren gefahrvollen Abenteuern nicht begleiten.

Marsala*), welches 24,000 Einwohner zählt, war kein günstiger Platz für Garibaldis Pläne. Die Mehrzahl der Einwohner war ziemlich apathisch. Sie entschuldigten sich, daß Garibaldi zu spät komme, der Aufstand sei niedergeschlagen, die Insel entmuthigt. Es war auch gar nicht daran zu denken, sich in diesem Winkel einschließen zu lassen. Garibaldi verließ Marsala in der Frühe des 12., begleitet von einer Schaar von Gesinnungsgenossen aus der Stadt, um ins Innere zu marschiren. Schon vor Salemi, dem antiken Oliva, stieß zu ihm der Mönch Pantaleo, der ihn als den Messias begrüßte; in ihm erkannte er das Ebenbild seines 1849 in der Romagna von den Oestreichern erschossenen Ugo Bassi. Ueberhaupt fiel ihm sehr auf, daß die sich anschließenden kleinen Banden meist von niederen Weltpriestern und von Mönchen geführt waren. Garibaldi richtete daher eine Ansprache an die „guten Priester" Siciliens. Darin verflucht er den Klerus Oberitaliens und sagt: daß auf Sicilien die Priester an der Spitze des Volks gegen die Unterdrücker ausziehen, verbürgt uns, daß die Religion Christi noch nicht verloren ist. Er nahm als Oberbefehlshaber des nationalen Heeres

*) Marsala, das Lilybäum der Alten, mit seinem Vorgebirge die Westspitze Siciliens, war vom frühesten Alterthum an „der Hauptring der Kette, welche Italien und Afrika verband", besonders der Brückenkopf der karthagischen Herrschaft auf Sicilien. Um seinen Besitz hauptsächlich wurde der erste punische Krieg geführt, zwei große Seeschlachten wurden in seinen Gewässern geschlagen; Hamilkar Barkas vertheidigte es, das vorliegende Inselchen Iliera oder Maritima, die Bergfestung Eryx mit 140 Elephanten mit äußerster Ausdauer. Von hier ging der ältere Scipio nach Zama, der jüngere zur Zerstörung Karthagos ab. Die Araber gaben ihm seinen Namen Mars Allah, d. h. der Hafen Gottes. Die Engländer, namentlich die Firmen Woodhouse und Ingham, haben durch große Weinfabriken Stadt, Hafen und Umgegend sehr gehoben. Ihre Riesenniederlagen und die Stadt wurden durch das Feuer der neapolitanischen Dampfer mehr getroffen, als die garibaldischen Schiffe.

auf Sicilien im Namen Viktor Emanuels die Diktatur auf sich, indem er die bürgerlichen und die militärischen Gewalten in sich vereinigte. Al Sicilianer von 17 bis 50 Jahren rief er unter die Waffen und befal überall Aushebungscommissionen zu errichten. Allein seine Konscriptio hatte durchaus keinen Beifall bei den Sicilianern, welche die Befreiung do von als die größte Gutthat der Bourbonen betrachteten.

Den 15. Mai wurde auf die Nachricht von der Landung der Statt halter für Sicilien Castelcicala vom König nach Neapel zurückberufe und General Ferdinand Bosco als außerordentlicher Kommissär mit alle Vollmachten eines k. Alterego ernannt, bis ein königlicher Prinz erschien Auch nach der Landung Garibaldis hatte der Kriegsrath in Palermo be schlossen, denselben bis vor Palermo kommen zu lassen, die Stadt durc die Kastelle und die Flotte im Zaume zu halten und die Banden Gari baldis vor der Stadt mit Kartätschen und Reiterei zu vernichten. Abe am Sonntag den 13. wurde die Haltung der Stadt eine drohende und de Belagerungszustand mußte erneuert werden. Der Verkehr der Stadt mi der Insel war abgeschnitten. Im Inneren waren alle Bande der Ordnun gelöst.

Zwischen Salemi und Palermo liegt das Städtchen Calatafimi (sa razenisch: Burg des Euphemius), am oberen Abhang einer Höhe. Nord westlich davon auf der Höhe jenseits einer Thalmulde ragen die herrliche Ruinen des Tempels von Segeste. Am 14. war Calatafimi von Briga dier Landi mit drei Bataillonen Neapolitaner mit vier Berggeschützen un Reiterei, 3 bis 4 tausend Mann, besetzt worden. Die Thalstraße nach Sa lemi und die links östlich darüber liegenden Höhen wurden besetzt. Gari baldi mit seinen auf 1200 Mann verstärkten Alpenjägern und 2000 sicilia nischen Undisciplinirten rückte am Morgen des 15. von Süden heran, di Sicilianer auf beiden Flügeln. Diese erhoben beim Anblick der Neapolita ner ein wildes Geschrei, feuerten auf eine halbe Stunde Wegs ihre Gewehr ab und verliefen sich größtentheils. Das Bataillon neapolitanischer Jäger, sich auf seine weittragende Feuerwaffe verlassend, eröffnete das Feuer. Die Alpenjäger mit ihren schlechteren Feuerwaffen waren auf den persönlichen Angriff mit dem Bajonnet angewiesen. Aber es war schwer, an die Nea politaner heranzukommen, welche stets höhere, bessere Stellungen suchend sich zurückzogen. Die schwächere Drillung der Alpenjäger wurde durch die Freundesverhältnisse ersetzt. Durch sie wurden immer größere und kleinere Klumpen zusammengehalten. Garibaldi und seine Offiziere waren überall voran. Landi als Feldherr mußte seine Person schonen. Wenn der Zauber Garibaldis die Seinigen siegesgewiß machte, so erinnerten sich die älteren neapolitanischen Soldaten ihres schmählichen Rückzugs aus dem Albaner-

gebirge 1849 Garibaldi gegenüber. Nicht ohne Erfolg hatten die Feldpatres den neapolitanischen Soldaten gepredigt, daß Garibaldi mit dem Teufel im Bunde stehe. Das wurde jetzt immer offenbarer. Das Vertrauen der Neapolitaner auf die Amulette schwand mit jeder Stunde. Und nun wurde gar einer ihrer Götzen, eine Haubitze von den Teufelskerls genommen. Als die Neapolitaner gegen Calatafimi zurückgedrängt waren, konnten die beiden kleinen brauchbaren Geschütze Garibaldis ihr Feuer abgeben. Von den Sicilianern hatten sich 250 wieder gesammelt und umschwärmten die Flanken. Da war es doch weise, das Gefecht abzubrechen, obgleich sich eigentlich nur das 8. Jägerbataillon geschlagen hatte. Landi glaubte sich in der Hoffnung auf Verstärkung noch im Städtchen halten zu können. Allein auf die Nachricht, daß sich schon auf seiner Rückzugsstraße Banden zeigten, und da ihm Lebensmittel verweigert wurden, zog er in der Nacht auf der palermitanischen Straße ab. Sein Verlust betrug nach der höchsten Angabe 140 Mann, der der Alpenjäger die Hälfte. — So war denn geschehen, was man in Neapel am meisten fürchtete. Garibaldi hatte einen ersten, darum wichtigen Erfolg, einen moralischen Sieg errungen. Die südliche Phantasie vergrößerte auch den materiellen, je entfernter, je mehr, ins Ungeheure. Garibaldi stieß sofort in die Siegesposaune. Er eröffnet seinen Tagesbefehl mit den Worten an seine Genossen: „Mit Gefährten wie ihr seid, mit euren gefeiten Bajonneten kann ich jedes Unternehmen wagen. Morgen wird das italienische Festland geschmückt sein zur Feier des Siegs seiner freien Söhne und der tapferen Sicilianer. Eure Mütter, eure Geliebten, stolz auf euch, werden mit erhobenem Haupte, mit lächelndem Angesicht durch die Straßen schreiten. Den Namen der Gefallenen wird eine Stelle im Martyrologium Italiens verbürgt." Klug fügt er bei: „Indem wir die traurige Nothwendigkeit beklagen, italienische Soldaten bekämpfen zu müssen, müssen wir doch auch gestehen, daß wir einen Widerstand fanden, welcher einer besseren Sache werth wäre. Und dieß zeigt am besten, was alles auszuführen wir fähig sein werden an dem Tage, an welchem die ganze italienische Familie sich um das ruhmreiche Banner der Erlösung schaaren wird." Ein schönes Gegenstück dazu bildet der Bericht Landis an den Statthalter: Urgentissimo. Soccorso! pronto soccorso! le masse dei ribelli erano in numero immenso! Er behauptet, Garibaldi sei getödtet. Dieser Bericht fiel den Insurgentenbanden in die Hände.

Ohne auf den gefürchteten Widerstand zu stoßen, gelangte Landi am Morgen des 17. bis Partinico (Parthenicum). Diese Stadt von 14,000 Einwohnern war in vollem Aufstande und durch Squadre verstärkt. Es kam zum blutigen Straßenkampf. Ein Theil der Stadt brannte ab. Weiterhin fiel man noch einmal in einen Hinterhalt. Als verwilderte Bande

rückten die Bataillone am 18. in Palermo ein. Lanza war hier am 16 aus Neapel angelangt. Er hatte keine Instruktion erhalten, er sollte die Insel unterwerfen, das Wie war seine Sache. Wohl aber war ihm das Gutachten mitgetheilt, welches der Herzog von Satriano, der Eroberer Siciliens nach der Revolution von 1848 und mehrjähriger Statthalter, am 15. Mai dem König vorgelegt hatte: „Mit Hinterlassung einer starken, auf längere Zeit versorgten Garnison im Castell-a-mare von Palermo ist diese Stadt mit dem Heere zu räumen. Dieses setzt sich inmitten der Insel in Caltanisetta fest, wie eine Spinne inmitten ihres Netzes, und unterwirft sich von hier aus die Provinzen und Küstenstädte. Die Regierung ist an die Ostküste, nach Messina oder Catania, zu verlegen. Hier erscheint der König und gewährt materielle Erleichterungen, schafft die Mahlsteuer ab. Er erklärt sich gegen Napoleon bereit, die französische Regierungsform anzunehmen und bittet ihn um Hilfe. Zuletzt wird vom siegreichen Heere Palermo von der Anarchie befreit." (Cronaca P. 303.) Aber konnte ein Hofgeneral dieß auf seine Verantwortung wagen? Die ihm gelassene Freiheit der Entschlüsse mußte seine Entschlußfähigkeit lähmen. Das Heer wäre im Innern schwer zu verpflegen gewesen. Bisher hatte man sich auf die Seestädte und auf die Flotte gestützt. Aber in Palermo sah es schlimm aus. Schon am 15. hatte der Polizei-Direktor von Palermo berichtet: „Der öffentliche Geist Palermos verschlimmert sich. Die sehr mächtig gewordene Revolutionsfaktion bedroht die der Dynastie Ergebenen mit Niedermetzelung. Der Schrecken erfaßt alle. Die Beamten desertiren von ihren Posten. Die Stimme der Pflicht wird nicht mehr gehört. Es herrscht sociale Auflösung. Alle flüchten, aus Furcht vor einer allgemeinen Ausrottung im Fall eines Conflikts, auf die Schiffe. Nur das Heer erhält sein volles Vertrauen und ist zu jedem Opfer für die Ehre der königlichen Fahne entschlossen." Das Revolutionscomité machte einen der berüchtigten Polizeitiger namhaft, welcher sich unter seinen Schutz gestellt habe. Alle Läden und Caffés waren geschlossen. „Man mußte aus Langeweile conspiriren."

Garibaldi hatte nach dem Gefecht Lamasa und andere Sicilianer zur Insurgirung ausgeschickt. Diese wurde denn auch in einer Anzahl von Küstenstädten versucht, mit sehr verschiedenem Erfolge. Das Militär behauptete sich wenigstens in den befestigten Punkten, die Urbangarde beschützte hauptsächlich das Privateigenthum, die an mehreren Orten errichtete Nationalgarde war in der Regel revolutionär, blieb aber in ihrer Gemeinde. Auch stärkere Militärkolonnen konnten wegen Mangel an Lebensmitteln kaum durch das Land, noch weniger durch Gebirge den gefährdeten Garnisonen Hilfe bringen. Die geängsteten Nonnen gaben ihnen Reliquien, aber es fehlte an Geld. Die Banden vertrieben die Beamten, besonders die der Telegraphen und die der verhaßten Mahlsteuer. Garibaldi erklärte diese Haupt-ein-

nahme des Staats für abgeschafft. Dieser sein Erlaß wurde befolgt. Er rückte auf den Spuren Landis bis Renna über dem von den Neapolitanern besetzten Morreale, auf den südwestlich von Palermo aus sichtbaren Bergen. Aber auch nachdem Rosolino Pilo zu ihm gestoßen war, hatte er nur viertausend Mann um sich. Die meisten Banden zogen es vor, öffentliche Kassen und die Häuser von Legitimisten zu plündern, „um sich Waffen zu kaufen." General Lanza, als geborner Sicilianer, erließ an seine Landsleute eine wohlwollende, humane Ansprache. Er rief ihre Erfahrungen auf, wie wenig ihnen Revolutionen genützt hätten. Die Gelandeten seien Ausländer, welche auf die Blüthe der Insel neidisch seien. Darauf Antwort des Revolutionscomités: Kein Glaube an die Bourbonen! kein Glaube an abtrünnige Sicilianer! kein Glaube an die so oft wiederholten Versprechungen materieller Zugeständnisse. Lanza war 1849 von Garibaldi geklopft worden. Gerne hätte er in allem einen Mittelweg eingeschlagen. Er hatte einige Regimenter der Garnison von Palermo nach dem unruhigen Messina zu schicken. Am liebsten hätte er Palermo als nicht mehr haltbar aufgegeben und sich selbst mit sämmtlichem Militär nach Messina gezogen. Denn die Erfahrung lehrte, daß, solang man diesen Brückenkopf behauptete, die Insel immer wieder den Bourbonen unterworfen wurde. Aber er wagte doch nicht Palermo aufzugeben. Dieß brachte Schwankungen in seine Anstalten. Und nun warf der englische Contreadmiral Mundy mit dem Hannibal Anker im Hafen von Palermo und war freigebig mit Rathschlägen der Schonung und politischer Concessionen, selbst der Wiederherstellung der unter dem Schutze der englischen Waffen ertheilten Verfassung von 1812 (Band I S. 147), welche kaum eine Personalunion mit Neapel gestattete. Dieser Vermittlungsvorschlag scheint von adeligen Familien verhafteter Patrioten ausgegangen zu sein. Aber der Gemeinderath weigerte sich bereits sich zu Berathung desselben zu versammeln und Lanza erklärte, er habe keine Vollmacht zu politischen Concessionen. Mundy behauptet, Lanza habe ihn um Vermittlung mit den Insurgenten gebeten. Englische Marineoffiziere, von beiden Theilen unbehelligt, gingen ins Gebirge, nahmen die Einladung Garibaldis, sein frugales Mahl zu theilen, an und wurden von ihm gefeiert. So waren diese ohne Vergleich besser über seine Bewegungen unterrichtet als die total isolirten Neapolitaner. Garibaldi erhielt aus der Stadt genaue Kunde, welche Thore stärker, welche schwächer besetzt seien. Seine Hin- und Hermärsche im Gebirge, unter Wolkenbrüchen, die Kanonen öfters auf den Schultern der Leute, sollten die Neapolitaner herauslocken, um den Palermitanern einen Aufstand möglich zu machen. Dieß sollte ihm bald gelingen.

Der arme Lanza war überbürdet durch die Pflichten des Civil- und Militärkommandos. Die Familien der Offiziere und der Beamten wurden

nach Neapel geschickt, während die fremden Kaufleute sich auf die Schiff ihrer Nation flüchteten, da im Nothfall mit Bombardement gedroht wa Der König tadelte es, daß Lanza auch die auf Sicilien gebornen Soldate nach Neapel schickte. Während die Kriegsschiffe mit diesen Transporten be schäftigt waren und die schwachen Garnisonen nach der Ostküste von Sicilie brachten, landeten von Genua und von Livorno ausgelaufene Schiffe mi Freiwilligen und mit Waffen auf der sicilianischen Westküste. Als Lanz von der Bank von Palermo das Guthaben der Regierung verlangte, entstand auch unter den wohlhabenden Palermitanern große Aufregung. Ein Sieg sollte ihnen imponiren. Oberst Mechel, welcher Garibaldi vergeblich im Westen der Stadt aufgesucht hatte, erhielt von gefangenen Garibaldinern die Nachricht, daß dieser drei Stunden südlich von Palermo in Parco stehe. Mechel, sich auf unmittelbare königliche Befehle berufend, griff gegen Lanzas Willen Parco, welches am Gebirgsabhang liegt, am Vormittag des 24. Mai an. Er hatte 6000 Mann, Garibaldi 1500, worunter sein bei Calatafimi zum erstenmal ins Feuer gekommner Sohn Menotti und der Sohn Manins. Nachdem Mechel Parco „erstürmt und gesiegt hatte", ließ Garibaldi seine fünf Geschütze und sein elendes Fuhrwesen mit 300 Mann, meist Sicilianern unter Orsini gerade südlich ins Innere auf der Straße nach Corleone sich zurückziehen. Er selbst mit tausend der besten Freiwilligen zog sich bei Nacht von Piana dei Greci, einer Albanesenkolonie, heimlich auf Fußsteigen östlich in öde Gegenden. Major Bosco, eine Kriegslist witternd, rieth Mechel nach Palermo zurückzukehren. Aber Mechel, „welcher, nach dem Ausdruck eines alten Offizieres, nicht der Hund für einen Fuchs wie Garibaldi war", wollte sich den Ruhm, Garibaldis Kanonen zu erbeuten, nicht entgehen lassen, und schickte Bosco den Geleisen dieses nach, während er selbst bequem folgte. Auf der Straße zurückgelassene Karren bestärkten Mechel in der Ueberzeugung, daß er dem fliehenden Garibaldi auf der Fährte sei. Orsini mußte nach wenigen Schüssen seine Kanonen in Abgründe stürzen oder die Laffetten verbrennen und sich von Corleone noch weiter südwestlich flüchten. Indeß zog sich Garibaldi in die Nähe des nur zwei Stunden südöstlich von Palermo liegenden Misilmeri, wohin verabredeter Maßen Lamasa ihm einige hundert im Innern aufgebrachter Insurgenten zuführte. Hier hielt er gegen seine Gewohnheit einen Kriegsrath. Sollte man sich ins Innere zurückziehen und sich da organisiren? oder im Vertrauen auf die Insurrektion der Stadt einen kühnen Handstreich auf Palermo ausführen, so lange die besten Truppen entfernt davon, im Innern herumirrten oder in Morreale standen? Da Garibaldi für Letzteres entschieden war, wurde dieß beschlossen.

Wir haben (Band II S. 36) schon eine Uebersicht der Lage von Palermo gegeben. Ohne es mit einer kleinen Abweichung der Magnetnadel ge-

nau zu nehmen, fügen wir bei: Palermo bildet ein längliches Viereck. Die östliche Kleinseite desselben stößt an das Meer. In dieselbe greift der „Kleine Hafen" ein. Rechts, nördlich von der Einfahrt in denselben, die nordöstliche Ecke des Vierecks bildend, liegt das feste Castell-a-mare. An dem entgegengesetzten, binnenländischen Ende der Stadt steht der feste Palazzo reale. Vom Südufer des kleinen Hafens, von dem Seethor, der Porta felice führt westlich mitten durch die Länge der Stadt die Toledo- oder Casserostraße, (jetzt Vittorio Emmanuele), welche den Palazzo reale an ihrem Westende links lassend sich als Straße nach Morreale verlängert. In und um den k. Palast waren die k. Truppen concentrirt und mehrere Bataillone auf der Straße nach Morreale vorgeschoben, weil die schwachen Banden auf den Morreale beherrschenden Bergen nächtlich viele Feuer unterhielten. Da die von dem Südthor, dem von St. Antonio, nach dem Nordthor laufende Macquedastraße die Toledostraße in der Mitte unter rechten Winkeln schneidet, ist die Stadt in vier längliche Vierecke getheilt. Garibaldi war entschlossen, die ihm nächstgelegene, zwischen Porta St. Antonio und dem offnen Seegestade gelegene Porta Termini (jetzt P. Garibaldi) anzugreifen, welche von den beiden Hauptstützpunkten der k. Truppen, dem k. Palast und dem Castell-a-mare entfernt liegt.

Den 25. Mai überbrachte ein Hauptmann an Lanza einen Rapport Mechels, der von ihm verfolgte Garibaldi werde sich wohl an der Südküste einschiffen. Lanza aber befahl Mechel, sofort nach Palermo als der Basis zurückzukehren. Garibaldi war entschlossen, den Handstreich in der Nacht vom 26. auf den 27. zu wagen. Alles kam auf Ueberraschung an. Am Abende des 26. erhielt Mundy von einem Engländer folgendes Billet: „Morgen in den ersten Frühstunden wird in Palermo ein Aufstand ausbrechen und sofort wird Garibaldi bei der Porta St. Antonio sein, entschlossen sich den Eintritt in die Stadt mit dem Bajonnet zu erzwingen. Der Fürst Lampeduſa gestattet jedem englischen Offizier die Besteigung des Thurms seines Palasts, um den Genuß dieses Kampfes zu haben." — War auch Lanza davon unterrichtet? Wir zweifeln.

Um zehn Uhr Nachts ließ Garibaldi seine 750 Alpenjäger und 2000 Sicilianer auf der Höhe des Klosters Gibilrosso antreten. Man stieg zum Theil durch das trockene Bett eines Wildbachs herab und sammelte sich wieder unweit der Brücke über dem Oretobach. Der feindliche Posten sollte von der Spitze, 32 Alpenjägern unter dem Ungarn Tukery, überrumpelt werden. Aber die Sicilianer, welche sich es nicht hatten nehmen lassen, eine Abtheilung der Ihrigen hart hinter der Spitze marschiren zu lassen, erhoben vorzeitig ein wildes Geschrei und feuerten blindlings ihre Gewehre ab. Der von der nahen Thorwache verstärkte Posten leistete einige Zeit Widerstand und dann fegten die zwei vor dem Thore hinter einer Barrikade aufgestellten Geschütze die Straße

der Vorstadt mit Kartätschen. Garibaldi wies die Sicilianer in die Gärte zu beiden Seiten und ließ das schwache Alpenjägerbataillon unter Bixio di Barrikade stürmen. Erst beim dritten Sturm wurde sie genommen. Scho graute der Morgen des Pfingstfestes, als der Guide Nullo der Erste i die Stadt drang. Auf einigen Klöstern läutete es Sturm. Da und dor wurde aus den Häusern auf die anmarschirenden königlichen Soldaten gefeuer Um halb sechs war Garibaldi im Thore. Auf dem nahen „Alten Markte", der alten Revolutionsheerde, wurden aus Matratzen, die aus den Fenstern ge worfen wurden, Barrikaden gebaut und ein Insurrektionscomité aus Paler mitanern gebildet. Auf die Soldaten in den Straßen wurden Hausrath un Marmorplatten heruntergeworfen. Sie ziehen sich zum Theil nach dem k Palast und in das Castell-a-mare zurück. Aber diese blieben durch die be setzten Kasernen, festen Staatsgebäude und Klöster in einiger Verbindung mit einander. Vom k. Palastplatz aus wurde die Toledostraße mit Geschü bestrichen; um neun Uhr begann das Kastell die Stadt zu bombardiren Seit Mittag feuerten auch Kriegsschiffe darein. Garibaldi schlug sein Haupt quartier im Palazzo Pretorio, unweit der Kreuzung der beiden Hauptstraßen auf. Dahin zielten die Bomben am meisten. Beide Theile machten käm pfend Vorstöße. Der Bagno, von den Wachen verlassen, ergoß 2000 Sträflinge in die Stadt. Am Abende war die untere Stadthälfte bis au zwei feste Punkte in den Händen der Insurgenten. Unter fortwährendem Bombardement wurde die Stadt beleuchtet. Das war eine palermitanische Nacht! Tausende von Familien, welche während des Kampfes auf die übervollen hundert Handelsschiffe auf der Rhede geflüchtet waren, brachten die Nacht angesichts ihrer bombardirten Heimath meist stehend zu. In den Straßen übertönte das Wuthgeschrei und der Siegesjubel alles. Aber wie sah es in den Häusern aus? Die Zeitungen erzählten Europa von Haufen Todter, unter welchen die Verwundeten zuckten. Zum Glück sterben nicht viele Menschen an Geschrei, an Kanonendonner und schlecht gezielten Schüs sen. Noch in der Nacht schickte Lanza einen General an Mundy, dessen fünf Kriegsschiffe nahe vor dem Ausgang des Kleinen Hafens lagen, mit der Bitte, einen Waffenstillstand mit Garibaldi zu vermitteln, um seine Todten zu begraben, die Verwundeten unterzubringen; er habe deren zusammen schon — 120. Dagegen erbot er sich die Beschießung der Stadt durch die Flotte einzustellen. Das hieß nicht viel, denn mehrere neapolitanische Kriegsschiffe hatten nach einigen Schüssen ihr Feuer eingestellt und deren Kapitäne hatten sich dessen bei Mundy gerühmt und sich damit empfohlen. Mundy lehnte die Vermittlerrolle bei so unreifer Lage ab. Garibaldi erließ die feurigsten Aufrufe unter die Waffen, war aber betroffen, daß sich so wenige stellten. Es waren doch hauptsächlich die wenigen Alpenjäger, welche die zu beiden Seiten des k. Palast liegende Bastion Montalto und den

Dom mit Thurm nahmen und von da aus den Palastplatz beschossen, obgleich am 29. zwei neue Fremdenbataillone einrückten. Die Kämpfe und das Bombardement waren zwei Tage lang nur lokal und momentan. Am 30. Mai beliefen sich die verwundeten Neapolitaner auf 350 *). Lanza harrte wohl der Rückkehr der vier Jägerbataillone unter Mechel und Bosco (Bavaresi nennt sie Mundy voll Haß), ehe er die letzte Entscheidung suchte. Mit seinen dann 22,000 Mann und mit der Flotte konnte er die Stadt einschließen und aushungern. Lanza war im k. Palast. Erfuhr er nicht, daß man vom Thurm des Castell-a-mare aus schon den Nachmittag des 29ſten Mechels Kolonne von Südost her anrücken sah, verzweifelte er an ihrer Rückkehr? Wohl war die durch Plünderung und Grausamkeit gegen die Palermitaner eingerissene Demoralisation seiner Soldaten schon nicht mehr zu bändigen? Oder trat jetzt seine alte Ueberzeugung zu Tage, daß Palermo nicht zu halten sei? — Sicher regte sich in Lanza der Sicilianer. Und Palermo ist das Herz jedes Sicilianers. Am Morgen des 30ſten schrieb er an „General Garibaldi" und schlug ihm eine Zusammenkunft auf dem Hannibal zur Unterhandlung über Einstellung der Feindseligkeiten vor. Garibaldi willigte ein. Gleichzeitig brach Mechel gegen eilf Uhr durch Porta Termini und auf den Alten Markt. Selbst Alpenjäger riefen: Alles ist verloren! Da erschienen Offiziere beider Theile und hielten die Vorstürmenden mit dem Rufe: Waffenstillstand! auf. Natürlich waren die Soldaten in Wuth und ließen diese an den Palermitanern aus. Die Soldaten wußten jetzt gewiß, daß ihre Generale und Offiziere „Verräther" seien. Um zehn Uhr war der neapolitanische General Letizia mit dem Geleite Garibaldis aus dem Palast abgegangen, und um zwölf traf er mit Garibaldi, der in rother, gestickter Jacke erschien, auf dem Hannibal zusammen. Letizia hatte die Artikel des Waffenstillstandes formulirt. Garibaldi als Sieger, seine Schwäche verbergend, verwarf den, daß Palermo den König um politische Zugeständnisse bitten sollte. Die übrigen Artikel wurden angenommen: die Verwundeten dürfen aus der Stadt entfernt und die Zurückbleibenden sollen versorgt werden. Die königliche Bank wird an Garibaldi übergeben. Es waren noch 100,000 der Regierung gehörige Ducati darin. Das Uebrige, gegen fünf Millionen, war Privateigenthum. Der Waffenstillstand sollte zuerst bis zum Mittag des 31., und dann nach neuer Verabredung weitere dreimal 24 Stunden währen. Letizia fiel die schwere Aufgabe zu, dem Könige den Waffenstillstand zu überbringen.

*) Nach dem späteren Berichte Lanzas vom 13. Juni waren die Verluste der Truppen am 27. und 28. Mai viel bedeutender: todt 4 Offiziere, 204 Unteroffiziere und Soldaten, verwundet 33 Offiziere, 529 Unteroffiziere und Soldaten. Welche Angabe kommt der Wahrheit am nächsten? Lanza war jetzt besser unterrichtet, aber er war auch in Versuchung jetzt seine Verluste höher anzugeben, um seine schwache Offensive zu entschuldigen.

Wenn, zumal in einem Bürgerkrieg und bei einem Phantasievolk der jenige Sieger ist, welcher sich als solcher zu geben weiß und dafür angesehen wird, so war es jetzt Garibaldi oder Garibardi, wie ihn die Siciliane nannten, ganz entschieden. Auch die realen Vortheile waren auf seine Seite, zumal durch die Art, wie die Sicilianer die Unbestimmtheit des Waffenstillstands ausnützten und seine Bestimmungen brachen. Die Jäger Mechels auf dem Alten Markt wurden durch Barrikaden eingeschlossen. Die Verpflegungskolonnen der Truppen wurden zum Theil beraubt. Im k. Palast hatte man kaum noch eine Woche den Nothbedarf. Garibaldi errichtete ein Ministerium. Er und sein Staatssecretär Crispi entschieden aber alles. Garibaldi erließ nicht nur feurige Proklamationen, er sicherte jedem Kämpfer ein Grundstück aus dem Eigenthum seiner Gemeinde oder des Staats. Man glaubte, im Besitz der Bank habe er über viele Millionen zu verfügen. Jedem mit Waffen zu ihm übergehenden Soldaten versprach er, auch in deutschen und französischen Plakaten, vierzig Ducati oder auf Verlangen freie Heimreise bis Marseille. Aber nur Einzelne aus den Fremdenbataillonen, im Ganzen 62 Mann desertirten. Stärker war die Desertion im neunten Infanterieregiment. Alles, was der Soldat in Palermo sah, steigerte seine Demoralisation. Die zurückgebliebenen Familien waren während des Bombardements in Gewölbe, in die Kirchen, in die Todtengrüfte geflüchtet, wo sie von den Mönchen und Nonnen einige Verpflegung erhielten. Die königlich Gesinnten schalten auf den Verrath der Generale. Alle glaubten Garibaldi, mit einer Hostie geimpft, sei unverwundbar. Die Weisungen aus Neapel waren widersprechend, weil am Hofe und im Ministerium Uneinigkeit herrschte. In der Hoffnung auf fremde Vermittlung und vielleicht bewaffnete Intervention wollte man die meisten Truppen aus Palermo in die Kasernen von Quattro venti und in das Arsenal ziehen, welche ein Stündchen nördlich von der Stadt am Großen Hafen liegen, worin die neapolitanische Flotte lag. Aber die Kamarilla dürstete nach sofortiger Rache an der Stadt. Lanza wollte sich nicht zu ihrem Werkzeuge machen lassen. Am 5. Juni kam Letizia zum zweitenmal aus Neapel zurück mit Vollmachten, daß mit Garibaldi eine Kapitulation abgeschlossen werde, was am folgenden Tag geschah, kraft welcher der Waffenstillstand verlängert, der k. Palast und Castell-a-mare geräumt und alle Truppen in Quattro venti versammelt werden sollten, um von hier aus eingeschifft zu werden. Garibaldi gestattete ihnen die Waffen, selbst das Geschütz von Castell-a-mare mitzunehmen. Weitere Forderungen des Königs, z. B. daß auch Garibaldi Palermo räume, waren nicht durchzusetzen, da die Insurgenten schon einige zur Einschiffung unentbehrliche Punkte besetzt hielten. Die Gefangenen wurden ausgewechselt.

Die Motive des Königs zur Räumung Palermos waren die Furcht vor einem Angriff auf die Abruzzen (durch Pianciani oder die Piemontesen),

welchem man diese Truppen entgegenstellen wollte, statt sie in Palermo aufzureiben, und die Hoffnung auf die angerufene französische Mittlung. Lanzas Haltung Palermo gegenüber hat seinen Stammbaum: Um diese Zeit befragten wir den wackeren General Carrano, Neapolitaner, über die Motive Des-Augets, als er zu Ende Januars 1848 mit 8000 Mann neapolitanischer Truppen von Quattro venti abzog und Palermo der Revolution überließ. Des-Auget, lautete die Antwort, war 1820 Adjutant Florestan Pepes gewesen, welcher damals durch Humanität und List Palermos Meister wurde. Des-Auget und Lanza besaßen Humanität, aber an List war Lanza Garibaldi nicht gewachsen. Gern hätte Lanza die Autorität des Königs geschont und auf eigene Verantwortung die Kapitulation abgeschlossen. Aber es war ein Akt kleinlicher Rache, daß der König den General Letizia dazu bevollmächtigte. Die Vollmacht besagte, daß der König aus „Humanitätsgründen" Palermo räume. Lanza hatte dieses zu den Bitterkeiten zu zählen, welche darin bestanden, daß wiederholt ihm untergebene Offiziere mit Berufung auf unmittelbare königliche Befehle den seinigen zuwiderhandelten. Das war der Dank für 66 Jahre treuer Dienste, welche der jetzt 73jährige General dem Despotismus geleistet hatte. Der dramatische Knoten seines Schicksals war geschürzt, seit er, der Sicilianer, 1804 in die Dienste der Bourbonen trat. Als er von Mundy dankend Abschied nahm, konnte er die Phrase nicht unterdrücken: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht! Die Ehre des Königs war freilich nicht erst durch die Unterhandlung mit dem „Flibustierführer" geschädigt; die Könige von Neapel hatten ja schon öfters mit unbesiegbaren Räuberhauptleuten Verträge abgeschlossen. Glaubte man doch, Franz werde einen derselben, der nach zwanzig Mordthaten in Staatspension lebte, Talarico, gegen Garibaldi schicken. Aehnliches war ja im Großen schon von den Bourbonen seit 1807 gegen Mürat und sollte 1861 gegen Viktor Emanuel geschehen.

Seit der Kapitulation wurde die Disciplin der Truppen noch mehr gelöst. Die gefährdetsten Regimenter, zumal die Fremden, wurden zuerst eingeschifft. Einige Offiziere, geborne Sicilianer, gingen zu Garibaldi über. Die besten Regimenter wurden nach Messina gebracht, die meisten nach Gaeta, nach Castell-a-mare und Salerno, die höheren Offiziere auf eine Insel des Golfs von Neapel, um einer Untersuchung unterstellt zu werden. König Franz begab sich selbst dorthin; nach der Methode, aber ohne die Autorität seines Vaters hörte er die Klagen der Soldaten über den Verrath und die Unfähigkeit ihrer Offiziere an und stimmte ihnen zu. Zwei der wackersten und klügsten Minister während der constitutionellen Regierung Franzens versicherten uns, durch dieses Gebahren des Königs sei die Disciplin des Heeres vollends gelöst worden. Die Einschiffung der neapolitanischen Trup-

pen im Hafen von Palermo war am 20. Juni vollendet. Das Castell-a-mare, welches den Neapolitanern so lange und so oft gedient hatte die Stadt mit Bombardement zu schrecken, wurde auf Befehl Garibaldis niedergerissen. Damen und Mönche wetteiferten mit dem Pöbel bei dieser Arbeit.

So siegesgewiß sich Garibaldi immer gezeigt hatte, so erhielt doch Persano auf der Rhede von Cagliari am 4. Juni ein Billet Garibaldis des Inhalts: „Um Mittag endigt der Waffenstillstand; will der Feind kämpfen, so werden wir's machen wie gewöhnlich. Da es sich jedoch bei diesem Kampfe um das Schicksal Italiens handelt, so überlasse ich Ihnen, was Sie für uns thun können!" Ein Vertrauter Cavours sagte uns: Cavour konnte mit der sicilianischen Expedition keinen alten, legitimistischen Admiral schicken. Persano hatte den Namen eines schlauen Abenteurers. Dieß machte ihn Garibaldi ebenbürtig. Dazu kam, daß Persano diesen während seines langen Aufenthalts in Montevideo kennen gelernt hatte. Am 6. warf Persano, mit Lafarina an Bord, in der Rhede von Palermo mit zwei Kriegsschiffen hinter den englischen und den zunächst diese beobachtenden französischen Anker. Nur ein spanisches Kriegsschiff trennte seine Linie von der der östreichischen. Seine Aufgabe war, mit seiner neutralen Flagge die Landung der Verstärkungen über See zu decken und Garibaldis, von den Radikalen geschürtes Mißtrauen gegen Cavour durch die Versicherung zu beruhigen, daß auch dieser auf die Befreiung ganz Italiens ziele. Garibaldi theilte Mundy seine Befürchtung mit, Cavour beabsichtige die Neutralität Napoleons durch die Abtretung der Insel Sardinien zu erkaufen. Deßhalb ernannte er den berühmten Sicilianer Grafen Michele Amari zu seinem Bevollmächtigten bei Viktor Emanuel, den Fürsten Belmonte bei der Königin Viktoria. Persano erzeigte Garibaldi nach Cavours Wunsch alle Ehre. Es ärgerte die Legitimisten bitter, als Persano Garibaldi als Statthalter seines Königs mit 19 Kanonenschüssen empfing. Garibaldi hatte nun die Last, Palermo wieder in Ordnung zu bringen und es mit billigem Brod zu versorgen. An die übrige Insel konnte er noch nicht denken.

Während Garibaldi voll Mißtrauen gegen Cavour blieb, war Cavour den bittersten, verletzendsten Vorwürfen der Mächte wegen Zulassung der Expedition Garibaldis ausgesetzt. Am 14. Mai überreichte der neapolitanische Gesandte in Turin, Marchese Canofari, Cavour einen heftigen Protest gegen diesen „wilden Akt der Seeräuberei, welcher trotz den von Neapel in Turin gemachten Anzeigen über die Rüstungen und trotz den besten Versprechungen von Seiten Piemonts unter den Augen der Behörden in Genua ausgerüstet und ausgeführt wurde." Cavour sagte, die Fahrt habe ja auch nicht durch die vielen neapolitanischen Kreuzer verhindert werden können. Die neapolitanische Regierung machte Anzeige von der Landung bei

den befreundeten Höfen. Der neapolitanische Gesandte in Wien berichtet darauf den 13. Mai, Graf Rechberg*), tief bewegt von Garibaldis Landung, habe nach Einholung der Befehle des Kaisers beschlossen, einen Kurier mit identischen Protestnoten gegen diesen offnen Bruch des Völkerrechts nach Paris und nach London zu schicken, des Inhalts: Dadurch würden die Greuel, welche ohne Unterlaß Mittel- und Südamerika (z. B. die Expedition Walkers) verwüsten, in das Herz Europas verpflanzt. Neapel sei berechtigt, Garibaldi als Seeräuber zu behandeln; Piemont sei mit verantwortlich. Napoleon wird an sein neulich gegebenes Versprechen erinnert: „wenn Piemont trotz meinen Rathschlägen eine Vergrößerungspolitik befolgen wollte, so wäre Frankreich ganz geneigt, an Mittel dagegen zu denken (d'y aviser)." Es erging Befehl nach Triest, alle seetüchtigen Dampfer sogleich nach Sicilien auslaufen zu lassen, um eine moralische, und, wenn die Umstände es erlauben würden, auch eine reale Stütze zu bieten. Aber Oestreich war in den Fußangeln des leidigen non possumus. Nicht minder heftig als in Wien war die Entrüstung in Petersburg und zwar ebensowohl über die englischen Kapitäne bei Marsala, wie über Piemont. Der neapolitanische Gesandte Regina theilt seiner Regierung mit: Fürst Gortschakoff hat nach Turin telegraphirt: „tiefe Entrüstung des Kaisers. Man fragt an, ob die Behörden in Genua bestraft sind und ob Garibaldi noch die piemontesische Uniform trage?" Der Kaiser hatte auf den Rand der neapolitanischen Depesche geschrieben: „c'est infâme, et de la part des Anglais aussi." Gortschakoff lud denn auch den englischen, wie den piemontesischen Gesandten vor sich. Dieser, Marchese Sauli, entschuldigte seine Regierung damit, daß sie, durch die Revolution „debordirt", die Abfahrt nicht habe verhindern können. Gortschakoff erwiderte, „dann hätten sich alle Mächte über die Modalitäten zu verständigen, unter welchen sie mit einer solchen Regierung noch verkehren könnten." Wenige Tage darauf theilte Gortschakoff an Sauli mit, er solle an Cavour schreiben, der Kaiser Alexander sei über die Ereignisse auf Sicilien und über das Verhalten der piemontesischen Regierung dabei so entrüstet, daß, wenn die geographische Lage Rußlands eine andre wäre, er trotz dem von den Westmächten verkündigten Nichtinterventionsprincip materiell interveniren würde. Desto eifriger war Rußland mit Aufforderungen an Napoleon, in Uebereinstimmung mit den Mächten einzuschreiten. Oestreich zeigte sich geneigt, an der Erörterung Theil zu nehmen, unter der Bedingung, daß seine legitimistischen Grundsätze nicht in Frage gestellt würden. Erzürnt über diese Klausel, sagte Gortschakoff dem östreichischen Gesandten: „Also so wollen Sie dem König von Neapel zu Hilfe kommen! immer à cheval auf Ihren Prinzipien, statt daß Sie sich

*) Preußische Jahrbücher. Jahrgang 1863. Band VIII. Heft 3. S. 366. Cronaca S. 89. N. Bianchis Cavour, dritte Ausgabe. S. 95.

an die vom Kaiser (Napoleon) ausgesprochene Idee einer Verständigung m seinen Verbündeten anklammerten." (N. Bianchi VIII. P. 688.) Di preußische Regierung schloß sich der russischen an, doch beobachtete si Mäßigung; in Turin wurde remonstrirt, England um Erklärungen 'an gegangen. Cavour wurde von den fremden Gesandten mit sehr unliebsame Vorwürfen überschüttet. Ein Blatt des Fischietto stellt ihn und diese Ge sandten am Meeresufer dar, wie sie den davongeflogenen Garibaldinern nachschauen. Alle haben sehr lange Nasen; der russische Gesandte behaup tet, die Nase Cavours sei von Papiermaché. Cavour läugnete und recht fertigte sich so gut er konnte. Er wies darauf hin, daß Oestreich ja auch ganze Compagnieen mit den Offizieren in den Kirchenstaat schicke, offenba nicht in Piemont freundlichem Sinne. Erst später konnte man sich darauf berufen, daß die Landung des großen Oraniers 1688 in England, des Gründers der herrschenden Dynastie, von dem Klassiker des Völkerrechts Vattel mit den Worten gerechtfertigt werde: „Wenn ein Volk aus gerechten Gründen gegen seinen Unterdrücker zu den Waffen greift, so ist die Unterstützung solcher tapfern Männer in Vertheidigung ihrer Freiheit eine That des Edelmuths und der Gerechtigkeit." Den Titel eines Diktators von Sicilien im Namen Viktor Emanuels, erklärte Cavour, habe Garibaldi rein usurpirt. Den 22. Mai stellte Cavour auf alle Fälle das piemontesische Heer mit Soldzulage auf den Kriegsfuß.

Wir haben oben gesehen, daß Filangieri, Herzog von Satriano, den 15. Mai dem Könige rieth, sich in Frankreichs Arme zu werfen. Aber erst als die Sachen in Palermo schief gingen, konnte sich der Bourbon dazu verstehen. Man verließ sich dabei auf die Eifersucht Frankreichs auf die „sicilianischen Pläne Englands", auf die Abneigung Napoleons gegen den italienischen Einheitsstaat. Die gegenseitige persönliche Abneigung Napoleons und Garibaldis war bekannt. Aber man mußte auch den englischen und den Gesandten der Bourbonen in Spanien, zu welcher die neapolitanischen Bourbonen in Secundogeniturverhältniß standen, zu den Besprechungen beiziehen. Diese wurden schon am 28. Mai eröffnet. Die Kommandanten der Flottenstationen vor Palermo sollten lokal einschreiten oder doch vermitteln. Der englische Gesandte rieth nur von weiterem Bombardement ab. Keiner hatte Vollmacht, der Dynastie die Integrität ihres Gebietes zu verbürgen. Napoleon und England dachten zuerst an eine Trennung Siciliens von Neapel (Cronaca P. 328). Allein konnte Piemont Garibaldi zwingen, sich damit zu begnügen? Frankreich fürchtete, das losgerissene Sicilien würde auch unter einem bourbonischen Prinzen ganz dem englischen Einfluß verfallen. Daher machte der französische Gesandte Brenier am 4. Juni auf seine Verantwortung Neapel den Vorschlag: Integrität des Königreichs mit der zu modificirenden französischen Verfassung nebst Einstellung der Feindseligkeiten.

Seinen Rath eines Bündnisses Neapels mit Piemont mußte er wegen Abneigung des neapolitanischen Ministers fallen lassen. Jedenfalls sollte der Waffenstillstand verlängert werden und die Neapolitaner Palermo räumen. Deßhalb erhielt General Letizia Vollmacht zu obiger Kapitulation.

Indeß erschien doch in diesem Moment der Vergewaltigung das Zugeständniß einer Verfassung und das Anrufen fremder Hilfe als ein Aufgeben der Unabhängigkeit (Cronaca 317).

Die östreichische Kamarilla der Königinmutter war natürlich gegen Verfassung und gegen Napoleon, zumal da für ihren eigenen Erstgeborenen unter obigem Programm keine Hoffnung auf Sicilien war. Auf eine Anrufung der Garanten der Wiener Verträge mußte verzichtet werden, um Napoleon nicht zu verletzen. Keine der Westmächte wollte sich zu einer bewaffneten Intervention bewegen lassen oder Franz auch nur die Krone Neapels garantiren. Der Ministerpräsident hatte am 10. Mai alle Gesandte um Rath und Hilfe, besonders zur Pacificirung Siciliens zunächst durch Waffenstillstand, angegangen. Die meisten blieben in Schweigen. Die Noth und die Angst brannten. So wurde denn doch de Martino aus Rom herbeigerufen. Es ist dieß derselbe Ehrenmann und Weise, welcher in der Zeit der ärgsten Reaktion sich gegen Ferdinand weigerte, als Gesandter nach London zu gehen, um Gladstones Angaben zu bestreiten, es war derselbe, welcher bei der letzten Zusammenkunft Pios und Ferdinands in Porto d'Anzio diese bewog, eine allgemeine Amnestie zu gewähren. Am 7. Juni schiffte er sich in Civita vecchia nach Frankreich mit einem Briefe des Königs Franz an Napoleon ein. Die sicilianische Revolution wurde darin als eine von Piemont künstlich importirte dargestellt und Napoleons Intervention zur Beilegung des Bürgerkriegs angerufen, indem obiges Programm Breniers adoptirt ward. Am 12. Juni hatten der neapolitanische Gesandte Antonini und de Martino, welcher dem Kaiser schon persönlich bekannt war, in Gegenwart Thouvenels in Versailles Audienz beim Kaiser. Es liegt uns (Bianchis Cavour, 3. Ausgabe, S. 105 Cronaca 319) der genaue Bericht Antoninis vor. Nicht sehr ermunternd war es, daß die beiden Neapolitaner vor ihrem Eintritt Thouvenel, Minister des Aeußeren, sagen hörten: So wollen wir nun die Lügen anhören, welche die beiden neapolitanischen Unterhändler dem Kaiser sagen werden. (N. Bianchi storia doc. VIII. P. 297.) Napoleon fragte, welches die Basis der Mittlung sein solle, ob die durch Brenier vorgelegten Bedingungen angenommen seien? Es wäre schon viel, wenn nur über obige Bedingungen (Waffenruhe) ein Einverständniß zu erzielen wäre (obgleich dieselben nicht die von Franz gewünschte Garantie des Doppelkönigreichs enthielten). „Es ist zu spät", fuhr der Kaiser dann fort, „vor einem Monat hätte man allem zuvorkommen können. Frankreich befindet sich in einer schwierigen Lage.

Les Italiens sont fins: ils sentent très bien, qu'après avoir donné le sang de mes enfants pour la cause de leur nationalité, je ne tirerai jamais le canon contre elle. C'est cette conviction qui a amené la révolution, l'annexion de la Toscane, malgré moi et contre mes intérêts. Ils en feront de même avec vous. Deßhalb kann ich nur im Einvernehmen mit meinen Verbündeten, namentlich England, handeln, welche nur ihren Interessen folgen." Der Kaiser fragte, ob Personalunion beider Königreiche mit verschiedenen Verfassungen möglich sei; man ging aber nicht näher darauf ein. Der Angelpunkt des kaiserlichen Gedankens war das Einvernehmen Frankreichs, Englands, Piemonts auf der Grundlage einer piemontesisch-neapolitanischen Allianz. „Piemont allein kann die Revolution zurückhalten; deßhalb hätten Sie sich an dieses, statt an mich wenden sollen. Sie können den Strom nur durch Befriedigung der nationalen Ideen zum Stillstand bringen; innere Zugeständnisse allein würden von niemanden angenommen und nichts erzielen. Habt ihr aber die Macht die Revolution niederzuschlagen, so thut es; ich werde der erste sein, euch meinen Beifall zu bezeigen. Aber jeder Augenblick, der nicht in der einen oder in der andern Richtung benützt wird, ist unwiederbringlich." Der Kaiser begründete seine Ansicht mit Berufung auf seinen in Villafranca aufgestellten Conföderationsplan. Die Neapolitaner erwiderten, es habe sich damals um die Vereinigung unabhängiger Staaten zum gemeinsamen Interesse gehandelt. Jetzt aber würde es sich für Neapel darum handeln, sich gebunden an einen vergewaltigenden, die Verschluckung ganz Italiens auch mit revolutionären Mitteln erstrebenden Staat zu ergeben. Auch Frankreich gegenüber sei Piemonts Haltung anormal. Könne Frankreich wollen, daß statt einer Conföderation, in welcher seine Grundsätze herrschen, ein ausschließlich revolutionäres Werk consolidirt werde? Ein solches Italien könnte eines Tages mit Frankreich in Streit gerathen, und dieses, gestützt auf England, welches die liberal-revolutionären Grundsätze begünstige, bekämpfen. — „Das mag alles richtig sein", erwiderte Napoleon, „aber wir sind jetzt auf dem Boden der Thatsachen. Die Macht der Ansichten ist unwiderstehlich und Frankreich ist nicht mehr das von 1849 (?). Gerade weil wir die Annexion nicht wollen, welche gegen unser Interesse ist, rathe ich Ihnen die Verständigung mit Piemont an, als das einzige Mittel, sie zu verhindern oder doch zu verzögern. Die Macht ist auf der andern Seite und unwiderstehlich. Ihr gegenüber müssen wir entwaffnet dastehn. Man hat alles der nationalen Idee zu opfern, welche siegen muß. Aber morgen wäre es zu spät. Meine loyale Unterstützung ist Ihnen für diesen Fall sicher. Wo nicht, so muß ich Sie sich selbst überlassen und zulassen, daß Italien faccia da se. Der mit französischem Blut gekittete Grundsatz der Nichtintervention wird aufrecht erhalten werden." — „Aber", riefen die Neapolita-

ner, „diese wird ja von Piemont unter der Maske der Freundschaft durch Schürung der Revolution gebrochen! Der Kaiser hat nur ein entscheidendes Wort zu sprechen, wie wegen Savoyen-Nizzas. Dadurch hat er den Kirchenstaat erhalten." — „Dieser Fall ist ein anderer", erwiderte Napoleon, „beim Kirchenstaat tritt eine religiöse Frage ein, und er hat eine französische Besatzung. Die Italiener verstanden wohl, daß ich für diesen handelnd eintreten mußte. In Betreff Ihrer merken sie das Gegentheil. Voilà ma faiblesse! Dennoch werde ich meine Bemühungen in Turin fortsetzen! Freilich läßt sich nicht läugnen: Cavour est débordé! Er hat den selbst in Deutschland und in Rußland verbreiteten Ansichten, den entfesselten Leidenschaften nur Verstandeserwägungen entgegenzusetzen. Aber geben Sie ihm einen thatsächlichen Grund, eine starke Waffe, ein zu vertretendes Interesse und er wird es vertreten. Cavour hat einen praktischen Verstand, er fühlt die Gefahr der Revolution, welche sein Werk in Frage stellt. Er möchte langsam und sicher vorschreiten, aber die Revolution schleudert ihn ins Unbekannte. Deßhalb muß man in Turin wirken." — „Ja, in Turin müßte die Donnerstimme Europas gegen den Bruch des Völkerrechts und der Sittlichkeit ertönen!" riefen die Neapolitaner. „Und Frankreich muß mit dem Beispiel der Aufrechthaltung seines Nichtinterventionsgrundsatzes vorangehn." Sie appellirten an die seit Jahrhunderten befolgte Politik Frankreichs (keine großen Staaten an seinen Gränzen erstehen zu lassen). König Franz stehe fest zu derselben. Napoleon brach diese für ihn peinliche Unterredung mit den Worten ab, er wolle es sich nochmals überlegen und dem Könige antworten. Der Versuch auf ihn war mißlungen, da er sich nicht zur Eifersucht gegen England hatte reizen lassen. Frankreichs Solidarität mit diesem nöthigte ihn, die Sache gehen zu lassen. Glaubte Napoleon an das Gelingen eines Versuchs in Turin? Wohl kaum. Er wollte offenbar die Sache von sich abwälzen. Die Entscheidung mußte Napoleon schwer fallen, denn es galt auch den Verzicht auf die Hoffnungen der Mürat. Auf der Höhe seiner Macht fühlte er, daß das Schicksal, die Dinge viel mächtiger seien. Darum reifte seine Skepsis.

Deutlicher waren die wenigen Worte, welche Thouvenel einmischte. Als die Neapolitaner sich auf das Nichtinterventionsprinzip beriefen, sagte er, Piemont könne doch von der italienischen Frage nicht ausgeschlossen werden. Ja er äußerte, es sei unmöglich, daß Frankreich die Verlängerung des Kampfs auf Sicilien dulde, und wenn es dieß thäte, so könne doch Europa nicht wohl müssiger Zuschauer bei den Grausamkeiten der neapolitanischen Soldaten bleiben! Napoleon wünschte die Ausrufung seiner Verfassung in Neapel nicht sehr, weil er sie nicht discutiren lassen wollte, weil er dadurch mehr als die anderen Mächte in die Sache der Bourbonen verwickelt worden wäre und weil sie niemand in Neapel wünschte. Jedenfalls

weigerte er sich, der Dynastie ihren Besitz zu garantiren. Er versprach nur seine diplomatische Verwendung in Turin und in London. Auch sonst fanden die beiden Neapolitaner kein Echo, selbst den russischen Gesandten lau. Der östreichische beschränkte sich darauf, zu sagen, es sei nichts zu machen, weil Oestreich ja in Italien nichts thun könne, noch dürfe. Der spanische Gesandte berief sich auf eine Erklärung Napoleons, daß weder er, noch England eine bewaffnete Einmischung zu Gunsten des Königs dulden werde. Er meinte, es werde den Bourbonen in Neapel ergehen, wie denen in Parma. Napoleon und Cavour theilten die irrthümliche Ueberzeugung, daß eine Revolution in Neapel selbst die Entscheidung näher bringen werde. Dann sei es Zeit, einzugreifen.

König Franz wurde es auch darum schwer, um ein Bündniß in Turin anzupochen, weil er dadurch die Beraubung des Pabstes in der Romagna gewissermaßen anerkannt hätte. Der Partikularismus der Sicilianer ließ hoffen, daß sie mit einer besonderen Verfassung und einen k. Prinzenstatthalter noch die Personalunion annehmen würden. Die Ruhe in Neapel wurde bei Hofe so ausgelegt, als wünsche es keine Verfassung, man habe also nur, um die öffentliche Meinung Europas und die Mächte zu gewinnen, ihm eine Verfassung zu schenken. Auf dieser Basis könne man mit Piemont ein Bündniß nur gegen fremde Einmischung in Italien schließen oder den Kampf gegen die Empörung unter viel günstigeren moralischen Verhältnissen wieder aufnehmen. Also glaubte doch endlich, aber zu spät, der Bourbon an die Macht der öffentlichen Meinung Europas. Die trostlose Lage einer der glorreichsten Dynastien war die Strafe dafür, daß Franzens Väter seit einem Jahrhundert das eigene Volk verachtet hatten.

Antonini, welcher von Anfang an keine Hoffnung gehabt hatte, daß Napoleon mit Neapel ein Bündniß eingehen werde, rieth am 17. Juni, Neapel solle nach keiner Richtung mehr, auch nicht gegen Piemont, erniedrigende Nachgiebigkeit zeigen. Die einzige Stütze, urtheilte er richtig, bleibe die Tapferkeit der Truppen und die loyale Anhänglichkeit und der Partikularismus der Bevölkerungen. Auch Napoleon äußerte, ein Waffenerfolg gegen Garibaldi würde selbst in der öffentlichen Meinung dem Könige eine viel günstigere Lage verschaffen, als eine in der Noth gegebene, die Regierung erniedrigende Verfassung. Da Frankreich wohl jeden Augenblick andere Rathschläge, doch keine Hilfe oder Bürgschaft bot, gegen Piemont und in England berechtigtes Mißtrauen herrschte, so drängte die Lage zum Entschluß der Waffenentscheidung, wozu der schüchterne, nichts weniger als kriegerische, friedliebende Franz keine Neigung hatte. Aber er mußte sich dazu bereit halten. Damit stand es durchaus nicht im Widerspruch, daß Franz sich nun zu constitutionellen Zugeständnissen herbeiließ. Diese

sollten vielmehr dem militärischen Kampf den Rücken decken. Man erinnere sich, daß 1820 das ultraconstitutionelle neapolitanische Parlament ein Truppencorps nach Palermo schickte und es sich unterwarf. Und 1848 und 1849 rührte Ferdinand nicht an die neapolitanische Verfassung bis Sicilien völlig unterworfen war. Piemont konnte unmöglich mit einem absolutistischen Neapel unterhandeln. Nur den von Piemont verlassenen Garibaldi durfte man zu besiegen hoffen. Den 25. Juni veröffentlichte Franz folgenden souveränen Akt: „Verlangend Unseren geliebtesten Unterthanen ein Zeugniß Unseres souveränen Wohlwollens zu geben, haben Wir beschlossen, die constitutionelle Repräsentativverfassung in Harmonie mit den italienischen Nationalgrundsätzen zu geben, um so die Sicherheit und den Wohlstand für die Zukunft zu verbürgen und immer mehr die Bande zu befestigen, welche Uns mit den Bevölkerungen verknüpfen, zu deren Regierung Uns die Vorsehung berufen hat. Zu diesem Zweck haben Wir beschlossen: 1) Wir gewähren eine allgemeine Amnestie für alle politischen Vergehen bis zum heutigen Tage; 2) Wir haben A. Spinelli mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, welches in möglichst kurzer Frist eine Verfassung entwerfen wird, auf Grund der italienisch-nationalen Repräsentativinstitutionen; 3) wird mit dem König von Sardinien ein Vertrag für die gemeinsamen Interessen der beiden Kronen Italiens geschlossen werden; 4) Unsere Flagge wird die drei italienischen Nationalfarben mit dem Wappen Unserer Dynastie in der Mitte (wie in Piemont) haben." Spinelli, ehrenhafter gemäßigter Liberaler, Minister unter der ersten Verfassung vom Februar 1848, dann Intendant der Archive, später der Theater und der Spitäler von Neapel, wurde Ministerpräsident, de Martino Minister des Aeußeren; bei der Modification des Ministeriums, den 14. Juli, der national-liberale Liborio Romano Minister des Innern. Am 27. Juni wurde die Nationalfahne unter Kanonensalven aufgezogen. Abends war große Gala bei Hofe, Beleuchtung der öffentlichen Gebäude und der Theater. Aber die Nonnen in den Klöstern hörten bei der Veröffentlichung des Verfassungsversprechens, daß Leute auf der Straße sagten: ein Haus, welches zweimal betrügerischen Bankerot gemacht, findet beim dritten Versuch keinen Glauben oder Kredit mehr! Mattigana (II. 407) erzählt nach Augenzeugen: „Die Stadt war auf die Nachricht von dem souveränen Akt kalt und gleichgiltig. Die um zwei Grane (eine Grana war ein Hundertstel des Ducato, dieser gleich 1 Pr. Reichsthaler 3 Sgr. 2 Pf.) zum Verkauf durch die Straßen feil gebotenen Exemplare werden nicht gekauft. Nur zwei bis drei Neugierige stehen vor den Affichen derselben. Das Volk verstand sie nicht. Die Angstmänner wisperten, das sei der Anfang von Unordnungen. Ein Polizeiinspektor rief auf der Präfektur: alles ist verloren! Der liberale Oheim des Königs, der Graf von Syracus, sagte zu Bekannten: sie haben nicht die von mir angerathenen Zugeständnisse ge-

macht; jetzt ist es zu spät, sie fallen gewiß. Ein Diplomat äußerte darüber ja, aber nur aus dem Mezzanino, statt aus dem ersten Stock. Kurz, da Zugeständniß mißfiel allen, dem Hofe als zu liberal, den Liberalen, wei dadurch die Dynastie sich hielt." Spötter verglichen den verfassunggeben den Akt des Königs mit dem Biß des Bibers, welcher, nach einem alte italienischen Aberglauben, in der höchsten Bedrängniß die das sehr gesucht Bibergeil, ein theures Arzneimittel, enthaltende Drüse sich herausbeiße un seinen Verfolgern hinwerfe. Die geheimen Insurrektionscomités gabe die Losung aus, das seien abgenöthigte Zugeständnisse, welche bei erster Ge legenheit zurückgenommen werden würden. Garibaldi sei der einzige Erlö ser, der Italien unter Viktor Emanuel eins machen werde. Man behaup tete, die reaktionäre Kamarilla stachele den Pöbel zu Excessen, um einen Vor wand zur Reaktion zu finden. Nun trat der ärgste Uebelstand zu Tage daß die Polizei, bisher Alles, meist roh und corrupt, verhaßt und verachte war. Man verlangte ihre sofortige Entfernung. War dieß möglich? Ihr Patrouillen wurden angefallen und geprügelt. Sie vertheidigten sich. Es floß Blut. Dieß geschah unter dem Rufe: es lebe das Heer! es lebe Ga ribaldi! Selbst Offiziere in Uniform sollen darin eingestimmt haben. De französische Gesandte, welcher im Schritt durch die Toledostraße fuhr, be kam zwei Stockstreiche über den Kopf und kam ohnmächtig nach Hause Die Polizeilokale wurden erbrochen, ihre Akten und Betten verbrannt. Man rühmte, daß nicht geplündert, sondern die Kruzifixe daraus in die Kirchen die Waffen auf die Militärwachen gebracht, die Bildnisse des Königs ge achtet worden seien. Die Liberalen gaben in den nächsten Tagen im fran zösischen Gesandtschaftshotel 10,000 Karten ab. Brenier erklärte seine Prü gel für ein Mißverständniß. Das Revolutionscomité belobte in einem Tagesbefehl die würdige Haltung der Bevölkerung, wodurch sie gezeigt habe, daß sie der Freiheit würdig sei. Aber man müsse darin bleiben. „Man weiche den Reibungen aus, welche die Uebelgesinnten provociren könnten Man achte und liebe das Heer, welches Brüder sind, welches Garibaldi selbst tapfer nannte. Parole: Enthaltung, bis Garibaldi das Zeichen gibt." Am folgenden Tage, den 28. Juni, wurde über die Stadt der Belagerungs stand ausgesprochen. Die Königinmutter reiste mit ihren Töchtern nach der Festung Gaeta ab. Unter anderen Umständen wäre dieß als ein gutes Zeichen begrüßt worden.

Die Akte der Regierung bezeigten jedoch, daß damit keine Reaktion be absichtigt war. Die politischen Gefangenen wurden freigelassen, die Presse befreit, eine, wenn auch schwache, Nationalgarde der Begüterten errichtet; am 1. Juli wurde die Verfassung vom 10. Februar 1848 wieder für rechts kräftig erklärt. Dieß geschah in solcher Eile, daß sie nur mit der Unterschrift Ferdinands abgedruckt wurde, was für ein böses Omen galt. Die Wahlen

wurden ausgeschrieben, die Kammern sollten den 1. September zusammentreten. Aber das neapolitanische Mißtrauen, durch die Erinnerung an die unter den beiden Ferdinand gemachten Erfahrungen und durch die Ueberphantasie genährt, heftete sich an jede Maßregel. Schon fürchtete man, die Wählerlisten möchten, wie seit 1850, die Basis für neue Proscriptionslisten werden. Die am 15. Juli ausgegangene schwulstige Proklamation des Königs bewies, daß nicht Männer der That an die Spitze gekommen waren. Sie sagt: „Seit den nationalen und constitutionellen Veröffentlichungen vom 1. Juli hat sich der gebildete politische Geist (senno civile) aller Provinzen des Festlands und Unserer großen Hauptstadt edel und groß erwiesen. Dieß hat dem ganzen civilisirten Europa bewiesen, daß sie nicht hinter den andern Staaten Italiens zurückstehen, welche seit Kurzem zur politischen Wiedergeburt und zur Einheit der Principien gelangt sind. Wenn nach so vielen Jahrhunderten, während welcher die Wiedergeburt Italiens durch Geistesverwirrung schwach war, diese Staaten, Hindernisse jeder Art besiegend, sich so glorreich zu erheben wußten, so geschah dieß nur kraft ihrer völligen Unterwerfung unter die Richtung, welche gewaltige Männer den nationalen Interessen und der Glorie der Halbinsel gaben. Ja, die Völker dieser Staaten des Königs haben erprobt, daß sie nicht niederer stehen als die andern Italiener, da sie, weit entfernt davon, in diesen großen Augenblicken sich den Irrthümern hinzugeben, welche oft der Freiheit verhängnißvoll werden und die Geschichte der Völker beflecken, vielmehr von Uns und von der Staatsregierung in der bewundernswürdigsten Ruhe die ihnen versprochene Verwirklichung des großen Werks erwarten. So wurde denn auch Unsere Erwartung nicht getäuscht und, indem Wir Unsern Völkern für eine so edle und glorreiche Haltung danken, sehen Wir Uns dadurch höchlich ermuthigt, mit der größten Ausdauer die großen Pläne zum Ziele zu führen, woraus die volle Glückseligkeit, die Größe und der Ruhm dieser gebildeten, edeln, von der Vorsehung Unserer Sorge anvertrauten Völker erfließen müssen." Der König preist sein Glück, in so jungen Jahren in das nationale, constitutionelle System eingeführt und von einer erleuchteten Presse berathen zu werden. Die Ansprache ist zunächst nur an die Völker des neapolitanischen Festlandes gerichtet. Die Sicilien zu machenden Zugeständnisse werden immer nicht näher bestimmt, da man fürchtete, daß jede Formulirung derselben, selbst das weitgehendste Zugeständniß der 1813 bestätigten Verfassung Garibaldi veranlassen könnte, Sicilien an Piemont zu übergeben.

Die Verfassung und diese phrasenhaft schmeichlerische Proklamation sollten zugleich die Bahn zu einem Garibaldi die Unterstützung Piemonts abschneidenden Bündnißvertrag mit diesem eröffnen. Allein dieser Schritt kam dem König äußerst sauer an. Die Solidarität der Krone beider Sicilien mit dem Kirchenstaat war ein 800jähriges Dogma beider Theile. Pius

hatte wiederholt Franz versichert, daß er dessen Sache ganz als die seinige betrachte, ihm durch jeden Kurier seinen Segen geschickt. Franz im Bewußtsein seiner Unerfahrenheit betrachtete den Pabst als seinen Vormund, ohne dessen Rath und Gutheißung er nichts thun wollte. War es möglich, den Pabst zu bestimmen, daß er ein Bündniß dieses seines Getreuen, seines Vasallen mit dem Räuber der Romagna billigte? De Martino, welcher dieses Bündniß für den einzigen Rettungsanker der relativen Unabhängigkeit Neapels und der bourbonischen Dynastie ansah, übernahm diese schwierige Aufgabe. Zu dem Ende kehrte er von Paris auf seinen Gesandtschaftsposten in Rom zurück und erstattete dem Pabst Bericht über die Rathschläge Napoleons und über die Grundsätze seines Königs. Dieser werde nie und nimmermehr einen von der Kirche verworfenen Weg einschlagen, also auch kein enges, den Raub der Romagna anerkennendes Bündniß abschließen. Dieses habe er, de Martino, auch dem Kaiser erklärt und dieser habe gerathen, „für uns, wie es auch Frankreich thut, die Frage Centralitaliens zu reserviren." „So bliebe es eine europäische Frage, Neapel würde sich nicht darin präjudiciren, während die nationale Idee, worauf Frankreich und England vor allen dringen, befriedigt wird. Einen Mittelweg gibt es nicht. Hält man nicht alsbald die Aktion unserer Feinde zurück, so stürzt diese weiter vor und wir haben keine Mittel des Widerstands. Das ist die entschiedene Meinung der Minister des Königs." De Martino schob die Entscheidung über Sein und Nichtsein Neapels dem Pabste in der Frage zu: „Verlangen die Interessen der Kirche, daß wir ihnen den Vorrang geben und fallen oder daß wir uns den so bestimmten Bedingungen unterwerfen und leben?" „Ich hätte Ihnen", schreibt de Martino weiter an seinen Minister, „nun die Antwort des H. Vaters wiederzugeben; aber dabei kann ich Ihnen nicht verbergen, meine Hand ist dabei nicht mehr fest und bestimmt. In einer so wichtigen Frage kann ich nimmermehr wagen, Ihnen die heiligen Worte, welche Se. Heiligkeit an mich richtete, zu wiederholen. Mein Gedächtniß, die Erregung, deren ich mich nicht erwehren konnte, könnten mir dabei einen schlimmen Dienst leisten. Aber der Gesammteindruck ist folgender: „Die Frage ist Sr. Heiligkeit nie so vorgelegt worden, wie ich gethan habe. Mit den heiligen Rechten der Religion ist keine Transaktion möglich. Sie würden durch eine direkte Allianz mit Piemont compromittirt. Wären sie es auch durch die von mir vorgelegte und modificirte Allianz? Wenn dem so wäre, so würde Seine Meinung von einem ganz anderen Standpunkte ausgehen, zu einem ganz anderen Ziele, zu ganz anderen Folgerungen führen. Da aber das Interesse der Kirche eines Stützpunkts bedarf, da ihre heiligen Rechte unversehrt zu erhalten sind, so verlangt es vor allem die Erhaltung eines Königs und eines Königreichs, auf welche man rechnen kann." — De Martino legte diesen seinen Bericht dem Kar-

inalstaatssecretär zur Ergänzung vor. Dieser bestätigte ihn einfach durch eine Unterschrift. Das mehrdeutige Orakel des Pabstes war im Ganzen och eine, wenn auch bitter ungern ertheilte Zulassung des de-martino'schen Vorschlags eines sehr reservirten Bündnisses mit Piemont. Später konnte a der Pabst seine Worte auslegen und von mißfälligen Versprechungen bsolviren. Antonelli mochte die von de Martino gegebene Erklärung in em Sinne entsprechen, man mache diese Zugeständnisse nur, um nach Gewinnung der europäischen öffentlichen Meinung den Krieg gegen die Rebellion unter einer ungleich günstigen Constellation bald wieder aufzunehmen. Aber war zu hoffen, daß Cavour Angesichts der neapolitanischen Kriegsrüstung zur Wiedereroberung Siciliens auf dieses Bündniß eingehe? wäre darin nicht ein Verzicht auf die Einheit Italiens, ja auf die bloße Hegemonie Piemonts gelegen? Und vollends die nach nationaler Einheit dürstende Leidenschaft des Volks!

Obiger Bericht de Martinos ist vom 28. Juni. Franz fürchtete, durch ein Bündniß mit Piemont zu einem Krieg um Venetien gegen Oestreich genöthigt zu werden, dessen Freund er bleiben wollte. So reiste erst den 1. Juli der neapolitanische Finanzminister Manna mit Winspear nach Turin, der der öffentlichen Arbeiten La Greca nach Paris und London ab. Mitte Juli theilte de Martino dem französischen Gesandten die Basis mit, auf welcher unterhandelt werden sollte. Sie war sehr erbreitert und enthielt: Bündniß der beiden italienischen Kronen zur Befestigung und Sicherung der Unabhängigkeit der Halbinsel gegen jeden fremden Angriff oder Einfluß, Zoll- und Handelsliga, Münzeinheit, Verträge über Postwesen und über literarisches Eigenthum, über ein einheitliches Eisenbahnsystem, Vollmacht, in den Allianzvertrag eine Klausel einzufügen, wodurch er eventuell offensiv würde, Anerkennung der Annexion Toscanas und der Herzogthümer, endlich die Vollmacht, dem Grafen Cavour ein System des „Vicariats" vorzulegen, kraft dessen sich Neapel und Turin in dieses päbstliche Fideicommiß theilen würden. Die Legationen (die Romagna) würden dadurch dem piemontesischen Vicariat unterstellt, der König von Neapel würde das der Marken und Umbriens übernehmen (das Erbtheil St. Peters würde unter unmittelbarer Verwaltung der Kurie bleiben). Sicilien betreffend, wurde angeboten: Der König von Neapel gibt seine Zustimmung, daß das sicilianische Parlament ohne bewaffneten Druck (von Seiten Neapels und Garibaldis), der Verfassung von 1812 gemäß über sein Schicksal entscheiden könne, um auch die politische (nicht blos die der Verwaltung) Trennung der beiden Sicilien unter demselben Könige festzustellen. Ein königlicher Prinz würde Vicekönig von Sicilien. (Depesche Breniers an Thouvenel vom 14. Juli 1860). „Allein Cavour", schreibt Coppi, „zweifelte sehr an der Aufrichtigkeit der liberalen Schwenkung in der Politik des

neapolitanischen Hofs." Er betrachtete sie als einen Akt der Noth, m
welcher auch die national-liberale Politik desselben schwinden würde. A
25. Juli schrieb er an seinen Gesandten in Petersburg eine ausgezeichne
Depesche (Bianchis Cavour. 3. Ausgabe. S. 109), worin er sagt: „J
dem Augenblicke, da König Franz eine Verfassung gewährt, ist sein Vo
durch den Anblick der Gespenster erschreckt, welche aus den Gefängnisse
kommen. Das Heer ist durch das Spionenwesen untergraben, mit Mis
trauen gegen seine Offiziere erfüllt. Die Soldaten haben seit zwei Gen
rationen keine andern Feinde gesehen, als ihre Landsleute. Und so zer
bröckelt das Staatsgebäude, nicht durch Mangel an materieller Kraft, sor
dern durch den absoluten Mangel jedes edlern Gefühls, jeder sittliche
Kraft. Es erliegt einer unheilbaren Greisenhaftigkeit. Der eigentliche Fein
der neapolitanischen Regierung ist der Mißkredit, worein sie gesunken is
Das Volk, mißtrauisch selbst gegen die ihm oktroyirte Verfassung, verwe
gert rechtschaffenen und liberalen Ministern seine Unterstützung und fürchte
jeden Augenblick die Kanonen der Reaktion in den Straßen von Neap
feuern zu sehen. Um dieses unheilbare Mißtrauen zu heilen, um den Ab
grund zwischen Volk und Dynastie auszufüllen, verlangt man von Vikto
Emanuel, sich zum Bürgen für die Aufrichtigkeit des Königs von Neap
zu machen, mit diesem seine Aureole der Popularität zu theilen." Cavou
konnte sich gegenüber den dringenden Empfehlungen der Allianz durch di
Mächte nicht verneinend halten. Darum wich er aus. Er trug seinem Ge
sandten in Neapel auf, die moralische Unmöglichkeit der Allianz stark auszu
sprechen. Piemont könne doch seine nationale Politik, seinen ganzen Kredi
in Italien und in Europa nicht aufs Spiel setzen. Es könne nicht gegen den
Feind Neapels, Garibaldi, zu den Waffen greifen. Und wenn Sicilien
seine Krone Piemont anbiete! Cavour stellte absichtlich unannehmbare
Bedingungen. De Martino brachte ihn in große Verlegenheit, indem e
selbst die Räumung der starken Feste von Messina anbot, wenn nur Waf
fenruhe erfolge.

Russel forderte Frankreich zu Anfang Juli zu einer versöhnlichen Aktion
auf, um das Blutvergießen zu verhindern; Italien solle auf seine unita
rische Utopie verzichten, seine Fürsten behalten. Palmerston freilich wich
davon etwas ab; ihr Gesandter in Turin, Hudson, noch mehr. Dies
Widersprüche benutzte Cavour, indem er jeden Augenblick die Segel ander
stellte. Dießmal wollte Napoleon nur diplomatischen Einfluß üben. Nach
dem Cavour mit den neapolitanischen Unterhändlern einige Besprechunger
gehalten, vertagt er die dringende Entscheidung, indem er die Sache für
so wichtig erklärt, daß er zuvor die Zustimmung des Parlaments einholer
müßte. Doch hielt es Viktor Emanuel auf den Wunsch der Westmächte
für „opportun", den 23. Juli, also auf die Nachricht vom Kampfe be

Milazzo, an Garibaldi zu schreiben: „Sie wissen, daß ich Ihre Expedition nicht billigte und ihr ganz fremd blieb. Aber jetzt macht mir die schwierige Lage, worin sich Italien befindet, es zur Pflicht, mich mit Ihnen in unmittelbare Mittheilung zu setzen. In dem Fall, daß der König von Neapel die Räumung Siciliens durch seine Truppen zugestünde, sich freiwillig jedes Einflusses darauf begäbe, und sich persönlich verpflichtete, keinerlei Art von Pression auf die Sicilianer zu üben, so daß sie volle Freiheit hätten, sich die ihnen angenehmste Regierung zu wählen, in diesem Fall hielte ich es für das Vernünftigste für uns, auf jede weitere Unternehmung gegen das Königreich Neapel zu verzichten. Wenn Sie anderer Ansicht sind, so behalte ich mir ausdrücklich die volle Freiheit der Aktion vor und enthalte mich, Ihnen irgend eine andere Bemerkung in Betreff Ihrer Pläne zu machen." Ein Adjutant des Königs überbrachte diesen Brief Garibaldi. Der Sinn und die Bedeutung dieses k. Schreibens wird uns durch Späteres noch klarer werden. Den Zusammenhang deutet schon die telegraphische Depesche des neapolitanischen Gesandten in Paris vom 26. Juli an: Ein Waffenstillstand von 6 Monaten zwischen Frankreich und Piemont erörtert; dieses hat deßhalb an Garibaldi geschrieben; man zweifelt aber an seiner Annahme. Um ihn dazu zu zwingen, hat gestern Frankreich an England den Vorschlag gemacht, durch seine Flotte Garibaldi an einer Landung auf dem Festlande zu verhindern. Aber gestern Abend hat England diese materielle Dazwischenkunft verweigert. (Cronaca P. 327.) Wenn der Eine eingreifen wollte, so wollte der Andere nicht. Garibaldi antwortete dem Könige am 27. Juli: „Eure Majestät kennt die hohe Achtung und die Liebe, welche ich für Ihre Person hege. Aber der Stand der Angelegenheiten Italiens erlaubt mir nicht, Ihnen zu gehorchen, wie ich es wollte. Gerufen durch die Bevölkerungen, hielt ich sie zurück, so lange es mir möglich war; aber wenn ich jetzt, allem was man von mir fordert zum Trotz, schwankend würde, so würde ich meiner Pflicht ungetreu, so würde ich die heilige Sache Italiens preisgeben. So erlauben Sie mir denn, Sir, daß ich Ihnen dießmal ungehorsam sei! Sobald ich aber meine Pflicht werde erfüllt haben und die Bevölkerungen von einem verabscheuten Joche befreit sind, so werde ich mein Schwert zu Ihren Füßen niederlegen und Ihnen den Rest meines Lebens über gehorchen."

Nun Cavours Politik Süditalien gegenüber gereift ist, können wir ihre Entwickelungsstadien und Motive überschauen. Er hatte den jungen König Franz unter dem Eindruck des Donners von Solferino für eine Waffenallianz und für einen Staatenbund zu gewinnen gesucht. Der Friede von Villafranca, Cavours Rücktritt brach diese schwachen Hoffnungen ab. Franz wurde immer mehr in Restaurationsplane für Mittelitalien verwickelt. Cavour im Januar 1860 wieder am Staatsruder, ließ

ihn dieß nicht entgelten, bis er sich gegen Ende März überzeugte, da Franz den auf das internationale Kreuzfahrerheer Merodes und Lamoricières gegründeten Plänen nicht fremd war. Da suchte sich Cavour für eine spätere Aktion im Süden durch Savoyen-Nizza von Napoleon freie Hand zu erkaufen. Garibaldis Abfahrt störte ihn in der Organisation der oberen Hälfte Italiens. Wenn Garibaldis Kräfte nicht allein in die Hände der Republikaner und Rattazzis fallen sollten, wenn er selbst nicht durch die Wellen vom Steuer weggeworfen werden wollte, so mußte Cavour sich durch Unterstützung betheiligen. Die Einnahme von Palermo erfaßte alle Italiener, auch Cavour gewaltig. Den 28. Juni schrieb er an Villamarina in Neapel: „Die öffentliche Meinung ist mein Compaß; mein Programm ist, die Nation nicht zu vergewaltigen, sondern mit allem Fleiß alle Gefahren zu überwinden, um die Einheit zu erreichen. Wenn das Land es will, so hat Italien nie eine schönere Gelegenheit gehabt, sich wirklich als Einheit und unabhängig zu constituiren." — Es ist uns lange ein Räthsel gewesen, wie ein Mann von so wackerem Charakter, wie Villamarina, eine Dynastie, bei welcher er als Gesandter beglaubigt war durch Complote untergraben konnte. Aber er war Augenzeuge, wie Franz in seiner hilflosen Schwäche zu gleicher Zeit Piemont entwürdigende Zugeständnisse machte, wie er Marinecapitäne, welche seine Befehle gegen Garibaldinertransportschiffe ausgeführt hatten, strafte, und sich gleichzeitig von seiner Stiefmutter und von seinem Beichtvater zu reaktionären Schritten verleiten ließ, wie er durch seinen Geheimsecretär in die Provinzen, hinter dem Rücken seiner Minister, solche Befehle ergehen ließ. Villamarina hielt dieß de Martino vor. Dieser konnte die Thatsachen nicht bestreiten, sondern nur beklagen. Seit Mitte Juli suchte Franz mit Hilfe Rußlands Napoleon zu bestimmen, den Schiedsrichter in Italien zu machen und seinem Spruch Garibaldi und Piemont gegenüber auch mit Gewalt Geltung zu verschaffen. Garibaldi sollte vorerst auf Sicilien eingeschlossen werden. Wahrscheinlich stand in dem Noth- und Hilfsbüchlein, welches Ferdinand sterbend Franz diktirt hatte, daß Sicilien von Neapel aus immer wieder erobert werden könne. Dieß geschah während die neapolitanischen Unterhändler in Turin alle Zugeständnisse machten. Damals, den 22. Juli 1860, schrieb Villamarina von Neapel an Cavour (N. Bianchi VIII. P. 311): „Die neapolitanischen Unterhändler werden viele Versprechungen machen, aber es ist gut, daß unsere Regierung wisse, daß sie illusorisch sind. Hier hat sich beinahe nichts geändert. Sie werden sagen, daß Garibaldi die Revolution sei (der Feind des einen Königs wie der des andern, pflegte de Martino zu sagen). Glauben Sie es nicht. Garibaldi wird von diesen Bevölkerungen als der Vorläufer Viktor Emanuels angesehen. Unser König muß aus Erfahrung die vollkommene verehrungsvolle Ergebenheit (devo-

ione) dieses tapferen Soldaten kennen. Mazzini und die Revolution, in em ihnen gewöhnlich gegebenen Sinne, sind in Neapel unmöglich. Die neapolitanische) Regierung macht sich ein Verdienst daraus, Sicilien frei zu assen, weil sie weiß, daß sie es verloren hat und weil sie mit diesem Zugeständnisse an Piemont Hilfe zu finden hofft, um die moralisch auch schon ür die Bourbonen verlorenen Festlandsprovinzen für sich zu retten. Darauf bestehe ich, weil ich meine Verantwortlichkeit lösen will: wenn wir durch Annahme der neapolitanischen Allianz Nachgiebigkeit zeigen, so werden wir ie Revolution im eigenen Hause und in Neapel haben, und die Bourbonen verden ihr bei uns zu Hause und hier in Neapel zum Ausbruche helfen. Die iesigen Minister wollen um jeden Preis ihren König retten und thun damit hre Schuldigkeit. Meine Pflicht ist, meine Regierung in den Stand zu etzen, die wahre Sachlage zu kennen, damit das verehrungswürdige Haus Savoyen nicht seinen Zauber verliere und nicht seine Zukunft gefährde." — Auf diese Thatsachen und auf diese Urkunden hin urtheile man über die piemontesischen Staatsmänner. Weit entfernt, Franz durch Einschmeichlung ns Netz locken zu wollen, weit entfernt, sich durch Frankreich schrecken zu assen, hatte Cavour schon den 7. Juli an Villamarina telegraphirt: „Tenez vous plus raide que jamais. Ne vous laissez intimider par Brenier" den französischen Gesandten in Neapel).

Es ist ohne Interesse, den Verlauf der von wohlmeinenden neapolitanischen Unterhändlern in Turin gemachten Versuche zu verfolgen. De Martino schildert sie in einem Rundschreiben an seine diplomatischen Agenten im Ausland. Die Summa ist: die englische Regierung, durch die öffentliche Meinung gebunden, habe auch Napoleon dahin gebracht, den Sachen den Lauf zu lassen und sich nur gegen eine fremde Intervention zu erklären. „Neapel, ausschließlich auf seine eigene Kräfte angewiesen, wird sein Festland vertheidigen." — Die bourbonische Dynastie sollte erproben, ob sie Halt genug hätte, die Revolution zu bewältigen. Piemont durfte noch nicht wagen, offen in dieses Gottesurtheil einzugreifen.

Die nationalliberale Idee der piemontesischen Regierung war sittlich und politisch unantastbar. Aber selbst die religiöse Idee, wenn sie in die Wirklichkeit herabsteigt, um Gestalt zu gewinnen, wenn sie die unvermeidlichen irdischen Mittel ergreift, entgeht der Versuchung nicht, sich damit zu beflecken. So erging es auch den Leitern der italienischen Bewegung. Die Versuchung trat auch ihr entgegen. Sie versprach das Blut der Italiener zu schonen, den Bruderkrieg zu verhindern. Aus dem Tagebuche Persanos ersehen wir, daß er, noch auf der Rhede von Cagliari (Südküste der Insel Sardinien) am fünften Juni 1860 einen eigenhändigen Brief Cavours vom ersten erhielt, worin dieser ihm anvertraute, der Kommandant des vor Palermo liegenden piemontesischen Kriegsschiffs Govornolo habe ihm nach Turin be-

richtet, neapolitanische Marineoffiziere haben gegen ihn italienische Gesi-
nungen bezeigt; er, Cavour, habe dem Kommandanten Vollmacht ertheil
den Offizieren, welche ein Pronunciamento des bourbonischen Geschwaders fü
die Sache Italiens machen würden, vortheilhafte Grade und Bedingunge
zu verbürgen. Cavour theilte an Persano die Abschrift dieser Vollmacht m
und bevollmächtigte ihn, mit seinen Schiffen sich zu diesem Zwecke an jede
geeigneten Punkt zu verfügen und eine gewisse Summe auszugeben. E
müsse sich für die kühnsten Unternehmungen fertig halten. Persano, zu
gleich von Garibaldi, wie wir schon sahen, herbeigerufen, ging sogleich na
dem Hafen von Palermo ab. Am 8. Juni berichtet Persano an Cavou
er und Lafarina haben eine Zusammenkunft mit dem Kommandanten de
neapolitanischen Hektor Fieramosca gehabt. Dieser sei bereit, die italienisch
Flagge aufzuziehen, aber die Piemontesen müßten sie sofort besetzen. Wen
aber das Pronunciamento nicht ein annähernd allgemeines auf der neapoli
tanischen Flotte sei, was sehr schwer zu erzielen wäre, so würde der beab
sichtigte militärisch-politische Erfolg verfehlt. So sei denn vorerst auf dies
Weise nichts zu machen und nur die Verstärkung Garibaldis zu erleichtern
Den 25. Juni erhielt Persano ein Schreiben Cavours, welches ihm auf
trägt, die Flottensache nicht außer Sicht zu lassen. Wenn auch nur einig
neapolitanische Kriegsschiffe die Regierung Garibaldis anerkennten, so könn
er ihren Offizieren versichern, daß Piemont jedenfalls für ihr Loos sorge
werde. „Das Pronunciamento des Uebergehens zu Piemont, mit unseren
Gesandten am neapolitanischen Hofe (geplant), wollte mir nicht in den
Kopf." Persano antwortet, noch kein neapolitanisches Schiff habe sich den
Diktator angeschlossen; „es fehlt nicht an Versicherungen der Ergebenheit an
die Sache Italiens, aber man sieht noch keine That." Bei rechtschaffenen
loyalen Männern bedürfe es eben einer wohlgegründeten Ueberzeugung de
Nothwendigkeit eines so großen Opfers für das Vaterland, damit sie sich
entschlössen, der, besonders den höheren Graden heiligen, militärischen Pflich
ungetreu zu werden. So wurden, während König Franz seine Soldaten
in dem Glauben an den Verrath ihrer Offiziere bestärkte, die neapolitani-
schen Offiziere von Garibaldi und von Persano zum Abfall verlockt.

Wie Weberschiffchen flogen zwischen Oberitalien und Sicilien Handels-
schiffe hin und her, um Mannschaft und Munition zu holen und zu brin-
gen. Die italienischen Behörden und Privaten gaben ihnen jede Hilfe.
Zwei von neapolitanischen Kreuzern aufgebrachte Schiffe mit Mannschaft,
angeblich nach Tunis bestimmt, wurden von dem piemontesischen Gesand-
ten in Neapel keck reklamirt. Den 13. Juni theilte Garibaldi Persano
einen Brief Medicis mit, daß er mit 3500 Mann, mit 8000 Flinten und
mit 40,000 Patronen auf drei Schiffen, die Befehle des Diktators erwar-
tend, auf der Rhede von Cagliari liege. Garibaldi wollte diese Expedi-

on im Hafen von Palermo landen lassen. Persano aber machte darauf ufmerksam, daß dieß, weil eben die Einschiffung der neapolitanischen ruppen im vollsten Gange war, zu schlimmen Reibungen führen könnte, nd ließ die Expedition durch zwei piemontesische Kriegsschiffe nach der Stadt astellamare, westlich von Palermo, escortiren und überwachen. Diese Nord- aliener waren, laut ihren Privatbriefen, erstaunt, hier in einer Stadt von 2000 Einwohnern nicht einmal eine Osterie zu finden. Die einzigen auf- utreibenden Lebensmittel waren Fische, welche man in Privathäusern ko- en lassen mußte. Und so war es in allen solchen Mittelstädten. „Ueber- ll auf dem Marsche Zeichen des Elends, welches durch die bourbonische lussaugung und durch die Truppen, wohl auch durch die Squadre verur- acht war. Man konnte keinen Pfennig, kein Stück Brod sehen lassen, hne daß zwanzig, dreißig Arme sich darum stritten. Und dieß in einem ande, welches zwei Ernten macht, wo die Limonen jeden Monat reifen. lber der Staat betrieb den Handel mit dem Ausland. Für jedes Fenster nußten 4 Ducati Steuer bezahlt werden, weßhalb die Häuser so wenig Luft nd Licht wie möglich hatten. Palermo mußte überdieß 12000 (?) Sbirren nterhalten, ein diebisches Meuchelmördergesindel, welches auf die recht- chaffenen Leute gehetzt war. — Schulen, Straßen, Fabriken waren so gut ls verboten.“ Die meisten Norditaliener der ersten Expedition, von denen ie Neuankommenden in Palermo begrüßt wurden, waren schon Offiziere. Die Masse der ihnen entgegenfahrenden Karossen, die Musiken, die Zurufe, as Händeklatschen, das Glockenläuten, der Blumenregen, dann die Be- euchtung, die Umarmungen und das Küssen waren so überwältigend, daß s den Söhnen des Nordens als ein finimondo erschien. Garibaldi trat auf en Balkon und sagte nur: ihr braucht meine Worte nicht, um eure flicht zu thun, darum sage ich euch nur meinen Gruß! Nebst der Na- ionalgarde bildeten Mönche, Hacken zum Abbruch der Citadelle tragend, Spaliere. „Unter drei Personen sind hier zwei Mönche. Sie alle haben uf den Barrikaden gekämpft (sie sagen es selbst!) und dem Volke die Revo- ution gepredigt. An jeder Straßenecke steht ein Mönch, welcher, eine ahne in der einen, ein Crucifix in der andern Hand, predigt, anfeuert, egnet. Das Volk hört ihn tief ergriffen an, betet; es regnet Unterstützun- en, Waffen, Soldaten (?). So groß ist die Macht des Klerus. Gari- aldi ist ihr Gott. So viel haben sie von den Bourbonen gelitten.“

Ergreifend war oft die Rückkehr der zahlreichen seit 1849 Verbannten nd Landesflüchtigen, ihr Empfang durch ihre Familien und Freunde. Der Ausgezeichnetste unter ihnen war der Marchese Torrearsa, Präsident der etzten aristokratisch-nationalen Regierung der Insel, seitdem der mit Recht erehrte Führer der Emigration, ein gründlich gebildeter Ehrenmann. Bei- nahe alle seine sicilianischen Schicksalsgenossen waren in Piemont monar-

chische Einheitsstaatler geworden. Aber bereits wurden auch bedenkliche Elemente angekündigt. Den 13. Juni erhielt Persano von Cavour die Anzeige daß Mazzini, mit Mario und seiner Miß White, der blassen Fanatikerin unter Wegs seien. Von Garibaldi sei die Verhaftung Mazzinis zu verlangen Denn sonst sei die Sache Italiens in den Augen Europas diskreditirt Wenn Garibaldi nicht entspreche, so haben die piemontesischen Kriegsschiffe Sicilien zu verlassen. Garibaldi war aber nur zu bewegen, daß er sein Ehrenwort gab, er werde Mazzini verhaften, sobald er sich in Politik mische Lafarina selbst hielt ihn auf Sicilien für ungefährlich; aber auch seinen Einfluß auf Garibaldi? Die piemontesischen Geleitsschiffe hatten die Aufgabe, ihn in See festzunehmen. D' Azeglio schreibt: „Mazzini mit den Seinen ist wie die Jesuiten: Es leben wir und unsere Sekte! wenn auch die Welt darüber verbrennen sollte. Garibaldi ist das Gegentheil davon denn ich habe nie gesehen, daß er an sich gedacht hätte. Als edle Natur glaubt er an Ehrenmänner. Gott beschütze ihn gegen seine Freunde; ich sehe ja, daß er seine Feinde sich vom Leib hält." — Wohl hatte Mazzini am 2. März geschrieben: „es handelt sich nicht mehr um Republik und Monarchie sondern um nationale Einheit, um Sein und Nichtsein. Wenn Italien nach der Befreiung unter dem Hause Savoyen eine Monarchie sein will, nun so sei es. Der Wille Aller ist jetzt, daß Italien sich mache." Aber Mazzini war Fanatiker und voll List; um so gefährlicher, als er ohne gemeinen Eigennutz war. Geboren als Sohn der stets revolutionssüchtigen Republik Genua haßte er das militärische Piemont. Seit 30 Jahren die Personification des Programms der starr centralisirten italienischen Republik, ebenso rast- als thatlos, konnte dieser Apriorist nie einsehen, daß dazu kein Land und Volk weniger von Natur und Geschichte geschaffen sei, als das so mannigfaltig gegliederte Italien. Seine starre Orthodoxie, welche auch stets à cheval auf ihrem Princip war, machte seine „Bekehrung" unmöglich. Sein krankhaft weitsichtiges Auge erkannte manchen Punkt am fernen europäischen Horizont schärfer als das in Italien zunächst Thunliche.

Durch Crispi übte Mazzini List und seine Magie auf den Diktator und dieser bezeigte sich bald gegen wohlbegründete Wünsche Cavours eigensinnig; z. B. ignorirte er den bei ihm von Cavour bevollmächtigten berühmten sicilianischen Geschichtsschreiber (besonders der sicilianischen Vesper) Michele Amari und wollte Bertani seine ihm in Genua ertheilte Vollmacht, die Expedition zu leiten, nicht entziehen. Während Cavour ihm piemontesische Marineoffiziere und einiges grobes Geschütz zuschickte, hatte Persano sich bei Garibaldi zu beschweren, daß in dessen Namen von Mazzinisten mehrere seiner Marineleute zur Desertion verleitet werden. Die politisch gebildeten Sicilianer gaben ihrer Willensmeinung um so stärkeren Aus-

druck. Indem der Bürgermeister von Palermo, der Herzog von Verdura, Garibaldi den Dank der Stadt bezeigte, sprach er: Die Annexion Siciliens an die freien Provinzen Italiens, die Einheit Italiens von den Alpen bis Palermo ist im Herzen aller Palermitaner. Die Einheit Italiens unter dem Königreich des hochsinnigen Viktor Emanuel bedeutet seine Freiheit, seine Unabhängigkeit von fremden Tyranneien, sie ist eines der letzten Worte der Herrschaft der Civilisation und des Friedens. Garibaldi antwortete, er mit seinen Tausend habe wenig gethan, der Sieg sei ein Sieg der Sicilianer. Mit dem Brüllen des erzürnten Löwen haben sie unzulässige Waffenstillstandsvorschläge verworfen. Seine Vergangenheit sei Zeugniß seiner Verehrung für Viktor Emanuel. Es sei wahr, daß beinahe alle Gemeinden Siciliens für sofortige Annexion seien. „Gestützt darauf könnte ich durch einen diktatorialen Akt die Annexion vollziehen. Aber, versteht mich wohl, ich bin gekommen für Italien, nicht für Sicilien allein zu kämpfen. Wenn nicht ganz Italien vereint und frei ist, so ist die Sache keines seiner Theile vollbracht. Alle diese zerfleischten, zerstreuten, unterjochten Theile wieder vereinigen, sie in den Stand setzen ein einiges, freies Italien zu bilden, das ist der Gegenstand meiner Unternehmung. Wenn wir erst in dieser Lage sind, wenn wir zu jedem sagen können: Italien muß Eins sein, und wenn es euch nicht gefällt, so habt ihr es mit uns zu thun — dann erst tritt der Fall zur Annexion ein. Wenn man heute die Annexion Siciliens vollzöge, so müßten die Befehle von anders woher kommen, ich müßte die Hand vom Werk abziehen und mich zurückziehen." So gut hatten die Republikaner das durch Nizza in Garibaldi erweckte und durch das angebliche Versprechen der Abtretung Sardiniens genährte Mißtrauen gegen Cavour genährt. Auch die Selbstloseren unter ihnen waren nicht gemeint die Gewalt so bald wieder aus der Hand zu geben. Die Einheit Italiens, einschließlich Rom und Venetien, sollte in Einem Zug vollendet werden; das sollte, sei es unter Viktor Emanuel oder unter einer Republik, ihr Werk und ihr Ruhm sein. Aber ein Theil der Radikalen hatte damit keine Eile. Schon den 19. Juni hatte Cavour an Lafarina geschrieben, es wäre eine schöne Sache, wenn Garibaldi in Calabrien landen würde (Documenti ufficiali, in der gazz. di Milano 30. April 1863 veröffentlicht von Nic. Bianchi). Crispi und Genossen hätten dann die Regierung Siciliens an Piemont übergeben müssen. Sie wollten aber die Insel in ihrer Hand behalten. Sie sahen am lichten Tage nicht, daß Cavour die fremde Einmischung bisher von ihrem Werk abgewendet hatte, und daß die Gefahr derselben mit jedem Schritt vorwärts wuchs. Die Hitzigsten meinten, sie würden durch ein ihren republikanischen Freunden in Frankreich gegebenes Zeichen der Invasion Halt gebieten! Sie glaubten Wunder gethan zu haben und hofften jetzt noch größere zu thun. Schreibt doch selbst d'Azeglio in

diesen Tagen: Neapel und Rom! c'est gros! Indeß leben wir in der Zei der Wunder und das Reich des Möglichen will sich ausbreiten wie ander Reiche. — Auf jene Antwort Garibaldis gaben der Präsident seines Mini steriums Torrearsa und der Minister des Aeußeren Baron Pisani ihre Ent lassung. Es wurde ein neues Ministerium aus Männern gebildet, welch Crispis Wünschen mehr entsprachen. Aber eine Volksdemonstration nöthigt Garibaldi und Crispi, sie durch die piemontesisch gesinnten eingebornen Sici lianer Natoli und Santoreale zu ersetzen. Dieß geschah Ende Juni. (Per sano, diario I. 52.) Aber Crispi und Genossen fühlten sich dadurch so ver letzt, daß sie ein Opfer heischten. Dazu war Lafarina die geeignetste Persön lichkeit. In ihm, der Vertrauensperson Cavours, traf der Schlag dieser mittelbar mit. Lafarina hatte in der letzten Krise Maueranschläge macher lassen mit den Worten: „Wir wollen die Annexion an das constitutionell Königreich Viktor Emanuels." Am 7. Juli wurde er verhaftet. Die Gari baldiner standen die Nacht über mit scharfgeladenem Gewehr parat, als sollte ein Aufstand ausbrechen. Man verbreitete, er habe Meuchelmörder gegen Garibaldi gedungen! Am folgenden Tage wurde Lafarina, welcher sich mit keinem Worte an die von ihm geworbene Compagnie gewendet hatte auf Persanos Schiff als Gefangener gebracht. Von diesem für frei erklärt wurde er jedoch direkt nach Genua zurückgeschickt.*)

*) Lafarina war den Radikalen längst als abgefallener Republikaner verhaßt. Cavour hatte im Frühjahr 1859 Lafarina zum Direktor seiner Kanzlei gemacht. Fünf Monat lang arbeitete er hier täglich fünfzehn Stunden, mit kurzen Zwischenräumen von fün Uhr früh, bis elf Uhr Nachts, selbst in dieser Krise von Petenten und von Seccatori be lagert, welche besonders in Italien während des Amts die Höflinge jedes höheren Beam ten, nach seinem Rücktritt seine Spötter und Verläumder bilden. An Neidern fehlte es ihm schon damals nicht, während er manchmal durch Ueberarbeitung dem Wahnsinn zu ver fallen fürchtete. Dann folgten zu Ende des Jahres die Zerwürfnisse in Bologna und in Turin, die uns schon bekannt sind, wie seine Haltung seit dem April 1860. Aufgefor dert seine persönliche Ehre zu vertheidigen, lehnte Lafarina bei seiner Rückkehr nach Pie mont dieß ab; nur die nationale Fahne zu vertheidigen, sei er jederzeit bereit. Die cru cifige und die osianna habe er oft genug gekostet, um dagegen gleichgiltig zu sein. „Un bekümmert um solche Lüftchen sehe ich nur nach dem Polarstern." Am 7. Juli 1860 war er unwürdig aus Palermo verjagt worden; am 22. auf eine verfrühte Nachricht von Garibaldis Landung auf dem Festlande schrieb Lafarina: „In diesem feierlichen Moment hielte ich es wohl erwogener Maaßen für angemessen, die Polemik abzubrechen, zu wel cher mich die Mazzinisten mit ihren unverschämten Verläumdungen und mit ihren gemeinen Insolenzen herausfordern. Ich müßte ein unwürdiger Italiener sein, wenn ich jetzt an persönlichen Schimpf dächte. General Garibaldi, welcher mit solchem Heroismus gegen die Bourbonen für die Unabhängigkeit und für die Einheit Italiens kämpft, kann in meinem Herzen nur Gefühle der Bewunderung und der Dankbarkeit erwecken." (Epistolario di Lafarina Vol. I Pag. LXIV.) Man hat es damals als einen Beweis der Schuld Lafarinas angesehen, daß Cavour sich seiner nicht öffentlich annahm. Er hatte diese gif tige Hefe täglich selbst zu leeren und übte die Geduld, welche er Lafarina Garibaldi ge-

Cavour, als der klügere Patriot, that, als ob ihn der Schlag nicht getroffen hätte. Dreimal war Lafarina von den Bourbonen verbannt worden, jetzt das viertemal von den Radikalen. Lafarina war es gewesen, welcher 1848 im sicilianischen Parlament die Austreibung der Jesuiten durchgesetzt hatte. Nun sollte die seinige mit der abermaligen Verbannung derselben zusammenfallen. Seit einigen Jahren war der Orden sehr blühend auf der Insel. In vierzehn Palästen erzogen sie die Söhne der besseren Familien. Sie mögen manchen von den habgierigen Polizisten verfolgten ihren Schutz haben angedeihen lassen. Durch ein Dekret des Diktators vom 22. Juni wurden die Jesuiten und die Liguorianer von der Insel verbannt und ihr großes Vermögen für Staatseigenthum erklärt. Ihrer waren auf der Insel 302. Ihre Abreise war an dem einen Orte von Schmähungen begleitet, am andern ein Triumphzug. Sie ermangelten auch dießmal nicht ihre betagten und kranken Mitglieder als Märtyrer zur Schau zu stellen. Loyolas Bilder waren selbst in Kirchen nicht überall vor Verstümmelung sicher. Garibaldi, den Volksgebräuchen sich accomodirend, beugte sich vor Heiligenbildern, küßte im Geruch der Heiligkeit stehende Nonnen. Besondere Devotion bezeigte er der h. Rosalia, der Schutzheiligen von Palermo, deren Höhle auf dem herrlichen Monte Pelegrino ein berühmter Wallfahrtsort ist. Bei dem

genüber empfohlen hatte, selbst im reichsten Maaße. Ueberdieß ernannte er Lafarina im Oktober zum Staatsrath und zum Direktor der öffentlichen Sicherheit und des Innern auf Sicilien, wo er sich aber nur kurz aufhielt.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Sicilien schrieb mir Lafarina noch sehr erregt ein Billet, alle Anfeindungen und Verläumdungen würden ihm den Ruhm, einer der Hauptstifter des Nationalvereins gewesen zu sein, nicht rauben können. Theils in diesem Sinne, theils um sein Verhältniß zu Garibaldi, seine Freundschaft und sein Zerwürfniß mit ihm zu motiviren, auch aus Veranlassung meiner Anfrage schrieb er mir eingehender den 5. September 1861: „Die Nationalgesellschaft wurde im Jahre 1855 gegründet. (S. Band III S. 263.) Beim Ausbruch des Kriegs wurde sie von uns aufgelöst, nach dem Frieden von Villafranca wieder constituirt. Pallavicino wollte keinen Theil mehr daran nehmen; er fürchtete, das Prinzip des Föderalismus würde die Oberhand bekommen und Toscana in die Gewalt eines Bonaparte fallen. Ich hatte mehr Glauben und machte mich wieder an die Arbeit. Garibaldi übernahm den Titel des Ehrenpräsidenten. Als aber Garibaldi (im Oktober 1859 von Bologna aus, Band III S. 416) die Gränzen der Marken überschreiten wollte, während doch die Annexion Mittelitaliens noch nicht gesichert war, widersetzte ich mich. Einen neuen Krieg mit Oestreich heraufbeschwören, während wir kaum 60,000 Mann hatten, sei eine Thorheit. Man müsse die Nichtintervention benützen und zuvor ein Heer von 200,000 Mann organisiren. Die Nationalgesellschaft folgte meiner Ansicht und Garibaldi nahm als General seine Entlassung. Seitdem wurde ich auch ihr nomineller Präsident. Gegenwärtig zählt die N.-Gesellschaft 284 Comités und ungefähr 3000 Commissariate. (Aber sie hatten nicht mehr dieselbe innere Einheit und Eifer.) Wir, an unserer Methode der Unification festhaltend, wollen jetzt die unmittelbare Annexion Siciliens. Was uns in der nationalen Frage von den Mazzinisten trennt, ist, daß sie sagen: entweder alles, oder nichts! während wir vermittelst der successiven Unification zur Einheit vorgehen wollen."

Hochamte, bei welchem sonst der Statthalter an des Königs Statt, welchem seit der Zeit der Normannenkönige das Recht eines päbstlichen Legaten zustand, jährlich festlich erschien, setzte sich Garibaldi auf den Thron und entblößte sein Schwert, Sinnbild des Gelübdes die Kirche zu schützen. Allein die Altgläubigen betrachteten dieß als Heuchelei und als Profanation, zumal aus Norditalien viele Karikaturen auf die Sacramente, auf den Pabst, auf Priester und Mönche kamen. Das war ein möglichst unsicilianischer, unkluger Aufklärungsfanatismus. Die Cronaca klagt, daß Sicilien mit unsittlichen Romanen und mit Bibeln überschwemmt würde, die von den Protestanten verfälscht seien.

Der neapolitanische Hof hatte die Capitulation Palermos durchaus nicht in der Absicht des Verzichts auf Sicilien abgeschlossen. Zuerst plante man, nach dem Vorgang von 1849, von der Ostküste der Insel aus Westsicilien zurück zu erobern. Allein mittlerweile war Catania, obgleich ein Aufstand der Stadt niedergeschlagen war, von den Neapolitanern geräumt worden. Deßhalb wurden die meisten Truppen von Palermo aus nicht dahin, sondern nach der Umgebung von Neapel übergeschifft. Hier übernahm General Nunziante die Ausführung der Wiedereroberung der Insel und entwarf mit Beirath alter Offiziere, welche mit Wilhelm Pepe 1820 Palermo besetzt hatten, den Plan dazu. Nicht die aus Palermo desorganisirt zurückgekehrten, durch ihre Grausamkeiten den Sicilianern verhaßten Regimenter, sondern 18000 Mann neuer Truppen sollten im Golf von Neapel, in Gaeta und in Messina eingeschifft werden. Man breitete aus, sie würden nach Calabrien gebracht. Aber sie sollten nächtlicher Weise in der Nähe von Palermo zusammentreffen und landen. Wenn die Stadt nicht der Aufforderung zur Uebergabe sofort entspräche, sollte sie von der Land- und von der Seeseite beschossen und blokirt werden. Da Garibaldi den Palermitanern zu Liebe das Castell am Hafen schleifen ließ, war durch ihn selbst ein Hauptmittel der Vertheidigung der Stadt entfernt. Auch hoffte man auf eine Volkserhebung in der Stadt zu Gunsten der Reaktion (Cronaca P. 333 und passim). So sollte die offensive Initiative, das Geheimniß, durch welches Garibaldi die unklare Defensive der Neapolitaner besiegt hatte, jetzt von Neapel aus geübt werden. Die Vorbereitungen wurden mit Energie betrieben. Auch das den 26. Juni vom Könige gegebene Versprechen einer Verfassung war, wie wir sahen, durchaus noch kein Verzicht auf diesen Plan. Aber da es dafür angesehen wurde, brachte es Zwiespalt und Mißverständnisse unter die Generale. Schon zuvor war der Kommandant von Messina, General Clary, nach Neapel gekommen, um dem König seinen Plan zur Wiedereroberung Catanias vorzulegen. Im Vorzimmer des Königs in Portici begegnete er dem Grafen Ludolf, dem langjährigen Leiter der östreichischen Partei in Neapel, wel-

cher jetzt eine Verfassung als das einzige Mittel zur Rettung der Dynastie laut empfahl. Das sei auch die Ueberzeugung seines Schwiegersohns, des die Abruzzenarmee befehligenden Generals Pianell. Clary traf Nunziante beim Könige. Auch Nunziante rieth nachher Clary, sich den Ideen des Tages nicht zu widersetzen (Relazione dei fatti avvenuti in Messina da giugno ad agosto 1860). Clary war eben nichts weniger als ein politischer Kopf. Aber durch die Anrufung der Hilfe Frankreichs, durch die von der constitutionellen Wendung veranlaßten Unruhen in Neapel, durch Veränderung im Ministerium, durch die sich später darein einschleichenden Verräther, d. h. durch die geheimen Förderer der Unification, geriethen die Rüstungen zur Expedition ins Stocken. Mittlerweile wurden die Truppen in Messina durch Gerüchte, welche von beiden Ultraparteien ausgestreut wurden, demoralisirt. Die Desertion riß bei der Besatzung immer mehr ein. Clary wollte vor offizieller Mittheilung aus Neapel die Verfassung noch verheimlichen. Bosco machte kein Geheimniß daraus; ein Schiffslieutenant wollte die constitutionelle Flagge aufpflanzen. Die mannigfaltigen Organe der Polizei, bisher die Herren und der Schrecken der Insel, verschwanden auf die noch übertriebenen Nachrichten, wie ihre Collegen in Palermo zu todt gehetzt würden. Und doch waren auf der Insel noch 30,000 Mann königlicher Truppen, wovon gegen 16000 in Messina. Gleichwohl erklärte Clary nach Neapel, wenn er Stadt und Umgegend, nicht blos die Citadelle gegen den revolutionären Fanatismus behaupten solle, brauche er Verstärkung. Bereits sind die Wasserleitungen abgebrochen, kein Bäcker liefert dem Militär Brod. Auch Geld fehlt. Dazu forderte Garibaldi die Soldaten auf, zu ihm überzugehen: „Meine Herren vom italienischen Heere! Wir müssen ein Heer von 200,000 Mann schaffen. Ich weiß die Freiwilligen sehr zu schätzen. Doch liebe ich es mehr, einen loyalen Hauptmann, welcher sein Handwerk kennt, zum Obersten zu machen, als einen Advokaten, und einen Sergeanten zum Hauptmann, als einen Arzt. Wenn ihr Royalisten seid, so bin ichs auch. König für König ziehe ich Viktor Emanuel, der uns gegen die Oestreicher führen wird, dem Franz Bourbon vor, welcher Italiener gegen Italiener führt. Meine Herren, Sie haben die Wahl. Wir werden auch ohne Sie siegen, aber ich wäre stolz, mit Ihnen zu siegen.“ Die Aussicht auf einen Krieg gegen die Oestreicher war aber wohl für die meisten Neapolitaner nicht lockend. Am 30. Juni befahl der Kriegsminister dem Clary: „laßt euch lieber angreifen, als daß ihr angreift.“ Die Begrüßung der Verfassungsflagge durch Kanonenschüsse wurde von der Bevölkerung, eigentlich mit Recht, als nicht auf sie bezüglich betrachtet. Der sicilianische Revolutionsgeist ward dadurch nur geschürt. Garibaldi beantwortete die Ertheilung der neapolitanischen Verfassung mit dem Ausschreiben der sicilianischen Wahlen. Bis hieher war es verlaufen ganz

wie zu Anfang des Jahres 1848: Revolution in Palermo, auf der Insel bis auf den neapolitanischen Brückenkopf Messina, neapolitanische Verfassung, Ignorirung derselben durch die Sicilianer. Bei Hofe hoffte man, es würde auch weiter gehen wie 1848 und 1849. Aber dießmal stand Italien hinter oder vielmehr vor Sicilien. Auch war der Haß der Neapolitaner gegen die eigenwilligen Insulaner seit 1820 und vollends seit 1849 sehr abgekühlt.

In Folge des früheren Plans der Wiedereroberung der Insel von der Basis der Ostküste aus, obgleich dieser Plan jetzt aufgegeben war, lag ein Theil der k. Truppen noch in den befestigten Halbinseln Siracusa und Agosta (nördlich von Siracusa). Milazzo, auf dem Landwege 3—4 Meilen westlich von Messina, liegt auf der Wurzel einer Halbinsel, welche aus der Nordostküste der Insel nach Norden herauswächst. Es ist eine Stadt von 10,000 Einwohnern, mit einer mittelalterlichen Burg, Festung dritter Klasse, nördlich im Rücken der Stadt. Die Römer haben hier ihren ersten Seesieg über die Karthager erfochten. Den 9. Juli 1860 escortirte die k. Dampffregatte Veloce, da die Landverbindung beider Festungen durch die Banden schon abgeschnitten war, einen Transport Soldaten von Messina um das Nordostcap di Faro nach Milazzo. Von hier fuhr die Veloce (welche, 1848 von der sicilianischen Insurrektionsregierung in England gekauft, den Namen Indipendente geführt hatte, 1849 an Neapel gefallen war) weiter nach Westen. Auch die Mehrzahl der Bemannung wurde vom Kommandanten durch das Vorgeben getäuscht, er habe in Palermo einen Auftrag unter Parlamentärflagge zu besorgen. Als die Veloce am 10. in diesem Hafen Anker geworfen hatte, ruderte der Kommandant Graf Hamilcar Anguissola zum piemontesischen Admiralschiff. Persano berichtet, mit dem Ausdruck eines schweren Seelenkampfs sei Anguissola bei ihm angekommen. Dieser habe ihm erklärt, er unterstelle sich seinem Befehle und pflanze die nationale Flagge mit dem savoyischen Wappen auf, welche, durch Karl Albert gegeben, stets die Unification und Unabhängigkeit Italiens gedeckt habe. Er sei sich der schlimmen, wie der guten Seiten seines Schritts bewußt; er habe zuvor viel mit sich gekämpft, aber die Liebe zum Vaterlande habe endlich gesiegt. Er gestehe aber, daß er dabei viel leide. Persano suchte ihn aufzurichten, erklärte ihm aber, er könne ihn, um nicht seiner Regierung schwere Verlegenheiten zu bereiten, nicht in sein Geschwader aufnehmen. Aber Garibaldi, welcher unter derselben Fahne dieselbe Sache verfechte, könne es. Garibaldi begab sich selbst an Bord der Veloce. Es wurde jedem freigestellt, sich zu entscheiden. Von 138 Mann erklärten sich nur 31, alle Offiziere, drei Steuerleute und einige von der Mannschaft entschlossen, der Sache Italiens zu dienen. Die Uebrigen wurden nach Neapel gebracht. Garibaldi taufte die Veloce in „Tukery", nach dem Namen seines gefallenen

ungarischen Waffengefährten, um. Die Entrüstung bei den Neapolitanern ward dadurch gesteigert, daß der Tukery sofort auf einige neapolitanische Transportschiffe Jagd machte. Die Brüder Hamilcars, der eine Oberst, der andere Major bei der k. Linie, verlangten von Clary die Erlaubniß, um dieses Brandmal, welches ihrem loyalen Familiennamen aufgeprägt sei, mit ihrem Blute möglichst zu reinigen, bei der nächsten ernstlichen Expedition sich als gemeine Soldaten betheiligen zu dürfen. Sie hielten auch bis ans Ende unter der k. Fahne aus. Die ganze Marine war nun bei den Getreuen des Königs anrüchig und zeigte immer weniger Eifer in seinem Dienst. Während immer noch seine Kriegsflotte die weitaus stärkste in Italien war, miethete der König um schweres Geld neun große französische Handelsdampfer, um den Verkehr mit Messina zu unterhalten. Mehrere neapolitanische Marineoffiziere nahmen ihren Abschied in aller Form und traten in piemontesische Dienste.

Als von Neapel die Unterhändler nach Turin abgingen, wurde Clary ermahnt, „in Betracht der günstigen diplomatischen Aussichten", sich auf die Defensive zu beschränken. Kein Wunder, daß seine Pläne wechselten. Nur Oberst Bosco, der Verfassung nicht abgeneigt, erkannte, daß die Truppen nur durch Thätigkeit, durch Kampf vor der völligen Demoralisation bewahrt werden könnten. Zwar entbehrte er schmerzlich der Unterstützung der Flotte, welche bisher nebst den Uferfestungen die Basis der neapolitanischen Truppen gewesen war, zumal er auf einer spitzen Halbinsel zu operiren hatte. Am 15. Juli langte Bosco in Milazzo an. Er wollte die Nordostecke Siciliens bis Barcellona (westlich von Milazzo) behaupten, um dadurch Garibaldi den Uebergang auf das Festland unmöglich zu machen. Aber selbst in den besetzten Städten derselben war, wie Clary am 15. Juli berichtet, die königliche Gewalt nur noch eine Larve (larva, auch Gespenst). Die Beamten alle waren zu Garibaldi übergegangen und zogen die Steuern für ihn ein. Am 17. Juli griff Bosco von Milazzo aus die Truppen Medicis auf der nach Westen führenden Straße an, um sie von ihrer Rückzugslinie ab, gegen das Meer zu drängen. Obgleich die Soldaten sich gut schlugen, gelang es nicht. Bosco soll in Milazzo die sicilianische Verfassung von 1812 verkündet haben. Der telegraphisch von dem Gefecht unterrichtete Kriegsminister mißbilligte den Angriff, welcher ihm Verantwortung zuziehe, da er der Unterhandlungen wegen sich gegen die Mächte zu bloßer Vertheidigung verpflichtet habe. (Den Rapport Boscos, sein Tagebuch und die telegraphische Correspondenz Neapel-Messina s. i. Cronaca von S. 196 an.) So beschloß denn Bosco, sich auf die Vertheidigung zu beschränken. Dazu bot auch die Wurzel der sich nach Norden erstreckenden Halbinsel, etwas vorwärts, südlich der Stadt ein gutes Terrain. Von Meer zu Meer ist es 6000 Schritte breit, sumpfig, mit vie-

len stachlichen Hecken, Mauern, Gehöften, welche zur Vertheidigung eingerichtet wurden. Bosco hatte nur 4600 Mann; da ihm Clary auf seine Bitte um namhafte Verstärkung nur ein Bataillon nachschob. Bosco verbürgte sich im Tagesbefehl bei den Soldaten für die Treue der Offiziere und Unteroffiziere, er warnt sie vor den Verführungen der Mönche und sagt, daß man auf seine Person meuchelmörderische Anschläge hege. Mittlerweile wurde Medici durch einige Tausend Mann verstärkt, welche Cosenz unter piemontesischer Bedeckung westlich um Sardinien herum nach Palermo gebracht hatte. Garibaldi erschien zuerst vor den größtentheils zu Schiff herbeigebrachten Truppen. Er erklärte die Südarmee für geschaffen und ernannte ihre Brigadegenerale. Ihr Reiterregiment bestand vorerst aus zwölf Mann, zur Hälfte Offiziere. Er erklärte das Bajonnet für die Waffe der Söhne der Freiheit. Er befahl, hauptsächlich den Flügel Boscos anzugreifen, um ihn von Messina ganz abzuschneiden. Die 13 Bataillone Garibaldis waren nach dem Garibaldiner Rüstow 4000, nach Bosco 12000 Mann stark. In der Frühe des 20. Juli wurde von den Garibaldinern der Angriff eröffnet. Sie hielten einem Reiterangriff nicht Stand. Indem Garibaldi einem neuen in engen Wegen zuvorzukommen suchte, wurde er persönlich in das Handgemenge und in große Gefahr verwickelt. Er zog aus dem Besitz des Tukery und einiger von diesem genommener neapolitanischer Schiffe jeden Nutzen; er übersah von Bord aus die Aufstellung des Feindes, trieb durch sein Kartätschenfeuer eine aus dem Fort ausrückende Kolonne zurück und ließ einige Mannschaft auf den Höhen landen, welche das Fort von Norden beherrschen. So wurde es seinem Fußvolk möglich, in Einzelgefechten am Mittag bis vor die verbarrikadirte Stadt vorzudringen, da die Neapolitaner keine Schiffe hatten, was sehr entmuthigend auf sie wirkte. Bosco zog sich durch die Stadt nach dem alten Castell zurück. Die Garibaldiner hatten in derselben einige Verluste durch Schüsse von Einwohnern.

Ueber dieses Gefecht ist unglaublich viel, besonders von Alexander Dümas, welcher auf einer Yacht „dem Kampfe der Giganten" zuschaute, in „Romanze und Idylle" gefaselt worden. Um den Glanz ihres Siegs zu verstärken, verkündeten die Garibaldiner, daß auch Baiern und Schweizer gegen sie gefochten hätten. Die Sicilianer hatten sich wenig am Kampfe betheiligt. Garibaldi gab seinen Verlust an Todten und Verwundeten auf 750 Mann an. Er hatte zu Land nur einige Geschütze. Bosco hatte wegen guter Deckung an Todten 2 Offiziere, 38 Soldaten, an Verwundeten 8 Offiziere, 83 Soldaten. Die Offiziere hatten sich offenbar nicht geschont. Er will nur 1800 Mann im Gefecht gehabt haben. Den Neapolitanern fehlte es an Munition und an Material zu Verschanzungen, und stets nach jedem Gefecht an Sanitätsanstalten. Bosco berichtet dem König, die Su-

periorität der k. Truppen, aber die schlechte Beschaffenheit ihrer Feuerwaffe habe sich herausgestellt. Das Feuer währte zwischen Stadt und Castell fort. Bald zeigten sich aber viele Soldaten entmuthigt, zumal da die Brodration auf die Hälfte reducirt werden mußte und selbst gutes Wasser mangelte. Sie drohten, die Thore des Castells zu öffnen und Bosco allein zu lassen. In die alten Mauern wäre leicht Bresche zu schießen gewesen. Bosco wurde von Clary erst zu Unterhandlungen, nach wenigen Stunden zur Ausdauer ermahnt, da die Unterhändler von Turin hoffen ließen, Viktor Emanuel werde Garibaldi Waffenruhe gebieten, wenn außer Messina ganz Sicilien von den Neapolitanern geräumt würde. Am Morgen des 23. Juli wurde Bosco von Garibaldi aufgefordert, die Garnison als kriegsgefangen zu übergeben; er mit den Offizieren sollte nach Neapel abziehen dürfen. Wo nicht, werde er binnen 48 Stunden in die Luft gesprengt werden. Bosco antwortete, lieber werde er sich selbst auf die Mine setzen. Nachmittags kam aus Neapel ein Oberst mit 4 Dampffregatten nebst Vollmacht, über die Kapitulation zu unterhandeln. Diese wurde mit ihm von Garibaldi dahin abgeschlossen, daß die neapolitanische Garnison mit den Kriegsehren, mit Waffen und Gepäck und mit den Geschützen der Gebirgsbatterie abziehen. An Garibaldi werden die 43 Kanonen des Castells mit Zubehör und Munition übergeben. Die Gefangenen und Verwundeten werden ausgewechselt. Ein neapolitanischer Minister sagte uns, man sei mit der Haltung der Truppen und mit der Kapitulation zufrieden. In den 2 folgenden Tagen wurde die Einschiffung nach dem Golf von Neapel vollzogen. Garibaldi soll mehrere (39?) Bewohner Milazzo's haben erschießen lassen.

Unter diesen Umständen richtete Viktor Emanuel am 23. Juli jene Aufforderung an Garibaldi, den Krieg einzustellen. Nicht blos diplomatische Rücksichten bestimmten ihn hierzu, sondern auch die Gefahr eines Bruchs mit Garibaldi, so fern dieser sich weigern sollte, das Eroberte in dem Augenblicke, da Piemont es für geeignet fände, diesem zu übergeben. Am 18. Juli schreibt Cavour an Persano: „Der Weg, den Garibaldi verfolgt, ist voller Gefahren. Seine Regierungsweise und ihre Folgen diskreditiren uns vor Europa. Sollten sich die Unordnungen Siciliens in Neapel wiederholen, so würde die Sache Italiens Gefahr laufen, vor das Gericht der öffentlichen Meinung gezogen zu werden; ihren gewiß gegen uns gefällten Richterspruch zu vollstrecken, würden die Mächte sich beeilen. Verlieren Sie, Admiral, nicht aus den Augen, daß die Momente entscheidend sind; es handelt sich darum, die größte Unternehmung der Neuzeit durchzuführen, indem man Italien von den Fremden, von den schlechten Principien und von den Narren rettet." Garibaldi hatte die Börsen durch ein sicilianisches Anlehen von 16 Millionen Ducati erschreckt, welchem die siciliani-

schen Anlehen von 1849 und von 1850 gleichgestellt wurden. (Die Finanz operationen zu Deckung des starken Deficits s. Cronaca P. 203.) Garibald verzögerte den Bruch mit Turin, indem er vor Milazzo auf den Wunsc Cavours de Pretis zum Vicedictator ernannte.

An Persano, welcher nach dem Treffen mit einigen Kriegsschiffen vo Milazzo vorübergehend erschien, theilte Garibaldi mit, daß er auf Nache auf das Festland überzusetzen gedenke.

Dazu war unumgänglich nothwendig, daß er sich Messinas bemächtige welches Napoleon zum Schutze des Festlandes den Neapolitanern gern er halten hätte. Die neapolitanische Regierung hatte von Anfang des Kampf auf Sicilien an einen Theil ihrer dortigen Truppen lahm gelegt, um diese strategisch wichtigsten Punkt, und zwar die Stadt, nicht blos die stark Citadelle an der breiten Wurzel des Hafendamms zu behaupten. War dahe nicht zu erwarten, daß jetzt Messina, der Schlüssel zu Calabrien wie zu Sicilien, mit äußerster Anstrengung behauptet würde? Schon öfter waren die größten Schicksalsfragen an seinen Besitz gehängt. Vor den Anfang des ersten punischen Kriegs war hier die Frage gestellt worden ob Rom eine italienische Macht bleiben oder die Weltmacht werden sollte Aber war es bei der Demoralisirung der neapolitanischen Besatzung und Flotte möglich, die Stadt Messina zu behaupten? Sicilien erschien den Soldaten als verfluchter, verzauberter Boden. Der constitutionellen Regierung in Neapel war es ein so bitterer Ernst mit dem piemontesischen Bündniß, das der Schild des Festlandes werden sollte, daß ihm kein Preis dafür zu hoch schien. Eine rücksichtslose Vertheidigung mußte die Regierung mit allen handeltreibenden Staaten in schlimme Verwicklungen bringen durch Aufgebung der Stadt hoffte sie deren nachdrückliche Verwendung in Turin zu gewinnen. Am 22. Juli berichtet Clary, Garibaldi habe auf den 25. seinen Einzug in Messina bestimmt, der Verwalter des k. Palastes habe ihm darin Wohnung angeboten. Das Ministerium bevollmächtigt Clary darauf, über die Räumung der Stadt mit Garibaldi zu unterhandeln. Clary antwortet, er habe keinerlei Beziehung zu ihm. Auch die Consuln, den englischen voran, drängen ihn umsonst zur Unterhandlung. Den 25. rückt die Vorhut Garibaldis ohne Widerstand in die Stadt ein. Unter ihren Augen beginnen die nicht in die Citadelle sich zurückziehenden neapolitanischen Regimenter theils nach dem Golf von Neapel, theils nach Calabrien sich einschiffen. Die neapolitanische Marine erweist dazu großen Eifer. So ist auf Befehl des Königs das messinesische Armeecorps aufgelöst. Der neue Kriegsminister Pianell instruirte Clary, dieß geschehe, um die auf Befreiung ganz Italiens durch die vereinten Heere zielende Allianz mit Piemont zu erleichtern (Cronaca nach amtlichen Documenten S. 222) und einen brudermörderischen Krieg zu vermeiden, welcher nur Oestreich zu

gut käme. In diesem Sinne sei zu unterhandeln, ohne daß dabei irgend der Rechte des Königs auf Sicilien, welche die Regierung in ihrer Integrität erhalten wolle, Erwähnung geschehe. Nur die Citadelle mit einigen Hafenforts sei von der Räumung auszunehmen. Den 28. Juli wurde die Kapitulation auf diese Bedingungen hin zwischen Clary und Medici abgeschlossen. Aber Garibaldi weigerte sich, sie zu unterschreiben, um sich für sein weiteres Vorgehen nicht zu binden*), wie denn Tags zuvor, den 27. Juli,

*) Am 24. Juli veröffentlichte Garibaldi, ohne Angabe des Datums, schlauer Weise, die Instruktion, welche er zwei sicilianischen Fürsten, seinen Bevollmächtigten, bei der englischen Regierung gegeben hatte: 1) Restauration der unter Englands Einfluß gegebenen Verfassung von 1812, 2) vollständige Autonomie und Trennung der Insel von der Krone Neapel, 3) Betheiligung Siciliens als unabhängigen Staats unter eigenem Könige. Diese Punkte galten längst für Englands Wünsche. Garibaldi war nie gemeint, damit Ernst zu machen. Aber sie entsprachen den Wünschen der Mehrzahl der Sicilianer.

Uebersichtlich erzählt uns unser deutscher Landsmann (in den Pr. Jahrbüchern Band VI) vom Standpunkt des Civilisten die Erlebnisse Messinas. Wir geben einige Züge daraus. Seit der Kunde von Garibaldis Landung, welcher die officielle Nachricht seiner Vernichtung gefolgt war, und vollends seit der Gewißheit, daß er bereits in Palermo kämpfe, warf man sich in der Verzweiflung der Hoffnung in die Arme, er werde endlich Alles gut machen. Die bestürzten Zöllner der Handelsstadt hatten ihre Thätigkeit eingestellt. Auf seinen Befehl ihre Pflicht für den Staat zu thun, kehrten sie auf ihre Posten zurück. Der Postcurs hatte aufgehört. Auf den Befehl des noch fernen Volkshelden gingen die Posten wieder ab und steckten, sobald sie aus der Schußweite der Citadelle waren, die schützende italienische Tricolore auf. Bang harrte die blühende Handelsstadt, fürchtend bei dem Zusammenstoße der beiden Heere zermalmt zu werden. Die neapolitanischen Jäger hatten, als sie aus dem Castell von Calatafimi ausrückten, trotzig den Garibaldinern zugerufen: auf Wiedersehen in Messina. Allein der neapolitanische Hof erinnerte sich lebhaft, daß im September 1848 die Niederbrennung und Plünderung von Südmessina die Intervention der französischen und englischen Admirale veranlaßt hatte. Die Regierung durfte daher ein Bombardement, welches Millionen fremden Eigenthums zerstören mußte, nicht wagen, wenn sie nicht durch die westmächtlichen Flotten Garibaldis Landung in Calabrien erleichtern wollte. Andererseits konnte Garibaldi nicht daran denken, mit seiner schwachen Artillerie die starke Citadelle zu nehmen. So kam eine Uebereinkunft zu Stande, wodurch die Neapolitaner nur im Besitz der für neutral erklärten Citadelle blieben. Der Jubel galt hauptsächlich der Beseitigung der Gefahr des Bombardements.

So rückte denn Medici, von Garibaldi zum Militärkommandanten der Provinz ernannt, den 26. Juli mit den Vortruppen in Messina ein. Mit Jubel erkannte das Volk seinen Apfelschimmel, ein Geschenk des Königs an den tapfern Oberst Bosco, auf welchem dieser vor 14 Tagen zur Vernichtung Garibaldis aus Messina ausgerückt war. Groß war der Jubel, als am folgenden Tage Garibaldi einfuhr. Seine Offiziere mußten auf Befehl einquartirt werden, während die Mannschaften auf schlechter Streu in den Klöstern zusammengedrängt lagen. Sie erhielten außer Rationen an Brod und Wein täglich und nicht einmal regelmäßig 1½ Sgr. und die Messinesen forderten von ihnen in der Regel unverschämte Preise. Die in der sumpfigen Umgebung der Schanzen Gelagerten verfielen dem Wechselfieber, andere dem Nervenfieber, 560 lagen an der Syphilis in den Spitälern der Stadt. Die Gesunden wurden streng exercirt. Es fie-

in seinem, den Rath des Königs ablehnenden Schreiben dieß verweige
hatte. Daher brach unter den Kanonieren der Forts eine Auflehnung au
welche die Stadt mit Bombardement bedrohte. Clary wurde als Verräth
ausgeschrieen. Allein sie legte sich bald und die Einschiffung ging geordn
vor sich.

Garibaldi befolgte aus Liebe zum Volk, aus Mitleiden mit seiner ve
erbten, ihm durch geistlichen und weltlichen Despotismus tief eingetränkte
Entsittlichung und aus Politik bis zum Uebermaaß den Grundsatz, daß ma
die Menschen bessere, indem man sie behandele, als wären sie besser. Ma
darf sich daher nicht durch das Lob täuschen lassen, welches er besonders de
sicilianischen picciotti spendete, zum Theil wirklichen Knaben und verkom
menem Volk aus dem Innern der Insel, welches die ausgeartete griechisch
phönicische Race darstellte. Alle ihre Offiziere trugen Reitpeitschen, um s
in Ordnung zu halten und ihnen im Gefecht Muth einzubläuen. Sein
ersten Verbündeten auf der Insel, die Squadre, hatte Garibaldi fortgeschick
Sie hatten bei Calatafimi die verwundeten Freunde wie Feinde geplünder
Damit sie nicht als Raubgesindel Städte und Land plünderten, befahl ihne
Garibaldi, ihre Waffen abzugeben. Aber sie weigerten sich dessen, bis Bixi
in Bronte 30 von ihnen erschießen ließ. Eine merkwürdige Sammlung vo
Galgengesichtern aller Nüancen, von der äußersten Häßlichkeit, waren di
200 in grauem Linnen, welche der tapfere, schöne englische Oberst Dunn

---

len wenige Exzesse vor. Die Disciplin Garibaldis stand mit Pulver und Blei de
Plünderungslust gegenüber. Er mußte auch einige wenige Denuncianten justificiren lassen
auf welche, während sie sich über eine Woche in das Asyl des Altars gestellt hatten, de
Dolch solcher, welche mit ihren Familien durch sie ins Unglück gestürzt worden waren
vor der Kirche Tag und Nacht gelauert hatte. Garibaldi trat wieder in die Aufgab
der ältesten Justiz ein, durch einige Todesstrafen die landesübliche wilde Privatrache zu
zügeln. Aber er konnte dieß nur in seiner nächsten Nähe erzwecken, und kaum hatte e
Messina verlassen, als öffentliche Anschläge Proscriptionen solcher, zum Theil angesehe-
ner Männer verkündeten, welche aufgefordert wurden, binnen Wochenfrist sich selbst zu
verbannen, wenn sie nicht vom Dolche getroffen sein wollten. In und um Messine
ließ sich nun das seltsame Freiwilligenheer mustern. Der Kern und besonders der des
Offiziercorps bestand aus Lombarden, zum Theil aus den besten Familien. Sie erhiel-
ten, wenn Geld vorhanden war, täglich 2 Francs, lebten also auf eigene Kosten, in ihrer
alten fashionabeln Gewohnheit und kümmerten sich wenig um das Befinden ihrer Mann-
schaft. Ein höherer Generalstabsoffizier Garibaldis sagte, man wünsche nicht viele Nicht-
italiener als Offiziere, besonders wenn solche nicht eigene Mittel hätten. Italien solle
durch seine eigenen Söhne frei werden und werde nur noch Offiziere aus solchen Na-
tionen aufnehmen, denen man einst bei Befreiung ihres eigenen Vaterlandes helfen könne.
So waren denn Ungarn zahlreich im Heere, Polen weniger. (Dennoch stellten die Mi-
nister Franzens bei Napoleon die Garibaldiner als ein aus Ungarn, Polen, Franzosen,
Engländern bestehendes Interventionskorps dar.) Die Vertreibung der Deutschen aus
Italien galt als der letzte Zweck des Kriegszugs. Auch Südwestdeutsche fanden sich als
Offiziere und besonders als Aerzte.

angeworben hatte und als Kanonenfutter ins Feuer führte. Es waren meist Galeotten aus den Gefängnissen Palermos und ihnen Ebenbürtige. Sie hatten bei Milazzo durch ihr Verschwinden hinter den Kaktushecken Garibaldi in die äußerste Lebensgefahr gebracht. Sie wurden besonders regelmäßig verpflegt, wenn sie aber die Bestie loslassen wollten, so fuhr Dunne mit Revolvern unter sie, feuerte und bearbeitete ihre Köpfe mit dem eisernen Kolben. Die Norditaliener sprachen mit Bitterkeit über den kalten Egoismus, die Unzuverlässigkeit, die Feigheit der meisten Sicilianer. Garibaldische Offiziere versicherten, daß bei Milazzo von 3000 Sicilianern die Hälfte verduftet sei. Die Bürger klagten leidenschaftlich, wenn ihnen ihre Hühner genommen wurden; wenn aber der Thäter mit seiner Beute auf die Stelle geschafft wurde, so erklärten sie, ihn so wenig als das Federvieh zu kennen, betheuerten vielmehr, es sei ein galantuomo. So sehr war durch die Furcht vor blutiger Rache selbst der Egoismus eingeschüchtert. Der Begeisterung für die nationale Sache waren nur wenige Gebildete fähig, vielleicht noch mehr Frauen. Ihnen mochte man es hauptsächlich verdanken, daß sich eine Anzahl freiwilliger Messinesen bei Medici stellten, um in Barcellona eingeübt zu werden. Sie ließen sich aber bald beurlauben, um sich daheim in ihren Uniformen sehen zu lassen. Den 13. August versammelte Medici dieses Bataillon und erklärte ihm, es sollte jetzt auch auf das Festland übergesetzt werden; wer desertire oder stehle, würde sogleich erschossen. Hundert Tapfere seien ihm lieber als tausend Feiglinge. Sie sollten es sich überlegen; wer nicht mitgehen wolle, den werde er entlassen. Tags darauf meldeten sich von einigen Hunderten — 8 zum Abmarsch bereit. Eine Anzahl von ihnen motivirte das Entlassungsgesuch damit, daß sie Barone seien und doch unmöglich mit gemeinem Volk auf demselben Stroh schlafen könnten. Aber es gab einzelne Familien, deren sämmtliche Söhne ausrückten. Die Welt- und Klostergeistlichkeit fand es zeitgemäß, sich dem Garibaldithum freundlich zu bezeigen; reichere Korporationen gaben „freiwillige" Beiträge. Aber die Meisten fühlten, daß der Sieg der nationalen Sache gegen ihr Interesse sei. Im Ganzen machte es auf alle Augenzeugen den Eindruck, daß der verkommene Süden durch den geistig stärkeren Norden besiegt und halb oder ganz wider Willen mit fortgerissen sei. Dieß sind die Aussagen deutscher Augenzeugen.

Das Kriegsgericht in Palermo wie in Messina verurtheilte beinahe täglich wegen Mord und Plünderung. Zum Glück erprobte sich Depretis in Palermo als trefflicher Organisator und Verwaltungstalent. Allein unter den Freiwilligen kamen jetzt immer mehr nicht blos mazziniistische, sondern auch solche Elemente, welche nur im Trüben fischen wollten. Persano bittet daher um eine starke Abtheilung piemontesischer Gensdarmerie. Zum Glück erhielt er sich im Vertrauen Cavours und Garibaldis. Viel schlimmer aber

sah es in den kleineren Städten aus, wo die Einwohner nicht wagten, sell kleinen Banden, zum Theil Resten der aufgelösten Squadre vom April d Morden und Plündern unter politischen Vorwänden zu wehren. In Brom einem Städtchen von 8000 Einwohnern, sollen 40 wohlhabende Bürg gefoltert und getödtet, dann mit ihren Häusern verbrannt worden sein. L porta, Garibaldis Polizeiminister, soll diese Gräuelthäter straflos gelass haben. Ein Liberaler sagte zum Prodiktator De-Pretis: eure Regierur läßt uns die Gewaltregierung des k. Polizeimeisters Maniscalco zurückwü schen. Besonders Nino Bixio schritt mit Garibaldinern energisch ein ur proklamirte Standrecht und Entwaffnung.

Dagegen nehmen sich denn die Dekrete des Prodiktators sehr blaß au Am 3. August verkündigte er die piemontesisch-italienische Verfassung; al Behörden sollten ihr und dem König Treue schwören, also Annexion oh Plebiscit. Die italienische Lira wird gesetzliches Zahlungsmittel. Die Flagg und das Wappen Italiens gilt auch für Sicilien. Der Geistlichkeit wi eine besondere Steuer auferlegt; die eingezogenen Güter der Jesuiten un der Liguorianer sollen zumeist dem Volksunterricht dienen. Nichtsdestow niger herrschte ein wahres Babylon von unitarischen und partikularistische von radikalen, liberalen, conservativen Programmen oder vielmehr Wür schen. Garibaldi wollte mit der politischen Entscheidung warten. Er sagt zu Clary, er wolle keinen Waffenstillstand; er sei entschieden für die Einhe Italiens, zuerst wolle er das Königreich Neapel vom Hals schaffen, inde er entweder den König vertreibe, oder ihn Viktor Emanuel unterordn Sofort wolle er den Pabst und dann Venetien angreifen, endlich Nizza den Napoleon nehmen. Den Engländern versprach er, Italien werde ihr starke Verbündeter gegen die napoleonische Politik sein. Die Cavourianer wollte sofortige Annexion Siciliens. Liberale Partikularisten wollten den Grafe von Syracus, den Oheim des Königs, zum König von Sicilien, einig den Herzog Bourbon von Parma, Andere den Prinzen Napoleon. Wenig wünschten Sicilien mit dem constitutionellen Neapel zu vereinigen. Di zahlreichste, aber muthloseste Partei waren die Restaurationsleute. Die In dipendisten Torrearsa und Cordova waren sicilianisch nationalliberal, si verlangten bedingungsweise Annexion mit Sonderrechten für Sicilien. Si kannten ihre Sicilianer und sahen voraus, daß, wenn den insular-particu laristischen Elementen nicht ein Spielraum gewährt werde, gegen die ein heitliche Fieberhitze eine scharfe Reaktion eintreten müßte. In der Umgebung Garibaldis waren die tapfern Degen Medici, Cosenz, Malenchini für bal dige Annexion, die Civilisten Crispi, Bertani, Mordini für die Republik und höchstens, wie d'Azeglio sich ausdrückt, für den provisorischen König.

Waren diese Parteibildungsansätze nicht ein Zeichen, daß die Laven be reits zu erkalten anfingen? daß es für Garibaldi Zeit war, weiter zu gehen?

Auch Cavour wünschte dieß, schon weil Garibaldi und seine republikanischen Principienreiter alles Verwaltungstalents und aller einschlagender Erfahrungen baar waren. Garibaldi wurde durch einzelne Veranlassungen und meist edle Aufregungen fortgerissen, phrasenhafte Verordnungen zu erlassen. Nach der Ausführung wurde nicht gefragt. So war denn die Gefahr schon hereingebrochen, daß außer dem inneren Chaos auch das äußere alles ergreife. Das war die Basis der Aktionspartei für die Befreiung Italiens bis in die Alpen!

Die mit dem 6. August beginnende zehntägige Abwesenheit Garibaldis von der Insel (in Cagliari) haben wir an anderer Stelle (Abschnitt 40) erzählt.

In dieser ganzen sicilianischen Zeit nimmt sich die seiner guten Sache kühn vertrauende Handlungsweise Garibaldis, welcher mit offenem Visir dem übermächtigen Bourbon auf den Leib geht, freilich ehrenhafter aus, als die List Cavours, welcher, wie d'Azeglio sagt, damit doch niemand täuschte und nur verursachte, daß niemand niemanden mehr aufs Wort glaubte, als vielleicht Garibaldi. Dieser hatte es leichter, offenes Spiel zu spielen, „er hatte keinen Gesandten in Neapel". Cavour pflegte nachher den Vorwurf der Heuchelei lächelnd mit dem Worte abzuschütteln: wir waren eben die Schwächeren. Er schreibt am 7. Juli an Persano: „Sie können Garibaldi versichern, daß ich nicht weniger als er entschlossen bin, das große Unternehmen zu Ende zu bringen, daß aber zum Gelingen nöthig ist, in Uebereinstimmung, aber doch auf verschiedene Weisen zu operiren." Das Verhältniß des Königs und Cavours, Garibaldi gegenüber, war ein durchaus offenes, das des Königs und Garibaldis war das des persönlichen Vertrauens. Der König nahm wie ein Freund auf Garibaldis persönliche Abneigungen zarte Rücksicht und wollte ihm keinen Vertrauensmann aufdrängen. Cavour, dem immer die unangenehmsten Sachen blieben, war bereit, rechtschaffene Demokraten wie Valerio, dazu zuzugestehen, aber entschieden keinen Mazzinisten. Cavour hielt Garibaldi auch auf dem Laufenden mit seinen unvermeidlichen diplomatischen Schritten, welche dieser ihm mißdeuten konnte. So schrieb er am 7. Juli, als die neapolitanischen Unterhändler in Sicht waren: „Wir haben auf die Vorschläge Neapels geantwortet, ehe wir in irgend eine Unterhandlung einträten, müßten wir vom Könige Franz verlangen, daß er das Recht der Sicilianer anerkenne, über ihr Schicksal zu entscheiden, was auf den Verzicht auf Sicilien hinausläuft. Mehr konnte man in den jetzigen Verhältnissen nicht thun. Ob der König zustimme, oder sich weigere, so ändert dieß nichts am definitiven Ausgang." Wenn Cavour dem natürlichen Gang des Schicksals nur die Wege zu ebnen suchte, so war er aber auch der Mann, den toll gewordenen Pferden im Nothfall in die Zügel zu fallen. Als es gegen Mitte Juli schien, als ob es zum

Conflikt zwischen Piemont und Garibaldi kommen wollte, befahl Cavour Persano, in diesem Fall die garibaldischen Kriegsschiffe, mit Hilfe der piemontesisch gesinnten Marineoffiziere derselben, Garibaldi zu entziehen und dem piemontesischen Geschwader einzuverleiben. Zum Glück wurde Garibaldi lenksamer, sobald er bei Milazzo ins Feuer kam und Depretis sich mit ihm verständigt hatte.

Zweiundvierzigster Abschnitt.

Die innere Krisis, Cavours neapolitanische Politik, Garibaldi in Neapel.

Cavour und Garibaldi führten ihre Waffen gegen das Königreich beider Sicilien in dem Glauben, daß sie die Vollstrecker der Rathschlüsse der Vorsehung, des Schicksals, des Weltgeistes seien. Dieser Anschauung gibt ein Brief des mehr gewissenhaften als geistreichen Ricasoli an Persano vom 17. Juni 1860 Ausdruck: „Mit offenen Armen erwarte ich die Nachricht, daß Du in Neapel Herr der Flotte eines Königs seiest, dessen Zeit abgelaufen ist. Der Verzug erscheint mir gar zu lang. Jetzt ist es eine Nothwendigkeit für Alle, Italien zu machen. In dem einigen Italien besteht die erste Bedingung der Ruhe Europas, mag man es vom politischen, wie vom civilisatorischen Standpunkte aus ansehen. Niemand kann den Rathschlüssen der Vorsehung Widerstand leisten und die Italiener von heute erfüllen diese Rathschlüsse. Italien, wie es war, kann nicht mehr fortbestehen; es war eine Anomalie, ein künstliches Werk, Eigenthum des Pabsts und einiger Fürsten. Keiner von ihnen verstand, gerecht oder weise zu sein. Seit Jahrhunderten litten die Völker. Heute sind sie ihrer Langmuth müde, ja sie schämen sich, so lange geduldig zu tragen und sie sprechen ein schreckliches: Genug! aus. Und Pabst wie Könige und Fürsten müssen aufhören, zum ungeheuren Gewinn für den Frieden der Welt. Die Religion, die Sittlichkeit und die Civilisation haben die Bestimmung, an Glanz zu wachsen mit der Wiedererstehung Italiens, mit seiner Unabhängigkeit unter einem tapferen Könige. So werden die Rathschlüsse Gottes in Erfüllung gehen." Denselben Glauben hegte schon vor einem Jahrzehnt in schwerer Zeit d'Azeglio (Brief an Lord Minto vom 19. August 1851, scritti postumi di M. d'Azeglio per M. Ricci. Firenze 1871. P. 189), ja vor ihm Gioberti und Balbo. Jetzt aber schien der Tag der Erfüllung, des Schauens angebrochen. Bürgerkrieg und List erschienen, als in majorem Dei gloriam, zur Vollziehung der göttlichen

Rathschlüsse, von dem Gewissen der Menschheit absolvirt. Bürgschaft d
für gab die öffentliche Meinung der gebildeteren Klassen der civilisirte
Nationen. Besonders stark waren die Sympathieen der Engländer. D
Blätter Palmerstons und Russels schwärmten für Garibaldi. An der Spit
einer Subscription stand Lady Palmerston. Styles organisirte einen „Ve
gnügenszug" nach Sicilien für Liebhaber, welche gelegentlich für die Sac
Italiens kämpfen wollten. „Wie kann man jemanden verhindern, de
Aetna zu besuchen?" scherzte Palmerston im Parlament. Wenn die Volks
stimme Gottes Stimme ist, so ließ diese, zumal in Oberitalien, an Deut
lichkeit nichts zu wünschen übrig. Die „guten Bürger" hatten anfang
Garibaldis Expedition als einen Narrenstreich bekämpft und bespöttel
Als aber Palermo genommen war, und man sich allgemein von der ge
heimen energischen Unterstützung durch Cavour überzeugte, so wollten si
das Versäumte nachholen und die Aktionspartei überbieten. Nur in Pie
mont blieb man etwas kühler; von hier gingen wenige Freiwillige ab
Aber in der Lombardei war eine Sturmfluth von Begeisterung. Wi
fühlten uns daselbst mit unserer Cassandraweisheit, das kaum aufgebaute
noch nicht trockene oberitalienische Königreich werde durch den sofortige
Aufsatz des Südens tiefe Risse bekommen, sehr fremd. Die Desertione
im Heer, um zu Garibaldi zu kommen, gefährdeten die eben wurzelnd
Disciplin der neuen Regimenter. Erst Mitte Juli schritt namentlich Farin
streng ein. Die Municipalitäten, auch Turin, verwilligten ansehnlich
Geldmittel. Ueberall wurde gesammelt. Doch waren, wenn man die gro
ßen Gaben einzelner Familien abzieht, die Beträge nicht übergroß. De
Nationalverein brachte 521,000 Lire zusammen. Die Beiträge der Aktions
partei sind uns nicht bekannt. Sie bezahlte mehr mit ihrer Person. Di
specificirte Zahl der für Sicilien geworbenen Freiwilligen beziffert sich au
8 bis 9000. Dazu kamen die gegen den Kirchenstaat Geworbenen. Es
war kein Wunder, daß sich die Presse in Ueberschwenglichkeit und Auf
schneiderei zu überbieten suchte. Die illustrirten Witzblätter waren des
übermüthigsten Humors. Sie hatten die im Frühjahr 1859 beobachtete
Disciplin und Discretion vergessen. Die Zeitung des Turiner Kleinbürg
gers, die gazzetta del popolo di Torino, berichtete aus Genua im Juli
„Im königlichen Marinearsenal von Genua sind 48 Kanonen gestohlen
worden. Die Diebe waren so glücklich, im Hafen die Brotzen dazu zu
finden. Eine große Menge Geschosse ist in den Diebstahl einbegriffen.
Die Pulvermühle von Cornegliano bietet eine noch absonderlichere That
sache: hier ist die Plünderung in Permanenz; Patronen, Kanonenladun
gen werden geraubt, daß es ein Vergnügen ist zuzusehen. Denn jeder
kann es sehen. Montag Nacht fuhr hier die 1200 Mann starke Expedi
tion Cosenz ab. Wer weiß, ob sich die Kanonen nicht im Ballastraum

einiger Schiffe der Expedition befinden. In den letzten Tagen liefen noch andere Schiffe mit Bewaffneten aus. Es scheint, daß der Scherz noch nicht enden wolle." Die patriotischen Diebstähle, wenn auch zum Theil von Cavour befohlen, konnten nicht dazu dienen, die Gewohnheit der Treue und der Ordnung in der Verwaltung zu befestigen.

Von größter Wichtigkeit ist der Brief Cavours an Persano vom 28. Juli (von N. Bianchi 1863 in der Mailänder Zeitung veröffentlicht): „Ich bin erfreut über den Sieg bei Milazzo, welcher die italienischen Waffen ehrt und beitragen muß, Europa zu überzeugen, daß die Italiener jetzt entschlossen sind, zur Wiedereroberung des Vaterlandes und der Freiheit das Leben zu opfern. Ich bitte Sie, dem General Garibaldi meine aufrichtigen, warmen Glückwünsche auszudrücken. Ich sehe nicht ein, wie man ihn nach einem so glänzenden Siege verhindern könnte, auf das Festland überzugehen. Es wäre besser gewesen, wenn die Neapolitaner das Werk der Wiedergeburt vollzogen oder doch begonnen hätten; da sie aber das nicht wollen oder sich nicht rühren können, so lasse man Garibaldi nur machen. Das Unternehmen kann nicht halbwegs stehen bleiben. Die auf Sicilien aufgepflanzte nationale Fahne muß durch das Königreich (immer: Neapel) hinaufziehen und sich längs den Küsten des adriatischen Meeres entfalten, bis sie die Königin dieses Meeres (Venedig) deckt. Rüsten Sie sich also, mein lieber Admiral, sie auf den Bastionen von Malamocco und von St. Marco mit eigner Hand aufzupflanzen. Sagen Sie meine Glückwünsche auch Medici und Malenchini, welche sich vortrefflich gehalten haben."

Während Garibaldi nur die Mittel zum Uebergang ins Auge faßte und in lebhaftem Verkehr mit den Revolutionscomités in Neapel stand, hatte Cavour die Wetterzeichen am politischen Horizont zu beobachten. Den 19. Juni schreibt er an Lafarina: „Die Diplomatie ist nicht gar zu lästig. Rußland hat viel Lärm gemacht, Preußen weniger. Das Parlament (das englische?) hat viel Verstand." Die Einnahme Palermos betäubte die Höfe. Aber nicht Sicilien, die Gefahr für das Festland erweckte ihre ernsten Besorgnisse*).

*) Die deutschen Fürsten befürchteten, Cavour habe sich mit Napoleon verständigt, um in Italien Oestreich, am Rhein Deutschland zu überfallen und zu berauben. Vom 16. bis 18. Juni trafen der Kaiser Franz Josef und der Prinzregent von Preußen, sämmtliche Könige der vier deutschen Mittelstaaten in Baden zusammen, um die Maßregeln zum Schutz der Integrität Deutschlands zu besprechen. Napoleon überraschte sie hier durch seinen Besuch und betheuerte seine friedliche Gesinnung. Der König von Württemberg erklärte im Namen der übrigen Fürsten, er werde eine Verständigung zwischen Oestreich und Preußen zu vermitteln suchen. Sie seien bereit, in der Militärverfassung des Bundes (und in der Heeresführung?) Bestimmungen anzunehmen, welche den Wünschen Preußens einigermaßen entsprächen. Oestreich war es immer darum zu thun, die Waffen Deutschlands zum Schutz auch seiner außerdeutschen, namentlich seiner italienischen

Auf die Bitten deutscher Fürsten richtete der Czar die Aufforderun energisch einzuschreiten, an Napoleon. Es war leicht einzusehen, daß Oe reich, von Garibaldi offen in Venetien bedroht, in größter Versuchung sta dessen Angriff nicht abzuwarten, sondern, wo möglich mit Hilfe Deutsc lands, sich auf die Lombardei zu werfen. Dieß hätte das junge Königre Oberitalien in die größte Gefahr gebracht. Daher hatte England diese G fahr zu beschwören gesucht, indem es Oestreich den Vorwand dazu zu bene men suchte. Es rieth im Juli in Turin dringend, jene Unterhandlung mit Neapel nicht zu verweigern und einen sechsmonatlichen Waffenstillsta bei Garibaldi zu vermitteln, so daß die Neapolitaner in Messina und in d Festungen der Ostküste blieben. (S. Bottalla-Gavard I S. 312.) Nac dem König Franz am 15. Juli dieses Zugeständniß abgelehnt hatte, gab am 20. seine Zustimmung, da Napoleon den Waffenstillstand als Neap günstig empfahl. Allein an diesem Tage siegte Garibaldi bei Milazzo un Messina war nicht mehr zu halten. Die Ermahnungen Russels an Cavo kamen also zu spät. England hatte dadurch auch Frankreich von einem Vo gehen abhalten wollen. Denn auch für dieses wäre ein Einfall Oestreichs d größte Verlegenheit gewesen, besonders wenn Oestreich durch einen italieni schen Einfall in den Kirchenstaat den Vorwand dazu erhielt. Deßhalb hatt Cavour, wie wir sahen, die Freischaaren Piancianis an einem solchen ver hindert. Dabei gab die Diplomatie den Ausschlag. Im Uebrigen hinkte si hinter den Ereignissen drein. Cavours Unschuldsmaske war mittler Weil sehr durchsichtig geworden. Er hielt sie aber immer noch vor. Offenba hatten die diplomatischen Einmischungen vor allem die Folge gehabt, da die militärische Aktion Neapels widerspruchsvoll und energielos war. Gari baldi aber hatte sich nicht darum gekümmert. Es war seine Stunde und e nützte sie energisch aus. In diesen Wochen war kaum an eine gemeinsam diplomatische Aktion Englands und Frankreichs zu denken. Die italienisch Frage schien einen Augenblick durch die Ermordung der Christen in Damaskus verwickelter oder in den Hintergrund gedrängt werden zu wollen. Die orienta lische Frage schien zwischen England und Frankreich zum Ausbruch zu kommen. Indem Palmerston den 23. Juli vom Parlament 11 Millionen Pfund zur

Besitzungen zu verwenden, ohne jedoch Preußen auch nur das Kommando über die nord deutschen Bundestruppen zu überlassen. Den 14. Juni hatte de Martino jene Audienz bei Napoleon gehabt. Napoleon zeigte sich geneigt diese Frage, welche mit der kirchen staatlichen so genau zusammenhing, zu einer europäischen zu machen. Die Cronaca ver sichert, dieß sei versucht worden (S. 326), indem man den Franzen verschwägerten König von Bayern und den Prinzregenten von Preußen, sich an seinen Legitimismus wendend, zu veranlassen gesucht habe, in Baden zu Gunsten des Königs von Neapel zu sprechen. Diese hätten auch nebst dem Könige von Württemberg ihre guten Dienste bei den Kabi netten von Paris und London versprochen. Der König von Bayern habe den König von Württemberg gedrängt, die Sache des Bourbon dem Czar nachdrücklich zu empfehlen.

Verstärkung der Flotte und der Küstenvertheidigung verlangte, sprach er die Befürchtung einer französischen Landung aus. Um so mehr wurde, wie im Krimkriege, Preußen umworben. Den 26. Juli hatte der Kaiser von Oestreich mit dem Prinzregenten von Preußen eine Zusammenkunft in Teplitz. Der neapolitanische Gesandte berichtet den 30. Juli aus Paris: In Teplitz hat Oestreich von uns gesprochen und in Erwartung unserer Allianz mit Piemont hat es Preußen das Versprechen abgenommen, daß es von Frankreich verlange, Garibaldi am Sturz unserer Regierung zu verhindern. Heute hat Preußen (in Paris) diese unsere Forderung gestellt. (Cronaca P. 327.) — Es scheint aber, daß Preußen Oestreich seine Hilfe gegen die italienische Bewegung nur für den Fall in Aussicht stellte, daß sich in dem östreichisch-italienischen Streit eine dritte Macht (Frankreich) einmischen würde*).

Diese möglichen unabsehbaren Verwicklungen hätten wohl einen andern Staatsmann zur Vorsicht gemahnt. Aber Cavour machte es wie der kecke Schiffer, welcher bei aufsteigendem Gewitter aus dem Hafen ausläuft, um den Sturm zur Fahrt zu benutzen. Namentlich in N. Bianchis Cavour wird versichert, Cavour habe im August einem nahen Kriege mit Oestreich entgegengesehen und deßhalb Garibaldi gespornt, wo möglich noch zuvor dem neapolitanischen Königreich ein Ende zu machen. Wir haben aus dem Briefe Cavours vom 28. Juli ersehen, daß er nicht nur dieß that, sondern daß er die monarchisch-unitarische Partei in Neapel zu einer Erhebung anfeuerte, bisher aber ohne Erfolg. Diese besonnene Partei hatte wiederholt in Neapel vor einem Ausbruch gewarnt und dadurch ihren Einfluß bei den längst dazu Geneigten verloren. Ohne diese konnte jene nur intrigiren. Es war aber Cavour sehr darum zu thun, daß der Bourbon durch die Neapolitaner selbst fortgeschreckt werde, damit nicht die Aktionspartei allein dieß thue. Denn dann

*) So geheim die Besprechungen in Teplitz blieben, so war es doch Bismarck, Gesandten in Petersburg, nicht unwahrscheinlich, daß dabei zwar kein schriftlicher Garantievertrag rücksichtlich Venetiens geschlossen wurde, daß sich aber der Prinzregent mündlich gebunden habe, Oestreich unter allen Umständen dann beizustehen, wenn es von Frankreich in Italien angegriffen würde; sehe sich Oestreich zum Angriff genöthigt, so sei die preußische Einwilligung erforderlich, wenn sein Beistand erwartet sein soll. „Diese Version," schreibt Bismarck, „klingt unverfänglicher, als sie es in der That sein würde. Hat Oestreich die Sicherheit, daß wir für Venedig eintreten werden, so wird es den Angriff Frankreichs zu provociren wissen, wie denn schon jetzt behauptet wird, daß Oestreich seit Teplitz in Italien dreist und herausfordernd auftrete. Seit der garibaldischen Expedition geht die wiener Politik dahin, es in Italien so schlimm wie möglich werden zu lassen, damit dann, wenn Napoleon selbst für nöthig finden werde, sich gegen die italienische Revolution zu wahren, allseitig eingeschritten und der frühere Zustand annähernd hergestellt werde. Diese Rechnung mit und auf Napoleon kann sehr trügen; wie es scheint, hat man sie deßhalb seit Teplitz aufgegeben und hofft auch gegen Napoleon zum Ziel zu gelangen. Die unruhige, gereizte Leidenschaft der östreichischen Politik bringt auf beiden Wegen den Frieden in Gefahr." (S. Quades Bismarck.)

stand Garibaldi in Gefahr, auf Anrathen seiner radikalen Freunde, auch Neapel zu verwirren und die Annexion Viktor Emanuel vorzuenthalten. Im Fall eines Kriegs mit Oestreich wäre es ein großes Unglück für Italien gewesen wenn die Truppen Norditaliens unter Viktor Emanuel, die unorganisirte Streitkräfte Süditaliens und die Freischaaren in Garibaldis Hand gelegen wären. Diese hätten durch einen Angriff auf Rom auch Frankreich zum Feinde Italiens gemacht. Das ist „der Neid Cavours auf Garibaldi", gegen welchen sich die Aktionspartei so sehr ereiferte. Sie verschwieg die Sendung von Hilfsmitteln, welche Cavour Garibaldi zur Beschleunigung des Uebergangs verschaffte. (Cronaca P. 241.)

Nicht ohne Theilnahme kann man die Lage des jungen Königs betrachten, an welchem jetzt die Sünden der Väter heimgesucht wurden. Die altabsolutistische Partei war mit der Königin-Mutter nicht verschwunden. Wie uns einer der ehrlich national-constitutionellen Minister auseinandersetzte, wollte jene Partei nicht, daß diese Minister den König retteten, weil damit die Verfassung befestigt worden wäre. Sie wollte es lieber auf's Aeußerste ankommen lassen, lieber die Revolution in den Straßen Neapels siegen sehen, in der Hoffnung, dann mit Hilfe der Unordnung die Restauration des Absolutismus schließlich durchzusetzen. Mehrere Schilderhebungen der radikalen Partei in den Provinzen wurden ohne Mühe unterdrückt. Aber ihre Hoffnungen stiegen, als um den vierten August die Unterhandlungen in Turin als erfolglos aufgegeben werden mußten — eine große Enttäuschung für die meisten ehrlichen Minister, deren Politik damit in der Basis erschüttert wurde. Indeß hatte der König Mitte Juli eine Probe gut bestanden. Die Truppen sollten auf die Verfassung beeidigt werden. Etwa 100 Soldaten der Garde, welche in der Hauptstadt lag, durchzogen unter Hochrufen auf den (absoluten) König die Straßen. Die Minister boten dem König ihre Entlassung an. Aber er ließ die Besatzung ausrücken, sprach ihr von ihrer neuen nationalen Bestimmung und sie legten den Eid auf die Verfassung ab. Aus der Polizei wurden die verhaßtesten Personen ausgestoßen; es scheint aber der reaktionären Partei gelungen zu sein, dafür nicht wenige ihrer Klienten einzuschieben. Franz hatte es große Selbstüberwindung kosten müssen, in sein constitutionelles Ministerium alte Militärs zu nehmen, von denen einer sich 1848 bei der Vertheidigung von Venedig ausgezeichnet hatte, der andere für einen Müratisten galt. Und Mürat rührte sich jetzt auch wieder, als Prätendent, indem er erklärte, er wolle sich nicht aufdrängen, er würde aber, wenn er von der Majorität gerufen werden sollte, erscheinen und dann wäre die Bundesgenossenschaft Frankreichs Neapel gewiß. Natürlich bekannte er sich zum national-liberalen Princip. Napoleon III. verläugnete seinen Vetter.

Weitaus die meisten Minister hielten getreu zur Sache des constitutio-

nellen Königs und der neapolitanischen Selbstständigkeit unter piemontesischer Hegemonie. Nur ein Verräther war in ihrer Mitte, Liborio Romano, ein alter Liberaler, ein Verräther aus Aengstlichkeit. Er hatte nach langjähriger Advokatenpraxis zuerst als Chef der zu reformirenden Polizei der Hauptstadt und jetzt als Minister des Innern die wichtigsten Fäden in der Hand; ihm waren die Hoffnungen der Kamarilla auf einen reaktionären Lazzaroniaufstand bekannt. In dem von 1799 waren Vorfahren von ihm gemartert worden. Er hätte gern den König, nach dem Wunsche Cavours, ehe Garibaldi erschien, durch eine Demonstration fortgetrieben, um den Piemontesen die Hauptstadt zu übergeben. Der Wandel sollte wo möglich ohne Kampf und Blutvergießen vor sich gehen. Damit hätte er auch den Wunsch der Mehrzahl der Neapolitaner erfüllt; auch nachher wurde er von derselben als ihr Mann gerühmt. Sie hätten es am liebsten mit angesehen, wenn ein leichter Luftzug ihnen die Freiheit wie eine reife Orange hätte in den Schoos fallen lassen. Wir wissen Folgendes aus dem Munde der Betheiligten: der schlaue Liborio Romano hatte Besprechungen mit den Führern der monarchisch-liberalen, unitarischen Partei in Neapel, welche, wie er, die Bourbonen für unreformirbar haltend, sich Cavour zuwandten. Seine ehrlichen Collegen erfuhren dieß und traten vor den König mit der Forderung, daß er L. Romano die Entlassung gebe. Der König aber sagte ihnen, er wisse längst um alle Schritte Romanos; dieser thue sie im Einverständniß mit ihm und halte ihn stets auf dem Laufenden. So allein könne man den Wühlereien begegnen. Umsonst wurde der König von seinen getreuen Räthen gewarnt. Das war die alte jesuitische Kunst der Bourbonen, durch Verräther den Liberalen eine Grube zu graben. Dießmal sollten sie selbst hineinfallen. Cavour nahm keinen Anstand dieselben Mittel anzuwenden; aber er war entschlossener und feiner als Franz und hatte vereint mit Garibaldi die nationale Strömung für sich.

Die Amnestie öffnete den in Piemont italianisirten Verbannten und Flüchtlingen von 1849 Neapel wieder, wo sie im ersten Augenblick noch als Märtyrer hochgehalten wurden. Durch elfjährige Entbehrungen erbittert, fühlten sie durchaus keine Dankbarkeit für ihre Rückberufung, sie sahen darin nur einen Akt der Noth und der Angst. Sobald diese vorüber sei, werde die Tigertatze wieder die Opfer fassen. Viele fühlten sich zwar größtentheils sehr als Neapolitaner, sie hofften, Neapel werde im italienischen Staat sein Gewicht geltend machen, wenn es im Kampfe gegen Oestreich seine Schuldigkeit gethan hätte. Den 20. Mai 1861 sprach der alte radikale neapolitanische Abgeordnete Ricciardi im italienischen Parlament: „Kaum war ich mit meinem Freunde in Neapel angekommen, so fühlten wir, unsere Hauptpflicht sei, alles aufzubieten, daß das neapolitanische Heer intakt bleibe. Nach meiner Ueber-

zeugung war die Zerstörung dieses schönsten Heeres ein ungeheures Unglü
In diesem Sinne machte ich, auf die Gefahr hin erschossen zu werden,
den Kasernen Propaganda. Allen Offizieren sagte ich: eure militärisc
Ehre ist gerettet, da ihr euch auf Sicilien gegen Garibaldi geschlagen hal
Nun ihr daheim seid, müßt ihr es machen wie das toscanische Hee
welches am 27. April 1859 es so angriff, daß Angesichts seiner schön
Haltung der Großherzog freiwillig sich entfernte. Die Offiziere antwo
teten mir: wir wären dazu bereit, aber unsere Soldaten sind so fanatisi
daß sie uns erschießen würden. Dieß ist eine der Hauptursachen, weßhal
eine Militärauflehnung unmöglich war; es wäre besser gewesen, Garibal
hätte in Neapel eine Revolution auf den Beinen und ein unversehrtes He
getroffen. Aber nach meiner Ansicht hätte Garibaldi ohne die Arbeit di
ser Offiziere, ohne unsere Arbeit, nie in Neapel, einer Stadt von einer hal
ben Million Einwohner mit 4 durch 8000 Soldaten vollgepfropften Castel
len, einziehen können. Eine schöne Zahl Offiziere und wir Liberalen habe
ihm die Thore Neapels geöffnet."

Mag es uns noch so sehr anwidern, die mit allen Mitteln erzielte Un
tergrabung eines, wenn auch sehr wenig auf sittlichen Grundlagen ruhen
den Staats und den Verwesungsproceß desselben näher zu betrachten, s
müssen wir uns doch, wie ein Anatom, dieser Pflicht unterziehen. Daß i
Neapel die seit Jahrhunderten gehegte Entsittlichung zum Ausbruch kam
war nur eine Naturnothwendigkeit. Um so größer aber wird unser Be-
dauern sein, daß auch der neue Staat durch entsittlichende Mittel begrün-
det wurde.

Das Materiel zur Schilderung des Zusammenbruchs des Staats, wel-
cher nur noch ein in allen Fundamenten und Mauern zerrissenes Gebäude
mit einer aufgeklebten constitutionellen Affiche war, liegt reichlich in Per-
sanos Diarien vor. Selbst Persano fühlte sich öfters gedrückt durch seine
zweideutige, scheinbar unthätige Stellung. Ein Brief Cavours vom 30.
Juli trug ihm auf, zwei Kriegsschiffe in die Meerenge von Messina zu
schicken, um den Uebergang Garibaldis zu decken, ohne jedoch durch ihre
Nähe bei Gefechten Oestreich einen Kriegsvorwand zu geben. Verabredun-
gen mit neapolitanischen Marineoffizieren ließen hoffen, daß diese Gari-
baldi bei der Ueberfahrt blos pro forma Schwierigkeiten machen würden.
Persano sollte sich von Sicilien sofort auf der Maria Adelaide in den Ha-
fen von Neapel begeben. Die eigenhändige Instruktion durch Cavour lau-
tet: „Ihre angebliche Aufgabe daselbst ist, daß sie sich zur Verfügung der
Prinzessin von Syracus, der Schwester des Prinzen von Carignan, also
Base unseres Königs, stellen. Ihre wirkliche Aufgabe ist, zum Gelingen
eines Planes mitzuwirken, welcher in Neapel den Sieg des nationalen
Princips ohne mazzinistische Dazwischenkunft bezweckt. Hauptakteure dabei

müssen der Minister des Innern und ..... sein. Sie werden mit diesen Persönlichkeiten durch Baron Nisco bekannt gemacht werden. Handeln sie dabei mit der größten Umsicht, indem Sie denselben jedoch Vertrauen und Kühnheit einflößen. Der Minister, weil er ein alter Liberaler, Unitarier, erprobt und honett ist; ....., weil er uns soviel in die Hände gegeben hat, daß..... wenn es nöthig ist. (In einer Abschrift des Orginalschreibens wird der General Nunziante namhaft gemacht und heißt es weiter „daß man ihn hängen lassen könnte, wenn —.) Der Tanaro, welcher mit Lebensmitteln in Neapel anlangen wird, hat Flinten an Bord, welche Sie zu Verfügung des Ministers stellen werden. Wenn die Bewegung gelingt und der König entwischt, so übernehmen Sie nur den Oberbefehl der ganzen (neapolitanischen) Flotte mit der Erklärung, daß es geschehe, um ihre Auflösung und Unordnungen zu verhindern. Rufen sie auch den Tukery unter einem guten Vorwande herbei. Ich werde Ihnen Tag für Tag Instruktionen durch den Telegraphen schicken. Sie werden in Neapel von Villamarina (dem piemontesischen Gesandten) dem Prinzen von Syracus vorgestellt werden und Ihrer Mission gemäß häufige Beziehungen mit ihm pflegen. Wenn er sich der nationalen Sache günstig zeigt, werden Sie sehen, daß Sie ihn zur That treiben, ohne ihn jedoch in den mit Liborio und N..... zu verabredenden Plan einzuweihen. Stellen Sie sich auch dem Prinzen von Aquila vor und verschweigen Sie nicht, daß Sie auf den Wunsch seines Bruders herbeordert sind. Die andern Schiffe lassen Sie bei Sicilien bereit, Ihnen auf den ersten Wink zu folgen."

Am 3. August warf Persano Anker in der Rhede von Neapel an den Felsen des Castells dell' Uovo (in welchem Conradin gefangen lag), hart neben Mundys Admiralschiff Hannibal. Er traf außer der englischen Flottille und einem piemontesischen, französische und östreichische Kriegsschiffe, eine brasilianische und eine spanische Fregatte und eine amerikanische Korvette. Der französische Viceadmiral empfing ihn kalt und zurückhaltend, der englische herzlich. Die Stadt hatte das Aussehen des Belagerungsstandes. Ueberall Soldaten, Kanonen in der Linie der Hauptstraßen gerichtet; das Volk stumm und nachdenklich. Persano wurde mit dem „Comité der Ordnung" bekannt. Sein Präsident war Marchese d' Afflitto, es saßen angesehene Männer darin, wie Pier Silvestro Leopardi und Spaventa. Sie zielten auf die Einheit Italiens durch eine „gemäßigte Revolution", so daß die fremden Mächte keine Veranlassung zur Intervention fänden. Sie wollten sich ganz an Cavour anschließen, welcher jedoch nicht abgeneigt war, sich auch mit energischeren Elementen zu verbinden. Persano berichtet über das Aktionscomité, mit Achtung vor seinem tollkühnen Muth: „Diese Männer sagen, daß wenn die feindlichen Mächte es bisher nicht wagten, sie an ihrem Vorgehen im Süden zu verhindern, so sei fürder auch kein Grund für

dieselben da, sich der Verfolgung ihrer Absicht, die Befreiung Italiens vor Pabste und von Oestreich, zu widersetzen. Sei aber mit ihrem weitere Vorgehen ein Krieg mit Frankreich und mit Oestreich gegeben, so erschreck sie dieß nicht. Diese Mächte würden, wenn sie Widerstand leisteten, etwa zu kauen finden und ganz unterliegen. Diese Aktionsmänner, wie Agrest Ricciardi, lassen sich durch keine Gründe, durch keine frühere bittere Erfah rung in ihrer Willensmeinung irre machen." Cavour überzeugte sich im mer mehr, daß Neapel ein harter Bissen sei. „Die Aufgabe", schreibt e am 9., „ist: die Revolution zu unterstützen, aber so, daß sie in den Augen Europas als spontaner Akt erscheint. In diesem Fall sind Englan und Frankreich mit uns. Andern Falls weiß ich nicht, was sie thun wer den." Er machte wiederholt Waffensendungen. Diese wurden heimlich theils nördlich von Neapel, theils für Garibaldi an der südlicheren Küst ausgeschifft, um dann den k. Truppen den Rückzug aus Calabrien zu ver legen. Liborio Romano zeigte sich gegen Persano verschlossen. Um so freu diger wurde Persano durch den herzlichen Empfang des Grafen von Syracu überrascht. Er sprach mit Bewunderung von der Politik Cavours, „welch uns vor der Anarchie und vor der Intervention bewahren und uns zu Unification Italiens unter dem Szepter Viktor Emanuels führen müsse." Er drückte sein bitteres Mitleiden mit seinem Neffen König Franz aus, aber fügte er bei, es ist seine Schuld! Es scheint aber nicht, daß der Prinz thätigen Antheil an den Complotten nahm. Das Peinlichste für Franz mußten die Entdeckungen von wahren und von falschen Complotten sein. Sein Oheim Aquila wurde den 14. August mit Zwangspaß, wenn auch unter dem Vorwande einer diplomatischen Sendung, nach London fortgeschickt, weil er in eine „mazzinistische Verschwörung" verwickelt sei, welche ihn als Regenten ausrufen sollte. Dieß erscheint aber um so mehr als ein Racheakt der reaktionären Partei, weil auch de Martino und Graf Ludolf dabei verdächtigt wurden. Aquila wollte seinem Neffen von seinem Regierungsantritt an zu einer Verfassung gerathen haben. Die Haltung der k. Marine wurde ihm Schuld gegeben. Die Veröffentlichung dieser Katastrophe ließ alle Welt in die Zerwürfnisse der königlichen Familie schauen. Die Sache ist noch dunkel. Nach Persano wäre Aquila an der Spitze einer bourbonischen Partei gestanden und er wäre auf die Forderung der Minister fortgeschickt worden. Gleichzeitig wurde die Hauptstadt durch jenen Versuch Garibaldis allarmirt, aus dem Hafen Castellamare im Golf von Neapel das k. Linienschiff Monarca zu entführen. Da die Regierung in Folge dessen eine Landung Garibaldis unmittelbar bei der Stadt, ja im Hafen fürchtete, verwandelten sich die Straßen der Stadt in ein Lager. Aber auch die Verkündigung des Belagerungsstandes flößte keine Furcht mehr ein. Alles erwartete die Landung Garibaldis; selbst ruhige Bürger wünschten sie, damit er dem uner-

träglichen Zustande der Unentschiedenheit ein Ende mache. Wahlkollegien müssen aufgelöst werden, weil sie für Annexion stimmen. Die Wahlen werden auf den Oktober vertagt.

Den 9. August erhält Persano ein Billet Cavours vom 3. durch Devincenzi, einen Freund Russels und Palmerstons, welcher auf den englischen Gesandten Elliot und auf den englischen Admiral Mundy seinen Einfluß ausüben sollte. Cavour kündigt die Krise an: „Thun Sie alles Mögliche, daß die Bewegung in Neapel vor der Ankunft Garibaldis ausbreche, nicht blos um ihm den Weg zu ebnen, sondern auch um uns vor der Diplomatie zu bewahren. Sollte aber Garibaldi vorher ankommen, so übernehmen Sie ohne Zaudern den Oberbefehl über alle Kriegsschiffe, auch über die des Festlands, wie in Sicilien in Uebereinstimmung mit dem General (so wurde und wird in den Garibaldi näher befreundeten Familien Garibaldi schlechtweg genannt), wenns nöthig ist auch ohne seine Zustimmung." Die Bemühungen der cavourischen Partei, in Neapel die Truppen zu gewinnen, verdoppelten sich jetzt. Der piemontesische General Ribotti gab einem neapolitanischen Oberst dazu Geld, aber ohne Erfolg. Die meiste Hoffnung setzte man auf General Alexander Nunziante, Herzog von Mignano, welcher Jägerbataillone organisirt hatte. Im Juni 1860 hatte er seine Entlassung genommen und seine Orden dem Könige zurückgeschickt, welchen Schritt er öffentlich durch die Darlegung seiner national-liberalen Ueberzeugung rechtfertigte. Er hatte Cavour Anerbietungen gemacht, war aber dann in die Schweiz gereist. Von hier rief ihn Cavour zu sich, zumal Liberio Romano ohne ihn nichts wagen wollte. Am 15. kam er auf einem piemontesischen Schiffe heimlich im Hafen von Neapel an. Ihm war eine Proklamation vorausgegangen, worin er sagte: „So lange es der Vorsehung gefiel, Italien getheilt zu sehen, hielt ich mit der äußersten Treue zu der Partei der Bourbonen. Nun aber die allmächtige Hand Gottes sich ausgestreckt, Italien zu vereinigen, habe ich die innigste Ueberzeugung, daß es für Neapel keine andere Rettung giebt, als den Anschluß an die italienische Familie unter dem Szepter des von Gott in seinen unerforschlichen Rathschlüssen erwählten Königs Viktor Emanuel, um das bisher geknechtete Italien zum Sitz einer großen Nation zu machen. Dieser Gedanke wird mich zu euch zurückführen, er wird sich den Weg zu euren Gewissen bahnen; er wird euch, bei dem Druck, unter dem ihr lebt, zur Desertion, zum Einzelabfall verleiten. Betretet nicht diese Bahn, es wäre traurig für das Vaterland. Viktor Emanuel, in welchem Italien sich incarnirt, dessen Vorläufer der Held Garibaldi ist, bedarf eurer als einer intakten, wohl disciplinirten Truppe, um durch euren Arm den Fremdling zu besiegen, welcher der Erbfeind alles unseres Glücks war. Wer diesem Impulse nicht folgt, ist ein Verräther am Vaterland." — Vom Wunderglauben erfüllt,

wollte er die von ihm organisirten, von ihm beeidigten schönen Bataillon für Italien retten. Der alte liberale neapolitanische General Mezzacapo un Ribotti, „ein Vulkan", jedenfalls ein sehr entschlossener piemontesischer Off zier, waren auch zur Hand. Die Absicht Nunziantes war nun, im Ver trauen auf die persönliche Anhänglichkeit der Jäger, ihre Bataillone a dem Marsfeld zu versammeln, und sie durch seine Ansprache zu einem Pro nunciamento für die Unification Italiens unter dem constitutionellen Szep ter Viktor Emanuels zu bestimmen. Sollte aber zuvor Nunziante Verhaf tung drohen, so wollte L. Romano, ehe er den Verhaftbefehl gäbe, Nun ziante warnen, damit er auf ein piemontesisches Kriegsschiff sich in Sicher heit bringen könnte. Durch ein genuesisches Haus ließ Cavour bei einen neapolitanischen Bankier Persano einen unbeschränkten Kredit eröffnen. Ein Abt brachte die gelandeten Waffen in Sicherheit. Da bereits in Calabrien die Erhebung begann, hatte man Eile mit dem Ausbruch in Neapel und Cavour schrieb: go a head! Da aber besonders die Garde noch bourbo nisch war und mit demonstrativ gelandeten piemontesischen Versaglier raufte, so befürchtete man, eine Schilderhebung in der Stadt müßte zu Blutvergießen führen, was Cavour und Romano möglichst vermeiden woll ten. Auch konnte ein Fehlschlag den König bestimmen, die bereits gegen die tollkühne Presse begonnenen strengen Maßregeln auch sonst auszuführen. Deßhalb wurde der Graf von Syracus von Cavour angegangen, den Kö nig schriftlich aufzufordern, die Hauptstadt zu verlassen. In demselben Sinn und um sich zu decken schrieb L. Romano an den König. Er betheuert, daß nur seine heiligen Pflichten ihn bestimmen, dem Könige zu erklären, daß die innere und die äußere Lage eine äußerst bedenkliche sei. Der König habe ihn ja selbst aufgefordert, ihm vertraute Briefe zu schreiben. Doch schreibt er gleichsam im Namen der Minister, wozu er nicht berechtigt war. Der Kriegsminister Pianell war durchaus nicht im Einverständniß mit Ro mano; er drang in den König, sich an die Spitze von 40,000 Mann zu stellen, um wenigstens ehrenvoll als König zu fallen. Zum Schlusse räth Romano dem König, „das Land zu verlassen und die Zügel nicht einem Prinzen vom bourbonischen Stamme zu übergeben, dessen Gegenwart die Wiederherstellung des öffentlichen Vertrauens verhindern würde und so keine sichere Bürgschaft der dynastischen Interessen wäre, sondern einem Manne, der Allen bekannt und geehrt, welcher das öffentliche Vertrauen und das J. M. verdient; J. M. richte, indem Sie sich von Ihrem Volke entfernt, an dieses offene, großmüthige Worte, welche von Ihrem väterlichen Herzen und von Ihrem großmüthigen Entschlusse, dem Lande die Greuel des Bürger kriegs zu ersparen, Zeugniß gäbe; J. M. rufe Europa zum Richter an und erwarte von der Zeit und von der Gerechtigkeit Gottes die Rückkehr des Vertrauens und den Sieg Ihrer legitimen Rechte. Dieß, Sir, ist der

Entschluß, welchem wir J. M. mit der Aufrichtigkeit eines ehrlichen Gewissens anrathen müssen und können. Sollte aber J. M. in Ihrer hohen Weisheit diesen Rath nicht für annehmbar erachten, so bliebe uns kein anderer Entschluß übrig, als die hohen Funktionen, womit J. M. uns beehrt, niederzulegen, indem wir darin ein Zeichen erkennen müßten, daß wir das souveräne Vertrauen nicht mehr genießen. Neapel 20. August 1860. Liborio Romano." — Welche neapolitanische Mischung von Schlauheit und von Aufrichtigkeit der Ueberzeugung! Welch schwächliche Humanität! Die Bürgerkriege in Neapel waren allerdings stets besonders von Seite der Dynastie und noch mehr von der Reaktionspartei mit barbarischer Grausamkeit geführt worden; es war heiß zu wünschen, daß den Bestien die Fallgitter nicht geöffnet würden, daß der Versuch gemacht würde, Italien ohne Blutströme zu einigen. Wenn nur Romano nicht hinter dem Rücken seines Fürsten, der ihm sein volles Vertrauen geschenkt hatte, diesen Brief mit den auf seinen Sturz hinarbeitenden Feinden verabredet gehabt hätte! Wen meinte Romano mit dem „Manne des allgemeinen Vertrauens"? vielleicht sich selbst? Der König gab Romano die verlangte Entlassung nicht und dieser blieb, um seine Stellung auszunützen.

Und nun kam den 21. August in die Hauptstadt die Nachricht von der Landung Garibaldis an der Südspitze Calabriens. Der Ministerpräsident Spinelli soll den fremden Gesandten Mittheilung von den ersten Fortschritten in Calabrien mit den Worten gemacht haben: „wir waren drei gegen Einen, jetzt sind wir Einer gegen drei." Dennoch war die Diplomatie ohne Theilnahme. Die beiden Comités der Hauptstadt aber konnten sich nicht einigen und keines von beiden war allein stark genug zum erfolgreichen Schlag. Es erhoben sich immer neue Streitpunkte zwischen ihnen. Das Comité der Ordnung befürchtete, in der Zwischenzeit zwischen der Abreise des Königs und dem persönlichen Erscheinen Garibaldis könnten große Unordnungen vorfallen. Auch konnte ein Mazzinist sich der provisorischen Regierung bemächtigen und Garibaldi in dieses Geleise unversehens einführen. Daher hätte die Ordnungspartei gerne Persano zum provisorischen Diktator ausgerufen und sie rieth von Volksbewegungen ab. Sie war cavourischer als Cavour. Darauf antwortete am 25. August die Aktionspartei in der dritten Nummer ihres Bollettino della rivoluzione: „Wir benachrichtigen alle Freunde unseres Programms, daß sie sich nicht durch die Schliche von Leuten täuschen lassen, welche die große unitarische Bewegung zu erwürgen suchen und Unterschriften für irgend einen Diktator, ausgenommen Garibaldi, erbetteln. Wir wiederholen es zum tausendsten Mal: unser Programm ist: einziger Zweck: Einheit und Freiheit Italiens mit Viktor Emanuel; einziges Mittel: Revolution; einziger Repräsentant: der Held des Volks Josef Garibaldi. Wer irgend, wer auf irgend eine Weise den Schritten des Mannes des

Schicksals Hindernisse bereitet, ist ein Feind Italiens." Erst am 30. Augu
gab auch die Ordnungspartei die Parole: Diktator Garibaldi aus. Dur
diesen öffentlichen Zwiespalt wurden natürlich der König und seine getreue
Minister zum Ausharren, die Reaktionspartei zu neuen kühnen Anschläge
ermuthigt. Am ruhigsten sah der piemontesische Gesandte Villamarina di
Lage an: „Wir sind indeß der k. Marine sicher, was von höchster Wichtigke
ist, weil dadurch der König isolirt ist und weil sie uns eintretenden Fall
gegen Oestreich verstärkt. Die Bevölkerung von Neapel ist für die Einhe
Italiens, und sobald der König erst fort ist, wird sie dieselbe ad oltranz
proklamiren; denn sie ist so genaturt, daß sie, wenn sie sich einmal i
Bewegung setzt, bis zum Delirium geht. Und dieß giebt Cavour der Di
plomatie gegenüber Stimme und Kraft. Wenn das Volk jetzt ruhig ist, s
kommt dieß von der augenblicklichen Sachlage und auch von Antrieben seine
guten Herzens. Das nationale Gefühl stürmt auf dasselbe ein, aber es is
auch zugänglich für ein gewisses Mitleiden mit dem jungen Könige. Darun
steht man unentschlossen und wartet zu, da niemand da ist, der es zu eine
Entscheidung zu bringen wüßte." Er, wie die Neapolitaner, erwartete di
Entscheidung nicht von einer blutigen Katastrophe in der Stadt, sonder
lieber vom Nahen Garibaldis. Um die Abreise des Königs zu beschleunigen
wandte sich am 25. August auch der Graf von Syracus an seinen Neffen
den König Franz. Er beklagte das Geschick ihrer Familie, gegen welche sei
den in Sicilien von den k. Truppen begangenen Greueln aus ganz Italien sich
die Rufe nach Ausrottung erheben, weil sie das Ziel der allgemeinen Verwer-
fung geworden seien. Deßhalb habe auch die piemontesische Regierung in
kein näheres Verhältniß zu dem Könige treten können. Das nationale Ge-
fühl habe seit der Einnahme Palermos Riesenschritte gemacht, die Kraft zum
Widerstand dagegen sei der Dynastie genommen. „Der Bürgerkrieg reißt
die Dynastie in den äußersten Zusammensturz dahin, welcher der Nachkom-
menschaft Karls III. von Bourbon durch ungerechte Künste verkehrter Rathge-
ber schon von langer Hand vorbereitet wurde. Das unnütz vergossene Bür-
gerblut würde noch die tausend Städte des Königreichs überfluten und Sie,
eines Tages die Hoffnung und die Liebe der Völker, würden mit Grauen als
die einzige Ursache eines brudermörderischen Kriegs angesehen werden! Sir,
retten Sie, so lange es noch Zeit ist, retten Sie unser Haus von dem Fluche
ganz Italiens. Folgen Sie dem edlen Beispiele unserer königlichen Ver-
wandten, der Herzogin Luise von Parma (im Mai 1859), welche beim Aus-
bruch des Bürgerkriegs ihre Unterthanen vom Gehorsam entband und sie zu
Richtern über ihr Schicksal machte. Europa und Ihre Völker werden Ihnen
Rechnung tragen für ihr erhabenes Opfer und Sie, Sir, können dann ver-
trauensvoll das Haupt zu Gott erheben, welcher den Akt der Großmuth
J. M. belohnen wird. Ihr im Unglück besänftigtes Herz wird sich dem edlen

Verlangen nach dem Vaterlande erschließen und Sie werden den Tag segnen, an welchem Sie sich der Größe Italiens geopfert haben. Damit erfülle ich das heilige Mandat, welches mir meine Erfahrung auferlegt. Ich bitte Gott, daß er Sie erleuchte und seiner Segnungen würdig mache. J. M. ergebenster Oheim Leopold Graf von Syracus."

König Franz mochte in seiner ängstlichen Gewissenhaftigkeit noch so sehr vor dem Vergießen von Strömen Bluts seiner Unterthanen zurückschrecken, aber war zu erwarten, daß ein im starren Legitimismus und in Bigotterie aufgewachsener König durch solche noch so warme Worte nationaler Sentimentalität bestimmt werde? Die Kirche war bereit, ihm alle Blutschuld zu erlassen und zum Verdienst zu stempeln, wenn er ihr nur ihren Rückhalt, die Krone Neapel, erhielt. Und war der Raubanfall Garibaldis auf Sicilien, war die Verführung der Soldaten zum Bruch des Fahneneids, waren Bestechungen und Complotte etwa ein Beweis, daß die Sache der Einheit Italiens der Rathschluß der Vorsehung sei? Eben in diesen Tagen zeigten sich Verdachtsgründe, daß Anschläge auf die Person des Königs, um sich ihrer zu bemächtigen, geschmiedet wurden (Persano II, P. 64, 65); die piemontesischen Kriegsschiffe wurden aufgefordert, sich aus der unmittelbaren bedrohenden Nähe des k. Palastes zu entfernen. Romano beabsichtigte, den König durch eine von k. Generalen unterzeichnete Schrift zur Abdankung zu Gunsten Viktor Emanuels zu bestimmen. Aber Nunziante, dessen Plane der Regierung längst bekannt waren, mußte auf das Schiff Persanos flüchten, um der eingeleiteten Verhaftung zu entgehen. Die Soldaten hatten sich schon zu sehr in den Kampf gegen die Revolution verbissen. Die Garde und andere in der Hauptstadt und bei Salerno gesammelte Corps, auch ein Theil ihrer Offiziere, waren trotz der täglich einlaufenden Nachrichten von der Auflösung der k. Truppen in Calabrien, immer noch ein starkes Werkzeug, wenn es rechtzeitig von starker Hand, z. B. von einem Pianell oder Bosco, gefaßt wurde. Aber der Hof mißtraute diesen constitutionell gesinnten Offizieren, und die wegen ihrer absolutistischen Gesinnungstüchtigkeit erhöhten waren unfähig.

Der Marsch Garibaldis von der Südspitze Italiens bis zur Stadt Neapel erschien den Zeitgenossen und erscheint auch jetzt noch den Meisten als ein bloßer, wenn auch wunderbarer Triumphzug. Man war sogar damals ungeduldig über seine Zögerung vor dem Uebergang, als wäre eine Meerenge ein Bach. Die neapolitanische Truppe galt und gilt noch für ein loses, feiges Gesindel, die Generale für größtentheils bestochen. Selbst namhafte Kriegsgeschichtsschreiber, wie Wachenhusen, haben mit Nennung der Namen dieß bestätigt. Wir wissen nur, daß ein höherer neapolitanischer Offizier, welcher falsche Banknoten im März 1861 ausgeben wollte, darüber zur Verantwortung gezogen, behauptete, er sei damit von Garibaldi bestochen wor-

den (Cronaca P. 172). Das war offenbar eine Lüge, wodurch er den V trug auf populäre Weise von sich abwälzen wollte. Man darf von den E zählungen dieser Südländer auch zum Nachtheil ihrer Landsleute weit ni die Hälfte glauben. Beinahe jeder hält den Andern für bestechlich und f bestochen, für einen Dieb oder Mörder. Bestechung war ganz gegen Ga baldis Wesen, er hielt auch nichts auf deren Nutzen. Jedenfalls gab es we mehr Bestechliche als Bestochene. Wir bezweifeln nicht, daß hinter seine Rücken Bestechung angewendet wurde, aber wir wissen nicht, wer wirkli bestochen wurde. Es ist dieß auch für die Geschichte ziemlich gleichgilti

Das Entscheidende war, daß Garibaldi, seit er aus dem Kreise der p litischen Intriganten, Principienreiter und Verläumder in Palermo getrete war, seit er inmitten seiner tapferen Degen wieder Pulverdampf und frisch Seeluft athmete, die mannhafte, edle Seite seines Wesens wieder heraus treten ließ. Er faßte seine nächste große Aufgabe, den Sturz der Bourbo nenherrschaft in Neapel, die Ausrottung ihres kolossalen, betrügerischen Po lizeidespotismus scharf ins Auge. Er unterschätzte die Mittel nicht, welch derselben als der Herrscherin über sieben Millionen Menschen, welche wol tumultuirten, aber bis jetzt keine Waffen gegen ihre Tyrannen erhoben, noc zu Gebote standen, immerhin noch 60,000 mehr oder weniger disciplinirte Soldaten. An ihre Spitze konnten die nun im Feuer erprobten General und Obersten gestellt werden. Man sagte, der Pabst werde Lamoricière a Franz abtreten. Auf Sicilien hatten die Neapolitaner den fremden Bode stets unter ihren Füßen wankend gefühlt. War nicht zu erwarten, daß sie die ihr Heimathland heiß liebten, sich gegen die fremden Norditaliener un gegen die verhaßten Sicilianer scharf zur Wehre setzen würden? Die Libera len in Neapel hatten gejubelt, als der schlaue Liborio Romano im Juli ir allen größeren Gemeinden Errichtung von Nationalgarden befahl: „Dieß heiße der Revolution die Waffen in die Hand geben!" Allein die loyalen Be hörden verhinderten meisten Orts die Organisation. Es fehlte nicht an Elementen eines besonders für den Rücken des Vorrückenden gefährlichen le gitimistischen „Banditenkriegs." Es kam nur darauf an, ob sich unter den Legitimisten und Bigotten resolute Führer fänden. Darüber konnte erst der Erfolg Gewißheit geben. In der Nacht vom 8. auf den 9. August versuch ten 400 Mann von der Nordostspitze Siciliens aus, von Torre di Faro, auf zwanzig Barken eine Landung auf der nur eine halbe Stunde entfernten ca labresischen Küste. Aber die Batterien derselben zerstreuten die Mehrzahl der Barken. Missori konnte nur mit 150 Mann landen und sich in das Gebirge von Aspromonte werfen, wo er unter vielen Entbehrungen wenig Zuzug erhielt. Er konnte gegen die befestigten Küstenpunkte nur erfolglose Versuche machen. Dieß überzeugte Garibaldi noch mehr, daß er mit einer namhaf ten Truppe übersetzen müsse, um durch den Zauber eines ersten Erfolgs sich

materiell und in der Phantasie eine Operationsbasis zu erringen. Glücklicher Weise hatte er deßhalb vorerst auf die Ausführung der Idee seines Lebens, auf die unmittelbare Invasion in den Kirchenstaat, verzichtet und die dazu gesammelten Streitkräfte herbeigeführt. Ohne sie wäre eine Landung auf dem Festlande eine Tollheit gewesen. Diese, in Palermo gelandet, waren theils um die Westspitze der Insel herum nach Taormina an der Ostküste geschafft, wo sie mit den Truppen Bixios und Eberhards vereinigt wurden, theils wurden sie 4000 Mann stark von Rüstow in Milazzo nothdürftig einexercirt. Die Conscription hatte auf Sicilien nicht einen Mann gestellt. Die zur Ueberfahrt bereiten 4000 freiwilligen Sicilianer, die picciotti waren größerntheils von zweideutigem Werthe. Auf der Nordwestspitze der Insel zwischen Messina, Capo di Faro und landeinwärts davon standen die Divisionen Cosenz und Medici, die Brigaden Eber und Sacchi. Hier stand auch die Artillerie, 35 Feuerschlünde, worunter zwölf 24-Pfünder, die schwimmenden Batterieen und 156 Barken. Die Streitmacht Garibaldis bezifferte sich in Allem und Allem auf 18,000 Mann, wovon aber ein Theil auf Sicilien zurückbleiben mußte. Die Hauptstadt der südlichsten Festlands-Provinz Calabria citeriore ist Reggio, Rhegium der Riß zwischen dem Festland und der Insel. Seit 707 vor Chr. griechische Kolonie wurde es von Dionys, von Alarich, von Totila belagert. Sarazenen, dann die Byzantiner, die Normannen beherrschten es. Karl von Anjou belagerte es umsonst mit 50,000 Mann. Dreimalige Landungen der Türken und das Erdbeben von 1783 verwüsteten es. Nur ein altes Fort ist von den berühmten Festungswerken übrig. Die 20,000 Einwohner sind größerntheils in den Vorstädten. Zwei Meilen nordöstlich davon springt der steile Fels mit dem Städtchen Scilla ins Meer vor. Hier beginnt die nördliche Einfahrt in die Enge der Straße von Messina. Sie wird vom Festlande aus durch Forts beherrscht, welche zwischen Scilla und Reggio liegen; es sind eigentlich nur Strandbatterien mit einem massiven Thurm in der Mitte. Gegen einen Angriff von der Landseite gewährt dieser einen augenblicklichen Schutz. Garibaldi stellte sich, als wollte er hier den Uebergang erzwingen. Allein er dachte nicht daran, den Stier an den Hörnern zu fassen. Aber Reggio ist der Schlüssel zu Süditalien. Die Revolution mußte sich seiner bemächtigen. Der Generalsecretär der Provinz in Reggio, der Royalist Cammarota, erbat sich umsonst vom Ministerium des Innern Instruktion, worauf er sich für krank meldete und seine Thüre schloß. „So wurde Blutvergießen in Reggio vermieden." (Cenni sulla rivoluzione italiana del 1860 per Demetrio Salazaro.)

Das Corps Bixio-Eber, 4300 Mann stark, war großentheils durch die öffentlichen Kassen der reichen, patriotischen Stadt und der Provinz Catania ausgerüstet und erhalten worden. Im Juli allein waren daraus

140,000 Ducati verwendet. Mit diesem Corps wollte Garibaldi die erste größere Landung vollziehen. Am Abende des 19. September bestieg er bei Taormina mit 1200 Mann den alten lecken Dampfer Franklin; in der Dampfer Torino unter Bixios Führung wurden 3100 Mann aufgestapelt. Um zehn Uhr liefen sie aus. Richtung auf Melito, eine kleine Borgata an der äußersten Südspitze Calabriens, zwischen den Vorgebirgen dell' Armi und Spartivento. Um der großen Erinnerungen aus den Zeiten der Griechen und Araber nicht zu gedenken — auf dem herrlich gelegenen Felsen von Taormina hatten sich die Christen gegen die Araber am längsten gehalten — so war diese sicilianische Küste der Schauplatz der letzten Kämpfe der sicilianischen Revolution zu Anfang des April 1849 gewesen (unsere Geschichte Band II, erster Theil S. 343). Hier hatte Filangieri seinen Offizieren den Sieg Radetzkys bei Novara verkündigt und ihnen gesagt, der Feldmarschall habe damit einen Wechsel auf sie gezogen. Wie hatten sich in den eilf Jahren die Menschen und die Verhältnisse gewendet! — Es war Neumond. Nahe der Küste des Festlands unweit Capo dell' Armi lief der Torino mit vollem Dampf auf ein Riff und bekam ein Leck. Sogleich wurden die Nachen herabgelassen und von der drängenden Mannschaft bestiegen. Da es dennoch nicht gelang das Schiff flott zu machen, dampfte Garibaldi mit dem Franklin die Meerenge hinauf, um von Messina Hilfe zu holen. Es war indeß heller Tag geworden. Noch am Kap sah er sich zwei kreuzenden neapolitanischen Kriegsdampfern gegenüber, welche Halt geboten. Garibaldi antwortete in englischer Sprache, er verstehe nicht italienisch, und zog die amerikanische Flagge auf. Allein ein neapolitanischer Offizier fuhr auf einer Barke an den Franklin heran, wurde aber von diesem in eine Wolke ausgelassenen Dampfs gehüllt. Und die Neapolitaner fuhren „mit unvergleichlicher Bonhomie" weiter. Einige gute Ladungen in den alten Kasten hätten wohl das Schicksal Italiens gewendet. Die Neapolitaner sahen das viel größere Schiff unweit der Küste. Sie beschossen dasselbe. Da sie kein Lebenszeichen darauf bemerkten, bestiegen und plünderten sie es, worauf sie es in Brand steckten. Auch die Munition war vernichtet. Indeß hatte auch Garibaldi gewendet und seine Mannschaft gelandet, welche bald mit Medici sich vereinte.

Sofort wurde der Marsch auf der Straße längs der Küste nach dem einige Meilen nordwestlich gelegenen Reggio angetreten. Eben dahin zog auch Missori mit seiner kleinen Schaar. Es erscheint unbegreiflich, daß hier nur einige Tausend Neapolitaner concentrirt waren. Allein besonders seit dem nächtlichen Versuch Garibaldis auf den Golf von Neapel wurde, wie wir schon wissen, viel weiter nördlich die Hauptlandung Garibaldis erwartet. Die Neapolitaner schlugen sich anfangs gut vor der Stadt. Allein sie waren schwächer und mußten sich nach derselben zurückziehen.

Die Civilbehörden gaben dem heißen Wunsch der Bewohner, daß die Stadt nicht der Schauplatz eines Straßenkampfs und der Plünderung werde, dringenden Ausdruck. Nachdem das Fort bis zum 22. August kanonirt hatte, steckte es die weiße Fahne auf. Die Garibaldiner hatten 147 Todte und Verwundete. Der k. Kommandant der Citadelle von Messina hatte den Königlichen in Reggio Truppen zu Hilfe schicken wollen, allein die k. Flotte half nicht sie übersetzen. (Cronaca S. 247.) Am Morgen des 23. zog die Garnison mit Waffen aus. Es blieb ihr ihr Privateigenthum. Garibaldi fand im Castell 8 Feld-, 16 Positionsgeschütze und 14 Mörser. Den 20. war in Messina die den 2. in Liverpool abgegangene „Königin von England" mit angeblich 22,000 Flinten amerikanischen Ursprungs und 42 zum Theil gezogenen Kanonen und mit Munition angekommen. Da die Küstenbatterieen der Meerenge indeß geräumt wurden, setzten Cosenz und Medici von Torre di Faro in der Nacht des 22. mit ihren starken Corps über die Meerenge und landeten unweit Scilla. Unweit davon stand der neapolitanische General Briganti. „Am Morgen des 23.", erzählt Rüstow, „sahen die Neapolitaner sich bei Villa St. Giovanni von der Nord- und Südseite durch die Garibaldiner („die Südarmee") eingeschlossen und deren Kreis schloß sich immer enger um sie zusammen; die Vortruppen der Königlichen begannen ein unnützes Feuer auf große Entfernungen gegen die Garibaldiner. Garibaldi ließ keinen Schuß thun, dagegen Briganti auffordern, er möge sich ergeben. Bald zeigte sich im Lager der Königlichen Unruhe und Bewegung; weder Offiziere noch Soldaten zeigten große Lust, sich zu schlagen. Gegen Abend ward eine Uebereinkunft abgeschlossen, vermöge welcher die Soldaten der Königlichen ihre Waffen abgeben und gehen konnten, wohin sie wollten. Man rechnet, daß auf diese Weise sich etwa 9500 Mann, theils direkt von Villa St. Giovanni, theils in Folge der dortigen Kapitulation von den nicht engagirten Truppen des Generals Melendez zerstreuten. Dergleichen Kapitulationen wiederholten sich nun während des Marsches nach Neapel noch mehrere Male. Die Offiziere wurden dabei stets mit Waffen und Eigenthum entlassen; sie hatten in der großen Mehrzahl nichts Eiligeres zu thun, als sich von ihren Soldaten zu trennen, über die sie durchaus keine Gewalt mehr hatten, sobald die äußeren Bande der Disziplin zerrissen waren, und auf deren Anhänglichkeit, Achtung und Liebe sie wenig vertrauten. Sehr wenige Offiziere traten zu Garibaldi über, die Mehrzahl suchte so schnell als möglich nach Neapel zu kommen, um zu sehen, ob dort noch etwas zu machen sei. Auch von den Soldaten trat fast nichts zu Garibaldi über; die Soldaten, soweit sie nicht zu den Fremdenregimentern gehörten, dachten nur daran, in die Heimath, zu Eltern und Brüdern zu kommen. Abgerissen zogen sie in kleinen Haufen, in unregelmäßigen Märschen die Straßen Calabriens, der Basilicata und des Principates entlang, oft bunt

gemischt mit den ihrem Abzug rasch folgenden Bataillonen Garibaldis, für ihr Geld in den Tavernen zehrend, so lange sie noch Geld hatten, hie und da auch wohl stehlend und bettelnd, letzteres selbst bei den Garibaldinern. Die Fremdtruppen hielten, durch die Noth gedrungen, wegen ihrer Unbekanntschaft mit dem Lande und der Sprache, und da sie eine Heimath im Neapolitanischen vorerst nicht finden konnten, als unter den Fahnen des Königs Franz, besser zusammen, als die einheimischen, wurden auch nicht sogleich von ihren Offizieren verlassen. Die von Garibaldi entlassenen Leute machten, wohin sie kamen, den übrigen noch in Corps vereinigten neapolitanischen Soldaten große Lust, bei nächster Gelegenheit ihr Beispiel nachzuahmen und wirkten so, wenn auch nur passiv, zum Siege Garibaldis mit. Nur 800 Mann von denjenigen, welche bei Reggio und Piale (Villa St. Giovanni) kapitulirt hatten, verlangten nach Neapel gebracht zu werden; nur unter dieser Bedingung hatten sie sich ergeben wollen. Garibaldi ließ sie, ohne zu markten, auf dem Franklin einschiffen und am 25. August fuhren sie unter Parlamentärflagge in den Hafen von Neapel ein, um nun auch hier das Lob Garibaldis zu verkündigen. Alles was von den Kolonnen Briganti und Melendez einigermaßen geordnet zurückkam, nicht bei Reggio und Piale kapitulirt hatte und zusammenblieb, bestand in 1809 Mann."

Wie war es möglich, daß ein Theil der „schönen, herrlichen Armee", welche König Ferdinand II. in 30jähriger Anstrengung, mit großen Opfern geschaffen, wie ein vom Erdbeben geschütteltes Gebäude, in Trümmer zerbrochen wurde? — Die Bewohner von Ländern, welche von starken Erdbeben öfters heimgesucht werden, haben, mit wenigen Ausnahmen, die Panik in sich schlummernd. Uebermaß der Phantasie über die männlicheren Seelenkräfte macht sie dafür empfänglich. Ferner: so stolz auch der Neapolitaner auf sein schönes, großes Königreich war, so blieb dasselbe doch ein Aggregat von Klanen und Gemeinden, welches von der Hauptstadt aus äußerlich mit Gewalt zusammengehalten wurde. Den Bewohnern fehlte das Bewußtsein, Glieder eines Staats zu sein. Daher fehlte auch dem Heere das Bewußtsein der inneren Zusammengehörigkeit. Die Söhne der Seegestade lieben den Dienst im Landheere nicht, die des Gebirgs und der zeitweise fruchtbaren Steppen lieben, wie die dalmatinischen Slaven, ihren Heimathwinkel trotz seiner Entbehrungen, sie lieben die Mischung der Hirten- und Räuberfreiheit, sie hassen die Disciplin, und bei der ersten Gelegenheit laufen sie „nach Hause". In dem spanischen und russischen Feldzuge unter Napoleon haben sich die Neapolitaner gut geschlagen, weil sie da keinen Heimweg wußten; aber 1815, 1821, so oft sie in Mittelitalien fochten, kannten und benutzten sie ihn. Rüstow hebt den Mangel an Achtung vor den Offizieren hervor. Es mag sein, daß sie den Soldaten oft mißhandelten und betrogen. Wir haben aber früher gesehen, daß und

weßhalb Ferdinand die Anhänglichkeit des Soldaten an seinen Offizier absichtlich untergrub. Die innere Fäulniß des ganzen legitimistisch-bigoten Systems, die Corruption des Beamtenthums brachte den äußerlich stolzen Bau beim ersten starken Stoß zum Fall. Da die Legitimisten und Bigoten diese Fäulniß nicht gestehen wollten, so stellten sie die Bestechung Einzelner als Grund des Falls an. Damit bekennen sie aber selbst, welche sittliche Verderbniß unter den Hauptträgern dieses Systems herrschte. Das Ideal der höheren Offiziere war der Vertrag von Casalanza (Bd. I, S. 58), welcher, bei dem Sturze Mürats am 20. Mai 1815 abgeschlossen, allen Offizieren, welche der neuen Regierung Treue schwören würden, ihre Grade und Ruhegehalte sicherte. Diese Motivirung der Auflösung des königlichen Heeres verdanken wir einigen der höchstgestellten tüchtigsten Offiziere desselben. Dazu nehme man die Persönlichkeit, den Zauber des Namens Garibaldis, welcher wie die Meduse bezauberte und schreckte, den zugleich humanen und listigen Takt, womit er die Kapitulationen abschloß. Er ließ jedem sein persönliches Eigenthum, nahm nur das Staatseigenthum, die Waffen. Er stellte den eisernen Schlagbaum auf und baute eine, wenn auch nicht goldene, doch lockende Brücke nach der Heimath. Alles ging so rasch; ehe man sich besonnen hatte, war es vorüber. Wie mit einem elektrischen Schlage hatten Garibaldi und seine tüchtigen Führer alle jene verborgenen Mächte der Auflösung und den Jubel der Bevölkerungen entfesselt. Am 25. August konnte er von dem düsteren Reaktionsnest Palmi aus, wo 1815 Joachim Mürat von den Bewohnern gefangen und auf Befehl des Bourbon erschossen war, telegraphiren: „Unser Marsch ist ein Triumph, die Bevölkerungen sind freudentoll, die Truppen lösen sich auf.“ Die Garibaldiner wurden in jedem Städtchen von „Nationalgarden“ begrüßt. So nämlich nannten sie auch die ihnen gewogenen Weiber.

Die Kunde von diesen Erfolgen erregte in ganz Italien, in der ganzen civilisirten Welt Erstaunen, Begeisterung, Wuth. Aber diese war vorerst dumpf und thatlos. Der Eindruck war am k. Hofe in Neapel ein tief erschütternder. Der Ministerpräsident zeigte den 25. August den fremden Gesandten an, zwei Brigaden seien zum Feinde übergegangen. Die neapolitanischen Soldatenbanden schrieen, während sie heimwärts liefen, über Verrath ihrer Generale. Als General Briganti am 25. August bei Mileto, einige Meilen nördlich vom Schauplatz seiner Kapitulation, an einer solchen Bande vorüberritt, schrieen sie, er habe sie für drei Carlini (eine Mark) den Kopf verkauft, stachen ihn nieder, zerrissen seinen Leichnam und beraubten ihn. „Der Ruf: Verräther! wird oft zuerst von denen angestimmt, welche die ersten Davongelaufenen sind.“

Schon vor der Landung Garibaldis auf dem Festlande waren in vielen Städten desselben durch Emissäre, die von Sicilien und von dem Aktions-

comité in die Hauptstadt gesandt waren, durch zurückgekehrte Verbannte Verschwörungen organisirt worden, welche auf ein gegebenes Zeichen die bourbonischen Behörden stürzen und Zuzug zu Garibaldi vorbereiten sollten. Der innere südliche Apennin und die Küsten der Adria waren von k. Truppen entblößt. In den Bergen bei der kleinen Provinzialstadt der Basilicata, Potenza, sammelten sich einige 100 Bewaffnete unter einem Obrist Boldoni und rückten am 18. August gegen das Städtchen. Die ebenso starke Gensdarmerie gerieth mit der Nationalgarde in blutigen Conflikt und mußte weichen. Der niedere Klerus zeigte sich dem auch nördlich und westlich bis Eboli, bis an das tyrrhenische Meer sich verbreitenden Aufstand günstig. Boldoni nahm die Leitung militärisch fest in die Hand, machte Potenza zum Waffenplatz, besetzte die Gebirgspässe. In Potenza wurde am 19. eine Regierung im Namen Viktor Emanuels, Königs von Italien und Garibaldis, Diktators beider Sicilien eingesetzt. Das war die „Lucanische Insurrektion". Antike Erinnerungen, provinzialer Geist traten zum Theil phrasenhaft in den Vordergrund, wie bei der Carbonarirevolution von 1820. Boldoni suchte einer Sammlung bourbonischer Parteimänner dadurch zuvorzukommen, daß er verbot, in der Provinz ohne seine Autorität irgend ein Corps von Freiwilligen zu sammeln. Um diesen Heerd der Insurrektion sofort niederzureißen, wurde von Salerno aus das 6. Linienregiment in Marsch gesetzt. Allein es zog mit Hochrufen auf Viktor Emanuel aus und war nicht zu bewegen, die Gränze der Basilicata zu überschreiten, „um nicht den Bürgerkrieg zu entzünden." Es mußte daher nach Salerno zurückgezogen werden. Als auch in dem Mittelpunkt des Hirtentavoliere von Capitanata, in Foggia, die Liberalen eine Bewegung machten, gingen die 2 Schwadronen Dragoner und einige Liniencompagnieen zu ihr über. Den übrigen getreuen Truppen blieb nichts übrig, als in Ariano, sich an das Lager von Salerno anlehnend, festen Fuß zu fassen. Wir wollen diesen wichtigen Posten mitten im Apennin fest im Auge behalten. Die civilisirteren Küstenstädte der Adria bei Bari, ganz Apulien „organisirten" sich im Sinne der Bewegung. Indeß verbreitete sich von dem päbstlichen Benevent aus, welches nur $2\frac{1}{2}$ d. Meilen nordöstlich von der Hauptstadt liegt, die Bewegung auch am Südabhang des über 6000 Fuß hohen Matesegebirgs, nach der durch schweizer Häuser gehobenen Fabrikstadt Piedimonte, auf dem linken Ufer des Volturnoflusses. Wenn diese Erhebung im Rücken Capuas militärische Bedeutung gewann, so waren die unter General Benedictis in den Abruzzen stehenden 12,000 Mann k. Truppen von dem südöstlich von der Hauptstadt stehenden k. Heere abgeschnitten. Das Abruzzencorps hatte einem etwa aus der Romagna und aus Toscana drohenden Einfall von Freischaaren begegnen sollen. Auf die Hilfe des päbstlichen Heeres unter Lamoricière durfte man im Königreich nicht mehr hoffen. Das königl-

liche Heer zwischen der Hauptstadt, Salerno und Ariano wurde am 26. August immer noch auf 36,000 Mann berechnet. Die auf dieses Heer aus Nordcalabrien zurückgehenden Bataillone drohten eher ein Element der Auflösung als der Stärke zu werden. Der einzige Feldherr von Namen Filangieri, verließ Neapel Mitte Augusts, gleichzeitig flüchteten viele angesehene Royalisten, die „Getreuen". Die Absolutisten selbst sagen, die Kreaturen des Hofs, die Großkreuze haben nur an sich gedacht. „Wollt ihr mich denn alle verlassen?" fragte der König düster. Indessen waren die Insurgenten der Provinzen wüthend über die Thatlosigkeit der Hauptstädter. Eine Proklamation rief diesen zu: „Neapolitaner! es ist Zeit, ein Ende zu machen mit der Nachkommenschaft Karls III. Ihr kennt jetzt „das göttliche Recht", ihr habt nichts, auch gar nichts mehr mit demselben zu schaffen. Der Mensch, der über euch regiert, heißt nicht Franz II., nein, sein Name ist: Niedertracht. Haß hieß sein Vater, Verrath sein Großvater (Franz I.), Lüge sein Urgroßvater (Ferdinand I.). Sprechen wir nicht von seiner Großmutter und Urgroßmutter, von der Messaline und Sappho, damit unsere Töchter nicht erröthen müssen. Neapolitaner! es ist schon allzu lange, daß ihr auf euren Straßen den deutschen Ruf: wer da? hört und antwortet: Sklaven! Es wird Zeit, daß der Ruf ertöne: chi va là? und daß ihr antworten könnt: Bürger! An allen Enden Gewehrfeuer; an allen Enden läßt sich der Ruf: Italien lebe! vernehmen. Ihr allein scheint taub und stumm! Reggio, Potenza, Bari, Foggia sind in vollem Aufstande; ihr allein betrachtet den allgemeinen nationalen Brand mit so ruhigem Auge, daß man euch für gleichgiltig halten könnte. Neapolitaner! fürchtet zu spät zu kommen, fürchtet, daß, wenn ihr endlich kommt, die Lombardei, Sicilien, Calabrien, die Basilicata euch mit Donnerstimme zurufen: zurück, Bastarde Italiens, ihr seid nicht mehr unsere Brüder; ihr gehört nicht mehr der heiligen Familie an! Neapolitaner, zu den Waffen!" (Rüstow, der italienische Krieg 1860. S. 318.) Die neapolitanische Presse war zügellos. Sie sprach, sie schrie für Garibaldi, als wäre König Franz längst todt oder außer Landes. Allein die Bevölkerung hoffte theils, daß es den Bemühungen de Martinos gelingen würde, die Hauptstadt unter dem Schutz der Seemächte für neutral zu erklären, theils freute sie sich kindisch auf den schönen Einzug des Erlösers Garibaldi.

Auf die erste Kunde von den Ereignissen bei Reggio und Villa St. Giovanni hatten sich auch mehrere Städte Calabriens erhoben. Der k. General Viale legte sich als krank zu Bette und nahm seine Entlassung. General Caldorelli schloß am 26. August mit dem insurgirten Cosenza in Calabria ulteriore eine Convention ab, kraft deren er freien Abzug nach Salerno erhielt, aber unter der Bedingung, daß seine Brigade sich nicht gegen Garibaldi schlage. Dadurch war der k. General Ghio, welcher an der Nordgränze des Calabria ulteriore bei Soveria-Manelli sich mit zusammengeraff-

ten 12000 Mann zur Entscheidungsschlacht stellte, im Rücken bedroht. D Pässe waren verbarrikadirt, Felsen auf den Höhen aufgehäuft, um seine Rückzug zu zerschmettern. Die Freischaaren Stoccos beschossen seinen Rücke Garibaldi mit 1500 Mann der Division Cosenz griff seine Front an. Die gab ihm Grund oder erwünschten Vorwand, am 30. August mit Niede legung von 10,000 Flinten und mit Uebergabe von 12 Feldgeschützen un 600 Pferden und Maulthieren zu capituliren. Am 31. August lande Rüstow mit seinem bei Milazzo eingeübten Corps in Paola, westlich vo Cosenza, und bildete somit die Spitze und den linken Flügel des „Südheeres" Die gefürchtete k. Flotte zeigte sich nicht. Daher wagte sich die Divisio Milano abermals auf Schiffe und gelangte weiterhin in Gewaltsmärsche am 7. September nach Eboli an der Consularstraße, bereits nördlich vo Pästum, also wenige Stunden von der Aufstellung des k. Heeres bei Sa lerno. Dadurch war die sich von Cosenza zurückziehende Brigade Caldo relli von Salerno abgeschnitten; sie capitulirte nun vor Garibaldi nochmal mit Niederlegung ihrer Waffen. Dieses Ereigniß machte in Neapel um s tieferen Eindruck, da man wieder glaubte, die Brigade sei zu Garibaldi über gegangen. So nahte die Entscheidung über das Schicksal der Hauptstadt rasch

König Franz hatte auf die Nachricht von Garibaldis Landung da Haupt der Familie, den Herzog von Chambord um Rath gefragt. Di Antwort war: In dem Augenblick, wo Catilina vor den Thoren steht, is nicht Zeit zu Concessionen und zu Reformen. Der König steige vielmehr zu Pferde und führe seine Truppen gegen Garibaldi und seine Parteigänger (Botalla-Gavar I 284.) Auch die junge, lebensfrische Königin, welch längst ihre Stiefschwiegermutter durch ihre Aeußerung geärgert hatte, di königliche Familie lebe in Bayern, ihrer Heimath, in hohen Ehren und ge müthlich; eine Verfassung sei kein Unglück, auch sie sprach jetzt die Ueber zeugung aus, ein König müsse auch für Vertheidigung seiner Krone das Schwert ziehen können. Eines Abends trat sie mit de Martino vor der König mit der dringenden Bitte, sich an die Spitze seiner Truppen in Sa lerno zu stellen und Garibaldi anzugreifen. Der König versprach es sich zu überlegen, das heißt, es mit seiner absolutistischen Camarilla zu berathen Diese wollte aber immer noch lieber die Hauptstadt der Anarchie überlassen, als daß der König mit den constitutionellen Ministern siege und daß so die Verfassung Wurzel schlage. Der Vater der Königin-Mutter, Erzherzog Karl, hatte schon in den dreißiger Jahren seinem Schwiegersohn, dem damals jun gen König Ferdinand gerathen, Capua und Gaeta stark zu befestigen und im Fall einer Revolution in der Hauptstadt sich dahin zurückzuziehen. Neapel würde dann bald von der Anarchie übermannt und derselben über drüssig werden. Dann ließe es sich von den Festungen aus leicht wieder nehmen. In diesem Gedanken hatte sich die Königin-Mutter nach Gaeta

zurückgezogen; aber sie hatte ihre Vertrauten als den geheimsten Rath des Königs zurückgelassen. Das Heer sollte für diesen Plan erhalten werden. Der König war in seinem Mißtrauen bei dem Mangel aller persönlichen Initiative nur zu geneigt, in passiver Unthätigkeit zuzuwarten. Es war aber nicht die innerliche Ruhe, der stolze Trotz des Orientalen, sondern mit einer gewissen Gutmüthigkeit gepaarte Schwäche. Die aus den Kerkern, gleich aus Särgen gezogenen Leichen, hervorgestiegenen Gestalten mochten ihm die Tyrannei seiner Väter, ihre Sünden vergegenwärtigt und ihn vor neuem Blutvergießen gewarnt, ihm Furcht eingeflößt haben. Ein Theil der, wenn auch sehr gelichteten, klerikal-absolutistischen Partei suchte gegen Ende Augusts den König zu einem Schlage in ihrem Sinne zu stacheln. (Rüstow S. 315.) Der Antrieb scheint von Rom und von der französischen Legitimistenpartei ausgegangen zu sein. Ein Manifest im Namen des neapolitanischen Volks, das neapolitanisch und katholisch bleiben, nicht piemontesisch werden wolle, an den König, war gedruckt. Franz wurde beinahe drohend daran erinnert, daß, wenn das Vaterland in Gefahr ist, das Volk berechtigt sei, von seinem Könige zu fordern, daß er es vertheidige. „Denn die Könige sind für die Völker gemacht, nicht die Völker für die Könige. Ihr unsterblicher Ahn Karl III. entriß uns dem Joche der Fremden (der Oestreicher). Wir wollen als Neapolitaner, mit der schönen, weisen Civilisation, die er uns gab, leben und sterben. Oder sollte der Sohn Ferdinands und der verehrungswürdigen Maria Christine uns schimpflich dem Feinde überlassen? Sollte unser geliebter Herrscher Franz nicht den Muth und die Kraft des niedrigsten der Könige haben? Nein, Sir, nein, das kann nicht sein! So retten Sie denn Ihr Volk! Wir fordern es im Namen der Religion. Wir fordern von Ihnen vier Dinge: Ihr Ministerium verräth Sie, seine Verbindungen mit Judas und Pilatus beweisen es. Ersetzen Sie es durch getreue Männer. Viele Fremde verschwören sich gegen Ihren Thron, gegen Ihre Nation. Treiben Sie diese Fremden aus Ihrem Reiche. Befehlen Sie, da viele Waffenniederlagen in Ihrer Hauptstadt sind, die Entwaffnung. Die ganze Polizei ist Ihren Feinden ergeben. Setzen Sie an deren Stelle eine ehrenwerthe, treue Polizei.“ Es wurde ein Versuch gemacht, das Kommando über die Hauptstadt und über ihre Nationalgarde in reaktionäre Hände zu legen. Allein der Plan der Partei wurde entdeckt und im grellsten Lichte dargestellt. Und Franz war nicht aus seiner Passivität zu reißen, zumal die Minister auf den Fall einer reaktionären Maßregel ihre Entlassung verlangten. Ihre Zeit war freilich längst vorüber. So zerrann eine Stunde, ein Tag der kostbarsten Zeit nach dem anderen unbenützt in dumpfer Pein.

Unter den Augen des Königs geschah nichts sonderlich Beunruhigendes, was ihn zu einem entscheidenden Schritt genöthigt hätte. Da die Haupt-

stadt durch die angeblich 18000 Mann starke Nationalgarde, aus Furcht v
Plünderung durch den Pöbel, in der nöthigen Ordnung erhalten und
sie beherrschenden Kastelle von den Truppen besetzt waren, konnten weite
7000 Soldaten nach Salerno geschickt werden. Cavour war in fieberhaf
Besorgniß. Den 29. August erhielt Persano einen Brief Cavours, wor
es heißt: „Wenn die Revolution sich nicht vor der Ankunft Garibaldis vol
zieht, so werden wir in sehr bedenkliche Lagen kommen." Allein das Or
nungscomité, damit einverstanden, konnte keine Revolution machen, u
das Aktionscomité sah jetzt ein, daß nur dann, wenn man Garibal
alles zu thun vorbehalte, er Diktator werden würde. Darum hielt jetzt au
sie die Revolution zurück, bis sie in seinem alleinigen Namen mit rechte
Lärm (fragorosa) durchschlagen könne. Cavour wünschte dagegen, do
Persano oder auch Villamarina die Diktatur angeboten und dieselbe vo
ihnen angenommen werde. Sofort sollten die Castelle von den auf den pi
montesischen Schiffen liegenden Versaglieri besetzt, die neapolitanische Flot
nach Genua geschickt werden, um einige bereit gehaltene piemontesische D
visionen abzuholen. Ob es nun vor oder nach Garibaldis Ankunft möglic
wäre, sollten die neapolitanischen Offiziere mit Anweisungen auf piemonte
sische Offiziersstellen versehen und auf Viktor Emanuel und auf die piemon
tesische Verfassung beeidigt werden. Cavour kannte eben die Neapolitane
zu wenig und war trotz aller Telegramme nicht auf dem Laufenden und zu op
timistisch. Er glaubte, weil er es heiß wünschte, der König wäre schon fort
zuschrecken. Erst am 31. August, als er sah, daß Garibaldis Anrücken un
aufhaltsam sei, ergab sich Cavour darein, sich ganz mit ihm zu vereinigen
ihm die Wege zu ebnen. Inhaltsschwer sind die Worte Cavours von
3. September: Jetzt können wir nicht mehr in Neapel die zur Beherrschun
der Revolution nöthige Kraft gewinnen, sondern in Ancona.

Cavour fürchtete, daß die Kriegsflotte von Franz den Oestreichern i
die Hände gespielt werden könne, und dann wäre Piemont mit seinen weniger
Schrauben- und zwei Räderfregatten und leichten Schiffen Oestreich zu
See gar schwach entgegengestanden. Der Flottenbemannung wurde von
beiden Parteien geschmeichelt. Auch die wenigen dem Könige ergebeneren
Marineoffiziere wollten sie nicht an Oestreich ausliefern. Diese Unterstellung
erschütterte die Treue der Mehrzahl der Mannschaft. Im Nothfall wollte
Persano sich auf der Fahrt derselben nach Triest bei Sicilien entgegenstellen,
was aber Piemont genöthigt hätte, die Neutralitätsmaske fallen zu lassen.
Am 4. September wurde Persano durch die Nachricht überrascht, daß die
neapolitanische Kriegsflotte im Hafen der Hauptstadt Befehl zur Abfahrt er-
halten habe. Die Stabsoffiziere haben dieß verweigert, aber der König
habe sich in den Hafen begeben, er sei von den Bemannungen mit Hoch-

lufen empfangen worden. Um den mit Persano einverstandenen Marineof-
izieren einen Vorwand zur Erklärung der Unmöglichkeit ihrer Ausfahrt zu
eben, ließ Persano wie durch Zufall einen Riesenanker mitten in der Ha-
nausfahrt ohne Tau auf den Grund fallen. Ein piemontesisches Kriegs-
hiff legte sich quer über, indem es sich den Anschein gab, als wollte es
en Anker wieder heraufschaffen. Es wurde jetzt mehr als wahrscheinlich,
aß der König die Hauptstadt verlassen und die Flotte mit sich, wohl zu-
ächst nach Gaeta nehmen wolle. Am späten Abende des 5. berichtet
Persano: „Ich erhalte die Nachricht, daß die Marinemannschaften im Hafen
em Könige folgen wollen und daß die Offiziere sich dem nicht widersetzen
önnen. Nun gilt es nicht mehr, sich vor Thorheiten zu hüten, noch das
Geld zu sparen. Um jeden Preis muß die Abfahrt verhindert werden. Ich
erkleide mich und gehe mit einbrechender Dämmerung in den Militärhafen,
ch spreche und bringe die Leute in Bewegung. Ebenso macht es Marchese
Villamarina (der piemontesische Gesandte), das Comité, alle, alle. Alle
ind unermüdlich. Die gemeinsamen Bemühungen bringen es dahin, daß
ie Schiffe das Wasser aus den Heizkesseln auslassen, daß man einige
Klappen von den Maschinen nimmt, daß man die Steuerruder unbrauchbar
nacht und Aehnliches. Kein Offizier ist mit Geld gewonnen worden; die
Liebe zum Vaterland war ihre einzige Triebfeder. Keine Versprechungen,
eine Bedingungen, mit einziger Ausnahme eines Offiziers, welcher die Uni-
orm nicht mehr trägt." — In diesen Tagen erhob Persano ziemlich starke
Summen, wahrscheinlich um die Mannschaften der Flotte zu gewinnen.

Bis zum Abend des 4. September blieb im k. Schlosse der Plan beste-
en, daß die k. Truppen bei dem mit der Hauptstadt durch eine Eisenbahn
verbundenen Salerno Garibaldi den Weg nach Neapel durch eine Schlacht
streitig machen sollten. Das Einzige, was ihren Muth hätte entzünden kön-
nen, war die Offensive. Allein man fürchtete stündlich eine Landung Ga-
ribaldis näher bei der Hauptstadt, so daß die k. Truppen bei solchem Vor-
gehen von ihren Festungen hätten abgeschnitten werden können. Diese Be-
fürchtung trug auch zur Erschütterung der moralischen Haltung der Truppen
bei. Selbst die Fremdenbataillone, namentlich die Böhmen, meuterten.
Am 4. liefen darüber und über das rasche Herannahen der Garibaldiner be-
denkliche Nachrichten bei Hof ein. Die Zahlenangaben über dieselben waren
neapolitanisch übertrieben. In der Nacht hielt Franz einen Kriegsrath.
Nur noch wenige Generale bestanden noch auf einer Schlacht vorwärts
der Hauptstadt. Und als der König sie beim Wort nehmen wollte, lehnten
auch diese die Verantwortung des Obercommandos ab. Der tapfere Bosco,
welcher für eine Schlacht war, lag krank darnieder. So wurden denn Be-
fehle ertheilt, daß sich die Truppen von Salerno nordöstlich um die Haupt-
stadt herum, und die in dieser liegenden Garden, bis auf 4 darin zurückblei-

bende Bataillone, nach Capua zurückziehen sollten. Am Vormittag des 6 beschied Franz die Kommandanten der Nationalgarde zu sich, er sagte ihne wenige Worte des Dankes für die Haltung derselben und machte ihnen di beruhigende Mittheilung, daß er den Truppen Befehl gegeben habe, di Hauptstadt zu respektiren. Er ziehe sich in Folge einer diplomatischen Ka pitulation (?) aus derselben zurück. Am Abende begab sich der König mi der jungen Königin auf ein Postschiff, gefolgt von mehreren Herren und Da men des Hofs. Zwei spanische Kriegsdampfer gaben das Geleite. An ihnen befanden sich der östreichische, der preußische und der spanische Ge sandte. Nur ein Segelschiff der k. Marine mit vielen getreuen Seeleute derselben folgte. So gutmüthig und erregbar die Bevölkerung von Neapo ist, so gab sie doch keine lauten Zeichen der Theilnahme. Die Meisten be grüßten die Abreise als Unterpfand dafür, daß die Stadt nicht der Schau platz des Kampfes würde. Alles dachte in Hoffnung oder in Furcht nur a Garibaldi*).

*) De Martino hatte dem Könige noch folgende vom 5. September datirte Abschieds proklamation verfaßt: „Unter allen den Königen auferlegten Pflichten sind die der Tag des Unglücks die größten und die feierlichsten. Ich bin entschlossen, sie ohne Schwäch mit Resignation zu erfüllen, mit Seelenruhe und mit Vertrauen, wie es einem Nach kommen so vieler Monarchen gebührt. Darum richte ich meine Worte noch einmal an da Volk meines Königreichs, indem ich mich von ihm mit dem Schmerze entferne, daß ic mein Leben nicht für sein Glück und seinen Ruhm zum Opfer darbringen konnte. Ei ungerechter, völkerrechtswidriger Krieg ist in meine Staaten eingebrochen, ob ich glei mit allen Staaten Europas im Frieden war. Die Veränderung der Regierungsform mein Beitritt zu den großen nationalen Grundsätzen vermochten nicht, diesen Krieg abzu wehren, vielmehr führte die Nothwendigkeit, die Integrität des Staats zu vertheidigen Ereignisse mit sich, welche ich immer beklagte. Daher protestire ich feierlich gegen die Invasion und appellire ich an die Gerechtigkeit aller civilisirten Nationen. Das b meiner Person beglaubigte diplomatische Corps wußte, von welchen Gefühlen gegen die herrliche Hauptstadt des Königreichs meine Seele von Anfang dieser unerhörten Invasio an erfüllt war: ihre Bewohner und deren Eigenthum, die Gebäude, die Denkmäler, d öffentlichen Anstalten, die Kunstsammlungen und alles, was das Erbtheil ihrer Civilisa tion und ihrer Größe bildet und den künftigen Geschlechtern gehört, vor Krieg und Rui zu bewahren, dieß steht über den Leidenschaften des Augenblicks. Die Stunde, dieß da zuthun, ist gekommen. Der Krieg nähert sich den Mauern der Stadt. Mit unsäglichem Schmerz entferne ich mich mit einem Theile meines Heeres dahin, wohin mich die Ver theidigung meiner Rechte ruft. Ein anderer Theil dieses edeln Heeres bleibt, um zu Unverletzlichkeit und Unversehrtheit dieser Hauptstadt beizutragen, welche ich als heiligs Palladium dem Eifer des Ministeriums anempfehle. Die Probe, welche ich von der Ei renhaftigkeit und von dem Bürgersinn des Bürgermeisters und des Kommandanten de Nationalgarde fordere, ist, daß sie dieser unserer theuren Vaterstadt die Greuel innere Unordnungen und das Unglück des nahen Kriegs ersparen; zu diesem Zweck ertheile i ihnen die nöthigen, ausgedehntesten Regierungsvollmachten. Meine Liebe als eines Ab kommen einer Dynastie, welche 126 Jahre lang in diesen Festlandslanden regiert, hat hier. Ich bin Neapolitaner. Nicht ohne bitteren Schmerz kann ich Worte des Abschied

Der König hatte wohl in der Stunde des Abschieds noch keinen festen Entschluß, ob er den Widerstand, gestützt auf die Festungen, fortsetzen könne und wolle. Seine getreuen nationalconstitutionellen Minister wünschten und hofften, er würde die Sindfluth vorüberrauschen lassen und dann vielleicht, gerufen durch den veredelten Particularismus der Neapolitaner, als Glied des italienischen Bundesstaats ohne das Brandmal des Bürgerkriegs und der Reaktion zurückkehren. Im Vergleich zu früheren Restaurationsführern seit 1799 haben wir hier einen grroßen Fortschritt der Civilisation zu verzeichnen.

König Franz, seine getreuen Minister und Garibaldi theilten also die Hauptabsicht Romanos, zu verhindern, daß die Hauptstadt Schauplatz des Kampfes werde. Schon den 27. August hatte de Martino diese Absicht des Königs an Mundy mitgetheilt, das königliche Heer würde nur zum Zweck der Vertheidigung gegen die Stadt Feuer geben. (Bottalla-Gavard I. Doc. S. 380.) Nebst der Humanität wirkte die Furcht vor den Seemächten dahin. Der französische Admiral hielt seine Streitmacht bereit, seine Staatsbürger zu beschützen. Wie leicht konnte dieß zu einer Intervention führen, welche Piemont vor allem zu verhindern suchen mußte. Deßhalb sollte der englische Admiral vorerst nichts thun. Die Gefahr der Tumulte aber war seit der Abreise des Königs noch brennender. Nur ein sofortiges Erscheinen Garibaldis mit dem nationalen Programm Cavours konnte Unordnungen zuvorkommen. Zu diesem Zwecke eilte der piemontesische Gesandte mit einem Dampfer Garibaldi nach Salerno entgegen. Die Minister, ob sie gleich ihre Entlassung genommen hatten, versammelten sich am Abende des 6. und in der Frühe des 7. Septembers. Dabei betheiligten sich nicht de Martino, Pianell und Spinelli. Romano legte seine Ansprache an Garibaldi vor. Sie lautete: „An den unbesiegbaren General Garibaldi, Diktator der beiden Sicilien. Neapel erwartet Ihre Ankunft mit der äußersten Ungeduld, um Sie als Erlöser Italiens zu begrüßen und um in Ihre Hände die Gewalten des Staats und sein Schicksal niederzulegen. In dieser Erwartung bleibe ich fest auf meinem Posten zur Vertheidigung der Ordnung und der öffentlichen Sicherheit. Ihre Worte, welche ich dem Volke schon mitgetheilt habe, sind das sicherste Unterpfand des Gelingens Ihrer Unternehmungen. In Erwartung Ihrer Befehle mit unbegränzter

---

an meine heißgeliebten Unterthanen richten. Welches auch mein Schicksal sein möge, werde ich ihnen starke, liebevolle Erinnerungen bewahren. Ich empfehle ihnen Eintracht, Frieden, die Bürgerpflichten, und daß nicht maßloser Eifer für mein Loos die Fackel zu Ruhestörungen werde. Sollte es der göttlichen Gerechtigkeit gefallen, mich auf den Thron meiner Vorfahren wiedereinzusetzen, so flehe ich nur, daß ich meine Völker einträchtig und glücklich wiedersehe." Auch an die Mächte richtete Franz einen Protest mit Vorbehalt seiner Rechte.

Hochachtung Liborio Romano." Garibaldi hatte seinen Adjutanten, de
Grafen Trecchi, vorausgeschickt, um den beiden Comités Einigkeit zu en
pfehlen. Es wurde eine provisorische Regierung aus Mitgliedern beider zu
Erhaltung der Ordnung eingesetzt. Garibaldi hatte dazu die Neapolitan
telegraphisch ermahnt: „In diesem feierlichen Momente empfehle ich eu
Ruhe und Ordnung, wie sie sich für die Würde eines Volkes ziemen, we
ches die Herrschaft über seine Rechte wieder ergreift." Er verspricht zu di
sem Zwecke seine sofortige Ankunft. Der Polizeipräfekt erinnerte die Sta
daran, daß die Forts noch von k. Truppen besetzt seien. In Salerno e
schienen auch der uns schon bekannte General de Sauget, welcher zu End
Januars 1848 seine Stellung vor dem insurgirten Palermo geräumt hat
(Band II S. 44), jetzt Kommandant der Nationalgarde, und der Prät
(Oberrichter) der Hauptstadt, um auf Garibaldis politische Haltung einzu
wirken. „Auch wir", erklärte ihm Romano, „wollen einen Theil des gr
ßen italienischen Vaterlands unter dem constitutionellen Szepter Vikt
Emanuels machen." Um ohne Bürgerkrieg dieses zu erreichen, habe er d
Gewalt angenommen. Das Volk habe dieses begriffen und ihn mit Ve
trauen dabei unterstützt. Er sei bereit, die Gewalt (gleichsam unter der B
dingung der Anerkennung dieses Programms) in die Hände Garibaldis
übergeben. Darauf antwortete Garibaldi in einer von Salerno am Mo
gen des 7. datirten Proklamation an die Neapolitaner: „Sohn des Vol
stelle ich mich mit Achtung und mit Liebe vor diesem edeln, imponirend
Mittelpunkte der italienischen Bevölkerung, welchen viele Jahrhunderte d
Despotismus nicht zu erniedrigen, noch dahin bringen konnten, die Kni
vor der Tyrannei zu beugen. Das erste Bedürfniß Italiens zur Erreichu
der Eintracht der großen italienischen Familie war die Einheit. Heu
hat die Vorsehung für die Eintracht mit der erhabenen Einstimmigk
aller Provinzen zur nationalen Wiederaufrichtung vorgesorgt. Zum Zwe
der Einheit gab sie unserem Vaterlande Viktor Emanuel, welchen wir v
diesem Augenblick den wahren Vater des italienischen Vaterlands nenn
können. Viktor Emanuel, das Muster der Könige, wird seinen Nachfo
gern die Pflicht einprägen, ein Volk glücklich zu machen, welches ihn n
rasender (frenetico) Andacht zum Führer erwählte. — Die italienisch
Priester, ihrer Mission sich bewußt, haben als Bürgschaft der Achtun
womit sie behandelt werden, den Aufschwung, den Patriotismus, d
wahrhaft christliche Haltung ihrer zahlreichen Mitbrüder getheilt, welc
wir, von den wohlverdienten Mönchen von Guancia bis zu den edelm
thigen Priestern des neapolitanischen Festlandes, an der Spitze unserer So
daten die größten Gefahren der Schlachten trotzen sahen. — Ich wied
hole es: Eintracht ist die erste Nothwendigkeit Italiens. Deßhalb nehm
wir unsere früheren Gegner (dissenzienti), welche jetzt auch aufrichtig ihr

Stein zum vaterländischen Gebäude beitragen wollen, als Brüder an. Endlich aber, indem wir das Haus der Anderen achten, wollen wir Herren in unserem Hause sein, möge es den Potentaten der Erde gefallen oder nicht." — Damit blieb also die römische Frage vorerst eine offene. Nichts desto weniger blieb die wohlbegründete Befürchtung, die Republikaner um Garibaldi suchen ihn zum Angriff auf den Pabst in Rom fortzureißen, nicht blos in klerikalen Kreisen verbreitet.

Garibaldi seinen Vortruppen vorauseilend, hatte nur Cosenz und seinen Generalstab bei sich. Aber die Gefahr eines Conflikts drängte. Neapel harrte seiner in spannender Ungeduld. So fuhr er denn am 7. September auf der Eisenbahn blos mit diesen Begleitern nach Neapel, wo ihn am Mittag im Bahnhof Romano begrüßte. Eine Nationalfahne wurde entfaltet mit dem Wappen des Hauses Savoyen, mit dem entzäumten Pferde der Stadt Neapel und mit dem Löwen von Venedig. Diesen küßte Garibaldi und sprach: „bald werden unsere Brüder befreit sein!" Thränen rollten von seinen und von tausend Augen. Einige offene Wagen führten sie in die Stadt, deren Kaufläden aus Furcht zum Theil noch geschlossen waren. 8000 Mann k. Truppen hielten die Castelle und einige Wachposten besetzt, an denen Garibaldi vorüberfuhr. Zur Erhaltung der Ordnung zurückgelassen, hatten sie keinen Befehl, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Ein Offizier soll seine Soldaten befehligt haben, auf Garibaldi zu feuern. Aber sein kühnes Vertrauen auf seine Sache und die ihn begleitende freudentrunkene Menge imponirten und rissen auch Widerstrebende mit fort. Von der Wunderstadt war jetzt der Alp der Angst genommen. Der tollste Jubel darüber und über die politische Befreiung durchbrach alle Dämme. Der wolkenlose Himmel schien die Volksfreude zu theilen. Garibaldi weigerte sich, sich in das k. Schloß zu begeben, welches Franz am Abende zuvor verlassen hatte. Er fuhr in den Palast der Foresteria, auf dem Largo di Palazzo vor dem k. Palaste, inmitten der Castelle. Er hielt vom Balkone desselben aus eine Ansprache an das den weiten Platz erfüllende Volk. Der vielgeprüfte Märtyrer der nationalen Idee General d' Ayala erwiderte mit den ächt neapolitanischen Worten: „Italienischer Capitano, erlauben Sie, daß ich demüthig, aber nicht groß wie Sie, Ihnen auf Ihre Stirne, die hier so einfach wie auf der Insel Caprera, aber von sichtbarer Glorie umgeben ist, einen Kuß gebe. Er ist der Kuß der 500,000 Einwohner Neapels!" Garibaldi ging dann durch die festlich sich schmückenden Hauptstraßen, hörte in der erzbischöflichen Metropolitankirche das Tedeum und schlug dann in der Toledostraße sein Hauptquartier auf. Die Andacht Garibaldis bei der Messe, und als ihm Fra Pantaleo den Segen gab, machte tiefen Eindruck auf das Volk. Die meisten seiner Degen sagten, er solle das Wunder mit dem Blute des h. Ja-

nuarius verachtend ignoriren; allein Garibaldi soll dem Erzbischof nur eine halbe Stunde Bedenkzeit gelassen haben, ob das Blut des Heiligen oder das des Erzbischofs fließe.

Am Abend begrüßte Persano Garibaldi. Aus eigenem Antrieb befahl dieser sofort folgendes Diktatorsdecret zu schreiben: „Alle Kriegs- und Handelsschiffe, welche dem Staat beider Sicilien gehören, Arsenale und Marinematerial sind dem Geschwader des Königs von Italien, Viktor Emanuel, befehligt vom Admiral Persano, aggregirt." Auf den Wunsch Persanos erklärte Garibaldi alle Offiziere der neapolitanischen Marine, welche ihre Entlassung gegeben hatten, um Italien zu dienen, für wieder in ihre Stellen eingesetzt. Garibaldi sprach seinen Entschluß aus, nach kurzem Aufenthalt in Neapel vorwärts zu gehen, um Italien von jedem Fremden zu befreien. — „Das ist auch mein heißer Wunsch; aber diese Ihre Idee macht mich zittern wegen der möglichen Folgen," erwiderte Persano. „General, die italienische Nationalität ist jetzt festgestellt. Wozu sie aufs Spiel setzen, statt zu befestigen?" — „Eben um sie sicher zu stellen, darf man nicht Halt machen. Man ist keine Nation, so lange Fremde im Lande ihren Fuß haben." — „Ganz gewiß! aber der Augenblick ist nicht geeignet. Das ist eben die Frage." — „Richtig. Aber wenn wir uns durch solches Gerede hätten hinhalten lassen, so wären wir jetzt nicht hier." — Persano fand es nicht passend, an diesem Tage darüber weiter zu sprechen und bat nur den englischen Admiral, Garibaldi abzurathen. Durch die Uebergabe der Flottenführung war ein Hauptwunsch Cavours erfüllt. Noch an demselben Abende zogen die neapolitanischen Kriegsschiffe die italienische Flagge mit dem Wappen von Savoyen auf. Die meisten Offiziere schwuren, nach feierlicher Messe an Bord, Viktor Emanuel den Eid der Treue. Persano nahm die Taktik, das Signalbuch der neapolitanischen Flotte und die Ausdrücke derselben nach dem Wörterbuch Parillis als die besseren und nationaleren, sofort auch auf seinem Geschwader an. Die neapolitanische Kriegsmarine zählte 2 Linienschiffe, 15 Fregatten, wovon 8 mit Dampfmaschinen, 6 Corvetten und 11 kleine Schiffe. Alle bis auf die Segelfregatte Partenope gingen über. Obgleich auch das höchste Castell, das von St. Elmo, noch an demselben Abende die nationale Fahne aufzog und die Nationalgarde einließ, so wurde doch der Wunsch Cavours, daß sogleich neapolitanische Regimenter über Genua an die östreichische Gränze gebracht würden, sehr getäuscht.

Am 8. und 9. September war ganz Neapel wie ein Festsaal. Wer nie Zeuge eines Volksfests im Süden war, kann sich von der bachantischen Festlust und von dem sittlichen Anstand dieses Volkes keinen Begriff machen. Es bedurfte gegen Mitternacht nur des Wortes, Garibaldi wolle schlafen gehen, so erlosch, wie auf telegraphisches Zeichen, die Beleuchtung, und die lärmende, aber physisch nüchterne Menge verschwand.

Erst in der nächtlichen Frühe des 9. rückte die Vorhut Garibaldis, die Brigade Milano, in Neapel ein und hielt, untermischt mit k. Soldaten, kurze Rast in einer Kaserne. Es kamen Nachrichten von Blutthaten in Ariano, jener alterthümlichen Stadt im inneren Apennin gegen 4 d. Meilen von Neapel. Hier war, wie wir sahen, der linke Flügel der k. Truppen zurückgeblieben, welche mit dem rechten in Salerno Garibaldi den Weg nach Neapel hätten verlegen sollen. Angefeuert durch den Bischof und den Klerus, gestützt auf General Flores und auf die 4000 Mann starke Brigade Bonnanos, verübte die bourbonische Partei an den Familien der Liberalen kannibalische Greuel und plünderte ihr Eigenthum. Garibaldiner, Nationalgarden der Nachbarstädte, Versaglieri rückten unter Türrs Führung herbei und nöthigten am 11. die Brigade, die Waffen zu strecken. Es wurde blutiges Gericht gehalten. Dieß war nöthig, um der privaten Blutrache zuvorzukommen.

Garibaldi, Triumphator in der herrlichen Stadt, Abgott des Volks, war in Versuchung, ein anderer Masaniello, sich im Zauberkelch zu berauschen. Aber anfangs hielt er sich noch selbst im Zügel. Er bildete ein Ministerium aus meistentheils sehr tüchtigen, gemäßigten Männern, welche das Recht der Cavourschen Politik längst erkannt hatten. Romano, der einzige Minister Franzens, welcher bis zum Einzug Garibaldis sein Ministerium, das des Innern, beibehalten hatte, wurde darin bestätigt. Ausgezeichnete neapolitanische Flüchtlinge, welche in Turin sich in das national-constitutionelle Element eingelebt hatten, zog er herbei. Antonio Scialoja, der berühmte Nationalökonom, wurde Finanzminister, Conforti Minister der Sicherheit, Pisanelli Minister der Justiz. Der zügellose Neid der neapolitanischen Journalisten machte nur zu bald diese „Märtyrer" zum Gespött. Cosenz, ebenso besonnen als kühn im Feuer, erhielt das Kriegsministerium. Am 14. September wurde folgende Erklärung Garibaldis erlassen: „In der Absicht, den Wunsch des Volks zu sanktioniren und die neue Lage des Staats zu legitimiren, halte ich es für unumgänglich, das Grundgesetz der neuen italienischen Monarchie hier auf dem Festlande zu verkündigen, wie es auf der Insel geschehen ist. Deßhalb decretirt der Diktator der beiden Sicilien: das constitutionelle Statut vom 4. März 1848, welches im Königreich Italien besteht, ist auch das Grundgesetz dieses Süditaliens." Die Akte war von allen Ministern unterzeichnet. Es blieb das einzige in constitutioneller Form erlassene Dekret. Die Thätigkeit dieser trefflichen Minister wurde zum Theil durch Garibaldis, ohne jede Rücksprache mit ihnen, ohne ihre Unterschrift erlassenen diktatorischen Dekrete gekreuzt, und mit ihm wetteiferte in solcher Willkür der Secretär der Diktatur, der Republikaner Bertani. Wenn Garibaldis Dekrete durch einen einzelnen Fall hervorgerufene Gemüthsergüsse waren, so waren die Bertanis systematisch darauf angelegt, die constitutio-

nelle Form zum Besten der republikanischen Tendenz zu durchbrechen. D
Radikalen rügten, daß die piemontesische Verfassung in mehreren Punkt
weniger liberal sei als die von Ferdinand im Februar 1848 oktroyirte, v
Franz vor einigen Monaten ans Licht gezogene neapolitanische.

Obgleich Neapel mehr Heroen auf die Schaffote und in die Kerker, a
ins Feld zu stellen pflegte, so war doch eine gewisse sympathetische Verwand
schaft zwischen diesem heißen Phantasievolke und Garibaldi. Beide hatt
für das, maßvolle Selbstbeherrschung fordernde, constitutionelle System kei
Temperament. Sie dürsteten nach ganz anderen Fiktionen, als nach de
constitutionellen. Die Pracht der Natur der genuesischen wie der neapol
tanischen Seeküste heischt auch im bürgerlichen Leben farbenreiche Darstellun
gen in Festen und in öffentlichen Aufzügen. Die Bourbonen pflegten a
8. September mit Entfaltung aller Pracht des Hofes und mit Schaustellun
ihres Heeres an dem Hügel von Posilippo dem Madonnenbilde der Kirch
von Piè di grotta ihre Verehrung zu bezeigen. An diesem Tage begab si
denn auch Garibaldi mit seinem Generalstabe dahin. Er bezeigte dem Bild
welchem ein Tuch und Blumen mit den Nationalfarben übergelegt waren
mit Geberden und Worten seine Verehrung. Das Volk umarmte ihn m
solcher Gluth, daß er sich mit Mühe der Gefahr entriß. Die National
garde, ein neues Schauspiel, defilirte vor dem Erlöser. Die Herzensma
donna Garibaldis aber war seine treffliche Mutter, welcher er die Errettun
aus so manchem Sturm zur See und im Kriege dankte. Den 11. erklärt
Garibaldi alle politischen Gefangenen für frei, was Franz schon getha
hatte. Aber die k. Befehle waren im absolutistischen Neapel oft durch di
Behörden aus Parteigeist und aus Privathaß unausgeführt geblieben. Er
am Ende seiner Diktatur, am 23. Oktober, dekretirte Garibaldi, daß di
Opfer der politischen Reaktion vom 15. Mai 1848 an entschädigt würden
Aber Garibaldi ließ sich auch hinreißen, ihnen den Soldaten Agesilaus Mi
lano beizugesellen, welcher 1857 bei einer Revüe König Ferdinand mit den
Bajonnet verwundet und ihm eine unheilbare Wunde beigebracht hatte
Er war hingerichtet, seine Mutter erhielt eine Pension und jede seine
Schwestern 2000 Ducati zum Heirathsgut. Dagegen zog Garibaldi das
Eigenthum der königlichen Familie, ihre Majorate, die Günstlingen z
lebenslänglichem Genuß verliehenen Staatsgüter und ähnliche Einkünft
für den Staat ein. Deßgleichen die Güter der zugleich aufgehobenen Je-
suiten und der ihnen affiliirten Orden, wie auch die Tafelgüter der Erz-
bischöfe und Bischöfe. Diese sollten zu apostolischer Einfachheit zurückge-
führt werden, indem jeder jährlich höchstens 2000 Ducati aus der Staats-
kasse erhielte. Mit dem großen Ueberschuß sollten die Besoldungen des
bisher ganz von jenen abhängigen niederen Klerus aufgebessert werden.
Garibaldi war jetzt in der Lage, das Programm der südromanischen Frei-

maurerei auszuführen oder doch auszusprechen. Er erkannte mehrere das Leben des neapolitanischen Volks vergiftende Gewohnheiten und wollte sie ausrotten. Er beschloß, die Staatslotterie aufzuheben; man jauchzte ihm zu, aber es blieb beim Alten, wie die humanen bourbonischen Gesetze todter Buchstabe gewesen waren. Die reichen Spitäler und Stiftungen, besonders zur Erziehung der Waisen, sollten nicht der Raub bigotter Betrüger bleiben, die ganze Jugend sollte in den Schulen und in den Familien zu wahrhaften Bürgern erzogen werden. Nicht alles blieb edler Wunsch und leere Phrase. Nüchterne deutsche Zeugen erzählen, daß Garibaldi in Süditalien besonders den Müttern aufs eindringlichste ans Herz legte, wie groß ihr Antheil an der Wiedergeburt Italiens durch Erziehung ihrer Kinder sei. Es müsse ein bürgerlich tüchtiges, ein tapferes Geschlecht von der Wiege an herangezogen werden. Wohl wenige Worte Garibaldis dürften im Stillen so nachhaltig gewirkt haben, als dieses. Es ist die Verkündigung des allgemeinen Priesterthums der Eltern, besonders der Mütter, im Gegensatz zu den Hausabbaten und der Herrschaft des Beichtstuhls über das Familienleben. Viele Augen- und Ohrenzeugen bezeugen dasselbe von Garibaldis Feldprediger, Alessandro Gavazzi, welcher auf den Hauptstraßen von Palermo, Messina und Neapel, am liebsten an den Stellen, wo die „Tyrannenstatuen" eben gestürzt waren, seine trikolore Rednerbühne aufschlug. Jedenfalls begeisterte er die Freiwilligen, welche zum Theil erst durch ihn erfuhren, wofür sie sich schlugen. Pfiffig lächelten reiche Sicilianer, wenn er von Aufopferung sprach, sie merkten aber auf, wenn er ihnen bewies, daß der Eigennutz sie zur Mitwirkung verpflichte. Er nahm sich sichtbar zusammen, nicht zu einschneidend über die Mißbräuche der Kirche zu sprechen; er erhob den Pabstpriester als ächt- und altchristlich gegen den Pabstkönig, welcher zu Zeiten an Italien ein Kain, ein Judas geworden sei. Ein aus Neapel nach Rom zurückgekehrter Deutscher schreibt (Preuß. Jahrbücher 1861, S. 179): „Die Reden Gavazzis rissen nicht nur im Augenblick die Zuhörer hin, sondern sie bewirkten auch nachhaltig, was sie bezweckten, eine allgemeine Betheiligung der Bevölkerung an der staatlichen und gesellschaftlichen Reformation des Landes. So entstanden Commissionen für Kranken- und Armenpflege, ein Asyl für verwahrloste Kinder, Vereine zu Hebung des Unterrichts."

Dreiundvierzigster Abschnitt.

Kampf des italienischen Heeres mit dem päbstlichen.

Auf die Nachricht von der Einnahme Reggios durch Garibaldi und von der Auflösung bourbonischer Corps, den 26. August, schrieb Cavour: „Die Stunde, in Umbrien und in den Marken zu handeln, naht. Das Ministerium ist entschlossen, die Bewegung daselbst nicht bloß zu unterstützen, sondern zu leiten. Wenn die Stunde zum Handeln gekommen ist, werden wir nicht weniger entschlossen und nicht minder kühn sein als Bertani, aber mit Umsicht.“ Der Diplomatie, welche ihn zurückzuhalten suchte, sagte er, „wenn wir nicht an den Volturno kommen, ehe Garibaldi die Cattolica erreicht, so ist die Monarchie verloren und Italien bleibt die Beute der Revolution.“ Der römische Abbate Coppi faßt die Motive des Einrückens der piemontesischen Truppen im Kirchenstaat (Annali Vol. XV. P. 86) folgendermaßen zusammen: „Garibaldi rückte gegen Neapel vor, indem er verkündete, er wolle nach Rom und nach Venedig vorrücken. Die französische Besatzung in Rom und die Oestreicher in Venetien verachteten diese Deklamationen. Aber die piemontesische Regierung, welche durch ihren Einfluß die Emilia und Toscana ohne Störung der Ruhe mit sich vereinigt hatte, konnte mit gutem Grunde befürchten, daß der kühne, glückliche Abenteurer auch die päbstlichen, wie er es mit den neapolitanischen Truppen gethan hatte, zerstreuen und sich dann Centralitalien nähern, und daß dann die constitutionelle Monarchie in eine unordentliche Republik ausarten würde. Deßhalb hielt die piemontesische Regierung es für unvermeidlich für ihre eigene Erhaltung, durch Besetzung der Marken und Umbriens einer solchen Verwirrung zuvorzukommen.“ Natürlich bildete das päbstliche Heer ein Hinderniß dieses Plans. Die wüste Insubordination der betrunkenen Irländer setzte päbstliche Städte in Schrecken. Lamoricière sah sich genöthigt, viele zu entlassen. Offenbar fühlte sich Lamoricière den Unterthanen des Pabstes wie rebellischen Berbern und Communisten gegenüber. Mit Freuden berichtet er an Merode, daß sich be-

reits 8 bis 10 piemontesische Deserteure bei ihm eingestellt haben. Deßhalb schrieb Cavour den 7. September (also unmittelbar nach der telegraphischen Nachricht von dem unerwartet frühen Eintreffen Garibaldis in der Stadt Neapel am 6.) an Antonelli: „Die Regierung S. M. des Königs von Sardinien konnte nicht ohne großen Schmerz die fremden Söldnercorps im Dienste der päbstlichen Regierung sehen. Die Bildung solcher Corps, welche nicht nach dem Beispiele aller bürgerlichen Regierungen aus Bürgern des Landes bestehen, sondern aus Leuten jeder Sprache, Nation und Religion, verletzt das öffentliche Gewissen Italiens und Europas aufs tiefste. Der in der Natur einer solchen Truppengattung liegende Mangel an Disciplin, das unvorsichtige Benehmen ihrer Führer, die herausfordernden Drohungen, womit sie in ihren Proklamationen prahlen, erregen und erhalten einen äußerst gefährlichen Gährungsstoff. In den Bewohnern der Marken und Umbriens lebt unauslöschlich das schmerzliche Andenken an das Blutvergießen und an die Plünderung von Perugia. Diese für sich allein schon unheilvolle Sachlage wird es noch mehr durch die Ereignisse auf Sicilien und in Neapel. Die Gegenwart von Fremdencorps, welche das Nationalgefühl verhöhnen und die Manifestirung der Volkswünsche verhindern, wird unfehlbar die Ausdehnung der Revolution auf die benachbarten Staaten herbeiführen. Die innigsten Beziehungen zwischen den Bewohnern der Marken und Umbriens mit denen der den Staaten des Königs Viktor Emanuel annexirten Provinzen und die Rücksicht auf die Ordnung und die Sicherheit der eigenen Staaten verpflichten die Regierung Sr. M., diese Uebel, soviel es ihr möglich ist, sofort abzustellen. Das Gewissen des Königs erlaubt ihm nicht, bei den blutigen Repressionen, womit die Waffen fremder Söldlinge jede Bezeigung nationalen Gefühls in italienischem Blute ersticken würden, gleichgiltiger Zeuge zu bleiben. Keine Regierung hat das Recht, der Willkür einer Schaar Abenteurersoldaten (Lanzknechte) das Eigenthum, die Ehre, das Leben der Bewohner eines civilisirten Landes preiszugeben. Aus diesen Gründen und nachdem ich die Befehle des Königs eingeholt, habe ich die Ehre, Eurer Eminenz anzuzeigen, daß die königlichen Truppen Auftrag haben, im Namen der Menschlichkeit zu verhindern, daß die päbstlichen Söldnercorps mit Gewalt die Kundgebung der Gefühle der Bevölkerungen der Marken und Umbriens unterdrücken. Ich habe ferner die Ehre, Eure Eminenz aus obigen Gründen einzuladen, sofort den Befehl zur Entwaffnung und Auflösung jener Corps zu geben, deren Existenz eine beständige Bedrohung der Ruhe Italiens ist.“ Da seit der Bannbulle aller diplomatische Verkehr zwischen Piemont und der Kurie abgebrochen war, wurde diese Depesche von dem Grafen Minerva nur an den päbstlichen Delegaten in Civitavecchia übergeben. Cavour machte also das Interventionsrecht, aber nur das der Italiener innerhalb Italiens, als

nationales Recht geltend. Die päbstlichen Söldnercorps behandelt er a
eine Fortsetzung der fremden, der östreichischen Occupation und Interventio
Metternich hatte Italien einen blos „geographischen Begriff" genannt, C
vour machte einen staatsrechtlichen daraus. Der Theil sollte sich dem Ga
zen unterordnen. Er sollte nicht den Süden Italiens vom Norden trenne
Nachdem schon im Februar Stellardi im Namen des Königs von Pius do
Vicariat auch über die Marken erbeten hatte, war offenbar, was das ne
Ansinnen forderte. Damals hatte der Pabst mit dem Bann geantworte
Die Stimmung der Kurie hatte sich nicht gebessert, obgleich ihre noch i
Herbst 1859 gehegte Hoffnung auf eine Restauration in der Romagn
durch die Waffen der katholischen Mächte ziemlich geschwunden war. Hat
doch die Kurie im April 1860 die Garantie der katholischen Mächte fi
die Marken abgelehnt, weil die Romagna ihr nicht auch versprochen wurd
Der Kardinalstaatssecretär antwortete den 11. September eines Längere
ob er gleich erklärt, es habe ihn große Selbstüberwindung gekostet, da d
Gründe Cavours gegen das ganze bestehende Staatsrecht laufen. D
Brandmarkung der Söldnercorps sei gehässig, ungerecht. Alle Staate
haben bisher solche gehalten, noch mehr sei der Pabst, als Vater alle
Gläubigen, berechtigt, Freiwillige aus allen Theilen der katholischen We
zu bewaffnen. Auch Cavour habe in die Romagna fremde (aber itali
nische!) Soldaten eingeführt, Garibaldi sammle Fremde. Besser wo
der Protest der Kurie gegen das Ansinnen Piemonts im Völkerrecht b
gründet. Antonelli hatte sich fest darauf verlassen, daß die nordische
Kabinette, gestachelt durch die kirchliche Agitation, eine Coalition gege
den die italienische Revolution begünstigenden Napoleon schließen wü
den. War er über die Thatlosigkeit Oestreichs ungehalten, so hätte e
die Franzosen lieber heute als morgen aus Rom abziehen sehen (N. Bianch
storia doc. VIII. P. 409). Die Hofprälaten schärften den Franzose
ein, daß sie in erster Linie dem Pabst, in zweiter dem Kaiser zu gehorche
hätten. England, scheint es, fühlte sich nicht berufen, sich auf diesem bren
nenden Reibungspunkt einzumischen. In einer Depesche vom 31. Augu
warnte Russel Piemont nur vor einem Angriff irgend welcher italienische
Truppen auf Venetien, denn „wenn er fehlschlüge, so würde Oestreich di
Gelegenheit geboten, dem Pabste die Romagna, dem Großherzoge Toscan
zurückzugeben." Napoleon, um dem Verdachte, daß er mit Cavour gan
einverstanden sei, auszuweichen, mußte diesem erklären, „wenn er ihm nich
die Versicherung geben könne, daß die piemontesischen Truppen keinen An
griff auf die päbstlichen machen würden, so werde sich Frankreich genöthig
sehen, seine diplomatischen Beziehungen mit dem turiner Kabinete abzu
brechen und öffentlich eine Politik zu mißbilligen, die es als schädlich fü
die Ruhe Europas und als verderblich für die Zukunft Italiens betrachte

müsse." Am Abende nach Ueberreichung dieser Depesche wurde Ministerrath gehalten und folgenden Tags, den 11. September, dem französischen Gesandten geantwortet: „Wenn wir nicht vor Garibaldi in den Kirchenstaat rasch vorrücken, so sind wir verloren. Die Revolution wird ganz Italien überziehen. Wir sind gezwungen, zu handeln." Der französische Gesandte verließ sofort Turin. Es war sehr bemerkt worden, daß kurz zuvor, zu Ende August, Kaiser Napoleon Savoyen bereiste, wo ihm Farini, welcher mit Napoleon von dem Aufstande von 1831 her bekannt war, und Cialdini ihre Aufwartung machten. Der Rath, welchen der Kaiser diesem gegeben haben soll: faites vite! machte die Runde um die Erde. Wir wissen aber aus bester Quelle, daß dieses Wort nicht ausgesprochen wurde. Dennoch sagt Corsi, obgleich beweisende Dokumente fehlen, das turiner Kabinet habe sich mit dem pariser verständigt, zugleich einen Schlag gegen den Pabst, gegen den König von Neapel und gegen Mazzini zu führen. Entscheidend für Napoleon war, daß in dem Lager Lamoricières sich seine bitteren legitimistischen Feinde auch gegen ihn sammelten. Er mochte sich stellen wie er wollte, er war froh, sie zersprengt zu sehen. Die einrückenden Piemontesen sollten auch den Zusammenstoß der Garibaldiner mit den Franzosen in Rom verhindern, welcher unabsehbare Folgen haben konnte. Gleichzeitig mit der Abreise des französischen Gesandten stellte sich dem Könige eine Abordnung von angesehenen Männern der Städte des Kirchenstaats von Pesaro bis Foligno und Terni herab vor, welche um Schutz gegen die Grausamkeit der Söldner baten. Der König versicherte sie desselben, deßhalb habe er seinen Truppen den Befehl zum Einrücken gegeben, um die Ordnung aufrecht zu halten und die Wiederholung der Greuel von Perugia zu verhindern. Damit nahm er die nationale Insurrektion unter seinen Schutz. Sein Hauptmotiv war, daß nur der Besitz der Marken und Umbriens ihm die Besetzung und Behauptung Neapels ermöglichte.

Am Tage der Abreise des französischen Gesandten erließ Cavour an seine Gesandten ein „Proklam", welches zugleich für die legitimen Höfe und für die Italiener bestimmt war. Eine schwierige, trefflich gelöste Aufgabe*).

*) Das Proklam lautete: Die Italiener der oberen Halbinsel haben von dem ihnen in Villafranca gegebenen Selbstbestimmungsrecht einen so besonnenen Gebrauch gemacht, sie haben das monarchische Princip so befestigt, daß Italien für Europa eine Bürgschaft wäre, wenn derselbe Weg ganz Italien offen stünde. Aber erstens blieb Venetien östreichisch. Obgleich dadurch Italien zu einem Lande künftiger Revolutionen gemacht wird, so wird es doch durch das Ruhebedürfniß Europas genöthigt, diese Lösung der Zeit zu überlassen. Andrerseits hat der König von Neapel trotz der Rathschläge der befreundeten Regierungen seinem Volke Gerechtigkeit und eine civilisirte Regierung verweigert. Die Aufgabe wurde hier durch eine wunderbare Revolution gelöst, welche Europa durch ihren providenziellen Gang in Staunen versetzt und mit Bewunderung des glorreichen Kriegers erfüllt, dessen Thaten an das Staunenswertheste erinnern, was Poesie

Mochte nun Cavour die herrschende Ansicht, der Wundermann Garibaldi könne jeden Augenblick angeflogen kommen, theilen oder nicht, die Gefahr eines blutigen Zusammenstoßes war brennend. Allerorten waren die Geister durchglüht. Ein Zufall konnte eine Explosion verursachen. Den 5. September schrieb Lamoricière an den Delegaten von Macerata: lorsque la révolution montre le bout de l'oreille ou du nez, il faut taper dessus comme sur un chien enragé, und den 9. an Oberst Clary in Ancona: au moindre coup de sifflet ou provocation, usage immédiat des armes! Indem Lamoricière den Belagerungsstand über Ancona aussprach, stellte er die sofortige Confiscation aller beweglichen und unbeweglichen Güter der vor das Kriegsgericht Gestellten vor der Verurtheilung als Grundsatz fest. Gemeinden können bis zu 30,000 Scudi, im Wiederholungsfall um das Doppelte gestraft werden. Pius schrieb den 10. an den Erzbischof von Nisibi, Feldprobst des päbstlichen Heeres: „Wir haben die feste Zuversicht, daß die Kirche immer triumphiren wird, indem Gott seine Feinde entweder auf den Weg des Heils zurückführt oder diese neuen Sanheribe im Ausbruche seines Zorns zerbricht und ausrottet" (schiaccerà ed esterminerà nell' esplosione della sua collera questi nuovi sennacheribbi). Jedem päbstlichen Soldaten, welcher den Namen Christi und Mariens anruft, wird völliger Ablaß verbürgt. Schon waren an einigen Punkten des nördlichen Apennins, namentlich in Urbino, Aufstände aus-

---

und Geschichte irgend erzählen. Diese Revolution war legitim, ihre Folgen sind Bürgschaften der Ordnung; denn sobald der Süden mit der übrigen italienischen Familie vereinigt ist, haben die Revolutionäre keinen Anhalt mehr gegen die Monarchie. Aber leider sind Nord- und Süditalien durch die Feindseligkeit der weltlichen Priesterregierung und durch ihr unglückliches Gebiet getrennt. Ihre erhabene von der Vorsehung gestellte Aufgabe mißkennend, hat die Kurie durch Aufschürung des Fanatismus sich ein Söldnerheer geschafft. Die piemontesische Regierung kann den Ausbruch der Erbitterung darüber nicht länger hinhalten. Und wird und kann die in Neapel siegreiche Revolution stille stehen an den Gränzen des Kirchenstaats, wo dieselben Mißbräuche, wie vor kurzem auf Sicilien herrschen? — Auch die bisher gemäßigtsten Provinzen dürften dann sich zu den ärgsten Maßlosigkeiten hinreißen lassen. Die piemontesische Regierung ist gegen die Italiener und gegen Europa verpflichtet, diesen zuvorzukommen. Deßhalb hat der König Befehle ertheilt, wodurch die Bevölkerungen der Marken und Umbriens in ihrem Rechte, ihre Wünsche auszusprechen, gestützt werden. Die Truppen des Königs haben Befehl, Rom und Umgebung gegen jeden Angriff zu beschützen. „Die Regierung wird die großen Interessen Italiens mit der schuldigen Achtung vor dem erhabenen Haupte der Religion, welchem auch ihr Land aufrichtig ergeben ist, zu versöhnen wissen. So darf sie überzeugt sein, die Gefühle der erleuchteten Katholiken nicht zu verletzen, welche die zeitliche Gewalt nicht mit der geistlichen vermengen, welche die ewige, unveränderliche Basis der religiösen Autorität ist." Schließlich spricht Cavour die Hoffnung aus, Pius, dem erhabenen Urheber der nationalen Bewegung, werde die Binde von den Augen fallen und er werde wieder der Vater der Italiener werden, wie er immer der ehrwürdige Vater aller Gläubigen war.

gebrochen und Freischaaren, Reste von Piancianis Freiwilligen waren ihnen über die Gränze zu Hilfe geeilt. (Date memorabili della storia d'Italia 1846—1865. ad A. 1860. P. 50.) Fanti hatte nach Spoleto Lamoricière schon am 9. mit Einrücken gedroht, wenn er einen Aufstand niederzuschlagen suchen sollte.

Unter Cavours Füßen war also der Boden glühend heiß. Jeden Augenblick drohten die Flammen herauszuschlagen. Seine Depesche vom 7. September an Antonelli hatte, wie die Handlungsweise Cavours vor der östreichischen Kriegserklärung vom April 1859, die Absicht, schnell den Bruch herbeizuführen und die Verantwortung dafür dem Gegner aufzubürden. Darum hatte er an die Kurie so starke Forderungen gestellt, damit sie dieselben verwerfen müßte. Ja die Eile Cavours war so groß, daß schon am Mittag des 11., an welchem Antonellis Antwort an ihn abging, die piemontesischen Truppen auf mehreren Punkten die päbstlichen Gränzen überschritten. Obergeneral Fanti erließ eine Ansprache an seine Truppen, worin er ihnen sagte, sie seien berufen, die unglücklichen Kirchenstaatler, welche längst, aber umsonst von ihrer Regierung Gerechtigkeit erfleht hätten, von der Mißhandlung der fremden Söldnerschaaren zu befreien, welche heimathlos die erlogene Fahne der von ihnen verspotteten Religion aufgepflanzt hätten.

Das Einrücken der Piemontesen im Kirchenstaat, um die päbstlichen Truppen anzugreifen, war eine ganz neue Phase in der piemontesischen Politik. Noch vor einem Halbjahr hatte sich Viktor Emanuel erboten, dem Pabste in der insurgirten Romagna als sein Vikar die oberste Autorität zu wahren, ihn darin auch gegen äußere Feinde zu vertheidigen. Das durch die Halsstarrigkeit der Kurie zu Wege gebrachte feindliche Einschreiten des piemontesischen Heeres führte auch in den Familien scharfe Krisen hervor. Namentlich die meisten alten militärischen Adelsfamilien waren noch immer streng kirchlich. Die Gewissen, die entgegengesetztesten Auffassungen der Pflicht stießen im Schoße der Familien scharf aufeinander. Wir haben schon wiederholt Gliedern der piemontesischen Adelsfamilie Sonnaz auf den Schlachtfeldern Italiens begegnet. Moritz von Sonnaz hielt mit seiner leichten Reiterei im Mai 1859 das Vorrücken der Oestreicher bei Montebello durch kühne Angriffe auf, bis die Franzosen sich sammeln konnten. Als Savoyen an Frankreich abgetreten wurde, — so erzählt Frau Rattazzi — forderte ihn seine Tante, die Marquise Colbert-Barolo, die Letzte einer sehr reichen Familie, auf, den piemontesischen Dienst zu verlassen und in das französische Heer zu treten. Umsonst. Als er jetzt den Befehl erhielt, mit seinen Schwadronen in den Kirchenstaat einzurücken, beschwor sie ihn, seinen Degen zu zerbrechen und sich nicht an dem kirchenräuberischen Verbrechen zu betheiligen. Sie schloß: „ich werde Dir einen Reichthum geben, den Du

nicht geträumt hast. Weigerst Du Dich aber, so enterbe ich Dich.“ Sonnaz folgte seiner Pflicht. Die Tante starb bald darauf. Sie enterbte ihn völlig und vermachte der Kirche ihre Millionen. Auch als Parlamentsabgeordneter vertrat der General seine sehr liberale Ueberzeugung mit Entschiedenheit. Seine Stellung als Oberstjägermeister des Königs, eine sehr persönliche, verhinderte ihn nicht daran. Wir werden ihm auf dem Schlachtfelde von Custozza wieder begegnen.

Viel näher der Adria als dem Mittelmeer läuft der Rücken des Apennin mit einer mittleren Meereshöhe von 4—5000 Fuß vom 44. Breitegrade an (Rimini-Cattolica) in südöstlicher Richtung gegen die neapolitanische Gränze herab. Er sendet zahlreiche Höhenzüge und Bäche nach dem Ufer der Adria. Dieses Küstenland heißt die Marken. Am Engpaß von Cattolica, zwischen Rimini und Pesaro, standen sich die Vorposten der Piemontesen und der Päbstlichen gegenüber. Am Meeresufer gelegen ist er das italienische Thermopylä. An der dem Meere entlang laufenden Straße liegen die alten Römerkolonien Pesaro, Fano, Sinigaglia, Ancona. Südlich von diesen, im innern Lande, ist die militärisch wichtige Linie Macerata-Tolentino, wo 1815 Joachim Mürat die letzte Waffenentscheidung mit den Oestreichern wagte. Im Gebirge selbst und auf seiner Südseite, soweit diese nicht toscanisch ist, liegt die kirchenstaatliche Provinz Umbrien mit den Städten Citta di Castello am oberen Tiberfluß; weiter herab, westlich von diesem, Perugia mit 19,000, und östlich vom Fluß Foligno mit 10,500 Einwohnern. Hier vereinigen sich die zwei von Ancona über den Apennin mit der von Florenz über Perugia kommenden Straße. Sie führt von Foligno über Spoleto (10,000 Einwohner) und Terni, wo Pimodan stand, südlich nach Rom. Der wichtigste militärische Punkt im Inneren ist Foligno.

Seit Anfang Septembers wurden von Norden her piemontesische Truppencorps gegen die kirchenstaatliche Nordgränze vorgeschoben. Am südlichen Apenninabfall am obersten Tiberflüßchen bei Borgo St. Sepolcro und in Arezzo stand das piemontesische fünfte Armeekorps und die Reservedivision 3500 Bajonnete und 1019 Pferde, eigentlich 780 Lanzen stark mit 12 Geschützen*). Wir sehen an diesem Corps, wie sehr es dem neupiemontesischen Heere an moralischer, disciplinarer und taktischer Homogeneität fehlte. Die Brigade Bologna waren junge Freiwillige vom Sommer 1859, worunter außer Romagnolen viele Venetianer, feurig, aber ohne Sinn für Disciplin, weich im Marsch, unpünktlich im Dienst, viele Raisonneure. Die Offiziere mußten auch den Dienst der fehlenden Unteroffiziere verse-

*) Vinticinque anni (1844—1869) in Italia per Carlo Corsi Firenze 1870. Vol. I. P. 392. Corsi selbst war Hauptmann im Generalstab. Dieser treffliche Offizier und Schriftsteller ist von hier an einer unserer besten Gewährsmänner, hauptsächlich, aber nicht blos für das Militärische.

hen. Es war noch ein Glück, daß in den Republiken Rom und Venedig 1849 viele Jünglinge doch halb zu Offizieren gebildet waren. Sehr hoben sich dagegen die alten piemontesischen und östreichischen Soldaten ab. Jene Division war der rechte Flügel des piemontesischen Angriffsheeres. Als äußerste Rechte war Oberst Masi mit dem Freicorps der Tiberjäger schon am 8. bei Citta di Nieve in den Kirchenstaat eingefallen und hatte Orvieto besetzt; es kam bis 20 Miglien (5 Stunden) von Rom und streifte recognoscirend bis Tivoli.

Lamoricière hatte bisher in der Ungewißheit, ob er von Norden oder von Neapel her durch Freischaaren angegriffen würde, sich von der Adria bis Terni, zehn deutsche Meilen von Rom ausgebreitet. Obgleich das päbstliche Heer 20,000 Mann stark war, hatte er sich durch Besetzung Anconas und der vielen schlechten Castelle so geschwächt, daß kaum 8000 Bajonnete, 350 Reiter und 24 schlecht bespannte Geschütze für das freie Feld übrig blieben. Das Gepäck war zum Theil von Ochsen gezogen. Noch am 8. September schreibt er: „Die Piemontesen concentriren sich, aber nicht, um die Gränze zu überschreiten, sondern um Desertionen ihrer Truppen zu verhindern und um sich der Bewegung des öffentlichen Geistes in Toscana und in der Romagna entgegenzusetzen. Wir erwarten in Ancona von einem Tag zum andern 6000 Mann, 2 Batterien und 2 Schwadronen des Herzogs von Modena.“ Versicherten ihn doch die Unfehlbaren in Rom, Piemont würde, aus Furcht vor Napoleon und vor einem Angriff der Oestreicher, eine Invasion nicht wagen. Erst eine deutliche Ankündigung Fantis, welche Lamoricière am 10. in Spoleto erhielt, zeigte ihm die unmittelbare Gefahr. Sobald er sich überzeugen mußte, daß die piemontesischen Truppen einrücken würden, beorderte er seine südlichen Abtheilungen auf Macerata. Er soll noch auf dem Marsche durch ein zweideutiges französisches Consulartelegramm, daß der „Kirchenstaat“ (Erbtheil St. Peters?) nicht angegriffen werden würde, zum Zaudern verleitet worden sein. Ein in Rom soeben eingerücktes weiteres französisches Regiment mag ihm einige Hoffnung auf Beschützung der ganzen päbstlichen Gränze erweckt haben. Das ganze piemontesische Heer belief sich auf 32,000 Mann. Die Hauptmasse stand als linker Flügel an der Cattolica unter Cialdini. Hier rückten die Piemontesen am Mittag des 11. vor. Ungewiß, ob Lamoricière sich auf Ancona oder in das Erbtheil St. Peters zurückziehen würde, befahl Fanti Cialdini, längs der Adria gegen Ancona und dieses links liegen lassend, weiter südlich bis Macerata vorzugehen, um Lamoricière, der am Morgen des 12. noch in Foligno war, den Rückzug nach Ancona abzuschneiden. Dieß geschah, indem die Castelle der Uferstädte von Cialdini zur Kapitulation genöthigt wurden. Die päbstlichen Auxiliartruppen (Landwehr) hatten durch ihre Thränen und

Flehen, sie nicht der Lebensgefahr auszusetzen, die Uebergabe von Pesar beschleunigt. Schon waren Hunderte, auch Schweizer, durch solche Kapi tulationen kriegsgefangen. So kam Cialdini schon am Abend des 16. nad Castelfidardo nordwestlich von Loreto. Das 5. Armeecorps, das von Arezzo hatte Perugia und Foligno zu nehmen. Während Cialdini auf dem An stand lag, hatte dasselbe den Treiber zu machen. Dem Marsche dieses Corp folgen wir, da uns Corsi als Augenzeuge mit Wahrhaftigkeit über die Stim mung, über den Charakter der Bevölkerung und über die moralische Hal tung der Truppe unterrichtet, was uns überall weitaus am meisten interes sirt. In der Frühe des 12. September rückte das ganze Corps über di päbstliche Gränze nach dem Städtchen Citta di Castello (5000 Einwohner) um welches man sich Abends lagerte. Junge Leute, bessere Handwerker und die besseren Familien bezeigten sich freundlich; man illuminirte und mu sicirte. Aber die Mehrzahl der Bevölkerung dieses entlegenen Winkels, be sonders die ländliche, sah mit Staunen und Bangen die vom Pabst Gebann ten an. „Der Gesichtskreis dieser Umbrier ist enge. Sie hatten nur di Erfahrung, daß man 1848 auch mit Hochrufen auf Italien begonnen hatt und daß dann Oestreicher und Franzosen und die harte Reaktion gekommen waren. Die lombardischen und piemontesischen Soldaten, deren Sprach man kaum verstand, erschienen ihnen ebenfalls als Fremdlinge. Wenn dies Soldaten den Umbriern sagten, ihre Söhne würden bald ebenso gute Sol daten sein, schüttelten die Leute angstvoll die Köpfe und sagten, wie das Jahr zuvor die Toscaner und wie die in den Marken, sie seien dazu zu feige und würden im Gefecht nur davon laufen." Die Verachtung, welche die Kurie und die päbstlichen Fremdenregimenter den eingeborenen päbstli chen Truppen zeigten, hatte alles kriegerische Ehrgefühl der Kirchenstaatler unterdrückt. Dazu kam der Einfluß des Klerus. „Den Mönch unterschie den sie instinktmäßig als lasterhaften, eigennützigen, verschlagenen, rach süchtigen Menschen von den Priestern, welche am Altar und im Beichtstuhl zu ihnen im Namen Gottes sprechen. Eben darum hat jener so viel Gewalt über die Leute, so wenig sie ihn außerhalb der Kirche respektiren." Die Ca stellani, die Bewohner der kleinen Städte, bezeigten sich dagegen cordial und heiter.

Die Kolonne mit ihrem zahlreichen Train zog, ohne einen Feind zu se hen, auf schlechten Wegen das enge Thal herab. Am 14. September führte General Sonnaz die Vorhut gegen Perugia. Eben kam hier General Schmid, welcher Perugia vor 14 Monaten erstürmt hatte, von Foligno an und besetzte das Castell und die Stadtmauern. Während die Piemonte sen die Stadt einschlossen, wurden sie von den Einwohnern von Stadt und Land unter Freudenthränen als Befreier empfangen. Einige Stunden lang wurde kanonirt. Aber auf die Mittheilung, daß auch der Obergeneral Fanti,

welcher von den Marken über den Apennin und Gubbio südlich gerückt war, vor Perugia erschienen sei, verlangte Schmid Waffenstillstand. Hoppe sagt, besonders bei seinen Schweizertruppen habe sich ein schlechter Geist zu zeigen angefangen. Sie fürchteten wohl blutige Rache für die Greuelthaten des vorigen Jahrs. Schmid capitulirte und mit einbrechender Nacht sahen die Belagerer die Stadt beleuchtet. Die Besatzung wurde kriegsgefangen.

Am folgenden Morgen des 15. rückte das fünfte Armeekorps südöstlich auf Foligno, welches man von dem, auf der nach Nordosten gegen Macerata führenden Straße abmarschirten Lamoricière geräumt wußte. Pimodan war ihm auf dem Fuße gefolgt. Der Enthusiasmus auch des Landvolks war so überwältigend, daß auch die Offiziere, welche sich den den Flüchtlingen und der Presse geläufigen Betheurungen des Priesterhasses gegenüber sehr skeptisch verhalten hatten, fortgerissen wurden. Man küßte jetzt ihnen Hände und Kniee. Abends wurde Foligno besetzt, wo enthusiastische Gastfreundschaft sie empfing. Durch die piemontesische Besetzung Folignos und die von hier aus sich vollziehende Besetzung Spoletos, dessen Rocca (Bergfeste) sich nach eintägigem Kampf mit 800 Irländern ergab, war das päbstliche Heer ganz von Rom abgeschnitten. Die Piemontesen benutzten die an ihre Führer vertheilte treffliche östreichische Karte des Kirchenstaats.

Man glaubte in Fantis Generalstab, Lamoricière werde sich entweder nach Ancona durchschlagen, oder sich zurück nach Foligno und nach dem Erbtheil St. Peters oder über die neapolitanische Gränze werfen. Die geängsteten Gefangenen sagten, die allgemeine Ansicht sei, Lamoricière sei ein eitler Narr, denn nachdem er den kleinen Staat durch die Manie, denselben zu einer militärischen Macht hinaufzuschrauben, ruinirt habe, laufe er, in seinem tollen Eigensinn Krieg zu führen, jetzt Gefahr mit seinem mikroscopischen Heer zerquetscht zu werden. Er und die Seinigen würden nicht bemitleidet, wohl aber das Land und Diejenigen, welche er ins Unglück stürze, nämlich die Landleute und die päbstlichen Beamten. Mit diesen Beamten hatten wohl diese selbst am meisten Mitleiden. Unser fünftes Armeecorps unter Fanti setzte sich auch auf der Straße Foligno-Macerata nach Nordosten in Bewegung und ging über den Apennin, um dem etwa zurückgeworfenen Lamoricière den Rückzug nach Süden und nach Südost ins Neapolitanische zu verlegen. Am Morgen des 19. bestätigte sich in Tolentino die Nachricht, daß die Entscheidung schon gefallen sei.

Lamoricière hatte am Morgen des 15. Macerata erreicht. Er hatte sich in seiner richtigen Ansicht nicht irren lassen, daß das Erbtheil St. Peters, durch die Franzosen gedeckt, durch die Piemontesen nicht gefährdet werden würde und daß seine Aufgabe sei, Umbrien und die Marken möglichst gegen diese zu behaupten. Dieß konnte er im freien Felde nicht thun. Er hatte nur eine wirkliche Festung, Ancona. Es war ihm Hoffnung gemacht, daß eine

östreichische Flottille dieses von der Seeseite offen halten würde. Rußland wegen Neapels mit Piemont überworfen, näherte sich Oestreich. Er hoffte alle seine Truppen in Ancona sammelnd abwarten zu können, ob Napoleon diesen Mächten eine Intervention zu Gunsten des Pabsts überließe. Mehrere seiner Corps hatten sich fechtend schon nach Ancona zurückgezogen. Er hatte nur noch Pimodan abzuwarten. Indessen brachte am 16. Lamoricière 2,250,000 Francs, meist Silbergeld, die ihm Merode aufgetragen hatte mit seiner Truppe bis an das Meer (nach Porto Recanati, unterhalb Loreto) auf ein Schiff. Dieß war, da auch der Nothschatz in Ancona bereits verschleudert war, sehr wichtig. Nachdem die Kasse eingeschifft war, marschirte er in der Nacht nach Loreto zurück, wo am 17. auch das Corps Pimodan anlangte. Vereint waren sie 5 bis 6000 Mann stark. War schon die Verproviantirung Anconas durch das päbstliche Mühlregal, welches den Müllern größere Mehlvorräthe erschwerte, verhindert worden, so litt jetzt deßhalb auch das kleine päbstliche Heer Mangel. Schon früher soll Lamoricière an Antonelli telegraphirt haben: Eminenz, wenn Sie diesen Provinzen den Frieden geben wollen, so rathen Sie dem h. Vater, die enorme Ungerechtigkeit abzuschaffen, welche den Namen der Mahlsteuer führt.

Indessen hatte also Cialdini mit etwa 18,000 Mann Ancona südlich umgangen, die von Süden nach Ancona führenden Straßen besetzt und sich gegen Ausfälle der Besatzung, welche etwa Lamoricière die Hand bieten wollte, gedeckt. Ein solcher Ausfall wurde aber nur am Morgen des 17. gemacht, während Lamoricières Truppe, Pimodan erwartend ausruhte. Da man keinen Schuß hörte, zog man sich nach Ancona zurück. Cavour hatte nicht begreifen können, weßhalb Cialdini so viele Truppen heischte. Von Osimo östlich vorgehend hatte Cialdini schon am späten 16. September abend den ummauerten Flecken Castelfidardo (4500 Einwohner) besetzt. Dieses liegt eine Meile westlich von der Adria, 730 Fuß hoch auf dem letzten höheren Ausläufer des Apennin. Am folgenden Tage war er weiter östlich herabgehend bis an den Musonebach vorgegangen, hatte den Weiler Crocette besetzt und auf der von Loreto her gerade nördlich nach Ancona führenden Binnenstraße eine Schanze errichtet. Loreto liegt anderthalb Stunden südöstlich von Castelfidardo auch auf einem Hügel, welcher unmittelbar von dem andern, rechten Ufer des Musone steil ansteigend eine herrliche Aussicht auf das nahe Meer und die Gebirgskuppen eröffnet. Weltberühmt ist Loreto (der Lorbeerhain) durch die santa casa, das kleine von Engeln hierhergetragene Haus der Maria, dessen Heiligthum die Küche bildet. Es ist voll der kostbarsten königlichen Weihgeschenke. Seine Bevölkerung, deren „Vorsehung" die santa casa ist, besteht zum großen Theil aus Verkäufern geweihter Rosenkränze und der navicelle, halbmondförmiger Ohrengehänge mit schweren Kugeln, aus Priestern und aus frommen Bettlern. Einer

geweihteren Boden konnte das kleine päbstliche Heer nicht wünschen. Die Madonna hatte hier so viele Wunder gethan. Ehern schaute die Riesenstatue des gewaltigen Pabstes Sixtus V. auf seine Krieger herab. Nur das Musonethal trennt Castelfidardo von Loreto.

Schon der Mangel an Lebensmitteln nöthigte Lamoricière am nächsten Morgen, dem des 18. September, gegen Ancona abzuziehen. Es blieb ihm kein Weg offen als der nördlich nach Umana und Sirolo an der Adria und von hier aus größtentheils am Meeresufer hin. Jetzt war es ein schwerer Uebelstand, daß Lamoricière die letzten dreißig Stunden nicht benützt hatte, seinen Train nach dem nur drei starke Meilen entfernten Ancona vorauszuschicken. So sollten denn heute der Train und die päbstlichen Truppen den Musone, ein Stündchen nordöstlich von Loreto, unweit seiner Mündung mittelst einer Furt übersetzen. Diese Furt konnte aber von Crocette aus von Cialdini mit dem gezogenen Geschütz beschossen werden. Und wenn sich Cialdini mit seiner Uebermacht auf die sich drängende Marschkolonne warf! Daher befahl Lamoricière etwa der Hälfte seiner Mannschaft, oberhalb jener Furt mit zwölf Geschützen über den Musone auf das linke Ufer zu gehen und die vorwärts Crocette stehenden Piemontesen keck anzugreifen. Den Befehl übertrug er den 38jährigen General Marquis de Pimodan*). Er war in Paris geboren und gebildet. Sein Vater war nach der Julirevolution von 1830 dem gestürzten König Karl X. nach Oestreich gefolgt. Der Sohn hatte 1848 unter Radetzky und 1849 in Ungarn mit Auszeichnung als Chevauxlegersoffizier gefochten. Aus Frankreich kam er in das päbstliche Heer, einer der feurigsten Paladine der Legitimität.

Im Thale des Musone liegen zahlreiche umschlossene Gehöfte mit durch Rebenguirlanden verbundenen Bäumen, welche den Piemontesen diesen Anmarsch verbargen. Pimodan führte gegen 10 Uhr das franco-belgische Halbbataillon, seine zum Theil adeligen Landsleute und Schweizer Karabiniere zum Sturm eines derselben. Es wurde genommen und 100 Piemontesen gefangen. Cialdini war seltsamer Weise völlig überrascht. Er war im Begriff den Abgeordneten Valerio nach Osimo zu begleiten (S. Cialdinis eigene Erzählung in Persanos diario III. S. 17). Aber ein zweites Gehöft fanden die Stürmenden stark besetzt; sie wurden blutig zurückgeworfen. Lamoricière selbst im schärfsten Feuer ließ alle über den Bach gegangene Abtheilungen nochmals stürmen. Pimodan, obgleich im Gesicht verwundet, ging mit bestem Beispiel voran. Die eingeborne Reiterei, selbst die Carabinieri machten sich

*) Lesenswerth sind die früheren Kriegserlebnisse Pimodans, von ihm selbst erzählt u: Erinnerungen aus den Feldzügen in Italien und Ungarn 1848 und 1849 von Geeral Marquis von Pimodan, nach der zweiten französischen Auflage übersetzt von Juius Seybt. Leipzig 1861.

unsichtbar. Ein mit Granaten beschossenes „Schweizerregiment" gab das Beispiel der Flucht. Die Kanoniere schnitten die Stränge der Bespannung ab und ritten davon. Alle Anstrengungen der Offiziere, die Truppen wieder zu sammeln und wieder vorzuführen, waren vergeblich, als Pimodan tödtlich verwundet fiel. Zum Glück sahen die Piemontesen die Auflösung nicht. Ein östreichisches Jägerregiment unter Major Fuchmann hielt noch am besten zusammen. Die Masse der Uebrigen zerstreute sich durch die Felder oder floh nach Loreto zurück. Eine deutsche Schwadron deckte sie noch einigermaßen. Der Schweizerartillerielieutenant Holdener (alius Uhde) hielt seine Kompagnie mit zwei Geschützen zusammen und schiffte sie in Umana nebst Lamoricières Papieren nach Ancona ein. Dahin gelangte zum Theil auf Fußwegen unweit des Meeresufers hin Lamoricière Abends mit einigen Offizieren, 45 Reitern und 80 Infanteristen. Der fatale Train war jetzt doch verloren.

Schon bald nach Mittag, also nach zweistündigem Gefechte, hatte Lamoricière die Sache verloren gegeben. Nur einige 100 Mann waren todt oder verwundet auf dem Kampfplatz geblieben. Die ultramontanen französischen Blätter posaunten aus, 500 der Ihrigen haben sich geopfert, um den Rückzug des päbstlichen Heeres zu decken. Haben wirklich päbstliche Corps oder Soldaten, sogar Oestreicher und Schweizer, absichtlich auf einander gefeuert? Aber auch die Piemontesen konnten sich keiner „glorreichen Schlacht" rühmen. Mögen immer von ihrer Seite auch nicht viel mehr als 4000 Mann ins Feuer gekommen sein, so war ihre Aufstellung doch eine vortheilhafte. Sie verfolgten ihren entschiedenen Vortheil am Nachmittag nicht mit energischer Umsicht. Aber in der Nacht umstellten sie Loreto, wohin sich die fremden Truppen zurückgezogen hatten, während die fliehenden Eingeborenen sich in Bauernkleidern unkenntlich machten. So blieb denn dem ältesten päbstlichen Offizier in Loreto, dem Obersten Cudenhoven, nichts übrig, als sich am folgenden Tag, 3—4000 Mann, worunter die vornehmen Guiden Lamoricières, mit 11 Geschützen, Waffen, Gepäck und Pferden kriegsgefangen zu erklären. Ihm wurde von Cialdini der Leichnam Pimodans übergeben. Als die Loreter viele piemontesische Soldaten der santa casa ihre andächtige Verehrung bezeigen sahen, riefen sie verwundert: was! das sind ja bessere Christen als wir! Doch fürchteten sie Nachtheil für die Frequenz ihres Wallfahrtsorts. Die Kriegsgefangenen hatten sich verpflichtet, ein Halbjahr nicht mehr zu dienen. Die entwichenen und freigelassenen Franco-Belgier bildeten später den Grundstock der päbstlichen Zuaven. — Der Kriegsplan des umsichtigen Fanti hatte sich vollkommen bewährt.

Während das Ufer der Marken im Großen von Nordwest nach Südost herab streicht, liegt Ancona (35,000 Einwohner) auf einer davon nördlich vorspringenden erhöhten Halbinsel und zwar auf ihrem Westufer, von

Nord nach Süd seine Länge ausstreckend. Ein von der Nordwestecke der Halbinsel in dieser Richtung ins Meer vorspringender Felsenkamm Monte Guasco schützt den südlich davon liegenden Hafen gegen die Nordstürme. Dieser Schutz wird vollendet durch den vom M. Guasco westlich vorspringenden Steindamm. Jäger vergleichen diesen Felsenkamm und den Steindamm mit Kopf und Schnabel einer Schnepfe. Auf dem äußersten westlichen Ende des Dammes steht, links von der Hafeneinfahrt, der feste Leuchtthurm mit einer Batterie. Von dem Felsenkamm zieht sich dem Ostufer des Hafens entlang die Handelsstadt südlich herab, welche landeinwärts amphitheatralisch ansteigt. Rechts vor dem Südthor Porta Pia liegt auf einer Insel des südlichsten Hafens das Fort Lazaretto. Von ihm läuft nach Nordwest der südliche Hafensteindamm, dessen Spitze dem Leuchtthurm gegenüber liegt. Oestlich, landeinwärts über Porta Pia liegt die „Citadelle" und von ihr weiter ins Land vorspringend das befestigte Lager. Sie decken die Stadt gegen Südost. Auf dem steilen hohen nördlichen Meeresufer der Halbinsel, östlich von jenem Felsenkamm M. Guasco, liegen Monte dei Cappuccini und Monte Guardetto, die Nordseite der Stadt gegen eine feindliche Flotte und vereint mit dem verschanzten Lager mittelbar ihre nach Osten, gegen das Festland gekehrte Langseite deckend. Zu demselben Zwecke waren auf höheren Punkten einige Schanzen, St. Stefano, Monte Pulito, M. Pelago (dieses eine halbe Stunde von der Stadt) südöstlich vorgeschoben.

Also am Abende des 18. September langte Lamoricière mit seinen schwachen Trümmern in Ancona an. Er fand alles auf den Beinen, M. Cappuccini und M. Gardetto standen im Kanonenfeuer gegen die Flottille Persanos. Stolzer Haltung grüßte er Vertrautere mit den Worten König Franzens I. nach der Niederlage von Pavia: alles ist verloren, nur die Ehre nicht! Schon am 16. war, südlich die Adria herauf kommend, eine Kriegsflottille nach Nordwest an Ancona vorübergefahren. Man hielt sie — bezeichnend! — für eine französische. Es war aber die piemontesische, welche Persano eben von Neapel nach der nahen Küstenstadt Sinigaglia führte, um sich von hier aus mit Turin in telegraphischen Verkehr zu setzen. Uns interessiren in seinen Tagebüchern*) hauptsächlich die politischen Mittheilungen.

Die erste Andeutung über seine weitere Bestimmung hatte Persano, mit seiner piemontesischen Flottille vor Neapel liegend, von Cavour erst am 2. September telegraphisch mit den Worten erhalten: „Verhindern Sie, es mag kosten was es wolle, daß die neapolitanische Flotte nach Oestreich überzehe. Geschähe dieß doch, so würde eine Ihnen anzuvertrauende glorreiche Expedition unmöglich gemacht." Dieses bedarf keines Commentars. Jetzt erst

*) Diario privato-politico-militare dell' ammiraglio C. di Persano nella campagna navale degli anni 1860 e 1861. Torino 1860. Zweites und drittes Heft.

also reifte Cavours Plan zur Invasion in den Kirchenstaat. Den 1
brachte ein Dampfer von Genua Persano einen eigenhändigen Brief C
vours, Turin vom 7. (an welchem Cavour das Ultimatum an Antone
stellte): „Lichten Sie am Abend des 11. die Anker und begeben Sie sich d
rekt nach Ancona. Setzen Sie sich daselbst mit General Cialdini in Verbi
dung. Sie werden sich verabreden, um in kürzester Zeit sich der Stadt u
Citadelle von Ancona zu bemächtigen. In Messina oder später wird si
Ihnen die mit Belagerungsgeschütz für Cialdini beladene Dora anschließe
Sehen sie, daß Sie einige neapolitanische Schiffe mitnehmen, die ande
schicken Sie mit Truppen beladen nach Genua. Wenn General Garibaldi
Neapel ist, besuchen Sie ihn vor Ihrer Abfahrt und theilen Sie ihm Ih
Instruktionen mit. Bezeugen Sie ihm in meinem Namen meinen höchste
Wunsch, ganz im Einverständniß mit ihm vorzugehen, um zuerst Italien in
Reine zu bringen und dann die Unternehmung gegen Venetien zu mache
Bitten Sie ihn, einige Tage kein Wort über die Bestimmung des Geschw
ders zu sagen. Möge Gott Ihnen beistehen, so werden Sie vor Monats
schluß Ihren Namen mit der ersten großen glorreichen That verbinde
welche die Wiedererstehung der italienischen Marine besiegeln wird.“ Gar
baldi bezeigte sich durch die Mittheilung befriedigt und drückte Persano glüc
wünschend die Hand. Dieser ließ durch einen Offizier recht öffentlich d
Post nach Genua auf sein Schiff abholen und dampfte in der Nacht des 1
nach Süden ab. Er konnte nur einen neapolitanischen Aviso mitnehme
Er hatte 6 piemontesische Schiffe, welchen sich vor Ancona drei weitere an
schlossen. Die Flotte erhielt die Besatzung durch ihr Feuer in steter Aufre
gung. Das Nationalcomité in der Stadt versorgte sie mit Lootsen.

Cavour hielt das Ende des Kriegs für nöthig, ehe man sich in Wie
vom Staunen über die Invasion erholt hätte. Am 23. erhielt Persan
einen Brief von Cavour, welcher den Fall Anconas vor Ablauf des Monat
für nöthig erklärte; auch die Mitentscheidung der Flotte wünschte er, da di
Festung von der Seeseite weniger stark sei. Aber die Flotte sei doch zu scho
nen, denn es sei jeden Tag eine Kriegserklärung Oestreichs möglich und die
ses würde sich zum Herren der Adria machen, wenn die Flotte starken Scha
den genommen hätte. Erst am 24. eröffnete auch das piemontesische Land
heer, verstärkt durch das von Foligno herbeigekommene 5. Corps, sein Feue
aus gezogenen Geschützen gegen M. Pelago und die Citadelle, während di
päbstlichen 126 Geschütze der Landseite der Festung großentheils nicht wei
trugen. Die Seeseite hatte nur 25 Kanonen. Die Besatzung war nu
5000 Mann stark. Lamoricière war eben noch rechtzeitig gekommen, un
den Haß zwischen den östreichischen und den Schweizeroffizieren einigermaße
zu dämmen. Diesen wurde von jenen vorgeworfen, sie seien eben päbstlich
Versorgungskinder und ermangelten der Bravour. Zwischen den Schweizer

offizieren und ihren großentheils östreichischen Soldaten war kein Verhältniß, da die Soldaten ihr Schweizerdeutsch kaum verstanden. Obgleich Lamoricière alle Nothmittel zur Hebung des militärischen Ehrgeizes anstrengte, wünschte die ermattete und entmuthigte Mannschaft durch eine baldige Capitulation bessere Bedingungen für sich zu erlangen. Die viel zahlreicheren Piemontesen waren siegesgewiß, kühn und rastlos. Der glückliche Erfolg macht den italienischen, wie französischen Soldaten tapferer, während er dem Mißerfolg nicht die germanische Disciplin entgegenzusetzen weiß. Die Furia francese war das Ideal auch des jungen italienischen Heers. — Das 5. piemontesische Corps unter dem Oberbefehl Fantis und des Artilleriegenerals Menabrea schob sich kämpfend seit einigen Tagen gegen M. Pelago, das vorgeschobenste Fort, vor, während Cialdini der Küste entlang und auf den nahen Höhen gegen das Lazaretto, gegen Porta Pia, gegen die Citadelle und das verschanzte Lager seine Artillerie aufstellte und sich in die südliche Vorstadt Borgo Pio einnistete.

Am 26. September nahmen in kühnem Anlauf die Landtruppen Monte Pelago und Monte Pulito am hellen Tage. Es war nach mehrtägigen Regengüssen ein recht italienischer Morgen, der Himmel und das nahe Meer lustblau, als zum ersten Male die italienische Fahne auf einer erstürmten Schanze flatterte. Die piemontesische Artillerie richtete sich darin zur Beschießung der Festung ein. Es scheint, daß General della Rocca sich unnütz machte. Er wurde, trotz der persönlichen Gunst des Königs, von Fanti des Kommandos enthoben, welches dem General de Sonnaz übertragen wurde. In diesen Tagen hatten die Vortruppen des 5. Corps einen trefflichen Wegführer an dem reichen israelitischen Kaufmann Montevecchi, welcher im Feuer vorangehend die Soldaten ermahnte, nur seine Pflanzungen nicht zu schonen. Die im Kirchenstaat unterdrückten Juden hofften mit Grund auf Gleichberechtigung. Vom Monte Pelago aus sieht man über die Schmalseite der Stadt hinweg in den Hafen. Um 4 Uhr erhob sich in diesem eine furchtbare Kanonade, von Blitzen durchzuckte Rauchwolken stiegen auf, aus denen die italienische Flagge manchmal herauswehte. Endlich ein furchtbarer Schlag „wie aus hundert Kanonen". Der starke Leuchtthurm war verschwunden. Die Citadelle zog die weiße Flagge auf. Der Kanonendonner im Hafen verstummte. Um 5½ Uhr stellten auch die piemontesischen Landbatterien ihr Feuer ein. Wie war das geschehen?

Der Hafen von Ancona, von seinen beiden Steindämmen und von der sie verbindenden Kette umfaßt, hat die Gestalt einer Birne; das Lazarettofort entspricht dem Ansatz zum Stiel. Auf der entgegengesetzten, nördlichen Seite, im Anfang des von Monte Guasco nach dem festen Leuchtthurm führenden Damms, wo in der Birne der Butzen ist, liegt in den Hafen hereinragend die Batterie Sanita, also links dem am Leuchtthurm und

an seiner Batterie vorüber Hereingefahrenen. In Erwägung dieser bomber festen Hindernisse war ein Angriff der Flotte bedenklich. Da aber Cialdi die Oestreicher genöthigt hatte, die brennende Citadelle zu räumen und d sich seine Versaglieri durch Ueberfall des Lazarethforts bemächtigt und sic darin behauptet hatten, so war der Flottenangriff erleichtert und er mußt bald gewagt werden, wenn die Marine sich Lorbeern erringen wollte. S befahl denn Persano am Mittag, jene beiden Batterien scharf zu beschieße und mit den beiden Fregatten sich im Hafen unmittelbar vor die beide Batterien zu legen. Die alten östreichischen Kanoniere dauerten lange aus Aber die Ladungen der Schiffe zerstörten die Schießscharten der Batterie und tödteten die Bedienungsmannschaft. Eine furchtbare Explosion des Pul vermagazins im Leuchtthurm verwandelte den Hafendamm in einen Trüm merhaufen. Jetzt wurde die weiße Fahne über der Stadt aufgezogen. Da Feuer wurde eingestellt. Ein Major der päbstlichen Artillerie begehrte z unterhandeln, Persano verwies ihn an Fanti, an welchen er einige seine Offiziere schickte. Dieser war noch weit landeinwärts. Indeß landete di Flotte einige Truppen, welche den Molo und den Domplatz auf Mont Guasco besetzten. Jetzt kam der innere Zwiespalt im päbstlichen Lager zun Ausdruck. Lamoricière wußte, daß schon am Morgen östreichische Batail lonschefs eine Erklärung erörterten, daß man seine Pflicht erschöpft hab und eine ehrenvolle Capitulation abschließen könne und solle. Lamoricièr aber und das kleine französische Legitimistenhäufchen um ihn, glaubten, da könne nur geschehen, wenn Bresche gelegt sei. Er zögerte Unterhändler a Fanti zu schicken. Während es so an einheitlichem Kommando fehlte, feuert am Abend ein betrunkener alter päbstlicher Kanonier sein Geschütz auf den binnenländischen Stadtwall wiederholt gegen die Piemontesen ab. Dies nahmen denn auch das Feuer wieder auf und andere päbstliche Posten deß gleichen*). Sonnaz hielt einen Kriegsrath, was zu thun sei, da kein Befeh noch Parlamentär kam. Am frühen Morgen sollte auf die Festung ein Sturm gewagt werden, dessen Erfolg nur bei starker Demoralisation der Besatzung möglich war. Das Feuer der Batterien von M. Pelago und Pu lito begann am Morgen des 29. langsam, feierlich; Infanterie rückte gegen die Stadt, aber die sie flankirenden päbstlichen Nordforts M. Gardetto und Cappuccini blieben stumm. Um 9 Uhr sah man zwei päbstliche Offizier mit weißem Tuche und hörte eine Trompete. Die Capitulation war also

*) Interessant ist der Bericht des Riedinger'schen Civilingenieurs als Augenzeugen A. Allg. Zeitung vom 9. Okt. 1860. Die ganze ultramontane und „östreichische" Press ergoß sich in Verläumdungen und schäumende Wuthausbrüche gegen Fanti, welcher trotz der Uebergabe gegen die Stadt grausam fortgewüthet habe. Da jene Verläumdungen immer wieder zur Erbauung frommer Seelen aufgewärmt werden, müssen wir den wirklichen Verlauf gründlich darstellen.

geschlossen und die piemontesischen Geschütze verstummten. Dieß geschah einige Stunden später auch vor Porta Pia, wo Cialdini noch heftig andrängte, obgleich Persano dringend Waffenruhe wünschte. Er erhielt von Fanti Aufklärung: „Der Befehl, das Feuer wieder zu eröffnen, obgleich die weiße Fahne vom Feind aufgepflanzt war, kam von mir, da sich nicht, wie es Kriegsbrauch ist, bei den Vorposten sofort ein Parlamentär einstellte. Daß der Feind nicht die Absicht habe sich zu ergeben, bewies der erste Parlamentär, welcher um Mitternacht, also 9 Stunden nach Aufziehung der weißen Flagge, nur einen Waffenstillstand von 6 Tagen verlangte. In solchen Momenten ist es erlaubt, Mißtrauen in die Absichten des Feindes zu setzen. Deßhalb wollte ich die Feindseligkeiten nicht einstellen, was ich that, sobald Lamoricière Bevollmächtigte zur Unterhandlung über die Capitulation schickte." (Diario di Persano III. P. 90.) Lamoricières Camarilla hatte also immer noch auf Entsatz durch Oestreich oder durch Napoleon gehofft, den sie doch am liebsten selbst gestürzt hätte! Da Fanti dem Feind nicht Zeit ließ sich zu erholen, wurde die Capitulation abgeschlossen. Noch am Nachmittag des 29. rückten piemontesische Truppen in die Stadt ein und die päbstlichen waren Zeugen des ungeheuren Jubels der Bevölkerung. Da binnen kurzer Zeit die Eisenbahn von Bologna her Ancona erreichen sollte, hofften die Anconiaten, jetzt aller Hemmnisse entledigt, die Nebenbuhlerin Triest zu überflügeln. Triest hatte die päbstliche Besatzung Anconas noch mit Lebensmitteln versorgt, der piemontesischen Flottille Kohlen versagt, überhaupt der Befreiung Anconas alle Hindernisse gemacht. Am Morgen des 30. rückte die päbstliche Besatzung mit kriegerischen Ehren vor Porta Pia, wo sie die Waffen niederlegte. Die Mannschaften wurden als kriegsgefangen nach Oberitalien eskortirt, um in ihre Heimath entlassen zu werden. Die Offiziere sollten auf Staatsdampfern nach Genua gebracht werden. Fanti verpfändete sein Ehrenwort, sich für sie zu verwenden, daß sie auf ihr Ehrenwort, binnen eines Jahres nicht gegen Piemont zu dienen, freigelassen würden, was auch wirklich geschah. Sobald Lamoricière auf dem Admiralschiff angelangt war, sonderten sich seine französischen Begleiter von den östreichischen und von den Schweizeroffizieren hochmüthig ab, als trügen diese die Verantwortung für den Fall der Festung. Noch während das Feuer um die Stadt fortwährte, hatte Persano von Cavour telegraphisch den Glückwunsch und den Befehl erhalten, seine Flottille nach Neapel zurückzuschicken. Am 3. Oktober langte Viktor Emanuel auf dem Wege nach Neapel in Ancona an. Fanti faßt in seinem Berichte die Erfolge des nun beendigten 18tägigen Feldzuges zusammen: „Wir haben 6 feste Plätze genommen. In unsere Hände fielen 28 Feld- und 160 Festungsgeschütze, 20,000 Flinten, 500 Pferde und die Magazine, 17—18000 Kriegsgefangene mit allen ihren Generalen. Der Verlust des Feindes mag 1000 Mann

betragen, der unsrige beträgt 579." Die nächste Aufgabe war erreicht, die Brücke für das piemontesische Heer nach Neapel geschlagen. Nicht blos in Betracht der französischen Occupation wurden die Gränzen des Erbtheils St. Petri wieder geräumt. Die hochfliegende öffentliche Meinung Italiens welche bereits die Besetzung Roms gehofft hatte, war allerdings etwas enttäuscht, aber sie mußte Vernunft lernen.

Der Pabst hatte alle Ursache, über den plötzlichen Einfall, dem keine förmliche Kriegserklärung voranging, entrüstet zu sein. Am 29. September, also am Tage der Uebergabe Anconas, hielt er eine Ansprache an das Consistorium der Kardinäle, worin auch sein Zorn gegen Napoleon, der ihm Schutz versprochen habe, zum Ausdruck kam. Er rügt bitter das vorgewandte Princip der Nichtintervention, während Piemont zu Gunsten der Revolution intervenire. Alle göttlichen und menschlichen Rechte, die Legitimität sei vernichtet; die Gleichgiltigkeit der Regierungen dabei werde durch den Communismus und durch Vertreibung der Fürsten gestraft werden. Dem Pabst seien jetzt die Wege, um für die katholische Welt regierend Sorge zu tragen, versperrt. Den Fürsten wird die Solidarität ihrer Interessen und ihrer Existenz mit denen des Pabstkönigs ans Herz gelegt; ihre Hilfe und die der katholischen Völker, die Hilfe der Gottesmutter, die Petri und Pauli wird zur Vernichtung der Missethäter angerufen. Nur von einem Rechte ist in der Allocution nicht die Rede, von dem Rechte der Unterthanen auf eine civilisirte Regierung. Eine direkte Antwort konnte Cavour auf diese Verdammung und auf diesen an die ganze katholische Welt gerichteten Aufruf zu den Waffen nicht geben. Den 11. Oktober 1860 aber sprach sich Cavour, in Beantwortung einer Interpellation, zum erstenmal im Parlament über die „römische Frage" aus. Er sprach mit eben soviel Kühnheit und Offenheit als Vorsicht, indem er von der Basis der vollendeten Thatsachen aus in die Zukunft schaute, die Endziele, den Geist seiner Invasion enthüllte. Er adoptirte die Ansicht des Interpellanten Regnoli, daß die römische Frage für den Augenblick keine praktische sei, da es weder zeitgemäß noch anständig wäre, nach Rom gehen zu wollen, so lange es von den französischen Truppen besetzt sei. „Die römische ist eine Zukunftsfrage. Aber wer des Namens „Staatsmann" würdig sein will, muß auch für die großen Zukunftsfragen feste Punkte, einen seinen Weg leitenden Polarstern haben. Indem sein Auge fest darauf haftet, hält er sich die Wahl und den Wechsel der Mittel je nach den Erfolgen frei. Während der letzten zwölf Jahre war das Verlangen nach der Nationalunabhängigkeit der Polarstern Victor Emanuels. Was ist sein Stern Rom gegenüber? Ich erkläre Ihnen offen unser Leitstern ist: zu machen, daß die ewige Stadt, auf welche 25 Jahrhunderte jede Art von Ruhm gehäuft haben, die glänzende Hauptstadt des Königreichs Italien werde. Damit ist der Interpellant wohl nicht befriedigt

da er mich fragte, mit welchen Mitteln wir zu diesem Ziele gelangen wollten? Ich könnte ihm sagen: ich will Ihnen antworten, wenn Sie mir sagen, in welcher Lage Italien und Europa binnen eines halben Jahres sein werden. Können Sie mir diese festen Bestimmungen des Problems nicht angeben, so fürchte ich, daß weder ich, noch irgend einer der Mathematiker der Diplomatie im Stande sein wird, das von Ihnen gesuchte Unbekannte zu finden. Kann ich auch nicht die Specialmittel, so kann ich doch angeben, welches nach meiner Ansicht die großen Ursachen sein müssen, welche zu Erreichung dieses Ziels führen. Das römische Problem kann und darf nicht mit dem Schwert allein gelöst werden, sittliche Kräfte müssen dabei mitwirken. Ich glaube nämlich, daß die Lösung erwachsen muß aus der auch in der katholischen Gemeinschaft sich verbreitenden Ueberzeugung, daß die Freiheit auch der Entwicklung des wahren religiösen Gefühls höchst günstig sei. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß diese Wahrheit binnen kurzem triumphiren wird. Ist doch die liberale Regierung in Piemont binnen der letzten 12 Jahre der Entwicklung der Religiosität günstig gewesen. Diese ist seitdem lebendiger, aufrichtiger geworden. Hat auch der Klerus jetzt kleinere Vorrechte, hat auch die Zahl der Mönche sehr abgenommen, so hat doch die ächte Religiosität viel mehr Gewalt über die Geister der Bürger, als zu der Zeit, wo man durch Schmeicheleien gegen eine gewisse Fraktion des Klerus oder durch heuchlerisches Kirchenlaufen zu Aemtern und zu Ehren aufstieg. Diese meine Ueberzeugung wird Ihnen von allen ehrwürdigen Priestern Turins bestätigt werden, obgleich diese Stadt nicht das Glück hat, an der Spitze ihrer Diöcese einen erleuchteten Oberhirten zu haben, wie solche in Nachbarstädten die Gebote der Freiheit und der Religion zu vereinigen wußten. Ich wage zu behaupten, daß, sobald diese Ansicht im Geiste der andern Völker zur Macht geworden ist, so wird die große Mehrzahl der erleuchteten, aufrichtigen Katholiken anerkennen, daß der erhabene Priester, welcher an der Spitze unserer Religion steht, unter der Schutzwehr der Liebe, der Verehrung von 22 Millionen Italienern, viel mehr in der Lage ist, sein hohes Amt frei und unabhängig auszuüben, als so lange er von 25000 Bajonnetten vertheidigt ist." Cavour, welcher doch in der Politik die edeln Motive zu seinem mächtigen Bundesgenossen gemacht und die blinden, sie bekämpfend, kennen gelernt hatte, zog beide in kirchlichen Fragen viel zu wenig in Betracht, indem er viel zu sehr an die versöhnende Macht der Vernunft glaubte. Er hätte aus dem Katechismus lernen können, welchen Nachdruck die römische Kirche auf ihre Sichtbarkeit, Körperlichkeit legte und aus der Geschichte, daß sie kein materielles Mittel unbenutzt ließ. Cavour machte es ebenso. Aber die Anschauungen waren die entgegengesetztesten. Pius sagte, das an ihm verübte Unrecht sei „himmelschreiend"; ebenso

erschien die klerikale Mißregierung seinen Unterthanen und dem civilisirten Europa. — Obige Worte Cavours hatten auch einen momentanen Zweck; sie widerlegten die Anklage, welche die Radikalen bei Garibaldi erhoben, Cavour sei im Kirchenstaat eingerückt, um dem Pabst einen Theil seiner weltlichen Macht zu sichern. Die außerordentlichen Commissäre der piemontesischen Regierung, Valerio für die Marken, Marchese Joachim Napoleon Pepoli für Umbrien, legten dem allgemeinen Stimmrecht derselben die den 4. und 5. November zu beantwortende Frage vor: Wollt ihr ein Theil der constitutionellen Monarchie Viktor Emanuel werden? Diese Frage wurde in den Marken von 133,775 Stimmen bejaht, von 1,212 verneint, in Umbrien von 97,040 bejaht, von 380 verneint. Diese Abstimmung war zum voraus von der Kurie als durch Einschüchterung und Bestechung erzielt bezeichnet. Sie verdammte das revolutionäre Princip des allgemeinen Stimmrechts. Auch in dem von den Franzosen für den Pabst wieder besetzten Viterbo war zu Gunsten des Anschlusses, natürlich erfolglos, abgestimmt worden. — Coppi sagt zum Schluß: „Die Bevölkerung des Kirchenstaats (stato pontificio) hatte sich auf ungefähr 3,200,000 Bewohner belaufen. (Eine genaue Volkszählung war von der Priesterregierung nie zu Stande gebracht.) Die jetzt mit Piemont vereinigten Legationen (die Romagna), die Marken und Umbrien hatten zwei und eine halbe Million. Rom bekam durch französische Intervention wieder Tivoli, Subiaco und die Provinz des Erbtheils St. Petri (von Orvieto bis Corese) bis an das rechte Tiberufer. Diese Landschaften bildeten vereint mit den Provinzen Marittima (von Ostia bis Terracina) und Campagna (nördlich von Rom) einen Staat von 693,000 Einwohnern. Er hatte eine Einnahme von ungefähr 5 Millionen Scudi (à 5 Fr. 32 C.) und jährliche Staatsschuldzinsen von vier und einer halben Millon Scudi. Dazu die Verwaltungskosten gerechnet, blieb ein jährliches Deficit von 5 Millionen." — Dieß war es, worauf Cavour besonders seine Hoffnung setzte, die Kurie werde sich zu einer Verständigung mit Italien genöthigt sehen.

Vierundvierzigster Abschnitt.

Neapel im Herbst und im Winter 1860. Die Plane Cavours und Garibaldis kreuzen sich, Garibaldi Sieger vor Capua verläßt Neapel, die Piemontesen vor Gaeta.

Garibaldi stand jetzt im Zenith seines Lebens. Sein Glaube an seine Mission, an seine providentielle Berufung zur Erlösung eines so lange geknechteten Volks hatte ihn innerhalb 4 Monaten von Marsala, in kaum 3 Wochen von Sicilien bis Neapel geführt. Die alte und die neue Welt staunten das Wunder an. Er war 53 Jahre alt (geboren 17. Juni 1807) trotz und kraft härtester Strapazen in voller Kraft des Körpers und des Geistes. Seine persönliche Uneigennützigkeit, seine heiße Liebe zum Volke standen riesengroß vor den Augen der Neapolitaner, welche bisher nur despotische Willkür, raffinirten Eigennutz, blinden Fanatismus, rathlose Beschränktheit hatten herrschen sehen. Wenn jetzt eine Kugel, der Dolchstoß eines Fanatikers sein Leben abschloß, so war er in der Weltgeschichte einer der großen Heroen. Seine früheren tollen Anwandlungen wären durch die Glorie seiner Thaten ganz in den Schatten gestellt worden. Aber Neapel war für die starke phantastische Ader seines Wesens ein sehr gefährliches Land und Volk. Zum Ueberfluß strömten aus allen Landen die Männer fixer Ideen und der großen Phrasen herbei, ihn damit zu entzünden. Seine Jugendlektüre phrasenhafter Romane hatte ihn dafür besonders empfänglich gemacht. Zu den alten Genossen, welche ihn schon auf Sicilien gestachelt hatten, die Bande zu zerreißen, welche ihn mit Piemont und der alten nationalen Partei verbanden, kamen jetzt Ledrü-Rollin, Cattaneo, Ferrari, Saffi und Alexander Dümas, welcher sich in dem Tumult der Revolution und in der Pracht königlicher Paläste als in seinem Elemente aufblähte. Was sie seit Jahrzehnten in Verschwörungen, in Romanen und Gedichten ausgebrütet hatten, eine neue europäische, durchaus demokratische Gesellschaft sollte jetzt die Schale brechen und über den alten Welttheil sein Gefieder ausbreiten. Sie waren bereit, Garibaldi als den Heiland auszurufen, wenn er ihrem Glauben seinen starken Arm bot. Noch zum Uebergang auf das

Festland war er der Million Lire, welche ihm Cavour durch seine Freund Bottero und Casalis schickte, sehr benöthigt gewesen. Jetzt in Neape stand dem Diktator eine Weile Geld und Kredit offen. Seit Garibaldis Landung in Calabrien hatte Cavour die Fühlung und den Einfluß au ihn ganz verloren. Mit Besorgniß, aber mit Entschlossenheit, sah er den Conflict ihrer Anschauungen und Handlungsweisen entgegen. Die Billete welche Cavour an Lafarina schrieb, deuten die schwarzen Punkte an. Au eine verfrühte Nachricht von Garibaldis Landung bei Reggio schreibt Ca vour am 14. August: „Der Krieg, auf welchen man sich jetzt mit alle Energie vorbereiten muß, wird, hoffe ich, allen Händeln ein Ende machen Wehe Italien, wenn sich nicht Angesichts des Feindes die liberale Parte wieder zu der Eintracht zusammenschließt, welche im vorigen Jahre ihr Stärke machte. Beinahe sichere Anzeichen beweisen, daß Oestreich sich vor bereitet. Wenn es uns nicht angreift, hielte ich es für das Nützlichste keinen Krieg anzufangen. Aber wenn Garibaldi in Neapel ist, werde wir die Muße haben, uns zu organisiren? Jedenfalls werden wir un sere Pflicht thun." — Am 16. August schreibt Cavour: „Ich kann nich glauben, daß man ernstlich die Annexion Siciliens durch einen bloße diktatorialen Gewaltstreich (colpo) machen wolle. Dieß hätte Angesicht Europas keine Giltigkeit. Seine Diplomatie schreit ohne Unterlaß gege die „Occupation" Siciliens durch die Freiwilligen Garibaldis. Wenn ma der Diplomatie bis auf einen gewissen Punkt trotzen kann, so lange ma die öffentliche Meinung für sich hat, so ist es doch nöthig, auf sie zu hö ren, wenn sie, was öfters vorkommt, sich von dem Gewissen der euro päischen Völker nicht trennt. Die Regierung ist daher entschlossen, di Annexion nicht anzunehmen, sofern sie sich nicht auf eine Volksabstimmun stützt. Sie können dieß Ihren Freunden erklären. Indessen, theurer La farina, wenden Sie Ihren Einfluß in Sicilien zur Erhaltung der Ein tracht und der Mäßigung an."

Aber die radikale Partei war überhaupt nicht gemeint, die Kron Sicilien aus ihrer Gewalt zu lassen. Am 20. August waren von ihr angesehene Sicilianer, Mitglieder des Parlaments von 1848, welche Co mités des Nationalvereins zu gründen suchten und für die sofortige An nexion wirkten, ausgewiesen worden. Auch zum Zweck der Verhinderun solcher Agitationen wurden in allen Städten der Insel, wie Calabrien Polizeien gegründet. Ueberall blühte die tollste Anarchie. Der Diktato behielt sich unter dem 28. August bis zum Ende des Kriegs die Ernen nung der Staats- und Municipalbeamten vor, natürlich um sie mit An tiannexionisten zu besetzen. (Cronaca S. 248.) Kaum in Neapel ange kommen, suchte Garibaldi der annexionistischen Bewegung auf Sicilien welche in der Annexion der Insel das Ende der Anarchie erhoffte, durch

eine Proklamation vom 10. September, welche voll Schmeicheleien für die Tapferkeit der Palermitaner ist, Halt zu gebieten. Nur seinem Vertreter de Pretis stehe es zu, den Zeitpunkt der Annexion an das übrige freie Italien zu bestimmen. „Edelmüthiges Volk!“ schreibt Garibaldi, „den Feiglingen, welche sich versteckt hielten, während du auf den Barrikaden Palermos für die Freiheit Italiens fochtest, sage im Namen deines Garibaldis: wir werden die Annexion Siciliens bald verkündigen, aber auf dem Gipfel des Quirinals, wenn Italien seine Söhne derselben Gemeinschaft zuzählen, sie alle als Freie in seinen herrlichen Schooß aufnehmen und segnen kann.“ Es wurden 33 Annexionisten, zum Theil ausgezeichnete Männer, Offiziere, der Redakteur der Zeitung Italia degl' Italiani verhaftet. Aber dieses alles vermochte nicht den Nothschrei nach Annexion zu ersticken. Auch der insulare Partikularismus wurde aufgeregt, aber auch gegen Garibaldi, weil er sich in Neapel „Diktator der beiden Sicilien“ nannte, was nur zu sehr an den verhaßten „König beider Sicilien“, an die Regierung der Insel von Neapel aus erinnerte. Nur an Italien, nicht an Neapel, auch nicht an ein radikales, wollten die gebildeten Sicilianer die Oberleitung abtreten. In seiner Noth, der Anarchie gegenüber, hatte Depretis Cavour um einige Bataillone Versaglieri gebeten, was dieser Angesichts des drohenden Kriegs mit Oestreich und um Garibaldi nicht zu reizen, abschlug. Allein schon dieser Wunsch genügte Crispi, welcher Garibaldi nach Neapel begleitet hatte, de Pretis als entlarvten Annexionisten bei Garibaldi hart anzuklagen. De Pretis gab am 11. September seine Entlassung als Prodiktator Garibaldis. Unversehens erschien an demselben Tage Garibaldi in Palermo und kanzelte die Staatssecretäre ab. Auch sie gaben ihre Entlassung ein. Garibaldi ernannte den Aktionsmann Mordini zu seinem Prodiktator und gab ihm Staatssecretäre derselben Farbe bei. Er redete zum Volke von der Unzeitgemäßheit der Annexion, so lange andere Brüder noch in den Sklavenketten seufzten. Er betheuerte seine Liebe zu Viktor Emanuel, worin ihn keiner übertreffe. Die Illoyalität gehe so weit, ihm Hintergedanken (Südrepublik) unterzuschieben. In einer Proklamation beschuldigte er dagegen die Annexionisten, daß sie niedrige persönliche Interessen (hohe Würden im Staatsdienste) verfolgen. Sofort fuhr er wieder nach Neapel zurück. Aber eine Abordnung angesehener Sicilianer, welche am 29. Palermo verließ, bat in Turin den König um alsbaldige Annexion. Sie klagten, die Befreier behandelten Sicilien wie eine erorberte Provinz. Da der König schon nach dem Süden abgegangen war, erklärte ihnen der Prinz von Carignan, auch der Regierung sei die Verzögerung der Annexion sehr unangenehm. Gleichzeitig war eine Abordnung neapolitanischer Magistrate mit derselben Bitte in Turin. Wie erfolglos überhaupt diese Reise Gari-

baldis war, erhellt auch daraus, daß am 19. September in Montemaggiore bei Termini, 5 Meilen östlich von Palermo, durch einen reaktionären Aufstand 13 angesehene Bürger, worunter der Oberpfarrer, ermordet wurden. Die anderen Liberalen entflohen. Die von Mordini abgeschickten Nationalgarden der Nachbarstädte fanden den Ort menschenleer. 200 Einwohner hatten sich geflüchtet. Das Kriegsgericht ließ 20 erschießen und verurtheilte Viele zu Kettenstrafen. Welchen Nutzen hatte die Aktionspartei von ihrer nominellen Herrschaft auf der Insel? welchen Segen brachte sie dieser und Italien?

Nachdem das die Feste Syracus haltende Regiment sich der Disciplin entledigt hatte, pflanzte es am 1. September die nationale Fahne auf. Der Kommandant des nördlich davon liegenden Augusta, Tanson-Latour, hielt sich, bis Geld und Lebensmittel zu Ende waren. Am 17. September capitulirte er unter der Bedingung, daß sein Corps nach Neapel gebracht würde. Hier schlossen sich die Einen (die Cronaca sagt: Einer) Garibaldi an, 360 gingen nach Gaeta, 190 nach Hause. Der entschlossene Kommandant der Citadelle am Hafen von Messina, General Fergola, widerstand allen Drohungen, die Soldaten den Lockungen. Franz hatte ihnen vor seinem Abgang von Neapel den Sold geschickt und forderte sie zur Ausdauer auf. Es fand sich, daß die Dienstzeit eines Theils der Besatzung abgelaufen war. Diese Soldaten wurden befragt, ob sie ihren Abschied wollten. Alle antworteten, sie wollten bis zum Ende des Kriegs in der Citadelle bleiben. Das waren die ersten Zeichen eines hartnäckigen Widerstands des bourbonischen Heeres. Am 4. Oktober wurde der Namenstag des Königs Franz von der Besatzung festlich begangen. Ein Sergeant vom Geniecorps trug ein loyales Gedicht „il disertore" vor. Französische Schiffe bezeigten sich bei allen Gelegenheiten streng neutral, ja Franz befreundet. Ein kleines preußisches Kriegsschiff machte einmal den Briefträger von Gaeta nach der Citadelle. Es war die Zeit, wo Oestreich, auf die Anarchie in Italien hoffend, Preußen und vielleicht auch Frankreich mit sich nach Italien zu führen vermeinte.

Das Tagebuch Persanos vom 10. September läßt uns die Constellation in Neapel überblicken. Er erhält ein Schreiben Cavours vom 7., worin ihm sein Abgang nach Ancona auf den 11. befohlen wird. Persano antwortet, er könne keine neapolitanischen Kriegsschiffe mitnehmen. Es fehle ihnen an Bemannung, ein Theil derselben sei dem König gefolgt, ein Theil von Garibaldi beurlaubt. Garibaldi verlangt von ihm das Bataillon piemontesischer Versaglieri und Artilleristen, um die k. Schiffswerfte zu besetzen und erhält sie. Die erste Anzeige über den beabsichtigten Einfall der Piemontesen in die Marken erhielt Garibaldi durch Villamarina. Zuerst sehr erfreut darüber wurde er nachdenklich und sprach: „Wenn die Absicht dabei

ist, einen Vertheidigungskordon um den Pabst zu ziehen, so wird es einen sehr schlechten Eindruck auf die Italiener machen. Mag der Pabst als Haupt der Kirche in Rom bleiben. Aber man muß ihm das weltliche Fürstenthum nehmen und Frankreich muß seine Truppen zurückziehen. Kann die piemontesische Regierung dieß durch Diplomatie erzielen, so beeile sie sich. Sonst soll mich niemand an der Lösung durch das Schwert verhindern." Der Diktator erwidert den Besuch des englischen Admirals auf dem Hannibal, wo er verabredetermaßen auch den englischen Gesandten Elliot trifft. Dieser rieth ihm, als im Auftrage Russels, das Unternehmen auf Venedig ab, da es Italiens Schaden wäre. Garibaldi gab insoweit nach, daß er erklärte, er werde auf dem Capitol Viktor Emanuel als König von Italien ausrufen. „Dann werde ich anbieten, als einer seiner Luogotenenti mich an dem Unternehmen gegen Venedig zu betheiligen." „Das wäre gut", erwiderte Elliot, „wenn man, um nach Rom zu gehen, nicht mit den Franzosen handgemein werden müßte, denn dieß wäre der Krieg mit Frankreich." Darauf antwortete Garibaldi mit Entschiedenheit: „Rom ist eine italienische Stadt und weder der Kaiser, noch Andere haben das Recht, uns den Einzug zu verwehren. Wir fürchten Napoleon nicht." Der Diktator sprach so glühend, daß nichts weiter zu erwidern war. Oberst Bertani, der Aktionsmann, hatte Garibaldi durchaus nicht unter 4 Augen mit dem Gesandten verkehren lassen wollen. Garibaldi hatte ihn zweimal aus der Kajüte hinausweisen müssen. Garibaldi stand also nicht blos unter dem Einflusse der Aktionspartei, sondern sie suchte auch eine Art von polizeilicher Ueberwachung über ihn zu üben. Die Ungarn unter seinen Fahnen hatten ihn überzeugt, daß Oestreich beim ersten Stoße zusammenbrechen werde. Auch Cavour rechnete für den Nothfall auf sie, wenn Oestreich während des Kampfes im Kirchenstaat hervorbräche. Von Napoleon war keine Hilfe zu erwarten. Lamarmora stand nur mit 18,000 Mann am Mincio. Deßhalb ging Klapka nach Konstantinopel und 5 genuesische Schiffe mit Waffen nach der Donaumündung*).

*) Die Aktionspartei versprach den revolutionären Beistand fremder Völker. Mit den Polen glaubt jeder Revolutionär drohen zu dürfen. Garibaldis abenteuerliche Art entsprach dem polnischen Temperament; allein die Klerikalen suchten es zu dämpfen. In Ungarn war allerdings, seit Garibaldi auf dem Festlande vorrückte, die Spannung eine starke. Oestreichische Offiziere und Soldaten haben uns erzählt, daß sie, damals in Ungarn vertheilt, Tage und Nächte nicht aus den Kleidern kamen, die Pferde stets gesattelt waren. Die 1849 gepflogenen Verbindungen zwischen Italien und den Magyaren wurden wieder anzuknüpfen versucht. Türrs Name übte einige Anziehungskraft. In Neapel, auf Sicilien wurden aus desertirten und sonst flüchtigen Ungarn kleine Corps organisirt, welche auch später im Kriege gegen die Briganten gute Dienste leisteten. Allein im Grunde waren das doch nur „Heere in den Wolken der Zukunft" im Vergleich zu den Streitkräften der großen Militärstaaten. Oder wollte man sich auf die

Da die Masse der Garibaldiner kaum erst in Salerno angelangt wa sollten sie bei der Bedenklichkeit der Lage von Neapel größtentheils auf Schi fen herbeigebracht werden. Bixio befahl, die Schiffe wie im Sturm zu b steigen. Bald weigerten sich die Garibaldiner, in ein Schiff, weil es übe füllt sei, weitere zuzulassen. Der seekundige entschlossene Bixio befahl, e müßten noch mehrere hinein. Dieß wurde mit dem Rufe: Tod Bixi beantwortet. Da wirft er sich in einen Nachen, rudert an das Schiff, b steigt es, entreißt einem Garibaldiner das auf ihn angelegte Gewehr un schlägt ihn mit dem Kolben nieder. Immer weitere Bewaffnete steigen nu an Bord. Keiner wagt mehr laut zu athmen. Begleitet von einem piemon tesischen Kriegsschiffe, kommt die Flottille am 11. im Hafen von Neapel a Die k. Besatzung der Castelle wird abgelöst und marschirt in militärisch Haltung nach Capua ab.

Offenkundig war, daß die piemontesische Invasion in den Marke auch auf Neapel zielte. Cavour theilte Garibaldi mit, daß dieß nöthi werden könne. Oestreich, Preußen, Spanien protestirten zum voraus g gen eine piemontesische Invasion ins Neapolitanische. Cavour hatte i Neapel eine Erhebung gegen die Bourbonen und deren baldige Flucht ge wünscht, damit er vor Europa als vom Volke gerufener Ordnungsstifter er schiene. Es war nun etwas anders gegangen. Erst Garibaldis Nahen hatt den König vertrieben. Bis an den Volturno war Neapel sein. Cavour hatt den Krieg vermeiden müssen, auch um nicht als Eroberer von Neapel z erscheinen. Es sollte wie Oberitalien freiwillig sich mit Piemont vereinigen Garibaldi konnte sagen, daß er die Erhebung Neapels ermöglicht habe Sein friedlicher wehrloser Einzug in die Hauptstadt bewies, daß sich Lan und Volk ohne Gewalt dem italienischen Programm anschlossen. An dessen Spitze stand aber König Viktor Emanuel als König von Italien. That sächlich war Garibaldi Herr von Neapel und Sicilien; aber er hatte selbs Viktor Emanuel proklamirt. So fehlte es weder der Willensmeinung Ca vours, noch der der Aktionspartei an Anhaltspunkten.

Es fragte sich nun, wie Garibaldi und wie seine Umgebung es auf nehmen würden, daß sich Piemont durch den Kirchenstaat auf den Weg machte, Neapel in Besitz zu nehmen. Garibaldi und seine Genossen hatten diese Kühnheit dem „Diplomaten" Cavour nicht zugetraut. Sie mußten davon überrascht sein. Die Kühnheit von Cavours Vorgehen machte ohne Zweifel Eindruck auf Garibaldis Herz. Nur mußte er wünschen, zuvor allein ganz Neapel zu befreien. Und er hoffte dieß auch nach so raschen Erfolgen,

---

Rumänen der Wallachei verlassen, deren Regierung „so viel wie möglich Rumänien sei nem alten Stamm Italien anzunähern und die Einheit der Ziele und Bestrebungen der lateinischen Race wieder zu wecken suchte", indem sie Studenten, statt nach Paris, auf die Universität Turin schickte?

nachdem er die Auflösung des k. Heeres gesehen. Die meisten seiner tapferen Kriegsführer theilten diese Hoffnung und waren bereit, dann das Doppelkönigreich dem König von Italien zu überhändigen. Aber die radikalen Civilisten? Die abstrakten Republikaner, welche Garibaldi mit ihren Listen umspannten? Sie hatten auf Sicilien ihre Willensmeinung enthüllt. Sie haßten Cavour als ihren gefährlichsten Concurrenten persönlich. Ueberall proklamirten sie die Volkssouveränität, erkannten aber nur dann ihre Willensäußerung an, wenn diese mit ihrer Absicht übereinstimmte. Bisher hatten sie Cavour wegen seiner feigen, schleichenden Diplomatie herabgeschätzt. Nun er die Bahn kühner Thaten betrat, riefen sie, er wolle ernten, was sie gesäet hätten. Als hätten sie ohne seine Unterstützung und diplomatische Deckung es viel weiter bringen können als Pisacanes Expedition! Wenn sie auf dem Campanile des Marcusplatzes von Venedig mit den Waffen des revolutionirten Italiens dessen Fahne aufgepflanzt hätten, wollten sie dem ganzen italienischen Volke die Frage vorlegen, ob Einheitsrepublik oder Einheitsmonarchie. Garibaldi hatte, wie wir aus seiner Aeußerung gegen den englischen Gesandten gesehen haben, dieses Programm modificirt, beschränkt. In Rom wollte er den König von Italien ausrufen und weiterhin seinen Befehlen folgen. Aber eben Rom, Garibaldis Lebensidee oder fixe Idee, gab den Radikalen Gelegenheit, ihn mit Cavour zu überwerfen. Cavour erkannte, daß in Rom eine europäische Frage, die Frage eines Kriegs mit Frankreich und mit Oestreich lag. Er war, wie man meinte, im Einvernehmen mit Napoleon im Kirchenstaat eingerückt, um das Erbtheil St. Peters zu schützen. Nur Letzteres war richtig. Die Principienreiter ignorirten einfach die Macht Frankreichs und der nordischen Mächte. Das war hochsinnig! Sie dachten auf ihre Weise: fiat justitia, pereat mundus! Sie faßten jetzt Garibaldi an der empfindlichsten Seite, indem sie sagten: Cavour hat Nizza verrathen. Um dieß wieder zu gewinnen, muß man den Krieg mit Frankreich wagen, ob früher oder später. Am besten so lange die Lava der Revolution noch flüssig ist und jeden Widerstand versengt, also zunächst nach Rom! Um den König zu nöthigen, dieses tollkühne Unternehmen wenigstens unter der Hand anzunehmen, sollten Sicilien und Neapel ihm bis dahin vorenthalten, diese sollten als Faustpfänder im Verschluß der Aktionspartei bleiben.

Wenn nur diese tollkühnen Politiker die Männer gewesen wären, das durch die gemäßigten Generale Eroberte durch eine leidliche vorläufige Organisirung in Ordnung zu bringen und fruchtbar zu machen! Das war freilich eine schwere Aufgabe. Den traurigen Zustand Siciliens kennen wir. Wohl hatten die weitaus meisten bourbonischen Beamten auch des Festlandes größere Anhänglichkeit an ihre Aemter, als an den König gezeigt. Aber selbst viele von seinem constitutionellen Ministerium als

Reaktionäre entlassene Beamte drängten sich jetzt an den Diktator, u
durch Betheuerung ihrer Bewunderung für ihn ihre Stellen wieder zu
halten. In Neapel war von jeher das Recht, bei dem Könige Audie
zu erhalten, von den Meisten höher geachtet worden, als die Verfassu
Garibaldi litt schrecklich darunter. Während politische und militärische Fr
gen sich zur Erledigung an ihn drängten, war er von einem unverschä
zudringlichen Schwarm solcher „Bettelmönche ohne Kutte" umschwärm
Angebliche Märtyrer des Absolutismus vermehrten diesen Schwarm. Sch
unter dem Absolutismus war die Verwaltung eine oberflächlich organisi
Unordnung gewesen. Die Unordnung war durch die Nothverfassung g
steigert worden und nun war alles vollends außer Rand und Band g
kommen. Garibaldis Naturell und Vergangenheit befähigten ihn nic
dazu, in dieses Chaos administrative Ordnung zu bringen, auch wenn
Zeit dazu gehabt hätte. Wer sollte es an seiner Statt thun? Cris
hatte auf Sicilien in diesem Fache keine Wunder gethan. Er war d
Mann, zu herrschen, die nicht orthodox Demokratischen abzukappen, d
Gewaltigen mit List zu leiten, aber nicht der Mann, zu verwalten. Uebe
dieß hätten sich die Neapolitaner von dem Sicilianer nicht unmittelb
regieren lassen. So mußte sich denn der Erlöser Italiens anderswo na
einem Manne umsehen, welcher mit selbstloser Aufopferung sich als Dam
dem trüben Schwall, der ihn zu verschlingen drohte, entgegenstellte. Kei
Name hatte in ganz Italien einen reineren Klang, kein Mann war i
treuer Liebe Garibaldi so ergeben, als der Märtyrer vom Spielberg, Geor
Marchese von Pallavicino-Trivulzio. Ueber den Parteiextremen stehen
war der Marchese so oft der gute Engel Garibaldis gewesen. Durch sei
nen Eifer für Erhaltung Savoyens, durch die der Expedition nach Sici
lien gebrachten Opfer war er wie eine Seele mit Garibaldi geworden
Die Abneigung gegen das diplomatische Leisetreten Cavours war ihne
gemeinsam gewesen. Er war geborner Lombarde. Allerdings hatte auc
er nicht die Uebung der Verwaltung. Aber das war eben bei allen Nicht
piemontesen der Fall. Einen Piemontesen aber wollte Garibaldi jetzt nicht
Auch Piemont sollte in Italien untergehen. So schrieb denn Garibald
am 11. September an Pallavicino zwei Linien: „Mein theurer Freund
Kommen Sie. Ich und Italien haben Sie nöthig. Aber ohne Verzug
weil es drängt, daß ich Neapel verlasse. Einen herzlichen Gruß an di
Marchesa. Garibaldi."

Durch Stürme aufgehalten, kam Pallavicino erst den 21. nach Neapel
Die kriegerischen Ereignisse, die großen politischen Fragen hatten indesser
sich in den Vordergrund gedrängt. Der letzteren suchten sich die Republi-
kaner zu bemächtigen und sie hatten mehr Einfluß auf Garibaldi gewonnen
Er sollte die Diktatur über ganz Süditalien einschließlich Roms behaupten

Der Bürgerkrieg zwischen den Republikanern und dem monarchisch-unitarischen Oberitalien drohte. Am 19. rief Garibaldi das italienische Volk in Waffen nach Rom, um von hier nach Venetien zu ziehen. Das gemäßigte Ministerium Romano trat zurück, ein nahezu republikanisches wurde zu bilden versucht. Auf die Nachricht, daß Truppen Cialdinis nach Castelfidardo (in Verfolgung von Lamoricières Leuten) die neapolitanische Gränze überschritten hätten, erhob die radikale Presse in Neapel ein Geschrei, als ob Hannibal vor den Thoren stände. „Gewalt sollte mit Gewalt zurückgetrieben werden." Den 23. September telegraphirte Bertani, der Secretär der Diktatur von Neapel, an Tripoti, den Kommandanten der revolutionären Streitkräfte in Giulianova, an der Adria an der nordöstlichen Gränze der Abruzzenprovinz: „Räumt (sbarazzate) so schnell wie möglich die Feinde von unseren Gränzen. Vereinigt euch in großer Zahl an der Gränze und wenn die Piemontesen einrücken wollten, so sagt ihnen, daß ihr, ehe ihr es zuließt, bei dem Diktator Instruktion einholen müßtet." Wer waren die „Feinde"? Wie leicht konnte ein radikaler Kommandant dieß auf die Piemontesen beziehen? Würden diese sich von ihm befehlen lassen, am Gränzstein zu warten? Um einem „Mißverständniß" zuvorzukommen, telegraphirte daher Garibaldi an den Gouverneur jener Provinz de Virgilii nach: „Wenn die Piemontesen auf unser Gebiet kommen sollten, so empfange man sie als Brüder." Virgilii theilte an Tripoti dieses Telegramm mit und fügte bei: „Sie werden alsbald die Gränze von jeder Militärmacht räumen, um ja keine Gelegenheit zu irgend einer Kollision zu geben. Ich habe an den Diktator geschrieben. Nur keinen Verzug! aus Liebe zum gemeinsamen Vaterlande! Dirigiren Sie sofort Ihre ganze Streitmacht nach Popoli" (südlich, landeinwärts, am Aterno-Pescarafluß). Ein Zusammenstoß mit den Piemontesen wäre um so unheilvoller gewesen, da in den nördlichen Abruzzen bereits um die Felsenfestung Civitella del Tronto die Reaktion ihre Streitkräfte sammelte.

Garibaldi hoffte immer noch den König persönlich, wie für die Expedition nach Sicilien, jetzt dafür zu gewinnen, ihm im Süden freie Hand zu lassen. Er bat Pallavicino, zu diesem Zwecke dem Könige sein Schreiben zu überbringen und sich mit seinen Parteigenossen in Turin zu berathen, ob Cavour nicht durch ein günstigeres Ministerium zu ersetzen sei? Wenn es wenigstens nur der Aktionspartei weniger verhaßte Persönlichkeiten, wenn auch mit nur wenig veränderter Politik wären!

In Turin hatte man wohl auch ein warmes Herz für Italien, hielt sich aber den Kopf kühl. Mit scharfem Auge beobachtete man von dieser kontinentalen Gränzstadt aus die Stimmung der Großmächte. Der Kaiser von Rußland hatte in einer Depesche, welche am 8. September in Wien ankam, sein Bedauern ausgesprochen, daß das Einvernehmen zwi-

schen Rußland und Oestreich (durch den Krimkrieg) gestört worden s
Um es wieder zu befestigen, schlug er eine persönliche Zusammenkunft d
beiden Kaiser vor, um einem Zustande ein Ende zu machen, welcher nic
länger zu ertragen sei. Der Pabst erließ am 28. eine Allokution gegen d
Nichtinterventionsprincip. Preußen schien geneigt, dem Zuge Oestreichs u
Rußlands zu folgen, obgleich die öffentliche Meinung in Deutschland, selt
die von Tausenden, welche 1859 Cavour verflucht hatten, jetzt für Ga
baldi schwärmte. Napoleon, in Rom und in Nizza bedroht, wurde v
der starken ultramontanen Partei bestürmt, daß er zu Gunsten des Pabst
intervenire. Den 27. September wurde im französischen Ministerrath b
schlossen, das Occupationscorps auf 22,000 Mann zu verstärken. Di
schien hinreichend, das bewaffnete Italien Garibaldis zurückzuweisen. De
Beschluß folgte die Ausführung auf dem Fuß. Das ganze Erbtheil St. P
trus wurde besetzt. Die endgiltige Entscheidung über die Kirchenstaat
frage wollte Napoleon einem europäischen Congreß vorbehalten wisse
um dadurch die Verantwortung von sich abzuwälzen. Durfte Cavo
dessen Spruch abwarten? Seine Aufgabe war, der möglichen Interventic
zuvorzukommen, das l'Italia farà da se aufrecht zu erhalten.

Der König, trotz seiner Sympathie für Garibaldi, und das besonne
piemontesische Volk, das sich sehr wenig an den Freischaaren Garibald
betheiligt hatte, hielten Cavour in der Macht. Je tumultuarischer es i
Süden zuging, je mehr die Herren von der Aktionspartei es sich anmaßte
dem Volke die „Freiheit" zu oktroyiren, desto gesetzmäßiger, constitutione
ler, desto entschlossener verfuhr Cavour. Schon am 27. September w
Pallavicino von Turin zurückgereist mit der Weigerung des Königs, a
Garibaldis Ansinnen einer Ministermodification einzugehen. Villamarir
erhielt Befehl, im Fall, daß Garibaldi die Republik verkünde, sich d
Flotte zu sichern und alle Beziehungen zu Garibaldi abzubrechen. D
König durfte die Kronen beider Sicilien auch nicht aus den Händen G
ribaldis und der Aktionspartei als Geschenk annehmen. Ein König vo
ihren Gnaden wäre ein König ohne Ansehen, ohne Dauer gewesen. E
hätte sich von ihnen Gesetze, Bedingungen vorschreiben lassen müssen. W
in der oberen Hälfte der Halbinsel sollte das zur Abstimmung berufene Vo
über sein Schicksal entscheiden. Das Parlament Oberitaliens sollte erklä
ren, ob es diesen Weg billige. Sein Spruch war nicht zweifelhaft. Ca
vour berief es auf den 2. Oktober ein, um Italien und dem Ausland g
genüber eine feste Basis, eine rasche Entscheidung zu haben. Die Mächt
welche dieser Methode der Annexion in Toscana nicht thätlich entgegeng
treten waren, konnten nun auch wegen Neapel nichts thun. Die Kammer
wurden ohne Thronrede eröffnet, da der König schon nach dem Süden ab
gegangen war, wohl um gefährliche politische Auseinandersetzungen zu ver

meiden. Das Ministerium legte den Gesetzesentwurf vor: „Die Regierung des Königs ist autorisirt, die Annexion der Provinzen Central- und Süditaliens, in welchen sich frei durch direkte allgemeine Abstimmung der Wille der Bevölkerungen, einen integrirenden Theil unserer constitutionellen Monarchie zu bilden, manifestirt, anzunehmen und durch k. Dekrete ins Werk zu setzen." Damit sollte der provisorische, der Revolutionspartei günstige Zustand sofort beendigt werden, welchen die Aktionspartei verlängern wollte, um in der Unordnung ihre republikanischen Ziele vorzubereiten. Die letztere Ansicht, die der Vertagung der Volksabstimmung, wurde im Abgeordnetenhause besonders durch den Republikaner Ferrari verfochten. Man habe ja auch in Toscana, sagte er, von der Erhebung bis zur entscheidenden Volksabstimmung, trotz des lauten Rufs des Volks darnach, Monate lang gewartet und ohne Schaden. Es wurde Minghetti und Cavour leicht, zu antworten, daß während der Züricher Friedensunterhandlungen diese Abstimmung auch gegenüber Frankreich nicht anging. Im Frühjahr 1860, sagte Cavour, habe man unconstitutionell handeln müssen, indem man die Abgeordneten Toscanas und der Emilia, ehe diese Länder durch die Volksabstimmung ein Theil Piemonts geworden waren, in das turiner Abgeordnetenhaus wählen ließ. Dießmal sei dieß nicht nöthig. Jetzt werde durch ein Kammervotum vertragsmäßig festgesetzt, daß der Süden nur die Wahl habe, ob er einfach, ohne (wie eine Zeit lang Toscana gethan) partikularistische Bedingungen zu machen, annexirt werden wolle oder nicht. Die Angriffe der Radikalen veranlaßten Cavour zu offener Darlegung des Verlaufs des Conflikts, dessen Einzelheiten auch für uns lebhaftes Interesse haben. Die Gegner Cavours hatten sich dem Abgeordnetenhaus gegenüber in eine ungünstige Lage versetzt, indem sie dessen Einberufung für übelzeitig erklärten. Sie sagten, das Ministerium wolle die Kammer zum Richter zwischen sich und Garibaldi machen. „Sineo", sprach Cavour, „hat geredet, wie wenn der berühmte General vor die Gerichtsschranke dieser Versammlung geschleppt würde und eines Vertheidigers bedürfte. Im Gegentheil hat das Ministerium, indem es der Kammer die Vertrauensfrage vorlegte, dem berühmten General die größte Huldigung erzeigt, die einem Bürger gegeben werden kann. Eine tiefgreifende Meinungsverschiedenheit ist zwischen dem General und dem Ministerium hervorgetreten. Wir haben sie nicht hervorgerufen. Als sie vorhanden war, that das Ministerium sein Möglichstes, um sie geheim zu halten. Als aber ein veröffentlichtes Schriftstück*), als

*) Dieses bezieht sich auf das Schreiben Garibaldis an den König, welches der als tapferer Soldat Beiden werthe Graf Trecchi diesem überreichte. Darin sprach Garibaldi sein Mißtrauen gegen Cavour aus, als wäre dieser fähig, ein neues Stück Italiens an Napoleon abzutreten. Deßhalb solle der König ihn entfernen. Dieses Schreiben, durch Indiscretion veröffentlicht, veranlaßte einen hitzigen Federkrieg. Pallavicino suchte

eine feierliche Sendung sie publik machte, so achtete die Regierung des K nigs den Fall für so ernst, daß sie es für ihre Pflicht hielt, das Parlame zu befragen, ob der indeß eingetretene Zwiespalt nicht das billigende Urth des Parlaments verändert habe, welches dasselbe vor wenigen Monaten üb unsere Politik aussprach. Wie mir scheint, ist diese Handlungsweise, w entfernt davon, für den General beleidigend zu sein, höchst ehrenvoll für ih Was konnte denn das Ministerium Anderes thun? Sollte es vorgehe ohne zu wissen, ob das Parlament nicht Garibaldis Ideen über die Polit theile? Man hätte uns in einer so kritischen Lage einen Vorwurf dara machen können. Mellana sagt uns: Sie hatten einen edlen Entschluß fassen, sich zurückzuziehen. Der Rath ist nicht übel, aber er war in jene Augenblick nicht zu befolgen. In den letzten Tagen des August, als d Nichtübereinstimmung noch latent war, beschloß das Ministerium, in E wägung der möglichen Folgen, wenn dieselbe zum Ausbruch käme, ei stimmig, den Fall der Krone vorzulegen. Die Männer, welche, wie d ehrenwerthe Chiaves sagte, Galle und Essig in das verwundete Herz de berühmten Generals gossen, hatten viel mehr Einfluß auf ihn, als di jenigen seiner Freunde, welche als gute Bürger seinen Groll zu besänft gen suchten. Wir stellten der Krone die beunruhigenden Aussichten d Lage vor und erklärten ihr, daß man diesen Möglichkeiten vielleicht zuvo kommen müßte, gewiß nicht durch Aenderung der Politik, aber doch dur die der Minister (der Personen). Nach reiflicher Erwägung urtheilte de König, daß eine Aenderung des Ministeriums, ohne eine Aktion der Kamme die Regierung im Innern und dem Ausland gegenüber nur schwächen könnt S. Majestät lud daher die Minister ein, auf ihren Posten zu bleiben. Si gehorchten in der Hoffnung, daß das Zerwürfniß mit dem General nich an das Tageslicht treten werde. Aber es brach durch, ohne daß wir es ver hindern konnten. Nun war es nicht mehr zulässig, das Anerbieten unsere Entlassung zu erneuern. Denn wenn die Krone auf die Forderung eine Bürgers, so ausgezeichnet und wohlverdient er sein möge, ihre Rathgebe verändert hätte, so würde sie dem constitutionellen System einen tödtliche Stoß gegeben haben. Wohl ist General Garibaldi in einer anderen Stel lung als die Generale Fanti und Cialdini. Aber wenn er auch Dikta tor von Neapel ist, so hat er doch, wie wir, die Verfassung beschworen Da wir nun unsere Entlassung nicht mehr geben konnten, so blieb un nichts übrig, als das Parlament einzuberufen. Wir haben dieß gethan in Gedanken, daß dieß das einzige Mittel sei, dem Mangel an Eintracht ei Ende zu machen. Ja, indem wir offen die Sachlage Ihnen zu wissen thun

Cavour zu besänftigen. So war seine Rede der Ausdruck halb überwundener Entrüstung über ihm angethane Schmach (Caranti, alcune notizie sul plebiscito Torino 1864) Biagio Caranti war als Generalsecretär des prodiktatorischen Ministeriums Conforti in der Lage, die Krise in Neapel und in Turin genau zu beobachten.

indem wir von Ihnen ein Urtheil fordern, nicht über das Verhalten des Generals Garibaldi, sondern über unsere Politik, so werden wir zu dem Resultat kommen, daß, wenn Ihre Abstimmung gegen uns ist, die ministerielle Krise sich vollziehen wird, aber in Uebereinstimmung mit den großen constitutionellen Grundsätzen, und daß, wenn sie uns günstig ist, sie auf die edle Seele Garibaldis Eindruck machen wird." Mit Nachdruck betonte Cavour diese und die folgenden Worte: „Wir sind sicher, daß Garibaldi vielmehr den Vertretern der Nation glauben wird, als jenen schlechten Bürgern, deren Arbeit darin besteht, die Männer zu trennen, welche so lange energisch für die nationale Sache gerungen haben. Wenn Sie Ihre Stimme uns gewähren, so werden wir, immer beseelt vom Geiste der Versöhnung, noch erregt durch die edeln Worte, welche hier ausgesprochen wurden, dem General Garibaldi entgegengehen und ihm die von Ihrer Commission vorgeschlagene Tagesordnung vorlegen. Von ganzem Herzen schließen wir uns derselben an. Wir werden ihm auch das Zutrauensvotum zeigen, das uns das Parlament ertheilt haben wird, und so den General nicht in unserem, sondern im Namen Italiens einladen, uns die Hand zu reichen." Jene Tagesordnung lautete: „Die Kammer der Abgeordneten ruft ihren Beifall zu der glänzenden Tapferkeit des Land- und des Seeheeres und dem edelmüthigen Patriotismus der Freiwilligen. Sie bezeugt ihre Bewunderung und ihre nationale Dankbarkeit dem heroischen General Garibaldi, welcher mit großmüthiger Kühnheit den Völkern von Sicilien und von Neapel zu Hilfe kommend den Italienern im Namen Viktor Emanuels ein so großes Vaterland gab." Diese Tagesordnung wurde zuerst einstimmig angenommen unter dem Eindruck der Uebergabe von Ancona. Das königliche Heer und das Garibaldis wurden damit auf eine Linie gestellt.

Cavour hatte nun noch einige Interpellationen zu beantworten. Ferrari hatte gesagt, wenn man den Vorschlag des Ministeriums annehme, so mache man die Abtretung eines weiteren Theils von Italien (der Insel Sardinien, der genuesischen Westküste an Frankreich) wahrscheinlich. Darauf erwiderte Cavour: „Ich halte es für nützlich zu wiederholen, daß nie und auf keine Weise, weder direkt, noch indirekt, von irgend etwas dergleichen die Rede war. Machen Sie die Annexion des Südens, so wird jede Abtretung unmöglich werden. Machen Sie die Annexion, und der Traktat vom 24. März (über Savoyen-Nizza) wird nicht mehr als Präcedenz genannt werden können. Denn eine solche Forderung würde jetzt nicht mehr an ein kleines Volk von 5 Millionen gestellt, sondern an eine große, 22 Millionen starke Nation. Machen Sie die Annexion und wenn auch das Ministerium wechselt, welches auch unsere Nachfolger auf diesem Sitze sein mögen, welcher Partei der Kammer oder des Landes sie angehören mögen, sie werden als würdige Nachkommen der Capponi zu antworten wissen." (Capponi er-

klärte im November 1494 dem in Florenz lagernden König Karl VIII. von Frankreich, er würde auf die Trompeten der Franzosen mit den Sturmglocken der Stadt antworten und riß dem königlichen Schreiber das Papier mit schweren Forderungen aus der Hand.) Das war ein Wink mit der Faust gegen Napoleon, die Erklärung, daß Italien jetzt Zähne habe und mündig sei. Das Parlament brach in lauten langanwährenden Jubel darüber aus. In diesem Zusammenhang sprach Cavour jene Worte über die römische Frage, welche wir am Schlusse des vorigen Abschnitts mitgetheilt haben. Sein Programm war ein ganz anderes als das Garibaldis, welcher die Ueberzeugungen von Millionen, sofern sie mit den seinigen nicht stimmten, ignorirte, nur an seinen Säbel appellirte, wie Lamoricière an seinen „Flamberge".

Tiefes Schweigen lagerte sich auf die Versammlung, als Cavour sprach: „Ich komme zu Venedig. So glühend auch," fuhr er fort, „die Liebe sein mag, welche uns mit dieser großen Märtyrerin verbindet, so erkennen wir doch alle an, daß ein Krieg mit Oestreich in diesem Augenblick eine Unmöglichkeit wäre, weil wir nicht organisirt sind, eine Unmöglichkeit, weil Europa ihn nicht will." Er rief das Beispiel Napoleons I. und des Kaisers Nicolaus an, welche gegen das vereinigte Europa unterlagen, weil sie die Macht der Interessen und der öffentlichen Meinung des Willens Europas nicht gehörig würdigten. „Dasselbe könnte auch uns widerfahren, wenn wir, ausschließlich auf unser gutes Recht und auf unsere Hilfsmittel vertrauend, die uns von außen kommenden Rathschläge nicht beachteten. Aber, fragt man mich, durch welches Mittel soll die venetianische Frage dann gelöst werden? — Auf eine ganz einfache Weise, indem man die Meinung Europas ändert. Sie muß sich unvermeidlich ändern. Die Opposition, welcher wir gegenwärtig begegnen, besteht nicht in den Regierungen allein, sondern, man muß es sagen, auch in einem großen Theil selbst der liberalen Bevölkerungen Europas. Diese Opposition gegen die Unternehmung zur Befreiung Venetiens kommt von zwei Ursachen: erstens zweifelt Europa noch, ob die Italiener fähig seien, eine starke, unabhängige Nation zu constituiren. Es hat keine richtige Idee von den Hilfsmitteln, über welche wir verfügen, es hält uns für unmächtig, allein, durch uns selbst, eine so große Unternehmung durchzuführen. Es hängt von uns ab, diese Ideen zu berichtigen. Organisiren wir uns, beweisen wir, daß zwischen uns kein tödlicher Keim der Zwietracht liegt. Bilden wir einen soliden Staat, welcher über ein furchtbares Heer, über eine mächtige Flotte verfügt und sich auf die einstimmige Gesinnung der Bevölkerungen stützt und der Zweifel Europas wird sich ändern. Zweitens bilden sich noch Manche ein, eine Versöhnung zwischen den venetianischen Bevölkerungen und der östreichischen Macht sei noch möglich. Aber diese Illusion ist im Schwinden begriffen. Offenbar ist kein Zugeständniß, keine Gunstbezeigung, kein Verständigungsversuch im

Stande, die Venetianer von dem Verlangen nach der Vereinigung mit der großen italienischen Familie abwendig zu machen. War dieß bisher richtig, so ist es dieß noch mehr für die Zukunft. Denn die sittliche Welt wird durch Gesetze regiert, welche denen der physischen analog sind: Die Anziehungskraft wirkt im Verhältniß zu den Massen. Je stärker und compakter Italien wird, eine um so mächtigere, unwiderstehlichere Anziehungskraft übt es auf Venetien. Uebrigens ist diese Wahrheit schon durch die Wiener Regierung eingestanden. Ich zweifle im geringsten nicht daran, daß der Kaiser von Oestreich in Villafranca aufrichtig wünschte, in Venetien eine Regierung der Versöhnung aufzurichten und den Versuch zu machen, Venetien durch Gunstbezeigungen moralisch an das Reich zu knüpfen. Einige Zeit lang gab er sich Mühe; aber bald mußte er anerkennen, daß er auf falschem Wege sei und so kam er auf das System der Niederdrückung zurück. Ich mache ihm darüber durchaus keinen Vorwurf; denn sowie Oestreich Venetien zu behalten gemeint ist, so gebietet ihm eine unvermeidliche Schicksalsmacht, das System der Niederdrückung und der strengen Maßregeln aufrecht zu halten. Wenn erst diese Wahrheiten in die Geister, in die Herzen Europas durchgedrungen sein werden, so werden sie, hoffe ich, einen großen Einfluß üben. Ich weiß wohl, was man mir antworten will, daß ich Träume liebkose, daß die Diplomatie keine Eingeweide (Mitleiden) habe. Vor allem weise ich in Anbetracht dieser meiner Stellung diese Anschuldigung zurück. Und wäre sie richtig, so sage ich: wenn die Diplomaten keine Eingeweide haben, so haben's die Völker. Und in den jetzigen Zeitläufen sind es nicht mehr die Diplomaten, welche über die Völker verfügen, sondern die Völker legen den Diplomaten Arbeiten auf, sie auszuführen. Ich lebe des Vertrauens, daß wenn erst einmal dieser Thatbestand nicht mehr im Ernst bestritten werden kann, so wird das beklagenswerthe Loos Venetiens eine ungemeine Sympathie nicht nur in dem edelmüthigen Frankreich, in dem gerechten England erwecken, sondern auch in dem edeln Deutschland, wo die liberalen Ideen von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag mächtiger werden. Ich achte die Zeit nicht für ferne, wo der größte Theil Deutschlands Zeugniß dafür geben wird, daß es nicht Mitschuldiger an der Marter Venetiens sein will. Wenn es dahin gekommen ist, sind wir am Vorabend der Befreiung. Wird sie sich durch die Waffen oder durch Unterhandlungen vollziehen? Die Vorsehung allein wird darüber entscheiden." Cavour gab der Kammer noch zu erwägen, daß nur eine Annahme der Regierungsvorlage mit großer Majorität die Keime der Zwietracht ersticken könne. Ließe man sie fortwuchern, so sei Gefahr, daß das größte Werk, welches je einem Volke zur Durchführung auferlegt wurde, nicht ausgeführt bliebe.

Wenn der Staatsmann, wie der große Dichter Prophet ist, so hat sich Cavour in dieser Rede als solcher erprobt. Was er über die venetianische

Frage sagt, hat sich erfüllt. In Cavour und in Garibaldi standen sich lan-
sam gereifte Programme entgegen. Die Radikalen lehrten schon 18
Italien habe dabei das übrige Europa zu ignoriren. Schon Graf Cä
Balbo zeigte dagegen, wie Italiens Loos stets mit dem des übrigen Mitt
europa verwachsen war. Auf seinen Schultern stand Cavour.

Im Senat griff in der Sitzung des 18. Oktober Brignole, der greise Fü
rer der Clerikalabsolutisten, die neapolitanische Politik Cavours als eine rev
lutionäre an. Cavour antwortete: nur moralisch todte Regierungen seien
stürzt. Die entsittlichenden Verschwörungen und Blutthaten haben in Fol
seiner Politik in der obern Hälfte Italiens aufgehört, aber sie wären im S
den zur Herrschaft gekommen und hätten Oberitalien mit erfaßt, wenn
Regierung unthätig zugeschaut hätte. Sie habe die Bewegung in dem Auge
blick, wo sie eine gefährliche Richtung annahm, in ihre Leitung genomm
„Der Kirchenstaat zwischen dem freien Oberitalien und dem revolutionirt
Neapel war unhaltbar. Das päbstliche Heer hätte gegen die revolutionä
Pression von Süden und gegen die Bewegung, welche unwiderstehlich ein
großen Theil der Norditaliener ergriffen hatte, um zur Befreiung ihrer un
klerikaler Herrschaft gebliebenen Brüder Hilfe zu leisten, nur einen aussichtslos
blutigen Kampf bestehen können. Die Regierung mußte solchen gefahrvoll
Verwicklungen zuvorkommen. Das große Princip der Nationalität mit de
Fortschritt gepaart ist auch ein großes conservatives Princip. England u
Belgien haben durch Reformen die Revolution vermieden. Auch Preußen
real conservativ, indem es, sich an die Spitze der deutschen Bewegung ste
lend, bei sich die freisinnigen Institutionen entwickelt." Damit geht Cavo
auf die venetianische Frage über; ihm schwebt bereits ein Zusammenha
der deutschen, der preußischen Politik mit der italienischen in der venetianisch
Frage vor. Gelegentlich erfahren wir auch, daß sich Piemont in den Ma
ken genöthigt sah gegen kirchliche Behörden einzuschreiten, auf deren Verb
Priester auf dem Schlachtfeld gefallenen Soldaten das Begräbniß verweige
ten. „Denn wenn solche Skandale sich wiederholen sollten, so würde selb
das bestdisciplinirte Heer in Aufregung kommen." Die Regierungsvorla
wurde den 11. September von der Abgeordnetenkammer mit 296 gege
6, im Senat am 16. mit 84 gegen 12 klerikale Stimmen angenomme
Das war die Stimme, das schiedsgerichtliche Urtheil Oberitaliens.

Unmittelbar vor Eröffnung des Parlaments war Cavour von einer
Freunde gerathen worden, sich von demselben außerordentliche Vollmachte
ertheilen zu lassen. Er glaubte aber viel mehr moralische Autorität durc
den Erweis erlangt zu haben, daß die Nation seiner Politik frei zustimmt
Zwei einander gegenüberstehende Diktaturen wären das Unglück Italien
gewesen. „Es wird," schrieb er, „nicht der geringste Ruhm für Italien sein
daß es sich zur Nation constituirte, ohne die Freiheit seiner Unabhängig

keit (vom Ausland) zu opfern, ohne durch die Hände eines Cromwell zu gehen; daß es die Ketten des monarchischen Absolutismus abstreifte, ohne in den revolutionären Despotismus zu verfallen." Wenn Italien, sagte er, nicht mit und durch die Freiheit zu Stande gebracht werden kann, so soll es unterbleiben. Er hielt aber die Monarchie für die Stütze der Freiheit.

Glücklicher Weise war Garibaldi schon durch die Nachrichten und den Brief des Königs, welche der am 28. September wieder nach Neapel geschiffte Pallavicino ihm brachte, und durch den Ernst der Lage zur Besonnenheit, zu sich selbst gebracht worden. Sein Comité in Genua berichtete den 2. Oktober: „Als General Garibaldi den Brief des Königs empfangen hatte, ließ er zurücktelegraphiren: Sir, ich gehorche. Er wird die beiden Sicilien an Viktor Emanuel übergeben und sich nach Caprera zurückziehen." War also die Entscheidung schon vor der parlamentarischen Schlacht gefallen, so war deren Ausgang doch ein großer Sieg des constitutionellen Princips über das radikale. Es war und blieb eines der wenigen Beispiele in Italien, daß ministerielle Krisen ihre Entscheidung im Abgeordnetenhause fanden. Der tief erschütterte Glaube des Auslands an den politischen Takt der Italiener, an ihre Befähigung sich selbst zu regieren, war befestigt, Italien aus der Gefahr südamerikanischer Pronunciamentos gerettet. Cavour hatte diesen Ausgang besonders auf Grund des persönlichen Zutrauens Garibaldis in die Person des Königs gehofft. Der Entscheid war um so zeitgemäßer, da die militärische Lage zwischen Neapel und Capua zeitweise ernst geworden war.

Der König hatte sich nach Gaeta, 4 D. Meilen westlich von Capua, begeben. In und um diese Festungen sammelten sich die noch intakten Theile seines Heeres und zahlreiche Zersprengte. Es wurde ein entschieden conservatives Ministerium gebildet. Die Verfassung wurde nicht für abgeschafft erklärt. Im Rathe des Königs, an der Spitze der Truppen standen zuverlässige Männer, wenn auch nicht ganz derselben politischen Farbe. Er war jetzt sicher gegen philanthropische und verrätherische Rathschläge. So hatte sich auch in den Truppen die Spreu vom Korn geschieden. Viele Soldaten waren von den Ihrigen und von den Pfarrern mit Vorwürfen und Ermahnungen zu ihren Fahnen zurückgeschickt. Sie hatten auch daheim keinen Verdienst gefunden. Sehr lockte das Versprechen des Königs, daß ihnen jetzt ein Monat als ein Jahr von der achtjährigen Dienstzeit angerechnet werden sollte. Er versprach ein Handgeld und nach dem Siege reiche Belohnung. Bisher war in Neapel stets dem Absolutismus schließlich der Sieg geblieben. Das war nicht blos dem Landvolk tief eingeprägt. Und die Rache der Restauration war stets furchtbar gewesen. Rüstow rechnet das so zusammengebrachte bourbonische Heer, wohl

zu hoch, auf 60,000 Mann. In Capua waren nicht über 30,000 Man
Der Volturnofluß entspringt am Südabhang des hohen Apennin unwe
Isernia. Er läuft zuerst in südöstlicher Richtung herab bis in die Nä
des eine Wegstunde von ihm auf seinem rechten Ufer liegenden Cajazz
Von der linken, östlichen Uferseite her fällt hier der Calorebach in den Vo
turno, welcher von da an dessen westlichen Lauf annimmt. Anderthal
D. Meilen unterhalb dieses Zusammenflusses, auf dem linken südlichen Vo
turnoufer, auf einer nach Nordwest hin sich zuspitzenden Volturnohalbins
liegt die Festung Capua. Diese ihre Lage machte sie schon im Mittela
ter gegen Norden hin stark. Vauban hat sie besonders in ihrer Neape
also dem Süden, zugekehrten trocknen Landseite mit starken Werken ver
sehen. Die Fieberluft ist für die Besatzung besonders im Sommer un
Herbst ein Uebel. Neapel liegt in gerader Linie 2 starke D. Meilen süd
lich von Capua. Eine Straße führt von Capua über Aversa in de
Ebene, zum Theil durch Sümpfe, in dieser kürzesten Linie nach Neapel
Um die Hälfte länger, also gegen 4 Meilen lang, ist die Hauptstraße vo
Capua nach Neapel über Caserta, Maddaloni und Acerra; sie bildet zwi
schen den beiden letzteren Städten beinahe einen rechten Winkel. Bis z
diesem östlich zugespitzten Winkel in südöstlicher Richtung laufend bleibt dies
Hauptstraße am Fuße der Vorberge des Apennin. Ihr parallel läuft di
Eisenbahn. Schwach an Reiterei und an Feldartillerie und da seine Ge
sammtstärke nur 20,000 Mann betrug, beschloß Garibaldi auf dieser öst
licheren Hauptstraße auf die Festung vorzudringen. Der Gefahr, daß die
Bourbonisten von Capua aus auf Neapel direkt vorgingen, suchte er durch
eine bei Aversa so aufgestellte Abtheilung zu begegnen. Die Neapolita
ner blieben mit schwachen Ausnahmen als Nationalgarde in der Haupt
stadt, um die Ordnung zu erhalten*).

---

*) Die Entscheidung lag also auf der Linie Capua-Maddaloni, zumal die Bour
bonisten sich durch Garibaldi den Kampfplatz vorschreiben ließen. Capua, diese düstere
Garnisonsstadt, hatte 10,000 Civileinwohner. Die steinerne Brücke über den Volturno auf
das rechte, nördliche Ufer soll schon von Kaiser Friedrich II. gebaut worden sein. An
diesem Ufer ist ein Brückenkopf. Die meist trockene, stark befestigte Südfront ist 2000
Schritte lang; vor ihr liegt eine offene Esplanade. Von jener Brücke bis auf den Markt
platz des Städtchens Sta. Maria — alles in der Richtung nach Südost — sind es 2
Miglien oder italienische Meilen (deren vier auf eine d. Meile gehen). Von diesem
Marktplatz bis zum Schloßportal von Caserta sind es nicht ganz weitere 4 Miglien und
von hier nach Maddaloni 3 Miglien; also von Capua bis Maddaloni 9 Miglien. Sta.
Maria liegt auf dem Platze des alten griechischen Capua, welches die Römer als Stütz
punkt Hannibals furchtbar zerstörten. Dieses war durch seine Ueppigkeit und bis ins
Mittelalter durch seine Hochschule für Gladiatoren berühmt. Noch stehen die Ruinen
seines Fechtercircus. Jetzt hatte sich La-Masa mit seinen Sicilianern darin eingenistet.
Caserta, inmitten der großen Jagdparke der Könige, besteht aus dem ungeheuren Palast,

Garibaldi verlegte am 25. September sein Hauptquartier in das Schloß von Caserta. Die Kasernen nahmen seine Freiwilligen auf. Caserta hat 20,000 Einwohner. Das Wunderwerk Casertas ist die 22 Miglien lange Wasserleitung der Aqua Julia, welche in Tunneln durch 6 Berge und auf Bögen, auf einer langen Strecke 3 übereinander, weiter bis Neapel geführt ist. Sie geht an Maddaloni, einem Städtchen von 15,000 Einwohnern vorüber. Den 15. September hatte das erste Gefecht bei Sta. Maria stattgefunden. Das erste seit Reggio. Während des kurzen Ausflugs, den Garibaldi nach Palermo machte, befehligte Türr. Capua sollte eingeschlossen werden und zwar durch einen Volturnoübergang oberhalb der Festung, im Hügellande. Um die Aufmerksamkeit der Neapolitaner davon abzulenken, machte Rüstow am 19. September von Sta. Maria aus einen kühnen Angriff auf die südlich vor Capua aufgestellten Bataillone. Während dieses Gefechtes besetzte Major Cattabene mit den Bolognesen nach kurzem Feuergefecht Cajazzo. Aber da er kaum auf 1000 Mann verstärkt wurde und die Königlichen auch sonst unangefochten blieben, so warfen sich diese am 21., mit vielleicht fünffacher Uebermacht und 8 Geschützen, auf diesen isolirten Posten ohne Geschütz. Das Bajonnet und die verfallenen kyklopischen Mauern der uralten Etruskerstadt, die tapfer vertheidigten Barikaden halfen nichts, da auch von klerikalen Einwohnern auf die Bedrängten geschossen wurde. Major Cattabene mit 8 verwundeten Offizieren und 200 Mann wurden gefangen; viele ertranken bei der Flucht durch den Volturno; nur die Hälfte kam zurück. Das war die erste, wenn auch kleine und ehrenvolle Niederlage der „Südarmee". Schon an diesem 19. flohen manche Amateurs, welche sich den Garibaldinern als zu einer Hasenjagd angeschlossen hatten, Angesichts des Ernstes des Gefechts bis Neapel und schrieben heulende Artikel in die Welt. Jetzt durfte Franz verkünden, daß der Umschlag im Kriegsglück eingetreten sei. Diesen Worten mußte eine energische Ausnutzung des Eindrucks, welchen Cajazzo gemacht hatte, Kraft geben. Es fehlte jedoch im königlichen Lager an rascher, fester Entschlossenheit; allein sie fehlte jetzt nicht blos in diesem Lager. Nur eine energische Offensive Garibaldis vermochte die Scharte wieder auszuwetzen, den leichtsinnig begangenen Fehler zu sühnen. Aber es war, als ob ein Theil seiner Offiziere, wie die Marschälle Napoleons nach 10 schweren Feldzügen, müde geworden wären. Das kampflose Vorrücken hatte sie abgespannt. Die Nachrichten von dem Vorrücken der Piemontesen ließ den Einen weitere Anstrengungen als unnöthig erscheinen, während Radikalere eben deßhalb leidenschaftlich dräng-

---

aus Kasernen und aus vielen kleinen Ortschaften. Der erste Bourbon, Karl III., König von Neapel baute seit 1752 das Schloß als ein Seitenstück zu seinem väterlichen Escurial.

ten, alles zu Ende zu bringen, ehe die Piemontesen einrückten. Gariba war mit seinem politischen Zerwürfniß mit Cavour beschäftigt. Die Po tik lähmte seine Heldennatur. So blieb man den Rest des September b derseits in oft unnöthig allarmirter, thatenloser Unthätigkeit, „in der D fensive".

Endlich wurde Garibaldi durch die Bourbonischen gezwungen, zu e proben, wer er war. Wie schön wäre es gewesen, wenn das siegreic bourbonische Heer am Namenstage des Königs Franz, den 4. Oktober, die Hauptstadt einziehen konnte. Dann, hoffte man, würde der Sieger d den Mächten Ansehen genug errungen haben, daß auch diese in Piemo drängten, nicht in das Königreich einzurücken. Seit dem Verlust von C jazzo war die Rechte Garibaldis vom oberen Volturno her mit Umgehur bedroht, da die Bourbonischen oberhalb Capuas fliegende und Schiffbrü ken besaßen. Die Berge nordöstlich von der Linie Maddaloni-Sta. Mari welche den Garibaldinern als Anlehnungspunkte dienen sollten, waren al in Gefahr, von Norden her von den Bourbonischen genommen zu we den. Dann konnten die Garibaldiner von den Hügeln herab in die Eber geworfen werden. Hier wären sie die Beute der 2500 bourbonischen Re ter geworden. Um dieser Gefahr zu begegnen, war die Brigade Bixio 5650 Mann stark, mit 6 kleinen Berghaubitzen in Maddaloni und au den Höhen nordöstlich davon aufgestellt. Ihre äußersten Vorposten hatt sie im Thale bei Arienzo, nahe den fatalen caudinischen Pässen, östlic von Maddaloni. Dieser Posten war der der Hauptstadt am nächsten ste hende Theil des garibaldischen Heers. Der von Osten nach Caserta her abführende Paß war von 230 Mann besetzt. Das Centrum des gari baldinischen Heeres, 4000 Mann, befehligte Medici. Er stand mit diesen und mit 9 Geschützen auf den Höhen von St. Angelo, gegenüber den Volturnolauf hart über Capua. Links, südlich von ihm, in St. Maria stand der linke Flügel, 4000 Mann und 4 Geschütze stark. Er war fü den abwesenden Kriegsminister Cosenz von Milbitz befehligt. Die Reserve 4500 Mann mit 13 Geschützen, stand bei Garibaldi in Caserta. Die ge sammte Südarmee auf der Stelle war 21,000 Mann stark. Die Bour bonischen, welche aus der Festung und auf das obere linke Volturnoufe vorrückten, waren jedenfalls 30,000 Mann stark mit 64 Feldgeschützen Den Oberbefehl über diese führte General Ritucci. Vom 1. Oktober is ein Protest Franzens gegen Garibaldis Usurpation und gegen Viktor Ema nuel datirt, welcher sich, ohne die Gefahr eines Kriegs zu laufen, vo jenem das geraubte Gut übertragen lasse. Am 2. wurden die Kammern i Turin eröffnet.

In der Morgendämmerung des 1. Oktober standen die beiden aus Ca pua ausgerückten Angriffskolonnen auf der Esplanade südlich vor der Fe

tung. Die Kolonne rechts, 7000 Mann stark, mit der ganzen Garde unter General Tabacchi, welchen sich der Graf von Caserta, des Königs Bruder, anschloß, ging von hier südöstlich auf Sta. Maria vor. Die andere Kolonne, 10,000 Mann stark, unter General Afan de Rivera wandte sich von der Esplanade auf der Consularstraße östlich und nordöstlich gegen die Höhen, auf welchen Medici seine Geschütze gedeckt aufgestellt hatte. Diese Kolonne, bei welcher der König war, eigentlich das Centrum, sollte sich nach Erstürmung dieser Höhen mit der 8000 Mann starken Kolonne Mechel vereinigen, welche von Cajazzo aus über den oberen Fluß und dann durch die Berge vorgegangen, Maddaloni von oben herab, von Nordost her angreifen sollte. Also sollte dieser linke bourbonische Flügel den rechten Garibaldis umfassen, von Neapel ab gegen Caserta hin drängen.

Am frühsten entspann sich der Kampf gegen den hart vor Capua stehenden linken Flügel Garibaldis. Garibaldi, in der Frühe selbst in Sta. Maria anwesend, schickte Milbitz einige Bataillone und Geschütze der Reserve zu. Damit hielt dieser sich im glücklichen Defensivgefecht mit Vorstößen bis 2 Uhr gegen die vereinten Waffengattungen der Bourbonischen unter Tabacchi. Die Garibaldiner konnten sich der Verwunderung nicht enthalten, daß die bourbonische Truppe im Feuer mehrere Stunden lang fest geschlossen, wie auf dem Paradeplatz sich bewegte. Noch heißer ging es auf den Höhen nördlich und nordöstlich von Sta. Maria, um St. Angelo bei Medici her. Die königliche Kolonne unter Afan de Rivera vollzog ihre Rechtsschwenkung und ihren Aufmarsch zwischen Fluß und den Höhen von St. Angelo glücklich. Zuvor schon war die Kolonne Colonna von Cajazzo her weiter oben über den Fluß gegangen und hatte die Höhen im Rücken Medicis besetzt. Dessen rechter Flügel war eine gute Weile wie abgeschnitten. Jetzt stürmte auch Afan gegen seine Front diese Höhen herauf. Garibaldi, welcher um 7 Uhr Morgens von Sta. Maria Medici zu abgefahren war, verlor den Kutscher und ein Pferd. Je mehrere von den Soldaten Medicis, etwa die Hälfte, in der schweren Feuerarbeit ermatteten und verkrümelten, um so fester hielten die Tapfern zusammen. Sie konnten gegen Mittag in dem auf dem Westabhang der Höhen liegenden St. Angelo abkochen. Aber um 1 Uhr kamen ungeladene Gäste, neue Truppen Afans, welche St. Angelo nahmen. 5 Geschütze wurden vernagelt, andere waren demontirt. Garibaldi muß jetzt auf Schleichwegen gehen, um die letzten Reserven von Sta. Maria herbeizuholen, da Medici sich beinahe verblutet hatte. Indeß waren Medicis Trümmer schon seit Stunden von ihrem Rücken her mit einer äußersten Gefahr bedroht, von ihrem Rückzug nach Caserta und Maddaloni abgeschnitten zu werden. Mit Einbruch der Nacht des 30. September war General Mechel, welcher die äußerste bourbonische Linke bildete, hart unter dem Zusammenfluß des

Volturno und des Calore auf das linke Ufer übergegangen. In seine Kolonne waren die 5 Fremdenbataillone. Mechel theilte seine Truppen in 2 Kolonnen, welche sich in Maddaloni vereinigen sollten, um den Garibaldinern, nach Sprengung ihres äußersten rechten Flügels, den Rückzug auf der Hauptstraße nach Neapel zu verlegen.

Um 2 Uhr Mittags waren im Mittelpunkt der garibaldischen Stellung auf dem Schloßplatz von Caserta nur noch 2300 Mann Reserve. Die Truppen in Maria waren ermattet, die Medicis oberhalb St. Angelo aufs äußerste geschwächt; wenn die Corps Mechels vereinigt vordrangen, wenn Afan seine Uebermacht zur Zertrümmerung Medicis energisch benutzte, so konnten sie am Abende im Besitze Casertas sich vereinigen. Um 2 Uhr ging die ganze Reserve, von Garibaldi gerufen, von Caserta nach Sta. Maria ab, wo sie bald nach 3 Uhr versammelt war. Garibaldi empfing sie mit dem Zuruf: wir sind Sieger. Es gilt nur noch einen letzten entscheidenden Schlag. Dazu sind frische Truppen nöthig. Obgleich Tabacchi eben einen neuen Sturmangriff auf Sta. Maria eröffnete, schickte Garibaldi die tapfere Brigade Milano im Laufschritt auf die Höhen von St. Angelo, Medici durch materielle Verstärkung zu retten. Rüstow, als Chef des Generalstabs der Reserve, erzweckte die Aufgabe der Rettung durch strategische Mittel. Er fiel der Angriffslinie Tabacchis in die linke Flanke, und bedrohte durch sein Vorgehen gegen die Esplanade der Festung sowohl ihre, als Afans Rückzuglinie nach dieser. Wohl brach die bourbonische Kavallerie los. Es kam endlich einmal zum Kampf mit der blanken Waffe, wobei 60 norddeutsche Infanteristen, — die Süddeutschen waren größerntheils bei den Bourbonischen — sich auszeichneten. Wie Tabacchi, zog sich jetzt auch Afan nach der Festung zurück. Es wäre jetzt auch zu spät gewesen, sich mit Mechel zu vereinigen. Dieser wurde noch gegen 4 Uhr Abends auf der Straße, auf welcher er in der Frühe gekommen war, zurückgeworfen. Dezza war hier der Held des Tags. Afans Unentschlossenheit entschuldigt sich mit seiner Auflage, den unkriegerischen König heil und gesund heim zu bringen. Der Erfolg der Garibaldiner war nicht wenig der Tapferkeit Bronzellis zu danken. Er hielt die 1200 Mann starke Kolonne Perrone, welche die Verbindung zwischen Afan-Colonna und Mechel auf der Höhe herstellen sollte, in einer festen Stellung mit 227 Mann auf, mußte aber Abends, nachdem ihm die Munition ausgegangen war, die Waffen strecken. Erst am späten Abende konnte Perrone, auf 3000 Mann verstärkt, nach Caserta vecchia vorgehen. Dieses liegt in den Bergen eine Marschstunde nordöstlich von der Stadt Caserta. Ohne alle Verbindung mit einem andern bourbonischen Corps, wohl auf eine Wiederaufnahme des Angriffs des bourbonischen Heeres hoffend, ließ er am Mittag des 2. Oktober 2000 Mann in Caserta ein-

rücken, wo diese zum Theil zu plündern anfingen. Aber einige Abtheilungen von Bixio und 600 von Sirtori aus Neapel auf der Eisenbahn herbeigerufene piemontesische Bersaglieri überfielen sie dabei. Da um Sta. Maria, auf der Straße von Capua, alles ruhig blieb, da Garibaldi und Bixio die in Caserta vecchia stehenden 1000 Mann Perrones eingeschlossen hatten, blieb den in Caserta isolirten 2000 Mann beinahe nicht übrig, als sich zu ergeben. Dieß thaten sie auch. Bixio aber erklärte die unnöthige Hilfe der Piemontesen für einen Insult. Zuerst in Zeitungen, dann in Büchern währte Jahr und Tag der Federkrieg zwischen Garibaldinern, den Ultracavourianern, auch den Legitimisten über die Auffassung dieser Kämpfe fort.

Die Bourbonischen stellten sich ein Armuthszeugniß aus, indem ihr offizieller Bericht den heißen Kampf des 1. Oktobers als eine Recognoscirung darstellten. Nachdem dieser Zweck erreicht worden sei, haben sich die Truppen am Nachmittag ruhig in die Festung zurückgezogen und 6 eroberte Geschütze und 300 Gefangene eingebracht. Ihr Grundfehler war schon von vornherein, daß sie keinen klaren, festen Plan hatten. Dieser war zu complicirt gewesen. Ihre schwächste Kolonne, Mechel, sollte den Hauptschlag führen. In Berge verwickelt, war ihr Erfolg, namentlich die Zeit desselben, nicht voraus zu berechnen. Mechel zögerte mit seinem entscheidenden Angriff auf Maddaloni, bis er von Afan, dem er in Caserta die Hand bieten sollte, Fühlung hätte, und Afan bot nicht alle Kraft auf, den verzweifelten Widerstand Medicis zu zermalmen, weil er keine Kunde von Mechel hatte. Als ob jeder gefürchtet hätte, zu bald nach Caserta zu kommen! Dagegen wetteiferten die Untercommandanten Garibaldis in Erfüllung ihrer ganzen Pflicht. Sie alle waren von dem Gedanken erfüllt, daß es auf jedem Punkte ein Entscheidungskampf sei. Wir haben einige der hervorragendsten Führer genannt. Milbitz's zähe Tapferkeit war, wenn auch weniger glänzend, doch von großer Wirkung. Namentlich waren Garibaldi und Medici an diesem Tage groß als Führer und als Soldaten. Garibaldi erkannte, daß die Entscheidung im Centrum, auf den Höhen von St. Angelo liege. Das waren seine Thermopylen. Er fand bei seiner Ankunft hier, um 8 Uhr, die Lage schon „traurig genug", schreibt Rüstow. „Aber kein Erfolg der Königlichen machte ihn irre in seinem Willen, zu siegen. Hier entwickelte er die ganze Kraft seines Charakters und seines Glaubens. Seinen eigenen Willen, seinen eigenen Glauben weiß er den Truppen Medicis, soweit sie noch kämpfen, mitzutheilen. Heiterer Stirne wiederholt er ihnen, trotz des mörderischen Feuers der Neapolitaner, welches ihre Reihen lichtet, so oft und immer wieder, daß sie im Siege begriffen sind, daß sie trotz alledem und alledem nicht wagen, daran zu zweifeln. Jedem Angriff der Neapolitaner

antwortet er mit einem Gegenangriff, wo er auch nur ein Dutzend Leu zusammenschaaren kann. Ueberall, wo gerade im gegebenen Moment d Hauptentscheidung liegt, da ist er in Person und indem er seine gan Seele in die Seele der Seinen ausströmt, vervielfacht er sich, verhunder fach, vertausendfacht er sich. Und der Feind sieht erstaunt in jedem r then Hemde einen Garibaldi." — Großartiger konnte der Untergang vo Garibaldis Sonne nicht sein. Auch das politische Gefühl Garibaldis wo wieder durch den Kampf veredelt. Villamarina, welcher die in Neap herrschende Meinung, daß Garibaldis Truppen am 2. durch den Ueberfa Casertas gefährdet seien, theilend, 2 Bataillone Versaglieri dahin geworfe hatte, schrieb am 5. Oktober an Cavour: „Ich weiß, daß ich damit mein Vollmacht überschritten habe. Aber damit ist die politische Schlacht g wonnen. Auf die Nachricht von der Ankunft derselben rief der Diktato dießmal sehe ich deutlich, daß Piemont aufrichtig ist und die Piemontese wahre Brüder sind." Am 4. schrieb Garibaldi an Viktor Emanuel, si und diesen über die glänzenden Siege Cialdinis beglückwünschend. E lud den König ein, einen Spaziergang nach Neapel zu machen. Er sieh mit Freuden dem Einmarsch von 40,000 Mann königlicher Truppen ent gegen. Er habe durch Verwendung der Italiener aller Parteien die Par teiwuth versöhnen wollen. Die Republikaner haben sich trefflich für de König geschlagen.

Um ihre Fabel der Recognoscirung zu bekräftigen, gaben die Bour bonischen keine Zahlen ihrer Verluste. Garibaldi, um zu zeigen, daß ein wirkliche Schlacht — auf einer Linie von 12 Miglien — geschlagen wa gab seine Verluste an, in Summa 506 Todte, 1328 Verwundete, 138 Vermißte. Wer waren Letztere? Größtentheils die „Verkrümelten", welch „als die ersten Lerchen sangen", davon liefen und die erste Fahrgelegen heit nach Neapel benutzten, wo sich in den Kaffeehäusern viele Phantasie uniformen garibaldischer Offiziere vorfanden. Die Mehrzahl der Freiwil ligen, auch der Sicilianer, hatte sich gut, zum Theil bewundernswert tapfer geschlagen. Weder die Bourbonischen benutzten die Lektion, welch sie bei ihrer Recognoscirung sich geholt, noch nutzte Garibaldi seine blutigen Sieg aus. Beide hatten ihre triftigen Gründe. Ein Artille rieoffizier Garibaldis sagte uns, er hätte jetzt Capua bombardiren kön nen. Allein er habe sich so sehr gegen das Bombardement Palermo durch die Bourbonen ereifert gehabt; darum und aus Menschlichkeit hab er nicht auch eine italienische Stadt bombardiren wollen. Der Volturn und das Glacis von Capua blieben die Gränzen der beiderseitigen Auf stellungen. Die Garibaldiner befestigten sich in den ihrigen. Wie am Montag, dem 1. Oktober, so machten die Bourbonischen auch an den fol genden Montagen Ausfälle, nachdem sie in der Predigt der Sonntags

messe von ihren Feldpatres tüchtig angefeuert worden waren. Am 15. Oktober fanden sie sich bereits auch Piemontesen gegenüber. Das nach der Schlacht eingetretene kalte Regenwetter gab den Norditalienern auf ihrem Marsche vom Kirchenstaat herab und den vor Capua gelagerten einen seltsamen Begriff von dem südlichen Klima und Himmel. Krankheiten verbreiteten sich unter den großentheils schlecht geschützten Belagerern.

In der Hauptstadt herrschte während dessen eine gemüthliche, lustige Anarchie. In einem Theil der Provinzen war sie minder gemüthlich. Hier fehlte meistenorts die Nationalgarde, welche in der Hauptstadt Ausdauer und Takt in Erhaltung der Ordnung bewies. Vor allem fehlte es an Einheit der Oberleitung. Das Ministerium Conforti bestand in der Mehrzahl aus besonnenen Männern. Der tüchtige Cosenz war Kriegsminister. Der Finanzminister Coppola suchte den Anforderungen des Kriegs zu entsprechen, die Zinsen der alten Staatsschuld, die Besoldungen und Pensionen, die Schulden Garibaldis bei der Compagnie Rubattino und in Turin vom Anfang der Expedition zu bezahlen, während die Steuern sehr mangelhaft eingingen. Mit Schwierigkeit wurde Geld aufgenommen. Aber zwischen die Maßregeln des Ministeriums fuhr, als Staatssecretär des Diktators, Bertani ohne Rücksprache mit jenem immer noch willkürlich. Als er in das Parlament abreiste, folgte ihm in dieser Würde Crispi, zugleich Minister des Aeußeren. Diese Republikaner hatten die alte Staatsmaschine nicht abgebrochen Ihr Radikalismus war in Thaten nicht so zerstörend wie mit Worten. Aber sie störten deren regelmäßigen Gang. Pallavicino, nach seiner Rückkehr aus Turin von Garibaldi aufgefordert, nunmehr die Prodiktatur anzutreten, nahm diese Last auf sich, indem er ihm am 5. Oktober antwortete: „Weder Cavourist, noch Mazzinist, wie Sie, mein großer Freund, will ich das eine, untheilbare Italien unter dem constitutionellen Scepter des Hauses Savoyen". Und er wollte dieß so bald als möglich, um der Gefahr der Auflösung zuvorzukommen. War er, als ehrlicher Vermittler und Versöhner, in Turin Cavour gegenüber mehr als Garibaldiner erschienen, so schloß er sich jetzt in Neapel mehr den Freunden des cavourischen Programms an. Es irrte ihn nicht, daß diese Parteinamen mit Leidenschaft hin und her geschleudert wurden, noch daß manche aus egoistischen Absichten sich jetzt Cavourianer nannten (die „Paniſten"). Auch manche „Mazziniſten" waren nicht Mazziniſten, sondern unklar, wie oft Garibaldi selbst. — Pallavicino erließ einen Aufruf an das ganze neapolitanische Volk, sich unter die Oriflamme des einigen Italiens zu sammeln, namentlich an die zahlreichen wohlhabenden Familien, welche beim Herannahen der Krise im August aus der Hauptstadt sich geflüchtet hatten. In Folge dessen litten die niederen Klassen sehr an Verdienst. Er hob durch reale Maßregeln den Glauben an die Wiederkehr

der Ordnung. Er hob das Secretariat des Diktators und die unbegränz
ten Vollmachten der von Garibaldi anfangs ernannten Governatori i
den Provinzen auf, durch welche das municipale Selbstgefühl gekränk
worden war. So gewann das Ministerium Einheit und Achtung, abe
auch die Feindschaft der Radikalen. Es war leicht vorauszusehen, daß di
mannigfachen Gegner der sofortigen Annexion noch einen letzten Versuc
machen würden, ehe sie die von Cavour in den Kammern beantragte all
gemeine Volksabstimmung zuließen. Sie wußten, wie schwer es Gari
baldi wurde, damit auf einen Angriff gegen Rom zu verzichten. Da
war der Punkt, auf welchen Mazzini zielte, die Wunde, welche er offe
zu halten suchte. Er mahnte Garibaldi an seinen Plan vom Oktober 1859
wo dieser unter Mazzinis geheimer Oberleitung von Bologna aus durc
den Kirchenstaat über Rom nach Neapel hatte rücken wollen. „Hätte ma
damals sich durch Farini und Fanti nicht abhalten lassen," sagte Mazzini
„so wäre jetzt alles fertig. Farini und Fanti, welche ihm damals in di
Zügel fielen, sind jetzt an der Seite des Königs, verhindern wieder di
Einnahme Roms und werden es so lange thun, bis es zu spät ist.
Mazzini hatte schon auf den Jüngling Garibaldi seit 1832 eine stark
Magie geübt. Im Herzensgrunde war ja auch Garibaldi republikanische
Unitarier. Seit 1856 hatte Pallavicino gerungen, Garibaldi von der ma
gischen Gewalt Mazzinis zu befreien. Dessen persönliche äußere Ruhe im
ponirte dem sanguinischen Temperament Garibaldis, seine List und sein
Schmeichelei waren Garibaldis kindlicher Arglosigkeit gefährlich. Dam
es nicht den Schatten eines Befehls hätte, schrieb Pallavicino vor An
nahme der Prodiktatur an Mazzini: „Die Selbstverläugnung war stet
die Tugend der Edelmüthigen. Ich achte Sie für edelmüthig und biet
Ihnen heute eine Gelegenheit dar, sich so Ihren Mitbürgern zu erweiser
Als unerschütterlicher Vorkämpfer des republikanischen Princips erwecke
Sie, so lange Sie hier weilen, das Mißtrauen des Königs und seiner Mi
nister, daher der Regierung Hindernisse, der Nation Gefahren. Auch ohn
es zu wollen, stören Sie die hochnöthige Eintracht. Erfüllen Sie daher
einen neuen Akt, ein neues Opfer Ihres Patriotismus, indem Sie sic
aus diesen Provinzen entfernen. Nicht alle schenken Ihren Ermahnunge
zur Eintracht Glauben. Ja, viele mißbrauchen Ihren Namen, mit de
vatermörderischen Absicht, in Italien eine andere Fahne zu erheben."
Mazzini antwortete am 6. Oktober: „Ich weigere mich, mich zu entfer
nen, da ich mich dadurch als jener Zettlungen schuldig bekennen würde
weil ich als Italiener in dem befreiten Italien in meiner Person das Rec
jedes Italieners, in seinem Vaterlande, so lange er dessen Gesetze nicht ver
letzt, zu leben, vertreten zu müssen glaube, wie die Pflicht, nicht einer
ungerechten Ostracismus zu unterliegen; weil, nachdem ich nach Kräfte

eigetragen habe das italienische Volk zu Opfern zu erziehen, es mir jetzt eit scheint, es durch mein Beispiel zum Bewußtsein der menschlichen ürde zu erziehen, welche so oft verletzt am meisten von Denen vergessen ird, welche sich Prediger der Eintracht und der Mäßigung nennen." amit es ja deutlich werde, wen und was er damit meine, fährt Maz= ni fort, ein solches Ansinnen komme nicht von dem Volke, das denke, beite und unter den Fahnen Garibaldis kämpfe, sondern vom Turiner inisterium, dem er nichts schuldig sei und das er für die Einheit ver= rblich achte. Der Diktator habe die ihm bei seiner Ankunft gegebene rlaubniß, frei im freien Lande zu leben, nicht entzogen. Mit Recht urfte sich Mazzini rühmen, daß er vor 30 Jahren Italien gelehrt habe, as Wort Einheit zu stammeln. Er verstand jetzt darunter sofortige An= gnung von Rom und Venedig. Ein eben so schlauer als gebieterischer ofmann und Agitator, wählte er jetzt, da die ungeheure Mehrzahl der eapolitaner unter dem constitutionellen König von Italien gesicherte per= nliche und politische Freiheit, Sicherheit des Eigenthums ersehnte, den of von Caserta, jetzt den Garibaldis, zum Kreise seiner Thätigkeit. Hier aren die Radikalen zahlreich und einflußreich. Sie durften hoffen, die urch Pallavicino herbeigeführte Verständigung zwischen dem König und aribaldi bei diesem zu erschüttern und rückgängig zu machen. Die Loya= tät und die Oeffentlichkeit, der Mazzini sich rühmte, finden sich dabei nicht.

Cavour drängte im Parlament und in Neapel zur Entscheidung über en Anschluß Neapels durch den kürzesten Weg der allgemeinen Volksab= immung, und zwar sollten die Südstaaten keine besonderen Bedingun= en für sich Italien gegenüber stellen dürfen. Hatte doch Toscana auch ine wesentlichen erhalten, und die ihm provisorisch für die Uebergangszeit ugestandenen hatten sich als unhaltbar erwiesen, weil sich in den des= otisch regierten Territorien kein eigenthümliches politisches Leben entwik= elt hatte. Die „Eigenthümlichkeiten" bestanden in Neapel und auf Sici= lien wie im Kirchenstaat in der Ueberlieferung ungeheurer Mißbräuche. Vor allem wollte Cavour auch in der Südhälfte Italiens, ehe Oestreich nd seine Freunde sich von der Betäubung erholt hätten, eine vollendete hatsache herstellen. Nur so war die Intervention des Auslands abzu= ehren, welche in dem unerwarteten Widerstand Franzens einen erwünsch= n Vorwand finden konnte. Natürlich waren nun die radikalen Gegner avours in Caserta darauf bedacht, Weiterungen zu machen. Sie war= n sich zu Verfechtern der berechtigten Eigenthümlichkeiten und Interessen er Südländer auf. Der Unmuth, welchen Rattazzis starre Uebertragung er piemontesischen Gesetze in der Lombardei erregt hatte, gab Veranlas= ung, gegen die Gefahr der bloßen Piemontisirung sich zu ereifern. Der Prodiktator und sein Ministerium Conforti sprachen sich für die sofortige

Entscheidung durch allgemeine Volksabstimmung aus. Plötzlich sprang Crispi davon ab und erklärte sich dafür, daß zuerst eine constituirende Versammlung von neapolitanischen und von sicilianischen Abgeordneten einberufen werde. Diese habe erst die Regeln für die allgemeine Volksabstimmung aufzustellen und die Geister durch Erörterung aufzuklären. Sie sollte darüber berathen, ob nicht die vorausgehende Eroberung Roms und Venedigs zur Bedingung der Annexion des Südens zu machen, ob Garibaldis Diktatur nicht zu verlängern sei. In ihr wären auch partikularistische und demokratische Bedingungen der Annexion gestellt und ein Markt für materielle Vortheile eröffnet worden. Neapel, hieß es, stehe finanziell besser, als die meisten anderen Provinzen, dieß müsse ihm gewahrt werden. Die verschleppungsdurstigen Radikalen konnten sich darauf berufen, daß auch in Toscana zuerst die Abgeordnetenversammlung dann erst die allgemeine Volksabstimmung über das Loos des Landes entschieden habe. Das war aber zu einer Zeit geschehen, wo es galt, an der Stelle zu treten. Die radikale Partei hatte es schon besorgt, daß ihr Mordini auf den 4. Oktober eine constituirende sicilianische Abgeordnetenversammlung einberufen hatte. Für Garibaldi wurde eigens ein rabulistischer Grund geschaffen, welcher die wundeste Stelle seines Herzens traf. Man sagte ihm: „Wenn Sie nicht einen, das Plebiscit von Neapel und das von Nizza unterscheidenden Akt feststellen, so erkennen Sie die Rechtskräftigkeit des Plebiscits von Nizza implicite an, gegen welches Sie doch protestirt haben. Bekräftigen Sie aber das neapolitanische Plebiscit noch durch die Entscheidung einer Abgeordnetenversammlung, die dem Plebiscit von Nizza fehlte, so erklären Sie damit dieß nochmals für null und nichtig." (Caranti S. 34.) Dem konnte Garibaldis Herz nicht widerstehen.

Indeß schwankte Garibaldi noch so, daß Pallavicino nach einer Unterredung mit ihm, in der Voraussetzung von Garibaldis Zustimmung, am 8. Oktober auf den 21. die allgemeine entscheidende Volksabstimmung für das neapolitanische Festland ausschrieb. Es sollte nur mit ja und nein auf die Frage geantwortet werden: „will das Volk das einige und untheilbare Italien mit Viktor Emanuel als constitutionellem Könige und seinen legitimen Nachkommen?" Alle Unbescholtenen vom 21. Jahre an sind wahlberechtigt. — Als Pallavicino erfuhr, daß Garibaldi wankend sei, begab er sich am 11. mit seinem Generalsecretär Caranti nach Caserta. Er stellte dabei die Gefahren des neapolitanischen Partikularismus bei Verzögerungen vor. Der sicilianische Minister des Innern war anwesend. Garibaldi war dafür gewonnen worden, daß die Entscheidung auf dem Festlande in derselben Stufenfolge geschehe, wie auf Sicilien. Pallavicino und Crispi kamen scharf aneinander. Dieser hatte dafür gesorgt, daß nur Männer

einer Ansicht gegenwärtig waren. Nachdem er lange gerungen, seinen Freund aus dieser Umgebung zu befreien, aber sich überzeugt hatte, daß Garibaldi in der Gewalt Crispis sei, erklärte Pallavicino voll Schmerz und Zorn, er wolle keinen Theil an diesem Verrath der nationalen Einheit haben, er lege seine Prodiktatur nieder und werde morgen Neapel verlassen. In später Nacht kam er nach Neapel, wo die Menge auf dem Bahnhof harrte, wie die Entscheidung in Caserta gefallen sei. Als man sie erfuhr, war man ihr ungehalten. In allen Kaffeehäusern, auf allen Straßen war laute politische Berathung, nicht über das was, — allgemein war man für unmittelbare, alleinige Volksabstimmung, — sondern darüber, wie man der einmmigen Willensmeinung Ausdruck geben sollte. Auch das machte sich rasch und einstimmig. Pallavicino war mit seiner Gattin und mit mehreren ausgezeichneten Patrioten sofort in Berathung getreten. Der Kommandant der Nationalgarde De-Sauget und Tuputti, der 1821 zum Tod verurtheilte Oberst, standen für die Treue der Nationalgarde ein. Den andern Morgen war es auf den Straßen, „als ob in Neapel ein si-si-Schneefall gewesen wäre.“ Alle Männer, alle Frauen, die Fenster, die Thüren, die wandernden Tempelchen der Wasserverkäufer, alles, alles trug ein si (ja). Die Bewegung wurde trotz der Einstimmigkeit eine lebhaft zürnende. Um 8 Uhr am Morgen des 13. Oktober kam Garibaldi nach Neapel. Die ganze Nationalgarde trat unter Gewehr, alles war auf der Straße. Die Lebehochrufe auf Garibaldi, auf den König, auf Pallavicino donnerten. Aber auch die Rufe: Nieder mit Crispi! Tod Mazzini! waren stark. Adressen des Generalstabs der Nationalgarde und der Bürger erklärten dem „vergötterten Heroen“ ihre Willensmeinung für die sofortige Volksabstimmung und für die Prodiktatur Pallavicinos. Garibaldi begab sich erregt zu den versammelten Ministern, warf ihnen vor, daß sie das Heer schlecht versorgt, seine ihm ergebenen Gouverneure abgesetzt und durch Civilbeamte ersetzt hätten. Die Minister erklärten, da sie offenbar sein Vertrauen verloren hätten, nähmen auch sie ihre Entlassung. Garibaldi war gekommen voll von meist grundlosen Beschwerden, Anklagen, Verläumdungen, womit ihm die Radikalen das Blut erhitzt hatten. Der ungewohnte Widerstand erbitterte und ernüchterte ihn stoßweise. Umsonst hatte er am 12. unter den angesehensten Männern Neapels einen neuen Prodiktator und andere Minister gesucht. Der würdige, milde piemontesische Gesandte Villamarina suchte ihn zu besänftigen. Auf demselben Balkon, von welchem er bei seinem Einzug in Neapel zum Volke gesprochen hatte, sprach er jetzt wieder. Er rügte, daß man drohende Rufe gegen seine Freunde erhoben habe. Damit verletze man ihn. Er ermahnte zur Eintracht! er schalt auf diejenigen, welche ihn vor Kurzem von dem Uebergang über die Meerenge von Messina hätten abhalten wollen. Dieselben seien jetzt die Unruhestif-

ter, die Feinde der Einigkeit. Er theilte mit, daß die Piemontesen berei
die Gränze überschritten hätten, den König an der Spitze. Also werden w
bald unsern König sehen! Bis dahin Ruhe! Auf 2 Uhr war eine Ve
sammlung der angesehensten politischen Männer zu Garibaldi in den Pa
last Angri berufen. Auf besondere Einladung folgte ihm dahin auch Pa
lavicino, welcher auf den Wunsch Garibaldis in Neapel geblieben wa
Das Volk, durch welches die Vertrauensmänner fuhren, zischte nur noch
si! si! In der Versammlung machten sich die verschiedensten alten un
neuen Rathschläge geltend, auch der Salicetis, da die Volksstimmung sic
bereits so gewaltig geäußert habe, sei eine Volksabstimmung überflüssig
Garibaldi solle einfach durch ein diktatoriales Dekret die Souveränität a
Viktor Emanuel übertragen. Die näheren Bestimmungen der Vereinigun
der Provinzen Italiens könnten hernach durch das italienische Parlamen
festgestellt werden. Dafür waren Mehrere beider Parteien. Conforti sprach
„Wir Neapolitaner dürfen keine mittelalterlichen Bedingungen machen
Wir übergeben uns ja nicht an eine fremde Macht, welcher traktatenmä
ßige Bestimmungen aufzulegen nöthig wäre. Wir geben uns ja an un
selbst, an das untheilbare Italien hin, der Sehnsucht so vieler Jahrhun
derte, damit alle seine Glieder gereinigt werden. Wir wollen nicht z
den alten Schmachen unseres Partikularismus neue fügen.“ Garibald
gab der vorausgehenden constituirenden Abgeordnetenversammlung imme
noch den Vorzug. Pallavicino, seinerseits unerschütterlich, erhob sich, un
sich zu entfernen. Da trat Türr mit einem Arme voll Papiere ein, die e
Garibaldi übergab. Es waren Tausende von Unterschriften der National
garde in Pallavicinos, De-Saugets und Tuputtis Sinne. Garibald
las und besann sich. Sein Angesicht erheiterte, erleuchtete sich. Er sprach
„Wenn dieß das Verlangen des neapolitanischen Volkes ist, so sei ihm
entsprochen. Niemand ist geneigter als wir, die Stirne vor einer so feier
lichen Autorität zu neigen. Pallavicino, kehren Sie zu Ihren Arbeiten
zurück und fahren Sie fort, sich mit der Achtung und Liebe zu umgeben
welche Ihnen heute ein so edles Zeugniß der Ergebenheit gaben. — Mein
Freund Crispi, fügte er bei, wird mit mir nach Caserta gehen.“ Und
noch am gleichen Tage schrieb Crispi an Pallavicino: „Nach den Ihnen
wohl bekannten neuesten Ereignissen ist meine Gegenwart in dem Mini-
sterium, dessen Haupt Sie sind, unverträglich. Daher zeige ich Ihnen
hiermit meine Entlassung vom Staatssekretariat des Ministeriums des Aeu-
ßern an.“ Er mußte sich jetzt als besiegt bekennen. Garibaldi versagte
es sich jedoch nicht, am 15. Oktober im Sinne Salicetis durch ein Dekret
zu bestimmen, daß der Süden einen integrirenden Theil des Königreichs
Italien ausmache. Er werde die ihm von der Nation übertragene Dik-
tatur in die Hände des Königs, bei dessen Ankunft, niederlegen. Man

ließ diese Bestimmung unangefochten und die Volksabstimmung ging auf Sicilien, wie in Neapel, Sonntag den 21. Oktober vor sich. Das Resultat der festländischen Abstimmung wurde am 3. November 1860 in Neapel, auf dem Platz San Francesco de Paula, vom Präsidenten des obersten Gerichtshofs, in Gegenwart von 24 Kompagnieen Nationalgarde und einer großen Volksmasse, verkündigt. Es hatten 1,312,076 Stimmberechtigte abgestimmt, mit „ja" (das Eine Italien unter V. E.) 1,302,074, mit „nein" 10,312. Auch die Truppen Garibaldis hatten mitgestimmt. Groß war der Jubel unter den Salven der Geschütze auf den Kastellen. In Sicilien war die Oberleitung der Wahl zum Theil in den Händen der Gegner des sofortigen Anschlusses; es wurden 432,053 bejahende, 667 verneinende Stimmen abgegeben.

Viktor Emanuel hatte die Volksabstimmung, wie er gewünscht hätte, nicht abwarten können. Er rückte auf den Hilferuf jener neapolitanischen und sicilianischen Abordnungen über die neapolitanische Gränze. Winspear, welchen Franz als Unterhändler eines Bündnisses im Juli nach Turin geschickt hatte, war noch hier. Diesem zeigte Cavour den 6. Oktober diesen Hilferuf und die Gefahr für die Grundlage der socialen Ordnung an. Der König werde daher alsbald ein Armeecorps senden, um weiteres Blutvergießen zu verhindern. Winspear antwortete, ein solcher Schritt wäre gegen jedes Recht. König Franz habe es trotz allem bisher für unmöglich gehalten, daß ein König der, wenn auch unter seinem Namen gemachten, garibaldischen Usurpation seine Sanktion ertheilen werde. König Franz werde sein Recht mit den Waffen vertheidigen. Am 9. Oktober erließ Viktor Emanuel von Ancona aus ein Manifest an die Völker Süditaliens, worin er in großen Zügen die nationale Bewegung und seine Politik ihnen und Europa darstellt*). Die Proklamation kam nach Caserta, als eben der Kampf

*) Das Manifest lautet: „In diesem feierlichen Augenblicke der Geschicke Italiens will ich euch meinen leitenden Gedanken und das Bewußtsein der Pflichten mittheilen, die derjenige zu erfüllen hat, welcher von der Vorsehung auf einen italienischen Thron gesetzt wurde. Ich bestieg den Thron nach einem großen nationalen Unglückstage (Schlacht bei Novara 23. März 1849). Mein Vater gab mir ein erhabenes Beispiel, indem er zur Rettung seiner Ehre und der Freiheit seiner Völker auf die Krone Verzicht leistete. Karl Albert fiel, die Waffen in der Faust, und starb in der Verbannung. Sein Tod verschmolz noch mehr das Schicksal meiner Familie mit dem des italienischen Volks, welches seit so vielen Jahrhunderten in dem Ringen nach dem Erbe jedes Stammes, welchen Gott innerhalb derselben Gränzen durch das Symbol derselben Sprache vereinigt hat, allen fremden Ländern die Gebeine seiner Verbannten gegeben hat. — An diesem Beispiele erzog ich mich. Das Beispiel meines Vaters war mein Schutzstern. Nie konnte für mich die Wahl zwischen der Krone und meinem gegebenen Worte zweifelhaft sein. So befestigte ich in den der Freiheit ungünstigen Zeiten die Freiheit und wollte, daß sie sich entwickelnd in den Sitten der Völker Wurzeln schlage, da ich keinen Verdacht gegen das hegen konnte, was meinen Völkern theuer war. In der Freiheit Piemonts wurde

um Verzögerung oder um Beschleunigung, um bedingte oder bedingungs-
losen Anschluß, der Kampf Pallavicinos und Crispi-Mazzinis um Garibal

die Erbschaft, welche der Sehergeist meines Vaters allen Völkern Italiens hinterließ, g
wissenhaft bewahrt. Ich suchte vermittelst der Volksvertretung, durch den Volksunterric
durch große öffentliche Arbeiten, durch die Freiheit des Gewerbs und des Handels d
Wohlstand meines Volks zu heben. Während ich die katholische Religion geachtet wiss
wollte, sollte jeder im Heiligthum seines Gewissens frei und die bürgerliche Autorität se
bleiben. Daher widerstand ich offen der hartnäckigen, rastlosen Faktion, welche sich rühm
die einzige Freundin und Beschützerin der Throne zu sein, welche aber im Namen d
Könige regieren und zwischen den Fürsten und das Volk die Schranke ihrer intolerante
Leidenschaften zu legen beabsichtigt." — „Diese Regierung konnte nicht ohne Einfluß a
das übrige Italien bleiben. Die Einhelligkeit des Fürsten mit dem Volke im Ringe
nach nationaler Unabhängigkeit und nach bürgerlicher und politischer Freiheit, die fre
Rednerbühne und Presse, das Heer, welches die militärische italienische Ueberlieferung unte
die dreifarbige Fahne gerettet hatte, machten Piemont zum Bannerträger und zum Arm
Italiens. So konnte ich in dem unter meinem Scepter vereinigten Theil des italienische
Volks den Gedanken der nationalen Hegemonie aufrecht erhalten, woraus die einträchtig
Harmonie der getheilten Provinzen in eine einzige Nation entspringen mußte. Italie
wurde für meinen Gedanken empfänglich gemacht, als es meine Soldaten auf den Schlacht
feldern der Krim neben denen der beiden großen Westmächte sah. Ich wollte dem Recht
Italiens in die Realität der europäischen Thatsachen und Interessen Eingang verschaffen
Auf dem pariser Congreß (Frühjahr 1856) konnten zum erstenmal meine Bevollmächtigte
zu Europa von euren Schmerzen reden. Allen wurde klar, wie die Präponderanz Oest
reichs in Italien dem europäischen Gleichgewicht feindlich sei und welche Gefahren di
Unabhängigkeit und die Freiheit Piemonts laufe, wenn die übrige Halbinsel nicht von der
fremden Einflüssen befreit werde. Mein großmüthiger Verbündeter, Kaiser Napoleon
fühlte, daß die italienische Sache seiner großen Nation würdig sei. Die neuen Geschick
unseres Vaterlandes wurden durch einen gerechten Krieg eingeweiht. Italienische Soldate
fochten würdig an der Seite der unbesiegten Legionen Frankreichs. Freiwillige aus alle
Provinzen und Familien Italiens unter dem Banner mit dem Kreuz von Savoyen ver-
eint, gaben den Beweis, daß ganz Italien mir das Recht übertragen hatte, in seinem
Namen zu sprechen und zu kämpfen. Staatsrücksichten steckten dem Kriege, aber nicht
seinen Folgen ein Ziel. Vielmehr entwickelten sich diese durch die unbeugsame Logik der
Ereignisse und der Völker immer weiter. Hätte ich jenen (eng egoistischen) Ehrgeiz ge-
hegt, welcher meiner Familie imputirt wird, so konnte ich mich mit dem Erwerb der Lom-
bardei zufrieden geben. Aber ich hatte das kostbare Blut meiner Soldaten nicht für mich,
sondern für Italien vergossen. Ich hatte die Italiener unter die Waffen gerufen. Sie
(die Mittelitaliener) riefen meinen Schutz gegen die fremde Intervention an und ich gab
ihnen diesen. Damit sie von ihrem Recht über ihr Schicksal zu verfügen freien Gebrauch
machen könnten, zog ich die Regierungen zurück, die ich ihnen gelehnt hatte. Sie machten
selbst geordnete Regierungen. Ich zog meine Truppen zurück. Sie errichteten regelmäßige
Streitkräfte. Dank dem politischen Sinn der Völker Centralitaliens wurde die monar-
chische Idee dauerhaft befestigt und hinwieder mäßigte die Monarchie diese friedliche Volks-
bewegung. Indem ich ihre Annexion annahm, war ich mir wohl bewußt, welchen euro-
päischen Schwierigkeiten ich entgegen ging. Aber ich konnte doch mein in den Kriegs-
proklamationen (im Mai 1859) gegebenes Wort nicht brechen. Und was wäre die Folge
gewesen, was wäre aus Italien geworden an dem Tage, wo die Monarchie als unfähig
erschienen wäre, das Bedürfniß der nationalen Reconstitution zu befriedigen? Durch diese

am heftigsten brannte. Offenbar wurde er durch die Proklamation nicht gedämpft. Die Radikalen um Garibaldi hatten ganz richtig erkannt, daß Napoleon die Eroberung des Kirchenstaats den Piemontesen nur unter der Bedingung gestattete, daß dieß der Weg sei, um das Lager der europäischen Revolutionspartei aufzulösen. Das Volk des Südens gab dem Könige seine Antwort durch seine überwältigende Abstimmung.

Annexion wurde die Substanz der nationalen Bewegung nicht verändert, sie nahm aber andere Formen an. Indem ich vom populären Princip diese schönen, edeln Provinzen annahm, mußte ich auch loyal die Anwendung dieses Princips anerkennen und es war mir nicht mehr erlaubt, sie nach der Regel meiner persönlichen Neigungen und Interessen zu messen. Diesem Princip zustimmend, brachte ich zum Nutzen Italiens das Opfer, das meinem Herzen am theuersten kostete, indem ich auf zwei herrliche Provinzen des angestammten Königreichs Verzicht leistete. Den italienischen Fürsten, welche meine Feinde sein wollten, habe ich stets aufrichtige Rathschläge ertheilt, entschlossen, wenn es umsonst wäre, der Gefahr, welche ihre Verblendung über ihre Throne brächte, die Stirne zu bieten und den Willen Italiens anzunehmen." Dieses wird an dem Großherzog von Toscana und am Pabste nachgewiesen, wie an den Königen von Neapel. Umsonst habe er noch dem jungen Könige eine Allianz zum Krieg für die Unabhängigkeit Italiens angeboten. Als durch die Vorgänge in Oberitalien angeregt, sich Sicilien erhob, habe er nicht verhindern können, daß Italiener Italienern, daß ein Italien und ihm ergebener Held ihnen zu Hilfe käme. „In den beiden Sicilien setzte sich die neue Regierung in meinem Namen ein. Aber einige Akte gaben zu befürchten, daß sie nicht in jedem Betracht die von meinem Namen repräsentirte Politik richtig auslegte. Ganz Italien fürchtete, daß eine Faktion, welche die Neigung hat, den nahen nationalen Sieg den Chimären ihres ehrgeizigen Fanatismus zum Opfer zu bringen, den Versuch machen würde, im Schatten einer großartigen Popularität und einer antiken Rechtschaffenheit sich wieder zu sammeln. Alle Italiener wandten sich an mich, daß ich diese Gefahr beschwöre. Ich war verpflichtet, es zu thun, da es bei der jetzigen Sachlage nicht Mäßigung, nicht Verstand, sondern Schwäche und Unverstand gewesen wäre, nicht mit fester Hand die Leitung der nationalen Bewegung zu übernehmen, für welche ich im Angesichte Europas verantwortlich bin. Ich habe meine Soldaten in die Marken und in Umbrien einrücken und die Ansammlung von Leuten jeden Landes und jeder Sprache — eine neue sonderbare Form der fremden Intervention und die schlimmste von allen — auseinander sprengen lassen. Ich habe das Italien der Italiener proklamirt und ich werde nie zulassen, daß Italien das Brutnest der cosmopolitischen Secten (internationalen Parteiverschwörungen) werde, daß sie sich hier sammeln, um die Pläne, sei es der universalen Reaktion, sei es die der Universaldemagogie, auszuspinnen."

„Völker Süditaliens! Meine Truppen rücken in eurer Mitte vor zur Befestigung der Ordnung. Ich komme, nicht euch meinen Willen aufzulegen, sondern um dem eurigen Achtung zu verschaffen. Ihr werdet ihn frei manifestiren können. Die Vorsehung, welche die gerechte Sache unter ihren Schutz nimmt, wird die Abstimmung, welche ihr in die Urne niederlegt, inspiriren. Mögen die Ereignisse noch so schwierig sein, ruhig erwarte ich das Urtheil des civilisirten Europa und das der Geschichte, denn ich habe das Bewußtsein, meine Pflichten als König und als Italiener zu erfüllen. Für Europa wird meine Politik vielleicht nicht ohne Nutzen sein, den Fortschritt der Völker mit der Stabilität der Monarchieen zu versöhnen. In Italien, das weiß ich, schließe ich die Aera der Revolutionen."

Indeß sollte sich auch das blutige Gottesurtheil vorbereiten und vol ziehen, wozu Franz durch Winspear Viktor Emanuel herausgefordert hatt Am 7. Oktober hatten sich die ersten Truppenkörper, welche in der Um gegend von Ancona lagerten, nach Süden in Bewegung gesetzt. Da Ganze bestand aus 46 schwachen Bataillonen, 14 Schwadronen, 10 Bat terien, etwa 30,000 Mann. In den Abruzzen und etwas südlich davo hatten sich um die schwachen bourbonischen Corps Banden von sogenann ten cosetti besonders zwischen Sora und Solmona gebildet. Der strate gische Plan der Piemontesen war, auf die Verbindungslinie Franzen zwischen Capua und Gaeta zu rücken und ihn so entweder zu einer Schlach oder zum Rückzug auf Gaeta zu nöthigen. Viktor Emanuel übernahn selbst den Oberbefehl. Fanti, welcher ihn bisher geführt hatte, trat a die Spitze des Generalstabs. Dieses geschah auch aus Rücksicht auf Ga ribaldi, welcher Fanti seit Oktober 1859 haßte. (Ueber die militärischen Ereignisse s. C. Corsi 1844—1869 venticinque anni in Italia. Vol. von Seite 479 an.) Da den Bourbonischen mehrere Gebirgspässe den Widerstand auch mit schwächeren Kräften möglich machten, war Eile seh rathsam. Allein man glaubte, vor der allgemeinen Volksabstimmung nu „im Schildkrötenschritt" vorgehen zu dürfen. Das Volk jubelte dem Durch marsch der heitern selbstbewußten Truppen, besonders der Versaglieri zu welche, den Krempenhut mit den fliegenden Hahnenfedern auf dem Hinter kopf, so elastisch einherschritten. Nirgends fand sich Widerstand. Bedenk lich war nur, daß die Liberalen überall um Zurücklassung von Garnisone zu ihrem Schutze baten. Wenn man ihnen sagte, man habe dazu nich Leute genug, und es wäre unnöthig, schüttelten sie den Kopf mit der Worten: ihr kennt das Land nicht. Von Chieti in den Südabruzzen, un weit des Pescaraflusses, wandte sich die Hauptkolonne von der Adria ab gegen Süden, dem Apennin zu. Man erfuhr, daß auf dem Südabhang desselben von Solmona, über Isernia, wo der bourbonische General Scotti Douglas stand, bis Venafro herab die bourbonische Partei mit Hilfe der rauhen Gebirgsdörfer an den Liberalen blutige Rachehandlungen übte. Es war höchst wahrscheinlich, daß Scotti den letzten, furchtbaren Paß bei Castel Sangro, den vor dem Monte Macerone, verschanzt hatte und be haupten würde. Nördlich davon steigt der Monte Majella steil zu der Höhe von 8440 Fuß an. In der ersten Frühe des 20. Oktober ließ Cial dini 1000 Versaglieri mit 2 Geschützen und 1 Schwadron Lanzenreiter unter General Griffini rasch in die kahle Schlucht vorgehen, wo der noch schwache Volturno und die Straße kaum Raum finden. „Montenegrinisch" fällt das schwarze Gebirge von beiden Seiten in dieselbe ab. In athem losem Laufe kommen sie durch den Paß und bis zur Wasserscheide des Monte Macerone. Hier sehen sie, wie von Isernia herauf eine starke

Kolonne sich auf der Straße heraufbewegt. Es war Scotti mit 6000 Soldaten und mit bewaffneten Gebirgsbewohnern. Ein Theil der Bersaglieri in zerstreuter Fechtart hält sie anderthalb Stunden auf, bis ein Linieninfanterieregiment die Umgehungsbewegung des Feindes durch sein Feuer vereitelt. Jetzt erfaßt Schrecken die Bourbonischen. Die Schwadron bricht auf der Straße, und eine Biegung derselben abschneidend, vor, die Bersaglieri im Laufschritt ihnen nach. Scotti mit 800 Soldaten wird gefangen, seine Geschütze werden genommen. Die Gebirgsbewohner zerstreuen sich in den Wäldern. Nur einer von ihnen wird mit den Waffen in der Hand gefangen und, der Erste einer langen Reihe, als Brigante erschossen. Unaufhaltsam voreilend besetzen die Bersaglieri Isernia und die wichtige Volturnobrücke, den Schlüssel zu Süditalien. Isernia, in einer Schlucht, die alte den Römern getreue Samniterstadt, Stammort der Familie Marcellus, war schon von Sulla, von den Saracenen, vom Heere Kaiser Friedrichs und am ärgsten von Erdbeben zerstört worden. In den letzten Wochen waren Plünderung und Mord 3mal über sie ergangen, zuerst durch die reaktionären cafoni, dann durch Garibaldiner, dann wieder durch cafoni. Nur wenige düsterschauende Einwohner waren sichtbar. O schreckliches Land! riefen die durch ihre bisherigen Triumpheinzüge verwöhnten Truppen. Der wildeste Kommunismus hatte hier gehaust.

In der Ebene von Venafro hoffte man dem bourbonischen Heere zu begegnen. Aber es hatte auf die Nachrichten aus Isernia am 22. Oktober die Umgegend von Capua, mit Hinterlassung einer hinreichenden Besatzung, geräumt und nördlich davon bei Teano Stellung genommen. Schon meldete man von Ermordung vereinzelter piemontesischer Soldaten. Erst am 26. Oktober ging es vorwärts gegen die Neapolitaner. In einem Waldthal sahen die Piemontesen rothe Uniformen. Eine Schwadron ritt zum Recognosciren dagegen an, die rothen Reiter ihr entgegen. Erst als man sich, den Säbel in der Faust, nahe war, erkannte man diese für Garibaldiner. Garibaldi hatte zur Verfolgung des bourbonischen Heeres oberhalb Capua eine Schiffbrücke schlagen lassen. Am Morgen des 26. ritt er Viktor Emanuel entgegen. Die Begegnung geschah unweit Teano und war wohl von Seiten des Königs eine herzlichere. Sie reichten sich die Hände. Daß Fanti und Farini dabei waren, kühlte Garibaldi ab, welcher indeß Viktor Emanuel als König von Italien begrüßt haben soll. Nachdem er dem Vorbeimarsch piemontesischer Corps angewohnt, ritt Garibaldi in sein Lager vor Capua zurück. Er hatte auf diesem erfolglosen Marsche auch ein Corps von 600 in England mit schwerem Gelde angeworbener und ausgerüsteter „Freiwilliger" bei sich, die eben erst angekommen waren. Als am folgenden Tage der König den Besuch Garibaldis erwidern und die Belagerungsarbeiten vor Capua einsehen wollte, stieß er auf betrunkene Bursche dieser zuchtlosen Rotte. Sie hielten

ihn und sein Gefolge für Neapolitaner und schossen darauf. Garibaldi tra der König nicht.

Am 26. hatte auch Cialdini eine Zusammenkunft mit dem bourboni schen Obergeneral Salzano, welchen er umsonst aufforderte, vom aussichts losen Kampfe abzustehen. Der unterste Garigliano wurde am 29. Oktobe Schauplatz einer blutigen „Offensivrecognoscirung". Das bourbonische Hee zeigte sich entschlossen, den Uebergang ernstlich zu wehren. Der französisch Viceadmiral Barbier de Tinan hatte dessen rechten Flügel gedeckt und wollt nun die piemontesische Flotte an Herbeischaffung des Materials zum Schla gen einer Brücke verhindern. Es bedurfte einer telegraphischen Correspon denz zwischen Viktor Emanuel und Napoleon*). Erst auf ausdrückliche Er

*) Wie gespannt die Verhältnisse zwischen Piemont und der französischen Flotte in diesen Tagen waren, erhellt aus Persanos Correspondenz. Am 27. Oktober war der pie montesische Contreadmiral Albini auf Befehl aus dem k. Hauptquartier mit einigen Kriegs schiffen von Neapel vor Gaeta gefahren und hatte den fremden Schiffen angezeigt, daß man Willens sei, die Festung zur See anzugreifen. Der französische Viceadmiral en che Barbier de Tinan antwortete ihm, er würde sich mit seinem Geschwader jedem Angrif auf Gaeta widersetzen. Cavour schildert ihn immer als einen Feind der italienischen Ein heit. Indessen war an Persano in Neapel aus dem k. Hauptquartier der Befehl einge laufen, auf die Blokade von Gaeta (wohl auf Winke von Paris) zu verzichten, aber durch Material, das er zur See herbeiführe, und durch sein Geschütz, das Schlagen einer Brück über den untersten Garigliano zu befördern. Aber Albini, welcher sich dazu anschickte erhielt von Tinan eine Karte, worauf ihm die Gewässer angezeigt waren, welche ihm ver boten wären. Diese Linie reichte von Terracina bis zum linken, östlichen Ufer des Ga rigliano. Die Einfahrt war ihm also verboten. Am Morgen des 29. langte Persano selbst zur See bei Albini, unweit der Gariglianomündung an und begab sich in das k. Hauptquartier unweit Sassa, am linken Gariglianoufer. Fanti erneuerte obige Befehle zur Unterstützung des Uebergangs der Truppen durch die Flotte. Kaum war aber Per sano Mittag des 30. auf seine Flottille zurück, als ihm ein französischer Marineoffizier die Aufforderung Tinans, sich aus diesen Gewässern zu entfernen, überbrachte. Persano antwortete, gegentheilige Befehle seines Königs machen ihm dieß unmöglich. Barbier möge ihm sein Ansinnen schriftlich überschicken; er würde dasselbe dem Könige zusenden und diesen um weitere Befehle bitten. Indeß kamen 4 französische Dampflinienschiffe mit klei neren heran. Ein Linienschiff stellt sich schlagfertig der piemontesischen Flottille gegenüber auf. Ein Brief Tinans wird Persano übergeben, des Inhalts: „Ich habe Ihnen mitzu theilen, daß ich von der Regierung des Kaisers Befehl erhielt, die Blokade und jeden An griff zur See gegen den Platz Gaeta, wo das französische Geschwader vor Anker liegt, zu verbieten. Ein Aviso wird an der Mündung des Garigliano sich vor Anker legen. Eine Ueberschreitung der Linie zwischen dem Aviso und den französischen Kriegsschiffen würde von uns als Eröffnung der Feindseligkeiten durch das sardinische Geschwader be trachtet werden. Ich hoffe, daß der H. V.A. Persano es sich überlegen wird, ehe er eine Collision herbeiführt, deren Folgen so schwer wären." Persano antwortete: „Ich über sende Ihr Schreiben S. M. dem König und will bis zum Einlauf Seiner Befehle, daß mein Geschwader sich mit seinen kriegerischen Operationen außerhalb der Demarkations linie halte, um, soviel es von mir abhängt, die kriegerischen Akte, womit Sie mich be drohen, zu vermeiden. Es wäre mir schmerzlich, Ihnen erwidern (was? das Feuer?)

laubniß desselben beschoß die italienische Flotte das rechte Ufer der Mündung des Garigliano und die Straße, welche von ihr am Meeresufer über Mola nach Gaeta führt. Die Bourbonischen hatten sich in Folge dieses Feuers zum großen Theil vom Garigliano zurückgezogen und so konnten, wenn auch nicht ohne Kampf, die Piemontesen am 3. November auf einigen Punkten über den Fluß gehen und Trajetto oberhalb der Straße nach Gaeta besetzen. (Auf diesen Höhen mit herrlicher Aussicht auf das Meer hatte einst der liebliche, humoristische Lieblingsheilige des römischen Volks, Philipp von Neri, der Gründer der Oratorien und des Oratorianerordens, seine harmoniereichen Visionen.) Längs dem Meeresufer, eine Stunde nördlich von Gaeta, liegt in Citronengärten, zwischen Agaven und Acanthus das

zu müssen, weil es gegen eine Nation gerichtet wäre, welcher mein Vaterland Italien zum Theil seine Unabhängigkeit verdankt. Es würde mich aber die große Verschiedenheit meiner schwächeren Streitkräfte nicht abhalten." Persano schickte Tinans Schreiben und seine Antwort an den König und stellte am Abend seine Schiffe unweit der Mündung in Linie. Am Nachmittag des 31. Oktober erhielt Persano von Fanti die an Tinan auf seine stravaganti pretensioni zu gebende Antwort: „S. M. war durch Ihre Mittheilung lebhaft überrascht. Der König befiehlt mir, Ihnen zu erwidern, daß er Ihnen die Verantwortlichkeit für eine Entscheidung überläßt, welche ihn seine guten Beziehungen zu S. M. dem Kaiser nicht voraussehen ließen. Der König will den Platz Gaeta von der Seeseite weder blokiren, noch angreifen (?); aber er kann nicht begreifen, wie der H. Viceadmiral ohne feindliches Einschreiten die Rhede des Golfs über Kanonenschußweite hinaus in den Raum des Platzes Gaeta einschließen will, ja sogar die Mündung des Garigliano, welche in gerader Linie 14 Kilometres von Gaeta entfernt ist. Der König beauftragt mich, Sie zu benachrichtigen, daß, wenn Sie Ihre Entscheidung zu modificiren nicht gemeint sind, der König beim Kaiser unmittelbar Reklamation erheben wird." Bis auf weitere Befehle habe Persano sich außerhalb der gezogenen Linie zu halten. Damit bezeigte sich Tinan natürlich sehr zufrieden, „weil damit eine Collision erspart werde, welche unvermeidlich gewesen wäre, und die ich mehr fürchte, als Sie selbst." — Welch spöttische Artigkeit! Tinan behauptet in diesem Schreiben, nach ausdrücklichen Befehlen des Kaisers gehandelt zu haben. Aus diesen Vorgängen erhellt, weßhalb die von den Strategen getadelten Bewegungen des k. Heeres in den letzten Tagen so unentschieden waren. Napoleon selbst harrte wohl der Entscheidung über Krieg und Frieden aus Wien und Petersburg. Friedlichere Nachrichten von hier und die telegraphische Appellation des Königs an ihn, veranlaßten wohl, daß er die Wirksamkeit seiner Flotte von nun an auf Kanonenschußweite von Gaeta beschränkte, wohin sich Tinan am ersten November mit seinem Geschwader zurückzog. Was wäre wohl seine Haltung ohne die Abtretung von Savoyen-Nizza gewesen? Der Bourbon wurde jetzt von Napoleon gedeckt, wie dieser bisher mit seiner Politik die Annexion Mittelitaliens, und wie England mit seinen Schiffen die Unternehmungen Garibaldis gedeckt hatte. England beschränkte sich darauf, dem König Franz, wie es im Herbst 1848 mit dem Pabst gethan, auf den Fall, daß er sein Land verlassen wollte, ein Kriegsschiff zur Verfügung zu stellen. Die unklare Haltung Napoleons der neapolitanischen Frage gegenüber erklärt uns ein tief eingeweihter Italiener erstens aus seiner persönlichen Unentschlossenheit, welche von Fall zu Fall, erst gedrängt eine Entscheidung gab und zweitens aus seiner alten Gewohnheit zu conspiriren, indem er hinter seinen Ministern, ohne Rücksicht auf die von diesen ertheilten Instruktionen, unmittelbar entschied.

Städtchen Molo di Gaeta mit 12,000 Einwohnern. (Hier an seinem Lieb lingssitze wurde Cicero getödtet.) Jetzt hatte sich darin General Mechel m den königlichen Fremdenbataillonen eingenistet und verbarrikadirt. Pe sano mit seinen Schiffen, worunter 2 neapolitanische Kriegsdampfer, e öffnete das Feuer gegen die Stadt. Gleichzeitig erfolgte ein Landangrif Lombarden und Inselsardinier erstürmten, von den Höhen herabdringend nach tapferem Widerstand am 4. November das Städtchen. Hart dahinte wo sich die Straßen links nach Gaeta, rechts über Idri nach Rom trennen stand das bourbonische Heer im nordwestlichen Winkel des Königreich 10,000 zogen sich in die Festung Gaeta zurück. Ihrer 19,000, welche dari weder Raum noch Pflege finden konnten, von den Piemontesen gedräng gingen am 5. November bei Terracina über die kirchenstaatliche Gränz Fanti hatte ihnen diesen Paß verlegen wollen, indem er auf Schiffen ei Regiment dahin schickte. Der neapolitanische Kommandant spann Unter handlungen mit dem piemontesischen General an; sein Heer werde die Waf fen niederlegen, wenn man den Offizieren ihre Grade und Pensionen nac ihrer Wahl verbürge. Allein die Franzosen begünstigten dieß nicht un wiesen die Neapolitaner auf der römischen Straße weiter. (Diario di Per sano IV. P. 108. 111. 121.) Andere abgeschnittene Corps und Haufe kamen nach, so daß das Giornale di Roma vom 9. November sie auf nahez 30,000 Mann mit beinahe 5000 Pferden mit 40 Geschützen anschlug. Si wurden von der päbstlichen Regierung angewiesen, nach Velletri im Albane Gebirge zu marschiren und hier die Waffen niederzulegen. Die Regierung kaufte die Geschütze und der französische Kommandant verpflegte die Neapo litaner in ihren angewiesenen Kantonnements nach Möglichkeit. Doch ver kauften Viele ihre Waffen und Pferde. Man sah selbst in Rom Offiziere welche um ein Almosen baten. Auf dringende Beschwerden erlaubte ihne die piemontesische Regierung unbewaffnet die Rückkehr in ihre Heimath Aber, wie uns französische Offiziere als Augenzeugen eingehend erzählten wurden ihrer viele schon jetzt im Kirchenstaat von der klerikalreaktionäre Partei zu Banden geworben und als Grundstock des Brigantenkriegs in di Abruzzen geleitet. Viktor Emanuel hoffte, in ihre Heimath entlassen, wür den sie von ihren Familien, welche ihm soeben zugejauchzt hatten, italianisirt auf seinen Ruf sich bald unter seine Fahnen sammeln. Aber in die Wah zwischen Mangel und das Handgeld der Reaktionäre gestellt, traten sie in deren Dienste. Erst zu spät sah man in Turin ein, daß man Süditalien vor großem Unheil hätte bewahren können, wenn man möglichst bald die noch nicht aufgelösten Corps übernommen, die Ausgedienten mit etwas Geld ganz verabschiedet, die jüngeren Jahrgänge in die Regimenter in Nord italien vertheilt hätte. Aber wären sie für diese auf den möglichen Kriegs fall mit Oestreich nicht ein fatales Element geworden?

Indeß hatte man mit andern Sorgen alle Hände voll. König Franz besaß jetzt von seinem Doppelkönigreich nur noch die Festungen Gaeta und Capua, die Bergfeste Civitella del Tronto an der Nordgränze der Abruzzen und die Citadelle von Messina. Die Belagerung Capuas durch Piemontesen und Garibaldiner leitete General della Rocca. In der Nacht des 28. Oktober begann der Bau von 7 Batterien bei St. Angelo. Sie wurden, trotz dem lebhaften Feuer der Festung, am 1. November beendigt. An demselben Tag begannen 12 Wurfgeschütze und 6 gezogene Hinterlader (System Cavalli) das Bombardement. Die Besatzung erwiderte das Feuer mit Präcision. Aber in der 2. Nacht sank auch den Fanatisirten der Muth. Es wurde eine Capitulation abgeschlossen, kraft welcher die Festung mit allem Staatseigenthum den Siegern übergeben wurde. Die Besatzung zieht mit Kriegsehren aus und legt dann die Waffen nieder. Sie wird von Neapel zu Schiff nach Norditalien gebracht. Die Mannschaften bleiben dabei unter der Leitung ihrer bewaffneten Offiziere. Am 3. November wurde die Uebergabe vollzogen. Es übergaben sich 10,500 Mann und es fanden sich 290 Kanonen, 20,000 Flinten, 500 Pferde und Maulthiere, in den Magazinen noch reiche Vorräthe von Lebensmitteln, Munition und Bekleidungen.

Da indeß die Volksabstimmung vollendet war, richtete Garibaldi an Viktor Emanuel ein Schreiben, welches also beginnt: „Als ich auf sicilianischem Boden angelangt die Diktatur übernahm, that ich es in Ihrem Namen und für Sie, edler Fürst, in welchem sich die Hoffnungen der Nation vereinigen. Ich erfülle daher einen Wunsch meines Herzens, ich löse ein in mehreren Akten bestätigtes Versprechen, indem ich in Ihre Hände die Gewalt niederlege, welche Ihnen kraft aller Rechtstitel gehört, jetzt, da das Volk dieser Provinzen sich feierlich für das einige Italien und für Ihr Königthum und für das Ihrer legitimen Nachkommen ausgesprochen hat. So übergebe ich denn Ihnen die Gewalt über 10 Millionen Italiener." Obgleich der König diese Uebergabe durch die Hand Garibaldis nicht constatiren konnte, drückte er ihm doch wiederholt seinen Wunsch aus, die Bande der Waffenbrüderschaft möchten sich immer enger schließen.

Die schaulustigen Neapolitaner, alle geborene Augurn, wünschten sehnlich, daß ein lachender Himmel verbürge, daß messer Domeneddio, daß San Januarius und alle Heiligen sich über den Regalantuomo als den großen Glücksbringer freuten. Aber schon in der Nacht vor dem 7. November hatte der Sturm die Triumphbögen zerzaust, der Himmel alle seine Schleußen geöffnet, eine Sindfluth ergoß sich über die Wege. Der König kam mit der Eisenbahn an. Auf dem Bahnhof bestieg er mit Garibaldi und mit den beiden Prodiktatoren von Neapel und Sicilien, Pallavicino und Mordini, einen geschlossenen Wagen. Im Galopp fuhr man durch die Straßen, die Reiterei sprengte im Galopp voraus und hinterher. Dieß verhinderte

nicht, daß sich Leute im Freudentaumel beinahe unter die Räder des Wagen warfen. Jubelrufe und Freudenschüsse aus allen Fenstern. Ehe der Kön die Toledostraße durchfuhr, begab er sich in die Metropolitankirche, wo ih der Klerus, auch der der k. Schloßparochie, festlich empfing. Besonder guten Eindruck auf die Menge machte es, daß der König das Fläschchen m dem Blute des Stadtheiligen Januarius küßte. Er stieg im königl. Palas ab. Garibaldis Angesicht leuchtete nicht freudestrahlend. Es ärgerte ih bitter, daß der König „den Arzt" Farini als Generalstatthalter mitbracht Doch trat er wiederholt mit dem Könige auf den Balkon vor das zujauch zende Volk. Noch am 8. machte Garibaldi einen Versuch, die Würde de Generalstatthalters, mit voller Civil- wie Militärgewalt, für sich zu erlanger Dieß war unmöglich, da Garibaldi durchaus nicht die dazu unerläßliche Fähigkeiten, noch genug Selbständigkeit des politischen Charakters besaß Der König suchte ihn durch eine hohe militärische Stellung zu versöhner ertheilte ihm den höchsten Orden von Sta. Annunciata, welcher das Rech gibt als Vetter den König zu besuchen. Garibaldi wies ihn als königliche Klingelwaare (chincaglerie) zurück und verargte es Pallavicino, da dieser ihn annahm. Nur Ricasoli und Farini hatten diesen Orden nach de Annexion von Toscana und von Emilia erhalten. Um mit Farini und mit Fanti „seinen Feinden" nicht offiziell verkehren zu müssen, übergal Garibaldi die Leitung des „Südheers" an seinen Generalstab. Garibald empfahl diese seine Schöpfung zur Aufnahme in sein Heer dem Könige welcher das Mögliche für sie zu thun versprach. Im Zorn darüber, daß er auf Rom verzichten mußte, nannte Garibaldi das Pabstthum öffentlich den Krebsschaden Italiens, die Religion des Teufels, welche die Völker zu Sklaven machen wolle. Zu Persano sagte er, er werde jetzt weggeworfen wie die bis auf den letzten Tropfen ausgepreßte Orange. Er erließ eine Amnestie für blutige Rachehandlungen. Den Ungarn übergab er zwei Fahnen, dem bewährten Menschenfreunde Ranieri übergab er das große Armenhaus mit Arbeitsräumen. An seine Freiwilligen erließ er einen herzlichen Abschied und ertheilte eine ihm von der Stadt Palermo übergebene silberne Denkmünze mit dem Hohenstaufischen Reichsadler, dem Stadtwappen, an die Reste seiner 1000 (von welchen sich 426 meldeten; der Jüngste war 13 Jahr alt) und an andere ausgezeichnete Kriegskameraden. Am Morgen des 9. November schiffte er sich auf dem Washington ein, arm, wie er gekommen; er nahm nur einige Baumsetzlinge und Sämereien und eine Baarschaft von 1500 Francs mit. Sein Sohn Menotti und drei Freunde begleiteten ihn nach Caprera. Dahin brachte ihm von Genua sein treuer Freund, der Rizzarde Deideri, die Kinder, welche stets bei ihm, während der Kriegszüge des Vaters, ihre Heimath hatten. Teresita, seine Tochter, gleicht ihm am meisten im Bau des oberen Gesichts und durch die röthlich blonden

baare. — Wir enthalten uns anzudeuten, was Garibaldi zum vollen Maße des großen Mannes fehlt. Caranti sagt richtig, daß bei ihm die sentiven, bei Cavour die reflexiven Kräfte vorwalteten. Darum war Einer ie treffliche Ergänzung des Andern. Cavour mußte dieses eher einsehen. Die Zugänglichkeit Garibaldis für Schmeichelei wurzelt in seinem gemüthchen Bedürfniß der Sympathie. Ohne sein phantasieheißes Pathos hätte r die Italiener nicht so stark fassen können. Er riß sie aus ihrem wortreien Pathos mit sich zu großen Thaten fort. — Mazzini hatte Neapel unittelbar vor dem Einzug des Königs verlassen. Auch Pallavicino verließ nit dem Dank der Bürger Neapel nach wenigen Tagen. Er besuchte Cavour auf seinem Landgute Leri. Offen erklärte er, daß man in Turin Neael zu wenig kenne. Die Statthalterschaft des Arztes Farini sei gegen die panisch aristokratische Anschauung der Neapolitaner. Nichts sei schwieriger, agte Cavour, als unlogische Situationen. Die Sache Italiens werde noch iele Männer aufreiben. — Aber nicht den Grafen Cavour! — Auch den Grafen Cavour, erwiderte dieser ergriffen. — Einige Tage darauf fand ch der Prodiktator in die Geschäfte seines lombardischen Landguts und es Bürgermeisters des Fleckens San Fiorano (unweit Piacenza) vertieft.

Das garibaldische „Südheer" blieb nach Garibaldis Abgang in seinen Quartieren in und um Caserta, während der größte Theil des königlichen Nordheers Gaeta enger einschloß. Die Führer jenes, zum Theil grollend, nahmen auf die neue königliche Regierung soviel Rücksicht als jedem von hnen anstand. Garibaldis bisheriger Kriegsminister, Cosenz, verkehrte mit em des Königs, Fanti, kraft seiner politischen Ueberzeugung taktvoll, aber nicht in der Form offizieller Unterordnung. So konnte es ohne Gefahr nicht ange bleiben. Täglich kamen Hunderte von garibaldischen Offizieren nach Neapel, wo es mit den piemontesischen Sticheleien gab. Ein junger Mann, welchen ich zu Anfang des Mai bei Lafarina als piemontesischen Artillerieeutenant kennen gelernt hatte, traf jetzt als garibaldischer Hauptmann mit einem früheren Hauptmann im Kaffeehause zusammen. Woher haben Sie diese Phantasieepauletten, fragte dieser spöttisch. — „Ich habe es gemacht, wie Ihr König mit der Krone von Italien, ich habe sie mir genommen." Es ging nicht immer mit solchen Reden ab. Nicht wenige Garibaliner, durch den Müssiggang erbittert und übermüthig gemacht, verheimchten nicht, daß sie den König von Italien als ihr Machwerk ansahen. Wir haben uns überzeugt, daß desperate Leute von Anfang die Expedition ach Sicilien als ein großartiges Glücksspiel ansahen. Aus den düstersten Gedanken erwachend, sagte uns im Mai 1860 ein vielgeprüfter deutscher Edeliger im Hofe des weitläufigen k. Palasts Valentino bei Turin: „wer weiß, ob ich nicht in Sicilien mir einen solchen Palast nebst Zugehör erimpfe; in einem ähnlichen bin ich geboren." Seine Ehrlichkeit erwarb

ihm den Namen il bravo maggiore tedesco. Auch geringere Leute waren in goldenen Träumen, wie die Genossen des Cortez und Pizarro, ausgezogen und weinten Nachts wie die Kinder, weil sie nicht in der Lage waren, ihrer Familie aus Neapel irgend welche Mittel nach Hause zu schicken. Konnten solche Elemente in Masse in das k. Heer ohne Gefahr für dessen Geist aufgenommen werden und wollten sie es? Die Besseren, die selbstlos Ausgezogenen, wollten es großentheils nicht. Und was für ein Abenteurerschweif hatte sich in Neapel auch in Offiziersstellen eingenistet und nur in Prahlereien viel geleistet! Garibaldis Abschiedsworte an seine „jungen Veteranen" war ein Aufruf zu den Waffen an ganz Italien „auf wenige Stunden" gewesen. Nur die Invaliden und „die feigen Doktrinäre" sollten nach Hause, um ihren Sklavensinn und ihre Elendigkeit anderswohin zu schleppen. Im März, im Februar werde er wiederkommen. Noch größere Thaten sollen dann vollbracht werden. „Dann endlich wird der Sklave dem freien Bruder ein scharfes Eisen zeigen, welches zuvor zu den Ringen seiner Ketten gehörte. Keine Tochter des Landes der Schönheit soll einen Feigling freien. Er würde auch nur Feiglinge geben." Doch stellt Garibaldi neben die Sieger von Palermo und vom Volturno die Sieger von Palestro und von Ancona. Vereint sollten alle diese Kräfte Italiens im Frühjahr Rom und Venetien nehmen, um Italien zu vollenden. Das war die Parole, welche Garibaldi endlich in den unseligen Erhebungen von 1862 und von 1867 zu realisiren trachtete.

Dagegen verbat sich beinahe das ganze k. Offiziercorps die massenhafte Einschiebung großentheils sehr zweifelhafter Offiziere mit Beibehaltung ihrer Grade. Es sei schon ein Uebel, daß die Emilischen Bataillone al pari übernommen worden seien. Die Beförderung einiger übergegangener Offiziere durch Garibaldi auf der neapolitanischen Flotte machte die piemontesischen, im Feuer gestandenen, für ihre Rechte besorgt. Ein besonderes privilegirtes Freiwilligenheer neben dem bisherigen k. Heere erschien als Unding. Das war aber der Wunsch Garibaldis. Da er unberechenbar war, durfte man ihm kein solches Werkzeug lassen. Dieser Dualismus drohte mit schrecklichen Katastrophen. Jeder Staat hat am Schlusse des Kriegs seine Freicorps aufgelöst. Aber hier war ein Heer von Freiwilligen, welches Großes geleistet hatte, in welches die öffentliche Meinung verliebt war, von dem es noch Wunder erwartete. Und war denn der Nationalkrieg zu Ende? Dieses Heer jetzt auflösen, welch himmelschreiender Undank! Zugleich wurde in allen Kaffeehäusern von den Bürgern die Idee der Umbildung des ganzen italienischen Heeres im Geiste des nationalen Aufschwungs hitzig erörtert. Die Begeisterung sollte alles thun. Das ganze alte Militärwesen sollte als mittelalterliches Gerümpel, als theurer Zunftzopf mit den Klöstern tief begraben werden. Die Phrasen der Unwissenheit über die Bür-

gerheere des alten Rom, über die französischen von 1793, stiegen aller Orten wie Raketen auf. Weil die Freiwilligen das schlechtgeführte, demoralisirte Heer der Bourbonen überrannt hatten, glaubte man auch mit den Oestreichern durch das bewaffnete Volk im Sturm fertig zu werden, welches Garibaldi und andere große Namen in der Stunde des Kampfs aus der Erde stampfen würden*). Diese Phantasien spukten in der parlamentarischen Linken bis 1870 fort.

Der König und das piemontesische Heer, welche den großen Krieg, große Schlachten mitgemacht hatten, ließen sich dadurch nicht irre machen. Das Volk, wie das Heer Piemonts, waren mit Cavour gegen dieses „Aufgehen in Italien". Im Verlaufe des Januar wurde von General di Savoiroux eine Inspektion über sämmtliche garibaldische Corps abgehalten. Er wurde von den meisten Führern gern empfangen, da die besseren derselben die eingerissenen Uebelstände vergeblich abzustellen versucht hatten. Ein großer Theil der Mannschaften hatte sich verlaufen. Die Cadres der Offiziere und der Verwaltung waren ganz unverhältnißmäßig zahlreich, nur Wenige beschäftigt. Die meisten Corps waren bloße Skelette und, sagte uns ein Garibaldiner, erst noch gefräßig. Somit konnte das Versprechen des Königs im Tagesbefehl vom 12. November, daß die Offiziere und Soldaten des freiwilligen Südheeres ein besonderes mobiles Corps bilden sollten, nicht ausgeführt werden. Man hatte damit zu lange gezögert. Zuerst sollte jeder erklären, ob er dem König 2 Jahre dienen wollte, wo nicht, sollte er frei zu Schiff und Eisenbahn in seine Heimath gebracht, dem Offizier ein halbjähriger, dem Soldaten ein vierteljähriger Friedenssold (160 Lire) ausbezahlt werden. Die Soldaten wählten in großer Masse das Letztere, die Kampflustigen entschlossen, auf den ersten Ruf Garibaldis sich zu stellen. Hunderte benutzten die zum Theil von Reaktionären geleiteten Fabriken falscher Zeugnisse und ließen sich unter verschiedenen Namen drei-, viermal diese Summe bezahlen. Auch eine Masse von Phantasieoffizieren verlangte Abschied und Geld. Aber ihrer bejahenden Erklärung setzte mancher garibaldische Oberst sein entschiedenes Nein entgegen, indem er ihre Feigheit nachwies. Aber auch so noch blieben neben tüchtigen Offizieren noch zweideutige. Auch die internationale Grundsuppe der Mannschaft, welche hinter den ächten Garibaldinern her „als Raben und Geier" von Sicilien an marodirt hatte, blieb. Manche von diesen nahm man

*) Für den denkenden Offizier dürfte die Schilderung dieser verschiedenen Ansichten, zum Theil in lebensfrischer, dialogischer Form, welche Corsi in seinen venticinque anni, Band I von Seite 513 an gibt, nicht blos von humoristischem Werth sein. Die Phantasiegebilde der Neapolitaner waren natürlich die fabelhaftesten. Rüstow's Milizheer war diesen noch zu pedantisch. Daß sein Plan in Turin keine Annahme fand, hat ihn zum Gegner des Königreichs Italien gemacht.

später in den Schlupfwinkeln der Briganten gefangen. Nur eine schwach Abtheilung von „italienischen Husaren" revoltirte in Aversa, ein Theil de sertirte mit den Pferden, der Rest wurde von Garibaldinern unter ihrer General Avezzana und von piemontesischer Kavallerie in der Kaserne ent waffnet und gefangen. Obgleich die ächten Garibaldiner, großentheil Lombarden, dieses Gesindel längst als ihrer Ehre schädlich verachteten, s wurde durch diese Ereignisse doch die Abneigung zwischen Lombarden un den stramm militärischen Piemontesen gesteigert. Während dessen zeigten sic auch Symptome der Erkältung zwischen Norditalienern und Neapolitanern

Einen richtigen, tief dringenden Einblick in die Stimmung Neapel während der letzten Monate des Jahres 1860 und der ersten des folgen den Jahres gibt uns Corsi (Band I S. 510) folgendermaßen: „Das Ple biscit war unter der Leitung der monarchischen Unitarier, nach ihrer An sicht, zum Besten Italiens ausgefallen. Die Republikaner, die Autono misten, die Müratisten, alle zusammen waren feierlich geschlagen. Ihne hatte die Zeit gefehlt, ihre Maschinen aufzustellen. Es war auch kei Boden für sie. Die südlichen Völker mehr als die andern, neigen sich i den politischen Fragen, mögen sie diese verstehen oder nicht, von Natu der Partei zu, welche ihnen die stärkere scheint und das Verdienst ode das Glück hat, sich in der Aureole des Siegs darzustellen. Die Erschei nung des mächtigen, kriegerischen Königs des subalpinischen Italiens welcher an der Spitze seines tapfern, in der Krim, in der Lombardei, i den Marken siegreichen Heeres, begleitet von seiner Flotte, von welche man Wunder (Ancona) erzählte, triumphirend bis hierher kam, welchen die gewöhnten Uebertreibungen der Fama vorausgingen, diese martialisch Erscheinung verdunkelte alle anderen in den Augen dieser phantastischen sensitiven Bevölkerungen Süditaliens. Nachdem nun diese Erwerbung alse gemacht war, galt es, sie sicher zu stellen. Dieß war um so schwieriger und langwieriger, je leichter und kürzer die Erwerbung gewesen war Die Geschichte lehrt uns durch viele Beispiele, wie in diesen Ländern die Veränderungen der Herrschaft und der Staatsform immer leicht waren wie es aber schwer und mühselig war, sich zu halten. Sie fangen mit Beifallrufen und mit Blumen an. Hernach, wenn sie vollführt scheinen fängt der Widerstand an und es kommt zum Blutvergießen. Angesichts der neuen Macht beugen sich auch die ihr minder Geneigten, weil ihnen ihre vulkanische Natur dieselbe als unwiderstehlich und furchtbar darstellt. Hernach aber, nachdem sie dieselbe von Nahem gesehen, geprüft, betastet, ihre Mängel und Uebelstände kennen gelernt haben, verschwindet die über= triebene, furchtsame Bewunderung rasch. Sie messen sich mit ihr und so= bald sie diese Macht viel geringer gefunden haben, als die Idee, welche sie sich von ihr gemacht hatten, so widersetzen sie sich ihr und finden An=

hang in dem leicht beweglichen, leidenschaftlichen, unwissenden Haufen." Die Neapolitaner hatten sich nach der ihnen von außen gebrachten Freiheit heiser geschrieen, aber sehr wenig dafür geleistet. Daher erschien sie ihnen bald als eine aufgedrungene. Nur unter sich brüteten sie diese Instinkte aus; daher hatten die Norditaliener, welche jetzt an der Spitze der neapolitanischen Regierung und der Truppen standen, keine Ahnung von diesem Umschlag der Stimmung. Nach dieser glänzenden Volksabstimmung, glaubten sie, würden sich diese Volksgeister kraft der Magie der italienischen Einheit ebenso mit Piemont verschmelzen, wie in Mittelitalien. Warnungen wurden verlacht. Die vor Gaeta entbehrlichen Corps wurden in Betracht der Möglichkeit eines östreichischen Kriegs nach Oberitalien zurückgeschickt. Ein schwerer Verlust war es, daß Farinis geistige Energie unter der Last der Aufgabe bald erlahmte. Der schnelle Tod seines Schwiegersohns, welchen er als Secretär bei sich hatte, weckte in ihm Symptome eines angeerbten Familienleidens, der Gehirnerweichung. Noch viel mehr, als in den annexirten Ländern Oberitaliens, fehlte es an freisinnigen, in der Verwaltung erfahrenen Eingebornen. Auch den meisten aus der Verbannung zurückgekehrten ermangelte diese Erfahrung. Und die ungeheure Mehrzahl dieser Großgriechen zu beiden Seiten der Meerenge hatte keine Ahnung davon, daß sie sich durch Stimmabgabe für den nationalen Staat verpflichtet habe.

Werfen wir noch einen Blick auf Sicilien zurück. Der Prodiktator Mordini hatte am 2. Oktober die Wähler auf den 21. einberufen, um eine Abgeordnetenversammlung zu wählen, welche Piemont die Bedingungen der Annexion stellen sollte. Dieses entsprach sehr dem insularen Partikularismus. Aber selbst die nationalen Autonomisten, besonders die Exminister des unabhängigen Siciliens von 1849, Torrearsa und Cordova, sahen die Annexion als den unvermeidlich sofort zu vollziehenden Nothakt an. Sicilien ist aber das Land der Autoritäten. Daher fand es auch keinen offnen Widerstand, als am 13. Oktober Garibaldi und in Folge dessen auch Mordini sich der sofortigen allgemeinen Volksabstimmung unterwarfen. Noch vor derselben, den 16. Oktober 1860, berichtet Elliot aus Neapel an Russel: „Die befreundete Diplomatie urtheilt: Im Königreich (Neapel), namentlich in der Hauptstadt, ist eine große Anzahl erleuchteter Personen, welche eine Trennung und Autonomie beider Sicilien wünschen. Allein diese Separatisten im Herzen sind genöthigt, für die Annexion zu stimmen. Denn thatsächlich ist die Formel des Votums so angelegt, daß die größtmögliche Majorität für die Annexion gesichert ist, aber nicht dazu, die realen Wünsche des Landes zu constatiren." Wenigstens in den größeren Städten waren diejenigen unbehelligt geblieben, welche mit verneinenden Stimmen auf dem Hute zur Stimmurne schritten.

Noch kam auf Sicilien der innere Kampf zwischen tiefgewurzeltem Instin und politischer Bildung nicht zum Ausbruch. Diese hoffte im Nationa parlament die wünschenswerthen Provinzialrechte zu erhalten.

Nachdem zwei piemontesische Regimenter gelandet waren, erschien d König Viktor Emanuel den 1. Dezember in Palermo. Der Menschenan drang war ungeheuer. Er versicherte, daß namentlich die sicilianisch Kirche und die Krone ihre ruhmvollen Privilegien Rom gegenüber beha ten würden. Eine Amnestie für politische Vergehen, auch für blutig wurde erlassen. Nichtbourbonische Beamte, besonders der Marine, wu den in gleichem Rang in die piemontesische Beamtenhierarchie eingetheil Indeß näherten sich die zugeknöpften piemontesischen Offiziere und d Bürger Palermos wenig. Es fiel auf, daß der König sich nicht zu Fu in den Straßen zeigte.

König Franz protestirte von Gaeta aus gegen die Annexion. Dur einen Gewaltsakt sei die alte Monarchie eine Provinz eines entfernten Königreichs geworden; in Neapel und in Palermo sitzen nur aus Turin gekom mene Präfekten. „Welches auch mein Schicksal sein möge, Ich bleibe getre Meinen Völkern und den Institutionen, welche Ich ihnen ertheilte. Admi nistrative und ökonomische Unabhängigkeit der beiden Sicilien mit gesonderte Parlamenten, allgemeine politische Amnestie, das ist Mein Programm Außerhalb dieser Basis gibt es für das Land nur Despotismus und Anar chie." Diese Proklamation fand starke Verbreitung. Indeß äußerte sich di Opposition nach der Art der Südländer zunächst hauptsächlich nur in per sönlichen Angriffen gegen die annexionistischen Räthe des vom Könige ein gesetzten Statthalters Montezemolo und gegen die seiner Räthe.

Indeß hielt sich die Citadelle von Messina immer noch unter de am 28. Juli abgeschlossenen Neutralitätsbedingungen. Wohl gingen Offi ziere zu den Piemontesen über, aber die Bevölkerung nahm sie jetzt m Spott auf. Die große Mehrzahl der Besatzung begnügte sich mit halbe Ration und legte selbst aus ihren Ersparnissen eine Summe zusammen bis Franz aus Gaeta wieder Lebensmittel und Gelder schickte, um auch den Sold zu bezahlen. Die Nachricht von der Uebergabe Gaetas wurde in Palermo mit Jubel aufgenommen und in der Kirche des Guanciaklo sters ein Tedeum gefeiert. Am 1. März 1861 machte Cialdini, als Kom mandant der Piemontesen in Messina, dem bourbonischen Kommandante der Citadelle, General Fergola, Mittheilung von jener Thatsache und kün digte ihm den Waffenstillstand. Persano vollzog auch die Blokade von der Seeseite. Die Aufforderung zur Kapitulation unter denselben Bedin gungen wie Gaeta wurde von der Besatzung zurückgewiesen. Fergol entdeckte eine Verschwörung in seiner Truppe, an deren Spitze zwei Ober sten standen. Er ließ sie verhaften und schickte sie als „feige Verräther

fort. Neues Komplott. Cialdini theilt Fergola mit, daß das Parlament Viktor Emanuel zum König von Italien ausgerufen habe. Wenn er ferneren Widerstand leiste, werde er gezwungen werden, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben und als Rebell behandelt werden. Fergola antwortet, sein König habe den Befehl, die Citadelle aufs Aeußerste zu vertheidigen, nicht widerrufen. Er werde also seiner Pflicht gemäß handeln, wie Cialdini als alter Soldat es in seiner Lage thun würde. Cialdini schrieb am 9. an Fergola: „Der Kampf soll nur zwischen unsern Batterien geführt werden. Ihr Widerstand soll mich nicht erbittern. Ich werde mit Achtung vor Ihren Grundsätzen zu kämpfen wissen und Ihnen am Ende der Belagerung die Hand reichen, wie ehrenhafte Militärs es zu halten pflegen, welche ohne Haß Krieg führen und ihn ohne Groll beendigen." Indessen hatte das Feuer der Belagerungsbatterien und der Flotte und das der Citadelle begonnen. Jenes war das weitaus überlegenere. Die glatten Geschütze der Citadelle reichten nicht bis zu den Batterien der gezogenen Geschütze. Binnen weniger Stunden erfolgten dort drei Explosionen. Der Brand eines Magazins bedrohte das große Pulvermagazin „Nürnberg". 11 Uhr Nachts des 12. März erließ Fergola an seine Truppen einen Tagesbefehl: „Dieß ist der letzte, den ich, mit zitternder Hand unterzeichnend, an euch richte. Wir haben unsern Eid, uns bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, gehalten. Selbst der Feind wird uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir die militärische und die nationale Ehre gerettet haben." Nach drei Stunden Bedenkzeit mußte sich die Citadelle am folgenden Abende auf Gnade und Ungnade kriegsgefangen ergeben. Die Mannschaft, über 4000 Mann stark, hatte ohne Waffen auszurücken. Cialdini gibt die Zahl der zum Theil demontirten Kanonen auf dreihundert an.

Ohne Vergleich wichtiger, als die Citadelle von Messina, dieser neapolitanische Brückenkopf auf Sicilien, war Gaeta. Dieses war während des 14. und 15. Jahrhunderts in den Kriegen zwischen der anjouischen und der aragonesischen Dynastie um die Krone Neapel der feste Punkt gewesen, auf welchem sich der augenblicklich aus der Hauptstadt und aus den Provinzen verdrängte Theil zurückzog. Diese waren wiederholt von Gaeta aus zurückerobert worden. Dasselbe hoffte jetzt auch Franz, zumal in verschiedenen Provinzen des Festlandes zu beiden Seiten des Apennins sich starke legitimistische Banden bildeten. Ueberdieß setzte er seine Hoffnung auf die Unterstützung der legitimen nordischen Mächte. Der Verkehr mit ihnen wurde ihm durch die französische Flotte offen erhalten. Da diese keinerlei Blokade Gaetas von der Seeseite zuließ, ging am 5. November, um ja jeden Zusammenstoß mit der französischen Flotte zu vermeiden, die piemontesische Flottille nach Neapel zurück. Das Stirne-

runzeln der Diplomatie war ein viel ernsteres geworden, seit Piemon durch den Kirchenstaat ohne Kriegserklärung gegen Neapel vorrückte. De französische Gesandte hatte schon am 16. September durch seine Abreis von Turin gegen den Einfall in den Kirchenstaat protestirt. Oestreich hatte seit dem Kriege von 1859 wegen der Verletzung des Züricher Vertrags durch die Annexionen noch keinen Gesandten nach Turin geschickt Am 10. Oktober rief Rußland seinen Gesandten bei Sardinien ab, de dieses beständig mit der Revolution gehe, um ihre Erbschaft anzutreten Am 13. Oktober sprach Preußen seine Mißbilligung dieser Politik aus Am 26. Oktober zog die Bourbonin in Spanien ihre Gesandtschaft zurück Es gingen, während Viktor Emanuel über den neapolitanischen Apennin vorrückte und Franz sich zur Räumung Capuas anschickte, und die allgemeine Volksabstimmung in Neapel und Sicilien Statt hatte, wichtige Veränderungen am politischen Horizont vor. Durch das Patent vom 20. Oktober gab Kaiser Franz Josef Oestreich eine Verfassung. Gleichzeitig that er Schritte, um die Ungarn zu versöhnen, offenbar um den Rücken frei zu haben. Eine Drohung gegen Piemont war es, daß er gleichzeitig die gefürchtetsten, mit dem Kriegsschauplatz und mit der Kriegsführung in Italien vertrautesten Generale an die Spitze des östreichischen Heeres in Venetien stellte.

Vom 22. bis zum 26. Oktober fand das Zusammensein der Kaiser von Rußland und von Oestreich und des Prinzregenten von Preußen in Warschau statt. Die liberale Welt fürchtete, daß daselbst das Bündniß der nordischen Mächte erneuert würde. Die nordischen Mächte und die deutschen Höfe fürchteten, Oestreich hoffte, daß Frankreich gleichzeitig mit dem italienischen Angriff auf Venetien an den Rhein rücken würde. Um nicht auf bloße Vermuthungen hin Verabredungen zu treffen, suchten die Kabinete in der höflichsten Form Napoleon zu veranlassen, sich über seine Politik auszusprechen. Er erklärte, daß er im Falle eines italienischen Angriffs auf Venetien neutral bleiben würde, zumal so lange Deutschland sich nicht einmische. Er sprach seine Hoffnung aus, ein europäischer Congreß werde die italienischen Angelegenheiten ordnen; nur könne Frankreich nicht, wie unter Ludwig XVIII. in Spanien (1823), der Restauration seinen bewaffneten Arm leihen.

Die Befürchtung kriegerischer Beschlüsse in Warschau hatte Cavour veranlaßt, die Annexionsabstimmung in Neapel zu beschleunigen. Die Flotte mußte sich bereit machen, in die Adria zu gehen. Cavour schrieb den 20. Oktober an Lamarmora, in der Erwartung eines östreichischen Ultimatums an Napoleon, als Hehler und Begünstiger der piemontesischen Invasion im Kirchenstaat und in Neapel. Die unmittelbare Folge werde der Krieg sein; die Franzosen würden die Minciogränze besetzen, die Pie-

montesen das Süduser des unteren Po. Cavour fürchtete die Unterstützung Oestreichs durch Preußen und Rußland. Allein diese waren seit Napoleons Antwort durchaus nicht dazu geneigt. Der Kaiser von Rußland hatte schon vor seiner Abreise von Petersburg zum französischen Gesandten gesagt: „Schreiben Sie Ihrem Kaiser, daß er sich ganz auf mich verlassen kann; ich gehe nach Warschau, nicht um eine Liga zu bilden, sondern um für Versöhnung zu wirken.“ Napoleons Vorschlag, in Italien nicht zu interveniren, sondern die Entscheidung der Territorialfragen einem Congresse zu überweisen, machte der Kaiser von Rußland in Warschau zu dem seinigen. Preußen stimmte zu; und so mußte auch Oestreich unwillig vorläufig das Nichtinterventionsprincip sich gefallen lassen. (Die Depesche, womit Cavour am 9. November die Vorstellungen Preußens zurückwies s. N. Bianchi stora doc. VIII P. 357. Summa: Der Wiener Congreß habe Italien seines innern Selbstbestimmungsrechts nicht berauben können. Oestreich habe Italien verhindert, durch Reformen zu seinem Ziele zu kommen.)

Kurz, ehe beruhigende Nachrichten einliefen, schrieb Cavour an Persano nach Neapel: „Machen Sie in den Höfen eine Zwangsaushebung von Seeleuten. Wenn das neapolitanische Gesetzbuch die Deserteure in Kriegszeiten nicht mit dem Tode bestraft, so veröffentlichen Sie ein Dekret a tale effetto und wenn es Deserteure gibt, so lassen Sie sie erschießen! Die Zeit der großen Maßregeln ist gekommen. Sagen Sie dem General Garibaldi in meinem Auftrage, daß ich, wenn wir angegriffen werden, ihn einlade, sich mit 2 seiner Divisionen einzuschiffen, um am Mincio zu kämpfen. Jedenfalls schicken Sie mir Türr, um auf die Ungarn Einfluß zu üben.“ Garibaldi, noch in der Belagerung Capuas begriffen, bedang sich Bedenkzeit aus. Cavours Politik erhielt eine Stütze in der Note Russels vom 27. Oktober. Diese Note erinnert an die Aehnlichkeit der italienischen Revolution mit der englischen von 1688 und an die der Unterstützung derselben durch Holland, mit der piemontesischen Intervention. Seit 40 Jahren haben die Süditaliener ihre Versuche der Reform ihrer schlechten Regierung wiederholt, sie müssen jetzt, vor die freie Wahl gestellt, selbst entscheiden. So blieb Franz in Gaeta auf seine eigenen militärischen Kräfte beschränkt.

Lage, geschichtliche Vorgänge, Stärke der Werke und der Besatzung (20,000 Mann) machten die Behauptung Gaetas immer noch zu einer militärisch und politisch bedeutenden Thatsache. Franz konnte hier auf ihm günstige Volkserhebungen, auf Hilfe der auswärtigen Mächte warten und ihnen die Hand reichen. Die Lage Gaetas war eine sehr günstige, da es unweit des damals noch päbstlichen Kirchenstaats liegt. Während die französische Flotte jede Blokade von der Seeseite verhinderte, gingen zwei französische Dampfer regelmäßig zwischen Civita vecchia und Gaeta und versorgten dieses mit

allem Nöthigen. Die Batterieen der Festung gegen die Seeseiten bliebe also in Ruhe. Da Gaeta auf einer sich vom Festland aus nach Osten ver jüngenden Halbinsel liegt, mußte der Angriff gegen seine stark befestigte 1500 Schritte lange Landfront gerichtet sein. Im Jahre 1707 waren di Spanier von den Oestreichern 3 Monate, 1734 die Oestreicher von Spanier und von Piemontesen 4 Monate darin belagert worden. Im Jahre 180 hatten sich die Neapolitaner unter dem tapfern Prinzen Hessen-Philippsstad gegen die Franzosen 5 Monate gehalten. Im Jahre 1815 wehte die napo leonische Fahne der Müratisten 11 Wochen, bis zum 5. August, auf der Fe stung, als dieselbe schon längst in ganz Europa gesenkt war. Diese Vor gänge ließen auf eine lange Vertheidigung hoffen, um so mehr, als Fer dinand II. auf Verstärkung der Vertheidigungswerke große Summen ver wendet hatte. Allerdings befand sich sein Lieblingsingenieur, welcher dies Arbeiten geleitet hatte, jetzt bei den Piemontesen. Die Gesammtarmirung des Platzes zählte 342 aufgestellte Geschütze verschiedener Art. Die Reserve geschütze waren ebenso zahlreich. Am 11. November 1860 wurde die Vor stadt eingenommen, wobei 2 Jägerbataillone zu den Piemontesen über gingen. Am 20. November verließ die Königinmutter, Theresia, Gaeta mi ihren 7 jüngeren Kindern. In Rom, wo ihr der Pabst im Quirinal die ihm 1849 von Ferdinand II. in Gaeta gewährte Gastfreundschaft glänzend ver galt, konnte sie nützlicher wirken. Dahin folgte ihr auch der größte Theil der Gesandten. Während andere Generale ihren Abschied nahmen, trat der genesene Bosco wieder ein. Das Vorrücken der von Cialdini geleiteten Be lagerungsarbeiten wurde mehr durch den Felsgrund und die Sterilität der wegloſen Höhen, als durch Ausfälle verzögert. König Franz benutzte die Zeit zu Hilferufen und zu Protesten. L. Mürat wie Franz rügten in Pro klamationen die Bestechlichkeit und Gewaltthätigkeit bei der Volksabstim mung und bei der Aemtervergebung, den in einigen Provinzen verkündeten Belagerungsstand. Der gewaltsame Versuch, den italienischen Einheitsstaat herzustellen, erscheint ihm durchaus erkünstelt und erzwungen. Nur die Conföderation könne die lokalen Freiheiten und Interessen mit der einheit lichen Macht und Autorität in Einklang bringen. Das war längst Napo leons Programm. Die Unruhen, welche in der Hauptstadt, unter den Augen Viktor Emanuels vorfielen, und die Banden in den nördlichen Gränz provinzen hatten einen klerikal-legitimistischen, nirgends einen müratistischen Charakter. Sie waren ohne Zusammenhang mit der Belagerung. Da die neapolitanischen Generale von ihrer Truppenmasse keinen Gebrauch zu machen wußten, so wurde im Dezember gegen die Hälfte der Besatzung nach Civita vecchia gebracht. Die Königin besuchte muthig die Kranken in den Spitälern. Sie war aber eine zu gesunde Natur, um die Theaterheldin

zu spielen, wozu die legitimistische Partei sie in der Ferne machte. Das Heldenthum Franzens war ein mehr passives.

Peinlich war es für Franz, daß er, von den Mächten der Legitimität im Stiche gelassen, nur bei Napoleon einige Deckung fand. Aber auch dieser rieth jetzt großmüthig, den Kampf einzustellen. England setzte bei Napoleon seine Vorstellungen fort, daß seine Flotte gegen das Nichtinterventionsprincip laufe. Sie werfe den Schatten eines Verdachts auf den Kaiser, als begünstige er die müratischen Pläne. In entgegengesetzter Richtung wirkte auf Napoleon die Rücksicht auf die mächtige ultramontane Partei, welche Franz mit großen Summen unterstützte. Die Kaiserin Eugenie sympathisirte mit der spanischen Linie der Bourbonen, welche ihrer Secundogenitur in Neapel die gleiche Theilnahme zeigte, wie die Wiener Lothringen-Habsburger ihrer Secundogenitur in Toscana. Der spanische Gesandte hatte stets bei Franz ausgeharrt. Auch die anderen Gesandten kamen auf den Geburtstag Franzens I., den 16. Januar 1861, nach Gaeta, um ihm Glück zu wünschen. Das Feuer der Belagerer ruhte an diesem Tage. Es blieben aber bei ihm nur der Nuntius und die Gesandten der verwandten Höfe, Spanien, Oestreich, Baiern und Sachsen zurück, um thatenlose Zeugen der Vollendung des Opfers zu sein. Am 19. Januar verließ Tinan, wie voraus angesagt war, mit der französischen Flotte Gaeta. In dieser letzten Zeit der freien Fahrt waren allerlei kühne Pläne in der Umgebung Franzens erörtert worden. Namentlich setzte man seine Hoffnung auf den stark sich aussprechenden sicilianischen Partikularismus. Durch ein Statut vom 15. Januar wurde von Franz die sicilianische Verfassung von 1812 (s. Band I, S. 147) mit voller Trennung von Neapel und Parlamentsregierung als rechtskräftig hergestellt. Er durfte die Sicilianer fragen, was sie mehr verlangen? Ohne Zweifel hatte die Restauration noch viele Anhänger auf Sicilien, aber sie wagte keine Schilderhebung und Franz konnte sich nicht entschließen, sich hinzubegeben.

Mittlerweile vollzog die piemontesische Flottille die Seeblokade. Am 22. Januar wurde von den Landbatterieen und von der Flottille die Beschießung eröffnet. Die jetzt noch zurückgebliebenen französischen Legitimisten schildern mit ungeheurer Emphase die Wunder der Ausdauer der Getreuen. Indeß verursachten die 20,000 Geschosse den Belagerten an diesem Haupttage nur einen Verlust von 24 Todten und von 80 Verwundeten. Aber seit dem 4. Februar 1861 erfolgten mehrere Explosionen der Pulvermagazine, deren eine von 7000 Kilogrammen Pulver 240 Mann verschüttete. Cialdini gab 60 Stunden Waffenruhe, um sie auszugraben und übernahm Verwundete und Kranke. Dann wurde das Feuer wieder aufgenommen, indem Cialdini dem Gesuche eines 14tägigen Waffenstillstands behufs Unterhandlungen natürlich nicht entsprach. So sehr man sich rühmte, sich aufs äußerste vertheidigen zu wollen, so wurde doch diese Willensmeinung durch die Er-

wägung unsicher, ob der Waffenehre noch nicht Genüge gethan sei. D Stadt selbst litt wenig durch das Feuer. Eine gangbare Bresche war no nicht eröffnet*). Da aber der Widerstand jetzt aussichtslos war und es si nur um einige weitere blutig zu erkaufende Tage handelte, ließ der Köni am 11. Februar durch den Gouverneur Unterhändler über eine Kapitulatio nach dem Festlande schicken. Von piemontesischer Seite führte der berühmt General Menabrea, welcher das Geniewesen leitete, die Unterhandlunger Diese rückten schwierig vor. Am Morgen des 13. Februar eröffnete auße den 20 bisherigen Belagerungsbatterieen nun auch eine nur noch 850 Me tres von der Festungslinie gelegene Breschebatterie ihr Feuer. Die Belager ten antworteten mit Ausdauer. Um 3 Uhr Nachmittags explodirte auf un unter der äußersten linken Bastion der Festungswerke, der von Transsilva nien, ein Magazin mit 18,000 Kilogrammen Pulver. Die Bastion wurd dadurch ganz zerstört, 52 Soldaten wurden getödtet, 27 verwundet. Da Feuer wurde von beiden Seiten bis zur Dunkelheit fortgesetzt. Um dies Zeit wurde denn auch die Kapitulation abgeschlossen. Die Belagerung hatt 101 Tage gedauert, wovon 47 Tage Waffenruhe. Mit der Beschießun war erst seit dem 22. Januar 1861 Ernst gemacht. Seitdem hatten de König und die Königin eine zwar bombenfeste, aber enge Kasematte be- wohnt. Während die Besatzung am folgenden Morgen, dem des 14. Fe- bruar, anfing, aus dem Landthor auszurücken, begaben sich die Majestäten unter militärischen Ehren auf einen französischen Dampfer, welcher sie über Civita vecchia nach Rom brachte. Die Königin Maria (geboren 4. Oktober 1841) war noch nicht 21 Jahre alt, als sie das schöne Doppelkönigreich verließ, wo sie so wenig Glück gefunden hatte.

8000 Mann rückten mit militärischen Ehren aus und legten dann die Waffen nieder. Einige Tausend lagen krank und verwundet in den Spitä- lern. Jene wurden zu Schiff nach Genua gebracht, wo sie kriegsgefangen blieben, bis auch die Citadelle von Messina und die Bergfeste Civitella del Tronto gefallen wären. Dann erst erhielten die Ausgedienten ihren Ab- schied, die übrigen Soldaten wurden mit zweimonatlichem Sold in die Hei- math entlassen, wo sie sich zur Einberufung fertig zu halten hatten. Die Offiziere erhielten 2 Monate Bedenkzeit, ob sie mit ihrem Range in das italienische Heer eintreten oder pensionirt werden wollten. Eine gemischte

*) Die Belagerung ist von beiden Theilen, namentlich auch von fremden Offizieren, welche die Wirkung der piemontesischen gezogenen Hinterlader nach dem System Cavalli beobachten sollten, sattsam beschrieben. Die besten Schriften sind Quandel, giornale della difesa di Gaeta. Il genio nelle campagne d'Ancona e della bassa Italia. Operazioni dell' artigleria negli assedi di Gaeta. Auch Persano veröffentlichte in der gazetta di Genova. 1867. N. 79. seinen Bericht an den Marineminister. Von französischen und von deutschen legitimistischen Augenzeugen wurden mehr emphatische, als lehrreiche Er- zählungen gegeben.

Commission sollte über die Tauglichkeit jener entscheiden. Auch die alten untüchtigen Soldaten wurden invalidirt, den Wittwen ihre Pensionen bestätigt. Die Kapitulation und Räumung Gaetas war insofern von politischer Wichtigkeit, als ausgezeichnete Männer, wie Pianell und de Martino, jetzt erst sich dem Königreich Italien näherten.

Wir haben die erst am 13. März 1861 erfolgte Uebergabe der Citadelle von Messina bereits erzählt. Das Felsennest Civitella del Tronto, an der äußersten Nordgränze der Abruzzen, nahe bei dem kirchenstaatlichen Ascoli, mit einer Besatzung von 100 Gensdarmen und 300 Briganten nebst 23 Kanonen, hatte nur für die Phantasie der klerikalen Gebirgsbewohner und als Ehrenpunkt einige Bedeutung. Es verlangte Zeit, da auch hier die Wege für die Belagerungsgeschütze erst gemacht werden mußten. Einige fanatische Priester feuerten die uneinige Besatzung an. Sie ergab sich den 20. März 1861 kriegsgefangen. Nur noch von den Schlupfwinkeln der Briganten und von Rom aus wurden im Namen Franzens Raubzüge gemacht. Aber intrigirt und fanatisirt wurde von den bischöflichen Palästen, von den Kanzeln aus und besonders in den Beichtstühlen. So oft auch es bis in den Anfang dieses Jahrhunderts herein Könige von Neapel nach Provinzen des Kirchenstaats gelüstet hatte, so war doch ein absolutistisches Neapel ein Rückhalt, eine Stütze für die weltliche Priesterregierung im Kirchenstaat. Diese Stütze sollte wieder aufgerichtet werden, um die Wiedereroberung des ganzen Kirchenstaats zu ermöglichen. Dieser Plan wurde besonders von Antonelli und von der ultramontanen Partei in Frankreich und Belgien unausgesetzt mit Kühnheit und mit großen Mitteln verfolgt.

So ging denn die Herrschaft der Bourbonen in Italien zu Grabe. Sie hatte 1731 in Parma, 1735 in Neapel auf Kosten Oestreichs begonnen. Eine ehrgeizige Prinzessin, Farnese, hatte dieß erreicht, indem sie, die zweite Gattin des Königs von Spanien, für ihre Söhne, die keine Aussicht auf die Krone Spanien hatten, durch wiederholten Bruch des europäischen Friedens jene beiden italienischen Kronen erraffte.

Fünfundvierzigster Abschnitt.

Italien im Frühjahr 1861. Die Proklamirung des Königreichs Italien, die römische Frage im Parlament, Cavours Tod.

Auf den 18. Februar 1861 war das italienische Parlament einberufen. Jetzt konnte es offen diesen Namen führen. Um diesen Akt mit freudigem Selbstbewußtsein zu begehen, war es nöthig, daß König Franz den Boden von Neapel verlassen habe. Deßhalb hatte Cialdini während der letzten Wochen die Beschießung mit so rücksichtsloser Energie betrieben. Nun kam die Nachricht von dem Fall Gaetas mit den Abgeordneten nach Turin. Der Senatoren, welche der König ernannt, waren 214, großentheils Männer, welche seit 1848 oft unter großen Opfern die nationale Sache gefördert hatten; unter ihnen auch die nicht zahlreichen literarischen Größen. Die Kammer der Abgeordneten zählte 413 vom Volk gewählte. Es war die erste parlamentarische Vertretung des italienischen Volks. Die von Karl Albert im Februar 1848 gegebene Verfassung war indeß in allen Provinzen des geeinigten Italiens verkündigt worden. Der König eröffnete das Parlament durch eine Thronrede. Er begann: „Beinahe ganz Italien ist frei und geeinigt durch die wunderbare Hilfe der göttlichen Vorsehung, durch den einträchtigen Willen der Völker und durch die glänzende Tapferkeit der Heere und es setzt sein Vertrauen in Ihre Tugend und Weisheit. Ihnen steht es zu, ihm gemeinsame Institute und eine feste Ordnung zu geben. Indem Sie den Völkern, welche bisher verschiedene Gewohnheiten und Staatseinrichtungen hatten, die größten Verwaltungsfreiheiten ertheilen, werden Sie darüber wachen, daß die politische Einheit, die Sehnsucht so vieler Jahrhunderte, niemals gemindert werden könne." Also Versöhnung des nationalen Einheitsstaats und der Selbstverwaltung der Provinzen in ihren inneren Angelegenheiten, dieß war das an die Spitze gestellte Programm. Es fiel auf, daß nach dem Frankreich und England gezollten Dank für ihre sympathische Unterstützung der König fortfuhr: „Nachdem ein loyaler, ausgezeichneter Fürst den Thron Preußens

bestiegen hat, habe ich einen Gesandten als Zeichen der Hochachtung (onoranza Ehrenbezeigung) gegen ihn und der Sympathie für die edle deutsche Nation entsendet, welche, wie ich hoffe, sich immer mehr überzeugen wird, daß Italien, in seiner naturgemäßen Einheit aufgerichtet, die Rechte und die Interessen der anderen Völker nie verletzen kann." Das Verhältniß zu den übrigen Staaten wurde nicht erwähnt. Besonders freute man sich darüber, daß Italien dießmal durch eigene Waffen sich befreit habe. Alles war bereit, dem nationalen Heere die größten Opfer zu bringen.

Den 21. Februar übergab Cavour dem Senat, im Auftrag des Ministeriums auf Befehl des Königs, eine Gesetzesvorlage, kraft welcher nach thatsächlicher Aufrichtung des nationalen Staats, Angesichts der zustimmenden Völker Italiens und Europas, Viktor Emanuel für sich und für seine Nachkommen den Titel des Königs von Italien annehmen solle. Die Berichterstatter gehörten den verschiedenen Provinzen Italiens an. Ihr Bericht erinnerte daran, daß durch die Fremdherrschaft und durch die schwächende Zerrissenheit Italiens der europäische Frieden, das politische Gleichgewicht der großen Staaten, der Fortschritt der bürgerlichen und der sittlichen Ordnung stets gefährdet gewesen seien, daß dagegen die nationale Monarchie eine Bürgschaft dafür sei. Der parlamentarische Akt war eine Einladung an die europäischen Staaten, ihren jüngst geborenen Bruder als ebenbürtig anzuerkennen. „Jene Staaten, die alten Wächter des Friedens und der Ordnung, werden mit uns der Autorität der italienischen Regierung und des Parlaments neue Stärke geben, damit diese mit der Weisheit und Mäßigung, die im Rathe eines großen Königreichs herrschen müssen, die schwierigen Aufgaben lösen können, welche den Frieden Italiens und der Welt, wie die Größe und die geistige Freiheit der Kirche interessiren." Der Beschluß des Parlaments sei der letzte Ausdruck des bereits bethätigten Nationalwillens. Die Berichterstatter fügten der Empfehlung der Gesetzesvorlage den Antrag bei, daß der Kronprinz von Italien den Titel „Prinz von Piemont" führen solle. (Der Kronprinz von Piemont hatte sich „Prinz von Savoyen" genannt.) Am 26. Februar stimmten 129 Senatoren für, zwei klerikale gegen die Gesetzesvorlage. Diese wurde den 14. März der Volkskammer zur Entscheidung vorgelegt. Nur kurze, nicht sowohl Reden, als Worte, Ausdruck der durch das kaum gehoffte Glück gehobenen Stimmung, wurden gesprochen. Eben war man im Begriff, zur geheimen Abstimmung zu schreiten, als ihr Präsident, Rattazzi, die ihm vom Kriegsminister zugeschickte Nachricht verlas, daß auch die Citadelle von Messina capitulirt habe. Mit um so lebhafterer Freudigkeit schritt man zur Abstimmung. Alle anwesenden Abgeordneten stimmten mit ja. Am 17. März unterzeichnete der König folgendes Dekret: Viktor Emanuel II., König von Sardinien, von Cypern und von Jerusalem; der Senat und die Abgeordnetenkammer haben

beschlossen und wir sanktioniren und verkündigen Folgendes: Einziger Artikel: Viktor Emanuel II. nimmt für sich und für seine Nachkommen den Titel des Königreichs von Italien. Er schreibt sich: König durch die Gnade Gottes und durch das Volk.

Schon am 2. März war der Protest Oestreichs gegen den Titel „König von Italien" eingelaufen. Es folgten die Proteste des Großherzogs von Toscana, des Herzogs von Modena, der Herzogin von Parma und der des Pabstes. Sie wurden unbeantwortet zu den Akten gelegt. Den 30. Februar erklärte Lord Russel dem sardinischen Gesandten, daß er ihn als den des Königs von Italien empfange*). Napoleon zögerte, trotz seiner Sympathie, mit der Anerkennung, eben sowohl aus Rücksicht auf das alle Franzosen, auch die Religionsspötter, beherrschende politische Axiom, daß an der Gränze Frankreichs kein starker, unabhängiger Staat aufkommen dürfe, als auf die Klerikalen. Diese Stimmung zeigte sich den 22. März 1861 bei der Berathung der Antwortsadresse auf die Thronrede des Kaisers in dem gesetzgebenden Körper. Ein Amendement Favres auf alsbaldige Räumung Roms durch die französischen Truppen hatte nur 5 Stimmen für sich. Im Februar war ein Brochürenkrieg vorausgegangen. Laguerronniere hatte eine Brochüre „Frankreich, Rom und Italien" herausgegeben, welche wohl mit Grund für offiziös angesehen wurde. Es hieß darin: „Italien und der Pabst sind ohne einander nicht zu denken; also müssen sie sich versöhnen. So lange das nicht geschehen ist, oder wenigstens bis auf Weiteres, wird der Kaiser seinen Degen in Rom lassen, um die Sicherheit des H. Vaters zu schützen. Mit Geduld wird er die nahe Stunde erwarten, wo die päbstliche Regierung endlich zu entscheiden wissen wird, zwischen denen, die alles gethan haben, Rom zu Grunde zu richten und denen, die alles gethan haben es zu retten." Die ultramontane Partei war natürlich durch jenen Vorwurf tief erbittert. Sie wollte die Souveränität des Pabstes, zunächst in Gestalt des, wenn auch verringerten, Kirchenstaats, durch Frankreich verbürgt wissen. In diesem Sinne forderte Düpanloup, Bischof von Orleans, Laguer-

*) Im April folgte die Anerkennung der Krone Italiens von Seiten der Schweiz, der Donaufürstenthümer, der Vereinigten Staaten von Nordamerika, des Bey von Tunis, des Kaisers von Marocco, Griechenlands, im Mai von Seiten der Republik Venezuela, der von Uruguai, von Haiti und von Liberia. Im Juni folgten Portugal, im Juli Paraguai, Costa Rica, Mexico, Schweden, Dänemark und Holland, deren protestantische Bevölkerungen sehr mit den Italienern sympathisirten, im September Egypten, im November, trotz den Bemühungen der Klerikalen, Belgien und der Kaiser von Brasilien. Die nordischen Mächte und die von ihnen abhängigen, das Beispiel der Annexion durch das Nationalitätsprincip fürchtenden deutschen Höfe ließen sich jetzt noch nicht herbei. Schmerzlich war es für die Kurie, daß die ganze neue Welt, nicht blos das vorherrschend protestantische Nordamerika, sondern auch die katholischen Staaten des Südens, das von der Kirche verfluchte Königreich Italien anerkannten.

ronniere, oder eigentlich den Kaiser auf, sein römisches Programm offen aufzustellen. Je nachdem, wollte auch die klerikale Partei ihre Stellung zum Kaiser einnehmen. Der fanatische Bischof von Poitiers verglich diesen ziemlich deutlich mit Pontius Pilatus, welcher im apostolischen Glaubensbekenntniß „Gottesmörder" genannt werde. „Denn Pilatus konnte Christum retten und ohne Pilatus konnten ihn seine Feinde nicht zum Tode führen." Napoleon hatte daher allen Grund, Cavours Unterhandlungen mit der Kurie gespannt zu verfolgen.

Mit derselben Leidenschaft betrieb die klerikale und legitimistische Partei aller Orten die römische Frage. In ihr sah die Partei ihre Aufgabe, ihr Ziel und zugleich das Mittel, den Hebelpunkt, um das Königreich Italien aus den Fugen zu sprengen. Cavour, am 22. März als Ministerpräsident Italiens in den Ministerien des Aeußeren und der Marine bestätigt, war entschlossen, die römische Frage als eine innere italienische zu behandeln, aber zugleich sein Programm vorzulegen, wie Italien auch die universelle Seite derselben zu lösen, oder doch ihre Lösung einzuleiten entschlossen sei. Im italienischen Klerus, in Rom, selbst in der Kurie hatte er Verbündete, welche im Rücken der französischen Agenten thätig waren, in seinem Sinne eine Verständigung anzubahnen. Unter ihnen war der gelehrte Jesuit Passaglia, welcher bei dem Pabst viel galt, weil er dessen Lieblingsidee, die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä, gegen die großen Dominikanerkirchenlehrer des Mittelalters verfocht. Cavour, ohne eine Ader von mystischem Dogmatismus, wollte diese Fragen der Kurie gern überlassen. Von den Kardinälen glaubte man bereits 13 gewonnen zu haben. Am meisten rechnete man auf den Kardinal Santucci. Cavours Optimismus hoffte, die in politischen Dingen so kluge Kurie würde endlich doch den ihr gebotenen Faden ergreifen, zumal er die Kirchengüter den Kirchen lassen wollte. Aber der Kurie lag ihre weltliche Macht näher am Herzen, als diese.

Die Versöhnung des jungen Königreichs Italien mit der Kurie war dadurch besonders erschwert, daß jenes seine Hand nach Rom selbst ausstreckte. Es war unmöglich, daß Italien ihr einen entsprechenden Preis dafür biete, da das Pabstthum sich nur als ein römisches Königthum zu denken vermag. Aber eben so wenig konnten sich die Italiener ein Italien ohne Rom, ohne die Hauptstadt Rom denken. Italien war einst nur durch die Waffen Roms geeinigt, gleichsam geschaffen worden. Die Größe Roms beherrschte die italienischen Geister auch im Mittelalter und im Zeitalter der Renaissance. Während der letzten Jahrhunderte hatten die Jesuiten die Jugend der besseren Klassen Italiens bei ihrem einseitig lateinischen Unterricht in der Verehrung Roms erzogen. Selbst sie hatten dabei das antike politische von dem päbstlichen Rom nicht scharf unterschieden. Die Rhetorik, die Phrase, wozu sie den dazu geneigten italienischen

Geist abrichteten, hatten in dieser Fusion ihre Nahrung. Nur vor dieser Rom, als vor ihrer Königin, beugten, wie einst zu Rienzis Zeiten, alle andern stolzen Städte den Nacken. So war Rom längst in den Phantasien aller italienischen Parteien die Hauptstadt Italiens, ja der Welt Das war die italienische Romantik in den mannigfaltigsten Contrasten Der römische Kaiser deutscher Nation war nicht mehr. Der Anspruch au Weltherrschaft, welchen er als solcher erhoben hatte, welchen noch Napoleon I. hatte erneuern wollen, war halb verschollen. Mazzini hatte die weltliche Seite des auf Rom ruhenden Rechtstitels, welchen die Kurie in den schlimmen Zeiten nur verstohlen geltend machte, wieder laut geltend gemacht. Forderte er auch Rom zunächst nur als die Hauptstadt der weltlichen Republik Italien, so hatte er auch die gleichsam kosmische Bedeutung Roms nicht vergessen. Die Republik Italien, mit dem Mittelpunkt Rom, sollte die Mutterrepublik der europäischen Republiken werden. So war denn Rom der Zielpunkt aller kirchlichen und politischen Parteien Italiens. Cavour konnte dem Drang des italienischen Geistes nach Rom als seiner Hauptstadt, sich nicht entgegenstemmen. Daher mußte er ein Mittel finden, zu diesem scheinbar unerreichbaren Ziele zu gelangen, er mußte den Weg bezeichnen, ehe Garibaldi jetzt, nach Ablauf des seinen Freiwilligen gegebenen Urlaubs, die Geister zu einem tollkühnen Akte aufrief, welcher die größten inneren wie äußeren Gefahren entfesselte. Auch dießmal war die Noth die Mutter einer großen Erfindung, einer großen Idee leider einer Täuschung. Italien, welches das Königreich des Pabstes zu seiner geographischen Einheit brauchte, war genöthigt, dem Pabste viel größere kirchliche Zugeständnisse zu machen, als irgend ein anderer Staat Cavour wollte Rom nur zur Hauptstadt des nationalen Staates machen Die Herrschaft oder vielmehr die Leitung der katholischen Christenheit sollt dem geistig wiedergeborenen Pabstthum dadurch erst gesichert werden. Denn wenn dieses erst der weltlichen Regierungspflichten, zu deren Erfüllung es sich als durchaus unfähig erwiesen hatte, entlastet wäre, so würde es die ganze Höhe seiner Mission einnehmen. Auf Italien würde nicht blos wie bisher, der Reflex der Herrlichkeit, welcher vom Mittelpunkt der Christenheit ausginge, zunächst fallen; die edelsten Kräfte, welche sich seit Jahrhunderten im Kampfe zwischen Kirche und Staat verzehrten, würden jetzt vereint an der sittlich-religiösen Wiedergeburt der Menschheit, zunächst aber Italiens arbeiten. Er hatte seit einem Jahrzehnt in Piemont zu diesem Zwecke namentlich die Pfarrgeistlichkeit zu heben gesucht und er sah bereits diese seine Saat sprossen. Daher hoffte er, daß das Pabstthum welches Jahrhunderte lang das größte Hinderniß nicht blos der politischen Unabhängigkeit, sondern auch der Wiedergeburt Italiens gewesen war, jetzt eine starke Förderung derselben würde. Die friedliche Scheidung der bür

gerlichen und der kirchlichen Gewalten sollte deren Kräfte reinigen und stärken, die Geister versöhnen. Die vertrauten Gehilfen Cavours, Artom und A. Blanc, sagen in der Einleitung zu der letzten großartigen parlamentarischen That Cavours (oeuvre parlémentaire S. 587): „An die Stelle des Roms des Alterthums, welches mit seinen Legionen, und des mittelalterlichen Roms, welches mit seinen Heeren von Mönchen die Welt eroberte, welches so den militärischen und den priesterlichen Despotismus über die Welt gebracht hatte, stellte Cavour im Geiste das Rom der Zukunft, wo die politische und die religiöse Freiheit ihren höchsten Ausdruck finden sollte; aus diesem ihren Brennpunkt sollten sie über die Welt strahlen. Die politische Gewalt, eingesetzt, den Rechten eines jeden und aller, also der Freiheit, Achtung zu verschaffen, und die religiöse Autorität, ohne Hinderniß über die katholischen Seelen geübt, sollten, indem jede sich in ihrer Sphäre bewegte, zum Fortschritt der Civilisation zusammenwirken. Jeder moralische und materielle Zwang sollte ausgeschlossen bleiben und so der friedliche Kampf der Ueberlieferungen und der Zukunftsstrebungen sich entwickeln; durch ihn sollten die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft umgebildet und erhöht werden. Cavour glaubte, daß das Pabstthum, erst im Element der Freiheit wurzelnd, seine besseren Kräfte, auch seine politische Erbweisheit entwickeln, daß es in der freiwilligen Ehrerbietung der Völker seine beste Stütze finden, daß die Gewissensfreiheit, in Rom anerkannt, der Menschheit gesichert würde. So würde die Kirche hoch über die Parteien erhoben. Dann wäre auch die weltliche Regierung in den Stand gesetzt, auf die feudalen Waffen Verzicht zu leisten, welche im Mittelalter von den Juristern zur Vertheidigung der bürgerlichen Gesellschaft gegen die Uebergriffe des Klerus geschmiedet worden waren. Die Bevölkerungen (namentlich Italiens), wenn sie im Pabstthum nicht mehr den Feind alles dessen, was ihnen theuer und heilig ist (der geistigen und der politischen Freiheit und der nationalen Unabhängigkeit), sähen, würden ihm sicher eine Verehrung zollen, worauf es ein Recht hat." — Cavour hatte bereits die Gefahr der socialen Frage ins Auge gefaßt; er hoffte zum Besten der niederen Klassen, selbst mit Hilfe der sittlich-religiösen Autorität, auch die Hebung und die Versöhnung derselben herbeizuführen.

Diese Idee hatte den großen Vortheil, daß die Anschauungen, auf welchen sie wurzelte, den erleuchteteren Geistern Italiens und Frankreichs durchaus nicht fremd waren. Hier waren Lacordaire, ja gewissermaßen Montalembert zu der Idee der vom Weltlichen befreiten Kirchen gereift, in Italien unter den jetzt Todten Rosmini und Gioberti, unter den Lebenden besonders Minghetti. Da Cavour kirchengeschichtliche Kenntnisse fehlten, hielt er sich fest an jene Autoritäten. Mit dieser jugendkräftigen

Idee im Bunde war er siegesgewiß dem „verlebten Josefinismus" gegen über. Das italienische Volk ist katholisch und hängt am katholischen Kul tus, welcher ganz aus seinem eigensten Sinn für Schönheit der Forme erwachsen ist, es liebt die Legenden der Kirche, in welchen seine uralte heidnischen Mythen eine halbchristliche Gestalt angenommen haben. Aber s gewiß das italienische Volk den Pabst, die irdische Personification der ka tholischen Kirche, nicht entbehren konnte, so mußte auch er Italien al seine Heimath erkennen. Cavour hoffte ihn in Rom festzuhalten, d der Pabst als Flüchtling in Frankreich Italien gefährlicher werden würd Aber selbst auf den Fall, daß der Pabst nun auch landesflüchtig würd war Cavour überzeugt, daß er sich in jedem andern Volk fremd, beeng ter fühlen und bald versöhnlicher nach Italien zurückkehren würde. Ita lien sei bisher der gehorsamste und der am schlechtesten behandelte Knech des Pabstes gewesen. Dieser hatte den italienischen Fürsten die Zugeständ nisse verweigert, welche er Oestreich, Spanien, Frankreich gewährt hatt Es komme nur darauf an, daß auch Italien, der italienische Staat, ihn Achtung einflöße, so werde der Pabst schon auch ihm die nöthigen Zuge ständnisse machen.

So stark der Glaube Cavours an die guten Kräfte der menschliche Natur und darum an die Freiheit war, so hoch hielt er doch die Mach der Autorität, welche die heiligsten Erbgüter der Menschheit wahrt. Ni hatte er daran gedacht, die Pfarrer oder gar die Laien zur Auflehnun gegen die Hierarchie aufzurufen. Nie hörte man Cavour über Pius sic unpassend äußern. Er glaubte, die Persönlichkeit des Königs werde be seiner katholischen Gesinnung in Rom zu einem guten Verhältniß mit Piu helfen. Er kannte einigermaßen die Veränderungen, welche mit der Ver fassung der Kirche in früheren Jahrhunderten durch die innere Entwicklun der Christenheit vorgegangen waren. „Die Kirchenversammlungen", sagt er zu seinen Freunden, „gaben der aufsprossenden Civilisation Europa das erste Beispiel parlamentarischer Regierung. Feudal im Mittelalter wurde das Pabstthum erst in der monarchischen Strömung des neueren Europas auch absolute Monarchie. Indeß ist die den christlichen Völkern entsprechendste, definitive Form des Kirchenregiments die von einem ge wählten Haupte geleitete Conföderation der Bischöfe." Cavour war über zeugt, daß der Staat nur den Bischöfen die volle Freiheit in der geistli chen Sphäre zu geben brauche, so würden sie sich unabhängiger von Rom fühlen und sich mehr den reellen Interessen der Bevölkerungen ihrer Diö cesen anschließen. Er leitete die von der ultramontanen Partei über die französischen Priester erlangte Herrschaft von den Versuchen der französi schen Revolution ab, den Klerus zu einer Civilinstitution zu machen. Die Bischöfe von jeder Specialabhängigkeit vom Staate befreien, war nach

seiner Ueberzeugung das beste Mittel, sie auch dem H. Stuhl gegenüber unabhängiger gesinnt zu machen. (Artom-Blanc S. 592.) Offenbar unterschätzte Cavour die Macht der Erziehung in abgesperrten Priesterseminarien und der Gewohnheit, in bigoten Kreisen lebend, die arge Welt aus der Vogelperspektive der abgeschlossenen Standesinteressen zu betrachten. Gegen das Ringen der Jetztlebenden abgeschlossen, brüteten sie in einer idealisirten Vergangenheit. Woher sollten die an blinden Gehorsam Gewöhnten den Mannesmuth nehmen, das eigene Gewissen und die Bedürfnisse der ihnen anvertrauten Seelen zu Rathe zu ziehen und ihnen zu folgen? Das forderte innere Kämpfe, gegen welche diejenigen Kämpfe rein äußerlich und darum leicht waren, welche man gegen die Welt als gehorsamer Diener der gewöhnten obersten Kirchengewalt zu gewärtigen hatte. In Rom hatte man einen ganz anderen Begriff von der Freiheit der Kirche, als Cavour. Man wollte wohl die Freiheit, aber, wie die Radikalen, nur die Freiheit für sich allein. Die Welt, der „Körper" mit seinen rebellischen Leidenschaften, sollte dem „Geist" gehorchen. Die Geistlichkeit und ihr höchster Ausdruck: das Pabstthum ist der Geist, der göttliche Geist. Der Zeitgeist ist dagegen nur ein Irrlicht. Pius hatte in seiner Allokution, welche er am 18. März 1861 im geheimen Consistorium gehalten, den Zeitgeist und die Civilisation verdammend geschildert. „Kann", schloß er, „der römische Pontifex dieser Civilisation eine befreundete Hand reichen? Wenn sie Ungerechtes fordert, so können wir es nicht zugestehen. Wenn man uns aber um Verzeihung bittet, so sind wir geneigt, dieselbe reichlich zu gewähren." — Absolution bekommt man aber nur, wenn man das ungerechte Gut zurückzugeben verspricht. Das war der Abschluß der seit November 1860 in Rom mit völligem Mitwissen des Pabstes geführten Unterhandlungen, bei welchen der Verzicht auf die weltliche Souveränität des Pabstes einerseits, der auf die Rechte des Staats in allen kirchlichen Dingen andererseits die Basis bildete. Die Ankunft Passaglias in Turin, zu Anfang Februar 1861, hatte Cavours Hoffnung gesteigert (siehe die interessanten Details N. Bianchi storia doc. VIII von P. 412 und die Dokumente von P. 694 an und W. Lang: „Im neuen Reich, 1872", von Seite 961 an).

Vor der Reformation appellirten die in Rom unterliegenden katholischen Ueberzeugungen an ein künftiges Concil; Cavour appellirte an die keimende Ueberzeugung der geistigeren Söhne der katholischen Kirche. Er war sich bewußt, daß ein Anderer säet, ein Anderer erntet. Aber schon für die Gegenwart mußte seine Idee eine gewisse Wirkung haben, ob sie gleich den vulgären Liberalismus, den stets nach der Polizei rufenden Freiheitsmännern eben so unverständlich bleiben mußte, wie den Kurialisten.

Schon in seiner Rede im Abgeordnetenhaus am 11. Oktober 186 hatte, wie wir uns erinnern (S. 278), Cavour in großen Zügen sein römische Politik dargestellt. Er hatte seitdem die italienische Seite derse ben mehr in sich ausgebildet. Die große Thatsache der Annexion, de Königreichs Italien war vollendet. Der Bolognesische Advokat Audinc richtete jetzt im Einverständniß mit Cavour an das Ministerium einige In terpellationen in Betreff der römischen Frage. Cavour antwortete darau zuerst in dem Abgeordnetenhaus den 28. März 1861. „Es ist die gewich tigste Frage, welche je einem Parlament vorgelegt wurde, denn sie ist nich nur eine Lebensfrage für Italien, sondern auch für die 200 Millione Katholiken und für die ganze sittlich-religiöse Welt. Sie ist uns jetzt nah gerückt und muß ohne jede Rückhaltigkeit erörtert, erschöpft werden. Rom muß die Hauptstadt Italiens werden. Ohne die Hauptstadt Rom kann Italien nicht definitiv constituirt werden. Darin wurzelt die Pflicht, da Recht Italiens auf Rom als seine Hauptstadt. Der Partikularismus de Provinzen wird nur vor der Hauptstadt Rom seine Ansprüche, die Haupt stadt bei sich zu haben, fallen lassen. Mich selbst kostet es großen Schmerz meiner Vaterstadt Turin zuzumuthen, Italien auch dieses schwere Opfer zu bringen. Aber ich als Abgeordneter erkläre, sie ist bereit, dieses Opfer fü Italien zu bringen. Nicht klimatische, strategische, topographische Gründ machen eine Stadt zur Hauptstadt einer Nation, sondern große geschichtliche moralische Motive. Diese vereinigen sich alle auf Rom, auf Rom allein.“ (Cavour sagte seinen Vertrauten, die Großmächte würden nie ihre Zu stimmung zur Hauptstadt Rom geben, wenn er sie blos als höchst wün schenswerth darstelle. Nur wenn man sie als Nothwendigkeit darstelle, se ihre Zustimmung zu hoffen.) Und nun wiederholt Cavour die beider Hauptbedingungen der Fixirung der nationalen Hauptstadt in Rom: er stens darf sie nur in Uebereinstimmung mit Frankreich geschehen, zweitens darf sie nicht das Signal zur Knechtung der Kirche durch den Staat sein die geistliche Souveränität darf nicht geschmälert werden. „Sogar wenn in Folge von Ereignissen, welche ich nicht für wahrscheinlich, ja nicht für möglich halte, Frankreich in eine Lage zurückgedrängt würde, in welcher es sich unserem Einzug in Rom materiell nicht widersetzen könnte, so dürf ten wir die Vereinigung Roms mit Italien nicht vollziehen, wenn daraus für unsere Verbündeten ein schwerer Nachtheil entspringen würde.“ (Wa dieß 1870 der Fall?) „Wir stehen Frankreich gegenüber in einer zu gro ßen Schuld der Dankbarkeit. Die sittlichen Gesetze werden auch von der Politik nicht ungestraft verletzt. Dieses hat Oestreich nach seinem feierli chen Undank gegen Rußland im Krimkrieg erfahren. Aber heißt dieß nicht die römische Frage für unlösbar erklären? — Frankreich wird keine ernst liche Schwierigkeit mehr erheben, sobald die Vereinigung Roms mit Ita-

lien von der großen Mehrzahl der Katholiken nicht mehr als eine Gefahr der Freiheit der Kirche angesehen wird. Unter diesen Katholiken verstehe ich die große Masse der Aufrichtigen, welche sich kraft eines lauteren Gefühls, nicht aus politischer Berechnung, zu den religiösen Glaubenslehren bekennen, welche nicht von vulgären Vorurtheilen geblendet sind. Wenn der Verlust der weltlichen Souveränität den Pabst zum bloßen ersten Hofprälaten des im Quirinal residirenden Königs machen würde, so würde ich offen erklären, die Vereinigung Roms mit Italien wäre nicht blos für den Katholizismus, sondern auch für Italien ein Unglück. Denn ich kenne kein größeres für ein civilisirtes Volk, als die Vereinigung der religiösen und der politischen Gewalt in Einer Hand, in der der Regierung. Die Geschichte beweist, daß dann alsbald die Civilisation Rückschritte machte. Der gehässigste Despotismus setzt sich sofort fest, sei es, daß eine Priesterkaste (wie im Kirchenstaat) die weltliche Gewalt usurpire, oder daß ein Kalife, ein Sultan sich der geistlichen Gewalt bemächtige. Ueberall hat diese verhängnißvolle Vermengung zu denselben Resultaten geführt. Gott bewahre unsere Lande davor!"

Cavour beweist nun, daß die weltliche Souveränität über Land und Leute längst keine Bürgschaft mehr ist für die Unabhängigkeit des Pabstes, da nur noch unter der Voraussetzung einer Zustimmung des Volks eine Regierung noch fortbestehen kann. „Diese Zustimmung entzog sich der weltlichen Priesterregierung seit 1814 mit jedem Jahre mehr. Der Antagonismus äußerte sich in einer Reihe von Aufständen. Das Schwert der Intervention mußte stets über dem Kirchenstaat schweben. Die klerikale Partei hat in der Romagna seit zwei Jahren den leidenschaftlichsten Gebrauch von der durch uns befreiten Presse gemacht, aber die Bevölkerung hat keinerlei Verlangen nach der Wiederkehr der früheren weltlichen Priesterregierung gezeigt. Nur einige von uns Ministern begangene Irrthümer haben einige Mißstimmung erregt. Merkwürdiger noch ist der Zustand Umbriens. Kaum war es im vorigen Herbst von uns befreit, so mußte auch der letzte Soldat daraus nach Neapel gezogen werden. Obgleich nun hier wegen der unmäßigen Zahl der Klöster (welche zwei Fünftheile des Grundeigenthums besaßen) die klerikale Reaktion am meisten zu fürchten war, obgleich alle möglichen Aufreizungen dazu von den gestürzten und ganz in die Nachbarschaft geflüchteten Behörden geübt wurden, so blieb das ganz sich, seinen freiwilligen Nationalgarden, überlassene Land vollkommen ruhig. Mehr eifrige, als erleuchtete Katholiken sagen: die weltliche Souveränität (Land und Leute) ist aber einmal eine absolute Nothwendigkeit für die katholische Welt. Sie muß ihr durch Garnisonen gesichert werden, welche von allen katholischen Mächten geliefert würden; mögen die Bewohner dadurch geknechtet werden oder nicht,

das geht uns und die große Frage nichts an. — Solche Worte erinne
an die religiösen Lehren, welche zu Menschenopfern führten, um die Gö
ter günstig zu stimmen. Andere Gemäßigtere werden nicht müde, d
Pabst zu behelligen, er solle seinen Unterthanen Reformen gewähren. S
thun dem Pabst damit Unrecht. Er kann und darf als solcher sie denselbe
nicht gewähren, er kann diese Reformen, als gegen das katholische Prin
cip laufend, in andern Ländern gezwungen kaum toleriren. Denn d
Pabstkönig ist zuerst wesentlich Pabst. Als solcher thut er nur seine Pflich
unerschütterlich. Auch die freisinnigsten päbstlichen Minister, wie die d
ottomanischen Pforte, stehen in Betreff civiler Reformen einer Unmöglich
keit gegenüber, weil in Rom wie in Constantinopel die geistliche und d
weltliche Macht in derselben Hand vereinigt sind. Darum kann die welt
liche Souveränität, der Kirchenstaat, nie die Basis der geistlichen Unabhän
gigkeit des Pabstthumes werden. Deßhalb verdient auch jene nicht ein s
lebhaftes Interesse der Katholiken. Die Würde des souveräne
Oberpriesters und seine Unabhängigkeit werden vielmeh
durch die Trennung jener beiden Gewalten, durch die breit
Anwendung des Princips der Freiheit auf die Beziehunge
der bürgerlichen und der religiösen Gesellschaft verbürgt
Das italienische Volk ist so grundkatholisch und so freiheitlich, daß es de
beste Bürge für Einhaltung dieser Verständigung ist. Allerdings sind bis
her alle in Rom gemachten Versuche, die Zustimmung dazu herbeizuführen
gescheitert. Allein die Geschichte hat viele Beispiele von Päbsten, welch
ihre Blitze gegen Fürsten schleuderten und bald darauf Frieden und Bünd
niß mit ihnen schlossen. Italien spreche das große Princip der Trennung
von Kirche und des Staats und das der Freiheit der Kirche aus (das
der freien Kirche im freien Staate). Es stelle dasselbe fest und bleibe fes
dabei, ob nun unserm Einzug in die ewige Stadt eine Verständigung mit
dem Pabst vorangehe oder nicht! Wenn dabei die italienischen Fibern,
welche die reaktionäre Partei wohl nicht ganz aus dem Herzen Pio's aus
reißen konnte, erzittern, so wird sich der größte Akt erfüllen, das erhabenste
Werk von unberechenbaren Folgen sich vollziehen, welches irgend ein Volk,
irgend eine Generation vollbrachte."

Wie der sterbende Moseh vom Berge Nebo das gelobte Land jenseits
des Jordans überschaute, so blickte Cavour in die Fernen der Jahrhun
derte Italiens, der Welt. Saaten des Friedens, des inneren geistigen
Friedens, der gesitteten, der religiös-sittlichen Freiheit, schaute er sprossen.
Aber er verhehlte es sich nicht, daß der finstere Geist des Fanatismus,
die Herrschsucht mit dem Lichtgeist dieser Freiheit, der Herzensreligion,
einen schweren Kampf kämpfen werde. Wie sollte sich die höchste Geist
lichkeit bekehren, sie, die ja nur den Andern Bekehrung verkündet? Im

Falle ihres fortgesetzten Widerstands und Fluchs hoffte Cavour um so sicherer, daß die rechten, frommen, erleuchteten Katholiken Italien, welches die Erhaltung und Läuterung seines katholischen Glaubens und seine nationale Unabhängigkeit anstrebe, die „Absolution" nicht versagen würden.

Natürlich hatte jede Färbung der parlamentarischen Parteien über die große Frage ihre eigene Ansicht. Buoncompagni widerlegte die Berufung auf einige gute Gesetze der weltlichen Priesterherrschaft damit, daß noch bessere Gesetze in Neapel, ja in Toscana die Regierungen nicht verhindert hatten, schlecht zu werden. Der Radikale Ferrari, welcher dem Barocken nachjagt, sagte den Kirchenstaatlern, die Greuel der weltlichen Priesterregierung fechten ihn nicht an; der Convent habe eben so große Greuel verübt, aber für das richtige Princip. Man könne nur mit einer neuen Idee siegreich nach Rom gehen. Schade, daß ihm keine beifiel! Er sah nicht, daß Cavour eine neue Idee aufgepflanzt hatte. Die Linke rügte die Unterthänigkeit gegen Frankreich, welche Cavour nun in der römischen Frage vollends anerkennen wolle. Die vorgeschlagenen Tagesordnungen seien Petitionen an Frankreich; das italienische Parlament habe Petitionen entgegenzunehmen, keine, namentlich nicht an Fremde zu richten. Und dieses Frankreich wolle nie ein großes Volk an seinen Gränzen aufkommen lassen. Aber Italiens Geschick sei dadurch verdorben, daß es von oben, durch Gehorsam, nicht durch die Demokratie zur Freiheit geführt worden sei. Die Italiener wurden von den Linken als das in Glaubenssachen toleranteste, indifferenteste, von den Klerikalen als gut katholisches Volk gerühmt. Und beide hatten einigermaßen recht. Die Klerikalen erkannten an, daß die öffentliche Meinung die Minister zwinge, Rom für die Hauptstadt zu erklären; aber man solle doch ja nicht eilen, Rom sei noch nicht reif dafür. Man dürfe nur mit dem Segen des Pabstes in Rom einziehen. Das hatte ja Cavour eben versucht und er wollte ja jetzt auf dem weiten Wege der öffentlichen Erörterung die Fürsprache der katholischen Völker für Italien beim Pabste erringen. Goldkörner der Wahrheit waren in dem Phrasenschutt des piemontesischen Klerikalen Chiaves: „Es ist nicht enger Municipalgeist, welcher aus mir spricht, indem ich diese Proklamirung Roms als Hauptstadt für unzeitgemäß erkläre. Die öffentliche Meinung, die Königin der Welt, reißt uns gegen Rom fort; aber schmeicheln wir ihr nicht mehr, als man den Königen schmeicheln darf. Die geistige Größe, welche Rom zu unserer Hauptstadt macht, wurzelt in der Religion und in der Kunst, nicht in der Politik. Warten wir die Entwicklung des politischen Lebens in Rom ab! Nach Rom, so wie es jetzt noch ist, hineinzugehen, wäre gefährlich. Tragen wir immerhin dem Ruhm unserer Väter, welche Rom groß machten, Rechnung; aber vergessen wir darüber nicht, daß unsere Unterdrücker uns im Namen dieses

alten Ruhmreichthums in Unthätigkeit hielten. Wir haben ihnen nur zu sehr Gehör geschenkt. Hätten wir nicht so viel an das Alterthum gedacht so hätte das italienische Vaterland nicht so viele Zeit zu seiner Wiedergeburt gebraucht. Nicht die Majestät des Orts macht die Handlungen groß sondern es sind die Menschen, es sind die Thaten, durch welche ihr Schauplatz verherrlicht wird." Im Namen d'Azeglios schlug Torelli Florenz als Hauptstadt vor*).

Cavour suchte das nationale Gefühl der Kirchlichen zu wecken, sie für seine Idee zu gewinnen. Drastisch drückte er die von ihnen verkannte Thatsache, daß der Pabst in seiner landesherrlichen Souveränität nicht mehr die Unabhängigkeit finde, jetzt also aus. „Da der Pabst aus dem Kirchenstaat die nöthigen Gelder und Soldaten nicht mehr beziehen kann diese vielmehr bei auswärtigen Mächten betteln muß, so ist der Kirchenstaat für ihn eine Ursache absoluter Abhängigkeit geworden. Der Mann welcher ohne Schulden und ohne Feinde ruhig wohnt, scheint mir tausendmal unabhängiger, als der reiche Grundbesitzer, welcher alle seine Pächter gegen sich hat und nur inmitten von Gensdarmen ausgehen kann. Wir bieten ihm die Freiheit für das Kirchliche voll, wie wir sie dem Volke in allen anderen Beziehungen geben. Daß ich es ehrlich damit meine, erhellt daraus, daß ich im Jahre 1850, wenige Tage nachdem ich in den Rath der Krone berufen war, offen dieses Princip aussprach, indem ich ein Projekt verwarf, welches die Inkammeration der Kirchengüter, die Aufstellung eines vom Staat besoldeten, vom Staate abhängigen Klerus verwarf." Cavour fügte bei, wenn die Versöhnung durch Schuld der Kurie auf diese Principien hin nicht zu Stande käme und wenn die öffentliche Meinung (namentlich in Frankreich) anerkenne, daß es nicht die Schuld Italiens sei, so könne Rom mit Italien vereinigt werden ohne fatale Folgen

*) Die alten nationalliberalen Welfen, z. B. Balbo, hatten die Conföderation der italienischen Staaten auch aus dem Grunde verfochten, weil Rom, die einzig mögliche Hauptstadt des Einheitsstaats, unantastbar sei. Nach Aufrichtung dieses mußte Cavour Rom fordern. Dieß leugnete d'Azeglio in seinem „Quistioni urgenti". Das Klima Roms sei zu ungesund, die Bevölkerung zu verwildert, die Italien gefährlichen antiken Erinnerungen wurzeln im römischen Boden. Rom solle eine Freistadt unter päbstlicher Oberhoheit, aber nicht annexirt werden. Er schlug Florenz, als Centrum der italienischen Civilisation, zur Hauptstadt vor. Er wollte den Conflikt Italiens mit dem Pabstthum dadurch mildern. Aber war zu hoffen, daß dieses auch nur sein Programm annehme? Noch weniger war die öffentliche Meinung Italiens dafür zu gewinnen. Durch die ungeheuren Erfolge überspannt, hielt sie nichts mehr für unmöglich. Sie hielt sich für unwiderstehlich: „Sollte den Römern allein das Recht, selbst über ihr Schicksal zu bestimmen, abgesprochen werden? Hätte Italien damit nicht das Princip, worauf es seinen Einheitsstaat aufgeführt hatte, aufgegeben? Daher: ohne Rom kein freies Italien und kein freies Rom, sofern es nicht ganz italienisch wäre." Nach 3 Jahren zeigte es sich aber, daß sich Napoleon d'Azeglio's Idee wohl gemerkt hatte.

für Italien und für die Kirche. Er empfahl die von Buoncompagni vorgeschlagene Tagesordnung. Sie lautete: „Die Kammer, im Vertrauen, daß nach Sicherstellung der Würde und der Unabhängigkeit des Pabstes und der vollen Freiheit der Kirche, im Einvernehmen mit Frankreich die Nichtintervention Statt habe und daß das von der Willensmeinung der Nation als Hauptstadt ausgerufene Rom mit Italien verbunden werde, geht zur Tagesordnung über." Die zweite Kammer bejahte dieß beinahe einstimmig. Selbst Piemont und Turin gaben Zeichen des Einverständnisses, theils aus Patriotismus, theils weil die Verlegung der Hauptstadt damit auf unbestimmte Zeit vertagt war. Man glaubte seine Opferbereitschaft anerkennen zu müssen. Chiaves schlug auf den von Piemont in den Krisen von 1848, 1849 und 1859 erprobten Heroismus folgende Danksagung vor, deren Sprache bezeugt, daß die alte Phrase noch nicht ausgestorben war: „Piemont hat sich jeder Idee des Partikularismus (municipalismo) entkleidet. Als Piemont sah, daß von einem Sarge der Deckel wegzunehmen sei, damit die ehrwürdige Mutter Italia erstehe, so fühlte es, daß Piemont als ihr einziger Sohn, welcher die Arme frei hatte, die Pflicht habe, dieses Werk zu versuchen. Ob es sich gleich bewußt war, daß der Deckel ihm auf die Brust (Fianchi, Hüfte) fallen könnte, wagte es dennoch dieses Werk. Zurückgeworfen, wiederholte es den Versuch. Beinahe zu Boden geworfen, machte es den Versuch zum drittenmal. Das alte Piemont hatte von seinem Pietro Micca gelernt, Feuer an die Mine zu legen, auf die Gefahr hin (a costo, um den Preis) im Feuer aufzugehen"*). Mögen wir über diesen Bombast lächeln; aber der altpiemontesische Artillerieserge ant, welcher so sein Leben verlor, war eine theure, stolze Erinnerung des kriegerischen Volkes. Nur auf Grund dieses Charakters war es Cavour gelungen, den nationalen Geist aus düsterem Brüten zur Klarheit, zum Sieg zu führen. Dieser soldatische Geist war die geharnischte Darstellung des Staatsbewußtseins.

Es ist nicht zu verwundern, daß sowohl Liberale, wie Klerikale in ihrer beschränkten Anschauungsweise die „freie Kirche im freien Staate" Cavours als eine täuschende große Phrase, als eine Maske ansahen. Er

*) Pietro Micca ist in dem Alpenthal oberhalb Biella geboren. Als bereits Prinz Eugen aus dem Tyrol heranrückte, um das seit vier Monaten von den Franzosen hart bedrängte Turin zu entsetzen, waren am 30. August 1706 die französischen Grenadiere bis an das Thor der Citadelle von Turin vorgedrungen. In diesem entscheidenden Augenblick zündete Micca eine Mine an, welche ihn und die Grenadiere tödtete. An seinem Geburtshause im Weiler Sagliano ist eine Gedenktafel, die Garibaldi im Mai 1859 bei Eröffnung seines Feldzugs besuchte (s. Lebensbilder zur Zeitgeschichte II. Garibaldi und die Alpenjäger von Reuchlin. S. 26). Im turiner Arsenal wurde ihm ein Denkmal gesetzt, welches jetzt vor der geschleiften Citadelle in Via Cernaia steht. Der Platz vor dem Bahnhof wird nach P. Micca genannt.

hatte ja soeben in der neapolitanischen Krise den keckſten Gebrauch vo der italienischen Kunst der Verstellung gemacht. Aber mit der Freihei der Kirche war es Cavour bitterer Ernst, wie mit jeder Freihei welche die Freiheit der Andern nicht erstickt. Sie war ihm Selbstzwec wie die Unabhängigkeit und die dazu unentbehrliche Einheit Italiens. De Zweiflern an der Macht seiner Idee antwortete Cavour: „um in der Po litik etwas zu leisten, muß man einen starken Glauben haben.“ Und die sen hatte er besonders in dieser Frage, welche für ihn keine Frage wa De la Rive bringt Aeußerungen Cavours aus dem Jahre 1844 bei, wo rin dieser die advokatische Peinlichkeit eines Düpin gegen die kirchliche Institute tadelt. Cavour verabscheute das östreichische System, welche den Klerus als eine Polizeiabtheilung zu benutzen suchte; er haßte diese System nicht blos deßhalb, weil die Kurie dasselbe zuließ, um durch öst reichische Waffen im Besitz seiner einträglichſten Provinzen, der adriatischen erhalten zu werden. Dieser Ueberzeugung gab Cavour thatsächlichen Aus druck, als er, im Besitz der Regierung befestigt, von 1854 an sich mi dem Verhältniß der Kirche und des Staats in Piemont, mit der Lage de Pfarrgeistlichkeit, mit dem Kirchengut eingehend zu befassen hatte (Band II unserer Geschichte von Seite 229 an). Er gab sich alle Mühe, die Pfarr geistlichkeit, obgleich diese sich in den Wahlen ihm durchaus feindlich er wiesen hatte, durch ein anständiges Einkommen aus Grundbesitz von de Tyrannei der hohen Hierarchie zu erlösen, um sie zu freien Bürgern zu machen, welche ihm die Hand zur sittlichen Hebung des Volks reichen würden. Dieses ist ihm nur bei dem kleineren Theile der Pfarrgeistlichkeit einigermaßen gelungen. Die Kurie für seine große Idee zu gewinnen, sie zu einer geistigeren Kirchlichkeit zu bekehren, ist ihm und seinen Nachfol gern nicht gelungen. Hatte Cavour durch die gewaltsame Einverleibung des Kirchenstaats die nöthige vollendete Thatsache geschaffen, so hatte er damit zugleich den Pabst aufs Tiefſte gekränkt. Ferrari sagte mit Recht: uns, die wir dem Pabst sein Eigenthum rauben, steht es übel an, ihm gute Rathschläge zu ertheilen.

Minghetti gibt uns in seiner Parlamentsrede vom 17. und 18. Juni 1863 eine Uebersicht über die Versuche, welche von dem Parlamentsbeschluß des 17. März 1861 an, durch welchen Rom als Hauptstadt Italiens pro klamirt wurde, von den verschiedenen Ministerien zur Realisirung dieses Programms gemacht wurden. Minghetti beginnt damit, kraft seiner inner sten Ueberzeugung die von den Radikalen ausgestreute Ansicht zu widerle gen, das Programm der freien Kirche im freien Staate sei für Cavour nur eine parlamentarische Kriegslist, eine politische Auskunft gewesen. Er erklärt dagegen: „Dieses Programm war der Abschluß des Systems der Freiheit, wozu sich Cavour mit voller Ueberzeugung bekannte. Er hat die

ökonomische, die administrative, die bürgerliche Freiheit verfochten, er mußte daher auch die Freiheit der Kirche verfechten. Die freie Kirche im freien Staat bedeutete für ihn die Gewissensfreiheit für alle, die Freiheit, sich zu vereinigen für die Bekenner jeder Religion, die Freiheit, sich ihrem Glauben, ihrer Ueberlieferung gemäß zu organisiren und ihre Ueberzeugungen ohne Einmischung der Regierung zu verbreiten. Seit langer Zeit hatte er darüber nachgedacht und er glühte von dem Verlangen, sie von der Zukunft verwirklicht zu sehen. Wie oft habe ich ihn unter den Pappeln von Leri diese Frage mit dem Feuer tiefster Ueberzeugung erörtern hören, wie er die Wohlthaten voraussagte, welche von der Einführung dieses Grundsatzes in das gemeine Recht der Civilisation erwachsen würden. Und mit voller Ueberzeugung theile ich diese Idee und glaube, daß diejenigen, welche sie nicht theilen, Männer der Vergangenheit sind, welche das Gefühl der Zukunft nicht haben." Das ist auch das Bekenntniß Ricasolis, Peruzzis, Lamarmoras, Menabreas, Jacinis, Amaris, welche in verschiedenen Ministerien die Ideen Cavours durchzuführen suchten.

Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, Cavour habe, seiner Idee zulieb, sogleich alle Vertheidigungswaffen des Staats gestreckt. Im Sommer 1860 ließ er gar zu widerspenstige Bischöfe in Untersuchungshaft bringen. Am 5. März 1861 erklärte die Regierung, in Folge der Aufhebung des Concordats mit Neapel, die Ernennung und die Amtsenthebung der Bischöfe beider Sicilien für ein Kronrecht. Cavour hielt seine Waare, die alten Rechte des Staats, fest in der Hand, um den verlangten Preis, den Verzicht der Kurie auf die weltliche Souveränität, zu erzielen.

Die Kirchenfrage war eine große Frage der Zukunft. Aber längst drängten sich in das Abgeordnetenhaus brennende, baldige Abhilfe heischende Forderungen besonders verletzter, oder sich verletzt fühlender materieller Interessen. Oestreich hatte seit 1849 die Grundsteuer von Lombardovenetien beinahe um das Doppelte erhöht. Damit sollten die verhältnißmäßig wenigen Grundbesitzer, nationalliberale Städter getroffen werden. Den anderen Belastungen, dem östreichischen Papiergeld, hatten sich die Italiener einstimmig und schlau zu entziehen gewußt. Nur Grund und Boden konnte dem Fiskus nicht wie Quecksilber entschlüpfen. Dieser wurde daher um so stärker belastet, wobei Oestreich darauf rechnete, der Neid der nicht grundbesitzenden Klassen werde sich dessen heimlich freuen. Die Lombarden rühmten sich früher und klagten jetzt, daß sie finanziell am meisten für ihre nationale Gesinnung leiden mußten. Nun aber verlange die Gerechtigkeit, daß die Lasten, besonders die der Grundsteuer, gleich vertheilt würden. Die Piemontesen aber rühmten sich, daß sie freiwillig wenigstens ebensoviel für Italien gesteuert hätten. Der Finanzminister Oytana, ein Mann aus einem Stück, „voll ruhiger Wuth in seinen Ueberzeugungen", erklärte schon

im November 1859, die andern Steuern, welche Piemont trage, beziffer sich auf 30 Millionen, so daß die Lombardei verhältnißmäßig geschont se So wenig Tröstliches diese Erklärung den Lombarden bot, so suchten ihr Abgeordneten doch durch Geduld in Untersuchungen und durch Unterhand lungen einige Erleichterung. Sie theilten nicht die Bitterkeit der lombar dischen Presse*). Es war schwer, für die Berechnung eine Basis zu finde da Piemont außer dem Novaresischen ein Grundkataster fehlte, welche die Lombardei längst besaß. Noch im Juni 1860 nahm die Kammer die Er klärung Cavours, Italien müsse seine Freiheit nicht blos mit Blut, sonder auch mit Geld bezahlen, mit Heiterkeit auf. Allein im Grunde bestätigt sich doch das Wort Machiavellis, daß die Völker lieber ihr Blut, als ih Geld opfern. — Die Vorschäge des feinen vermittelnden Justizministers Cassi nis zur Reform des piemontesischen Gesetzbuchs aus der noch strengeren Zei Karl Alberts, waren im Frühjahr 1860 von der Kammer dankbar zur wei teren Bearbeitung entgegengenommen worden. Als Cassinis dieselben Vor schläge im Frühjahr 1861 dem italienischen Parlament vorlegte, macht man so viele Einwendungen, erhob man so starke Vorwürfe, daß er da Ministerium niederlegte. Die im Frühjahr 1860 unregelmäßig, weil vo der Annexion, gewählten Abgeordneten von Toscana und Emilia waren sehr schüchtern aufgetreten und hatten alle Differenzen zu ebnen gesucht Jetzt, 1861, waren sie in ihrem Rechte und machten es geltend. De Sauerteig der garibaldischen Bewegung hatte die Wählerschaften durch drungen; man hielt Besonnenheit, Mäßigung nicht mehr für nöthig. Ein starkes Italien war ja gemacht! Die Sonderinteressen durften jetzt, schien es, ohne Gefahr ihre Forderungen erheben.

Nach dem Gesetz vom 17. December 1860 wurde je von einem Wahl kreis von 50,000 Seelen ein Abgeordneter gewählt. Durch die Vergröße rung der Wahlkreise wollte man verhindern, daß selbst nach Eintritt Venetiens und Roms das Unterhaus des Parlaments über 500 Mitglieder er hielte (s. Bonghi's Pasini P. 817). Die Piemontesen, überdieß im Sena verhältnißmäßig zahlreich, waren eine Auswahl von politischen Männern welche, zum Theil schon unter dem absolutistischen aber ehrlichen Systen in die Geschäfte gekommen, in das parlamentarische Leben sich eingeübt hatten Man hatte in Piemont längst dem Grundsatze gehuldigt, daß häufiger Per sonenwechsel die bewährten Kräfte vergeude. Neulinge sollten nicht auf Koste des Staats ihre Schule machen. Weder durch Weite der Idee, noch durch

*) Diese wurde nur durch die Schadenfreude der östreichischen Regierungspresse übe die Enttäuschung der befreiten Lombarden etwas gemäßigt. Eine Mailänder Karikatur machte die östreichische Darstellung durch Uebertreibung lächerlich, indem sie die Lombar den an der Treppe zur Plattform des Mailänder Doms Queue machen ließ, um sich in ihrer Verzweiflung herabzustürzen.

feurige Beredtsamkeit übertrafen sie die andern Italiener. Aber sie besaßen die geübte Geduld und Ausdauer, ohne Lärm zu operiren und eine durch Erfahrung gestählte Sicherheit. Sich jetzt größtentheils fester an einander anschließend, bildeten sie eine Phalanx, den festen organisirten Kern des Parlaments. Sie hielten meistentheils fest zu Cavour; dieser brauchte die etwas mißvergnügten nur vertraulich am Arm zu fassen, um sie für einige Zeit in sein Geleise zurückzuführen. Ricasoli führte ihm die Toscaner, Farini die Emilianer zu. Die übrigen Kirchenstaatler vergaßen noch nicht, daß Cavour sie mit dem piemontesischen Heere vom Priesterjoche befreit hatte. Auch die früher von den Bourbonen verbannten Südländer waren meist monarchische Unitarier geworden. Doch erschwerten sie die Festigung des Staats, ihre Abgeordneten vergifteten mit ihren Ränken und Tumulten das parlamentarische Leben. Die von Garibaldi befreiten Neapolitaner und Sicilianer waren zum Theil radikal oder stellten sich radikal, um damit ihren Partikularismus zu bemänteln. So hielten es auch manche Lombarden. Diese Oppositionellen zählten unter den 430 Abgeordneten etwa 80. Da sie aber jetzt noch regelmäßiger auf ihrem Platz und da in der Regel keine 300 Abgeordnete anwesend waren, so war die Opposition manchmal bedenklich, zumal für einen so jungen Staat, dessen Glieder erst lose in einander gefügt waren. Persönlicher Neid und Gehässigkeit, unter dem Vorwande von Verschiedenheit politischer Ueberzeugungen, beherrschte besonders die Südländer und verhinderte sie an gemeinsamer systematischer Opposition. Diese gab den Cavourianern bereits den Uebernamen „Consorten". Die Südländer waren gewöhnt, bei ihren politischen Gegnern, zumal bei der Partei der Regierung, niedrig egoistische Motive vorauszusetzen. Diesen gegen- und auseinander gehenden Kräften gegenüber bildete Cavour einen festen Mittelpunkt und Damm. Das Reale an diesen Gegensätzen war der partikularistische Geist der früheren Staaten, der alten Städte, aber man wollte dieß sich nicht gestehen. Niemand wollte Municipalist sein. Municipalismus hieß man nämlich in Italien, dem Land der Städte, den Partikularismus. Wir haben schon gesehen, daß in der Krise des Oktober 1861 die Aktionspartei, um sich nicht durch Cavour die Macht aus der unfähigen Hand nehmen zu lassen, sich zur Vertheidigerin des Partikularismus, welcher im großen „Königreich", in Neapel und auf Sicilien besonders stark war, aufgeworfen hatte. Die damals stärkere national-unitarische, constitutionelle Partei hatte den Süden mit Recht auf das Parlament vertröstet. Hier mußte die Frage der Provinzialrechte jetzt zum Austrag kommen. Aber sie war nicht mehr res integra. Rattazzi hatte die im Anfang des Kriegs von 1859 dem Ministerium Cavour ertheilte diktatorische Gewalt auch nach dem Frieden von Villafranca beibehalten und benutzt, um mit pie-

montesischen und mit Gesetzen eigener Mache in centralistischem französ schem Sinn die Lombarden zu überschwemmen. Wir haben schon früh gesehen (Band III S. 477, 479), aus welchen Gründen dieß den größte Mißmuth der Lombarden verursachte. Man wollte nicht, aber man muß bald gestehen, daß viele östreichische Einrichtungen besser gewesen waren Rattazzi löste die bisherige Gruppe der lombardischen Provinz auf. Die ses gab Veranlassung, daß in Mailand besonders die Idee der provinzielle Organisirung, der „Region" und des Subcentrums aufkam. Jeder bis herige Staat sollte eine administrative „Region" bilden, deren bisheri ger Hauptort (capoluogo) ihr Mittelpunkt geblieben wäre. In der Haupt stadt Italiens sollten alle diese administrativen Kreise und Mittelpunkt ihren politischen Mittelpunkt haben. Man unterschob in Piemont diese Idee, welche den politischen und socialen Gewohnheiten Italiens entsprach die Absicht Correntis, in der Lombardei halb selbstständig zu schalten un zu walten. Abgesehen von dem viele Regionalisten treibenden antipiemon tesischen Stachel war Cavour mit der Idee einverstanden. War es ja ein Organisirung der Freiheit, welche er in der Kirche, im Handel, im Staat und in der Gemeinde zu ihrem Recht bringen wollte. Zwischen die beide letzteren sollte ein vermittelndes Glied eingefügt werden. Er war beson ders mit Minghetti darüber einverstanden, daß eine Verfassung mit de französischen Centralisation nicht bestehen, nicht zu einem lebendigen Orga nismus werden könne. Denn wenn die kleineren Kreise der Freiheit in Besorgung ihrer Interessen verhindert seien, so werfe sich aller Eifer und Ehrgeiz auf die Erstürmung der höchsten Gewalt, der große Hause poli tisire und kannengießere über diese. Um reale Aufgaben intellektuell und materiell lösen zu können, mußten viele Gemeinden zur Region zusammen gefaßt werden. Diese hätte auch viel besser als die vereinzelten Gemein den den Eingriffen des Staats in ihre Angelegenheiten Widerstand leisten können. Minghetti wies der Region die Straßen, die Häfen, Wald, Mi nen, alle Zweige des höheren Unterrichts zu. Nur der Volksunterricht sollt Staatssache bleiben; denn, sagte Cavour, die Freigebung des Volksunter richts aus der Hand des Staats darf nur der allerletzte Akt auf dem Weg der Freiheit sein. Auch Farini, wie Minghetti Bolognese, war dieser Ide günstig. Er ernannte eine Giunta, Commission für Gesetzgebung, mit den Auftrag der Centralisirung. Ueber der Gemeinde, dem mandamento, den Nachbarschaftsbezirk (circondario) und über den kleinen Provinzen müss die Region stehen. Ihre Abgränzung haben die natürlichen, traditionellen Eintheilungen Italiens z. B. in Piemont, Ligurien (das Genuesische), de Insel Sardinien, der Lombardei, Emilia, Toscana bestimmt. Allein die sen Bestrebungen trat eine starke Partei gegenüber, welche die politisch Einheit nur durch die administrative Einheit für gesichert hielt

diese sei noch mehrere Jahre nöthig. Rattazzi und sein Anhang war dabei durch französische und andere abstrakte Gedanken geleitet, Lafarina durch die Furcht vor dem neapolitanischen und dem sicilianischen Partikularismus. Unter den namhaften Piemontesen war nur San Martino für die Regionalsysteme. Auch national Gesinnte hielten die Aufrechthaltung der piemontesischen Hegemonie noch für unentbehrlich. In Mittelitalien boten die Ländchen Parma, Modena, die Marken, Umbrien kaum das Material zu Regionen. Die gebildeten Romagnolen dagegen hatten, im Gegensatz gegen Rom und gegen das weltliche Priesterregiment, seit 1850 nach provinzieller Selbstverwaltung unter dem Vikariat Viktor Emanuels gestrebt. Die alten Geschlechter in den alten Municipien, auch in Florenz, hofften in ihrer Region wieder Raum für ihre Thätigkeit zu finden. Toscana mit seinen überhumanen Gesetzen hatte gehofft, im Nationalparlament als Lehrerin aufzutreten, und durch Ricasoli vorläufig seine relative Autonomie gewahrt. Cavour hatte dieß geschehen lassen; er soll damals gesagt haben, Ricasoli sei eigensinnig wie ein Maulthier, aber man müsse ihn in seinem toscanischen Karren laufen lassen, da sonst das toscanische Kleinvieh sich vorspanne und den Karren unwillkürlich den Lothringern zuführe. Es regten sich aber in Toscana Traditionen, welche längst begraben waren und verweht schienen. Pisa, nach langem Kampf von den Franzosen preisgegeben, hatte sich um 1500 seiner Concurrentin, der Republik Florenz, Siena, von den Spaniern bezwungen, hatte sich 1555 dem Herzog Medici unterwerfen müssen. Sie wollten jetzt nicht in der Region Toscana sich Florenz freiwillig unterstellen. 6 Provinzialstädte Siciliens waren auf Palermo eifersüchtig. Die meisten Mittelstädte Italiens, zum Theil die lieblichsten Träger seiner Volksart, waren gegen ihre „Centren" und wollten noch eher unmittelbar unter dem Einen nationalen Centrum in Turin stehen. So fand denn Minghetti, seit dem 31. Oktober 1860 Minister des Innern, alle möglichen Widersprüche gegen seine Idee. Durch Naturell und Bildung ein Mann der Ausgleichung, suchte er durch Aufgebung der alten politischen Gränzen, weil deren Beibehaltung politische Gefahren barg, möglichst vielen Ansprüchen gerecht zu werden. Aber damit kam er auf eine gleitende Bahn. Cavour selbst wurde unschlüssig und erließ die Gränzbestimmung dem Parlament. Wie wir von eingeweihtester Seite wissen, machte es auf Cavour Eindruck, daß Ricasoli, bisher der Hauptverfechter der Provinzialselbstverwaltung, plötzlich zur centralistischen Partei übertrat. Das Gegentheil von Minghetti, ist Ricasoli unbeugsam, mit dem Vorbehalt, wie in Folge einer Inspiration, auf das Gegentheil überzuspringen, vielleicht weil ihm eine tiefere wissenschaftliche Grundlage fehlt. Der Toscaner Giorgini befürchtete und flößte seine Befürchtung Ricasoli ein, die Region werde den geflüchteten Dynastien den Sessel warm halten. Rica-

solis Furcht vor der Piemontisirung Italiens schwand davor. So lange Oestreich im Festungsviereck der Gelegenheit zur Restauration der alten Dynastien harrte, erschien die Vollendung der Staatseinheit als die zuerst herzustellende Thatsache. Ferner waren viele Neapolitaner, gewöhnt an eine stramme Regierungseinheit, in diesem Punkte den Piemontesen sympathisch. Auch bot das alte Königreich Neapel, welches doch zu einer Region zu groß war, außer der Hauptstadt kein natürliches Untercentrum. Unitarisch waren besonders Poerio und die früheren neapolitanischen Exulanten. Der seit 1848 Neapel entfremdete Massari sagte uns, der Regionalismus hätte dem italienischen Charakter so entsprochen, er wäre so bequem gewesen, daß Italien darin stecken geblieben wäre und nie zur rechten Einheit gelangt wäre. Eher wäre es ein loses Conglomerat von Republikchen geworden. Cavour war nicht geneigt, den Neapolitanern seine Willensmeinung aufzudrängen. Der fortglimmende Brigantaggio verlangte aber Concentrirung der Gewalten in der Hand der italienischen Regierung. Die Neapolitaner forderten entschieden die Hauptstadt Rom, in der Hoffnung dann bei allen wichtigen Fragen stets im Parlament erscheinen und den Ausschlag geben zu können. Rom aber war gleich Centralisation. Das Verlangen nach Rom, die Hoffnung, bald von dort aus zu regieren, gab der Centripetalkraft die Obermacht. Dadurch wurde das Drängen nach Rom nur ungestümer. Alle andern Minister wünschten ohnedieß, daß ihre Ressorts nicht durch Zwischenregierungen der Regionen beschränkt und geschwächt würden. So blieb diese Frage ungelöst. Sie tauchte aber bald immer und immer wieder auf, neue Kämpfe und Krisen gebärend. Immermehr klärte sich dabei die Ueberzeugung, daß die obere Hälfte Italiens ungleich mehr die geschichtlichen, sittlichen und intellektuellen Bedingungen der provinziellen Selbstregierung besitze. Der Süden war stets nur mechanisch regiert und zusammen gehalten worden. Wäre der nördlichen Hälfte Italiens ein Jahrzehnt Muße geblieben, sich zu organisiren, so wäre der Regionalismus sicher durchgedrungen. Seit der Eroberung des Südens mußte er auf lange aufgegeben werden. Die Centralisirung überbürdete die Minister mit Geschäften. Sie sollten über Lokalangelegenheiten, die ihnen unbekannt waren, raschen Bescheid geben. Ein Minister gestand uns, daß die Entscheidung nicht selten Subalternen zufalle, welche für Bestechung nicht unzugänglich seien.

Um diese Zeit schreibt Cavour an seinen Vetter de la Rive in Genf: „Meine Aufgabe verlangt jetzt mehr Arbeit, sie ist mühseliger als früher. Italien constituiren, die Elemente, woraus es besteht, verschmelzen, den Norden und den Süden in Harmonie bringen, das bietet ebenso viele Schwierigkeiten, als ein Krieg mit Oestreich und der Kampf mit Rom." Zwei Mängel Cavours wurden jetzt fühlbar: erstens war sein Talent für

die Administration und Organisation nicht auf der Höhe seines Genies für die auswärtige Politik, für die Diplomatie im Großen. Er hatte während der 8 Jahre seiner Ministerpräsidentschaft die innere Verwaltung Piemonts nicht gründlich reformirt, weil ihn das Aeußere hier zu sehr in Anspruch nahm; er sagte, er würde durch jene Reform in Altpiemont seiner nationalen Politik zu viele Feinde erwecken. Zweitens kannte er den Süden nicht durch Selbstanschauung. Früher hatte er die Halbinsel nicht bereist, weil hier nichts für ihn zu lernen gebe, sondern nur in England und in Frankreich. Seit dem Herbst 1860 hielt ihn zuerst schonende Rücksicht auf den grollenden Achilles, Garibaldi, sodann die Nothwendigkeit, im diplomatischen Mittelpunkt Turin zu sein, von einer Reise nach Neapel zurück. Daher war Cavour mit sich selbst im Unklaren, wie die gewonnenen Länder organisirt werden sollten; vom Parlament aber konnte die Initiative nicht ausgehen, weil darin die Ansichten noch trüb durcheinander wogten und mit Leidenschaft sich spalteten. Cavour griff daher zu einer seiner Auskünfte für den Augenblick: statt durch Maßregeln suchte er durch Personalveränderungen den Anforderungen zu entsprechen. Dazu gab das erste Nationalparlament und die Proklamirung des neuen Königreichs Gelegenheit. Dieses verlangte auch eine Modifikation des Ministeriums. In diesem sollten die neuen Provinzen durch Angehörige vertreten werden, zumal sich gegen Piemonts Vormundschaft vieles regte. Der junge liebenswürdige Mailänder Stefano Jacini, einst Schüler Fellenbergs, war in dem Ministerium vom 20. Januar 1860 mit den öffentlichen Arbeiten betraut gewesen. Er machte, aus Zartgefühl zurückgetreten, im Ministerium vom 22. März 1861 dem Florentiner Ubaldino Peruzzi Platz. Cavour war in der Lombardei so beliebt, daß er dieselbe nebst Piemont repräsentirte. Außer ihm blieb nur noch ein Piemontese, der Justizminister Cassinis. Der Kriegsminister Fanti vertrat die Poherzogthümer, Minghetti im Innern die Romagna. Der Toscaner Bastogi übernahm die Finanzen von dem Piemontesen Vegezzi. Die Neapolitaner, Professor de Sanctis (Bruder des biblischen Predigers) und Riutta, tüchtiger Justizbeamter, erhielten jener den öffentlichen Unterricht, dieser Sitz und Stimme ohne Portefeuille. Beide waren mehr als literarische, denn als politische Größen bekannt. Ackerbau und Handel wurden dem Sicilianer Natoli übergeben. So waren die Rollen nach Provinzialrücksichten ausgetheilt. Die Hervorgezogenen wurden am meisten von ihren engeren Landsleuten bekrittelt. Cavour rechnete dabei auf einigen Nebennutzen. Die Neulinge machten seiner Oberleitung keine Schwierigkeit. Sagte man doch Cavour nicht ohne Grund nach, er wechsele seine politischen Agenten, auch die vertrauteren, und Ministercollegen, wie seine Wagenpferde, wenn er ihre beste Kraft, ihre Popularität verbraucht habe. Bei der kritischen Natur der Italiener er-

scheint jeder in hohen Geschäften bald als compromittirt. Dann holte si
Cavour, seit er nicht blos mit den soliden Piemontesen zu rechnen hatte, wi
der ein anderes Opfer. So geschah es, daß Cavour nur wenige in d
höheren Geschäfte tiefer eingelebte Staatsmänner hinterließ. Die Piemontese
hatten einen für die neuen erweiterten Verhältnisse zu beschränkten Gesichts
kreis. Die aus Noth von Assessoren zu Direktoren in den neuen Provinze
beförderten Piemontesen vermehrten nicht überall den Ruhm piemontesisch
Geschäftstüchtigkeit.

Je weniger das Parlament die objektiven Aufgaben zu lösen wußt
um so zündender wurden die persönlichen Reibungen. Die aufgestau
Erbitterung der Freiwilligen Garibaldis über Zurücksetzung brach in de
unvernünftigsten Schmähungen aus. Sagte doch der sonst gemäßig
Generalstabschef Garibaldis, Sirtori, im Parlament, das königliche Hee
sei in Neapel eingerückt, mehr um Garibaldi zu bekämpfen, als um Ita
lien zu machen. Die Garibaldiner seien bereit gewesen, sich gegen Pie
mont zu schlagen, weil sie Italien gewesen seien. In Genua war ein
Untersuchung wegen Anwerbung Freiwilliger eingeleitet. Die Aktionspart
erinnerte Garibaldi daran, daß der von ihm gestellte Termin abgelaufe
sei. Ricasoli glaubte die Zeit gekommen, bei seinem ersten Auftreten al
Parlamentsredner am 10. April 1861 im heiligen Namen des Vaterland
durch Enthüllung des „Dualismus" und seiner Gefahr, eine Versöhnun
zwischen Cavour und Garibaldi herbeizuführen. Er warf die dem Tos
caner eigene List bei großen Gelegenheiten stolz von sich, enthüllte di
Gegensätze, ging offen, aufrecht den „geraden Weg". In der Hoffnung
ein persönliches Sichgegenüberstehen der beiden Parteiführer würde zu
Verständigung führen, sprach er den Wunsch aus, daß Garibaldi seine
Platz im Parlament einnehme. Ricasoli verbürgte sich dafür, daß Gari
baldi stets dem Gesetz, Italien und dem König sich gehorsam erweise
werde. Um das Zusammentreffen zu mildern, verordnete ein k. Dekre
vom 11. die Bildung von 3 Divisionen Freiwilliger. Das „Südheer"
längst nach Piemont verlegt, wurde durch das Dekret Fantis vom regel
mäßigen Heer gesondert gehalten. Es bestand beinahe nur aus Offizieren
welche durch Unterricht dem Müssiggang entzogen werden sollten. Sie be
klagten sich, daß viele bourbonische Offiziere durch Aufnahme in das k
Offiziercorps besser gestellt seien. Ganz Italien parteite sich. Der Bür
gerkrieg drohte auszubrechen. Am 18. April erschien Garibaldi im Par
lament, zum Aerger nicht bloß der Militärs, in seiner phantastischen Klei
dung. Die Gefahr machte die Besonnenen beben. Da er nichts für sein
Person, sondern für seine Kriegskameraden eine bessere Stellung forderte
so glaubte er die Pflicht der Selbstbeherrschung nicht üben zu dürfen. E
erklärte, einem Minister, welcher seine Vaterstadt Nizza verschachert habe

nie die Hand zur Versöhnung bieten zu können, noch zu wollen. Cavour habe zum Bürgerkrieg herausgefordert! Wahrscheinlich hatte seinen Groll Rattazzi geschürt, dessen Ehrgeiz oder Neid Cavour dadurch zu versöhnen gesucht hatte, daß er ihn zum Kammerpräsidenten vorgeschlagen hatte. Das Parlament war der Schauplatz der leidenschaftlichsten Ausbrüche. Nino Bixio mahnte in männlichem Patriotismus daran, daß Italien aller seiner Männer bedürfe, daß diese sich die Hand reichen müßten. Cavour überwand das bittere Gefühl seiner Kränkung. Garibaldi blieb trotzig. Am 20. April nahm das Parlament mit 194 gegen 79 Stimmen die von Ricasoli im Einverständniß mit Cavour vorgeschlagene Tagesordnung an. Sie lautete: „Nach Anhörung der Erklärungen des Ministeriums, in der Ueberzeugung, daß dasselbe für die tapfere Armee anständig sorgen, sie vermehren und sie in wirksamer Weise unseren Militärkräften coordiniren werde, und sicher, daß die Regierung sich mit der Bewaffnung zur Vertheidigung des Vaterlandes thätig beschäftigen werde, geht die Kammer zur Tagesordnung über." Damit war nun und zwar für Jahre hinaus besonders die römische und die venetianische Politik Cavours, welche wir aus seinen früheren Reden kennen, befestigt. Aber Cavour war vor der Nation aufs gröblichste insultirt. Er sah seine Autorität bei derselben erschüttert. Und diese Autorität war seine beste Waffe zum Schutze des von ihm geschaffenen Staats. Er kam vom Parlament zum Könige und nach Hause in einer geistigen und körperlichen Aufregung, welche auch seine Vertrauten nie an ihm gesehen hatten. Nichtsdestoweniger suchte er den Bruch zwischen Garibaldi und General Cialdini zu versöhnen. Cialdini hatte noch brieflich Garibaldi die Freundschaft aufgekündigt, da er sich bisher in ihm getäuscht habe. „Sie haben", schrieb er Garibaldi, „die Kühnheit, sich dem König gleichzustellen, Sie sprechen von ihm mit der Familiarität eines Kameraden. Sie schimpfen die Minister Verräther. Sie erklären den Parlamentsmitgliedern, welche nicht denken wie Sie, Feindschaft. Aber noch gibt es Männer, die sich all' dem nicht unterwerfen werden und ich bin einer von ihnen. Ein Feind jeder Gattung von Tyrannei, mag sie schwarz oder roth auftreten, will ich die Ihrige bis zum äußersten bekämpfen." Cialdini hatte das ganze Offiziercorps hinter sich. Auch diese Krise wurde durch das persönliche Vertrauen, welches beide Parteien in den König setzten, überwunden.

Ueber die Gesundheitsverhältnisse Cavours und über Aehnliches hat uns sein selbstloser, intimster Freund Castelli folgende Mittheilungen gemacht. So groß seine Arbeitskraft war, so überspannte er sie doch in den Krisen, z. B. während des pariser Congresses und in den Monaten vor und nach dem Kriegsausbruch von 1859 (s. unsere Geschichte Bd. III, S. 316). Aber auch große Anstrengungen griffen ihn nicht merklich an, wenn es vorwärts ging. Oefters wurde er von Diarrhöen mit Fieber und Phantasiren

befallen. Sie wichen nach einigen Aderlässen. Auf die Aerzte hielt er nich viel; er nahm ohne Wahl den Arzt der Familie, einen wackeren Mann ar Nur zu wenig beobachtete er die einfachsten diätätischen Regeln. Beim Dine war er ein heiterer Gast und Gesellschafter. Seinen Tischwein erzeugte e selbst im Cavanese. Nach der Tafel schlummerte er wo möglich. Da e corpulent war, rieth ihm der Arzt Bewegung in freier Luft. Er beschränkt sie aber darauf, daß er nach dem Diner zu Fuß in das französische Theate ging. Nach diesem begab er sich in Gesellschaft, um politische Geschäfte z besorgen und arbeitete dann noch bis nach Mitternacht. Um 6 Uhr Mor gens hatte er schon seine Privatgeschäfte, die seiner Güter, besorgt. Bis zur Antritt seines Ministeriums hatte er durch Anwendung der rationellen Land wirthschaft sein Vermögen verdoppelt. Während seines Ministerdecennium ging es wieder etwas zurück. Um 6 Uhr gab Cavour Audienzen. Diel wurden ihm in den letzten Jahren, besonders durch die Zudringlichkeit de Correspondenten französischer und englischer Blätter, beschwerlich. Er sucht sie abzukürzen, indem er z. B. sagte: Ihr Gedanke ist so trefflich, daß Si sogleich nach Hause gehen und ihn buchstäblich so niederschreiben müsser Politische Zerwürfnisse hatten ihn wenig angegriffen; auch trug er sie keiner nach. Nur das mit Garibaldi ging ihm tiefer zu Gemüth. Die jetzt selte neren und kürzeren Ausflüge nach seinem nahen Landgute Leri waren sein beste Erholung; hier sprach er sich am offensten aus. Nun war hier z Ende des April unter seinem Viehstand eine Seuche ausgebrochen. Er lie denselben, in heißer Sonne stehend, Revüe passiren. Unmittelbar darau wurde er von einem so starken Fieberfrost befallen, daß er sich einheizen ließ Er glaubte eine Art von Sonnenstich bekommen zu haben. Erst seit einige Monaten litt er öfters an Schlaflosigkeit. Er war jetzt nahezu 51 Jahr alt (geboren 10. August 1810).

Die letzte Katastrophe ist uns von der liebevollen Hand der Gräfi Alfieri geschildert, bei welcher, seiner geistesverwandten Nichte, Cavour sic am liebsten in ausgewählter Gesellschaft zu erholen pflegte. Sein Vetter de la Rive, theilt uns diese Blätter in seinem Cavour mit: „Mittwoch, der 29. Mai, kam Cavour nach einer langen, stürmischen Parlamentssitzung wieder über die Freiwilligen traurig, erschöpft, zerstreut nach Hause. An Abende wurde er von solchem Erbrechen und Schmerzen befallen, daß e einen Schlaganfall befürchtete. Der Arzt ließ ihm am folgenden Tage 3ma zur Ader. Da das Fieber fiel, hielt er am Freitag von seinem Bette au einen 2stündigen Ministerrath und arbeitete mit Artom und Nigra. „Da Parlament und Italien bedürfen meiner", dieser kategorische Imperativ hiel ihn fest, auch als das Bewußtsein wieder schwand. Wie eine Planke um klammerte er ihn, als das Fieber ihn wieder in seine Wirbel fortriß. Sams tag zwei weitere Aderlässe. Das Fieber wich, aber tödtliche Kälte durch

schauerte ihn. Es war Sonntag. Italien feierte sein erstes Nationalfest, das der Verfassung. Er vergegenwärtigte sich, was er für Italien gethan, sprach von seinen kühnen weiteren Plänen; er fürchtete nur, daß das ausgeschriebene Anlehen von 500 Millionen durch die Kunde von seiner Krankheit Schaden nehmen könnte. Am Montag Morgen stand es schlimm. Er bot alle Kraft auf, um sich beim Bewußtsein zu erhalten und beschäftigte sich besonders mit den Mitteln, die Anerkennung des Königreichs durch Frankreich zu erzielen. Obgleich eine Wunde wieder stark nachgeblutet hatte, mußte ihm auf sein Verlangen nochmals zur Ader gelassen werden. Man mußte durch Druck das zähe Blut auspressen. Er war kaum zu bewegen, einen consultirenden Arzt zuzulassen. Auch Farini gab ärztliche Rathschläge, besonders Eisumschläge. Mit Freuden erinnerte sich der Kranke an alles, was er für die Kriegsmarine gethan. „Das Landheer könnte mit Recht eifersüchtig sein. Aber Garibaldi mit seinen Freiwilligen werden ihm zur Seite stehen. Wir werden ohnedieß, trotz der vollzogenen Verschmelzung der piemontesischen und der neapolitanischen Flotte, noch 20 Jahre brauchen, um die Flotte stark genug zu machen, unsere Küsten zu schützen. Ich muß das Marineministerium jetzt abgeben, aber Menabrea wird sich nicht weigern, in meine Stelle einzutreten." Vom Abende des Dienstag an umlagerten die Turiner und andere gute Italiener angstvoll, still die Wohnung. Ihre Gänge und Treppen waren gedrängt voll. Aber Todesstille herrschte. Am folgenden Morgen fanden die Aerzte den Zustand so schlimm, daß sie die Gräfin Alfieri beauftragten, dem Kranken zu sagen, es sei hohe Zeit, seine letzten Verfügungen zu treffen. Sie that es mit den Worten: Mein Oheim, Pater Jakob ist gekommen, sich nach Ihnen zu erkundigen. Wollten Sie ihn sogleich empfangen? Er schaute sie fest an, verstand den Sinn ihrer Worte, drückte ihr die Hand und sprach: Laßt ihn herein! Die Unterredung mit dem Mönche währte eine halbe Stunde. Nach ihm berief er Farini und sagte diesem: Meine Nichte hat den Pater Jakob kommen lassen. Ich muß mich auf den großen Schritt in die Ewigkeit vorbereiten. Ich habe gebeichtet und die Absolution empfangen. Später wird er mit mir communiciren. Ich will, daß man, daß das gute Volk von Turin wisse, daß ich als guter Christ sterbe. Ich bin ruhig; ich habe Niemandem Uebles gethan. — Abends 5 Uhr brachte eine große Volksmenge betend das H. Sacrament aus der Kirche. Nach der Communion dankte er dem Priester herzlich: „ich wußte wohl, daß Sie, Sie mir in meiner letzten Stunde beistehen würden." Um 11 Uhr trat der König unerwartet an das Krankenbett. „Ich hätte Ihnen noch so vieles zu sagen, Sire, aber Farini wird es morgen thun. Der Kaiser ist gegenwärtig so gut für uns. Und unsere armen, so intelligenten Neapolitaner! ja, es gibt unter ihnen sehr talentvolle, aber auch sehr verdorbene. Diese muß man waschen, ja waschen!" Sie schie-

den mit einem Händedruck. Als der König sich entfernt hatte, fuhr Cavour fort: „Norditalien ist fertig. Es gibt keine Lombarden, noch Piemontesen, noch Toscaner, noch Romagnolen mehr. Wir sind alle Italiener. Aber es gibt noch Neapolitaner. Oh, es ist viel Corruption in ihrem Lande. Aber es ist nicht ihr Fehler; die armen Leute, sie sind so schlecht regiert worden. Das ist der Schelm Ferdinand! Nein, nein, eine so entsittlichende Regierung wird nicht restaurirt werden! Das läßt die Vorsehung nicht zu. Man muß das Land zur Sittlichkeit führen, die Kindheit, die Jugend erziehen, Salles d'asile, Militärcollegien errichten. Aber man wird die Neapolitaner nicht besser machen, indem man sie injurirt. Sie verlangen von mir Anstellungen, Orden, Avancement. Sie müssen arbeiten, ehrlich sein, dann werde ich ihnen das alles geben. Aber man darf ihnen nichts nachsehen; nicht ein Verdacht darf auf dem Beamten ruhen. Kein Belagerungsstand! keine Mittel der absoluten Regierungen! Mit dem Belagerungszustand kann jeder regieren. Ich werde sie mit der Freiheit regieren und zeigen, was 10 Jahre der Freiheit aus diesen schönen Ländern machen können. In 20 Jahren werden es die reichsten Länder Italiens sein. Nein, ja keinen Belagerungsstand! ich empfehle es euch!" — „Garibaldi", fuhr er fort, „ist ein Ehrenmann; ich will ihm nichts Uebles. Er will nach Rom und nach Venedig gehen; ich auch. Niemand hat damit mehr Eile als wir. Mit Istrien und Tyrol ists etwas Anderes. Das wird für eine andere Generation sein. Wir haben genug gethan, wir haben Italien gemacht: ja, Italien ist und die Sache geht! Und dann ist diese deutsche Conföderation eine Anomalie. Sie wird sich auflösen und die deutsche Einheit wird gegründet werden. Aber das Haus Habsburg kann sich nicht modificiren. Was werden die Preußen thun, sie, die so langsam sind, einen Entschluß zu fassen? Sie werden 50 Jahre brauchen, um zu Stande zu bringen, was wir in 3 Jahren gemacht haben." — Seine letzten Worte waren an den Priester Jakob gerichtet: „Frate, frate, libera chiesa (Kirche) in libero stato." Donnerstag den 6. Juni gegen 7 Uhr Morgens kündigten uns zwei schwache Bewegungen von Schluchzen an, daß er ohne Schmerz, ohne Todeskampf seine Seele Gott zurückgegeben hatte."

Tiefe Trauer erfüllte Turin, Piemont, ganz Italien, wo ein italienisches Herz schlug. Die Städte, Männer und Frauen, legten Trauergewänder an, als über den Vater des Vaterlandes. Nur die ultramontanen Priester, die Restaurationsdürstigen, einige Ultraradikale und die Banditen freuten sich der Botschaft. Auch außer Europa fühlten sich alle, welche an die Menschheit, an ihre Veredlung durch Gewissens- und bürgerliche Freiheit glauben, schwer getroffen. Es war, als ob die Menschheit in zwei Lager gespalten seinem Leichenzug anwohnte. D'Azeglio, so oft und noch in den letzten Monaten mit seiner Hauptstadt Florenz eifersüchtiger

Gegner Cavours, schreibt den 10. Juni 1861 an seinen Freund in Paris: ‚Ein Blitzstrahl hat uns mit dem Tode des armen Cavour getroffen. Es ist einer der schweren Schläge der Vorsehung, deren Sinn und Tragweite zu fassen im ersten Augenblicke unmöglich ist. Für ihn ist es vielleicht ein Glück: verschwinden, ehe man herabgestiegen ist. Nicht Jedermann hat dieses Loos. Für uns ist es eine schreckliche Prüfung. Ja, ich habe über ihn geweint, wie über einen Bruder.“ Den meisten Patrioten erschien Cavours Tod wie der eines Helden, welcher im Augenblicke der siegreichen Entscheidung tödtlich getroffen fällt. Merkwürdig ist, daß Garibaldi, welcher in 100 Gefechten sein Leben blosgestellt hatte, den Mann der Geistesarbeit überlebte, welcher aber den Wahlspruch jenes reisigen Grafen von Savoyen: „siegen oder sterben à la peine“ doppelt erfüllte. Sicher konnte Italien jetzt viel eher Garibaldi als Cavour entbehren. Viele schauten jedoch jetzt nach Garibaldi, weil auch er voll Glaubens war, weil sie in ihm einen Bürgen dafür sahen, daß Italien noch eine jugendliche Nation sei, aus deren Schooß ganze Männer hervorgehen würden. Mit Recht faßt Cavours Freund de la Rive das Verdienst Cavours darin zusammen, „daß er unmittelbar nach den Maßlosigkeiten von 1848 den Glauben an die Freiheit, daß er nach Novara den an die Unabhängigkeit nicht verlor, daß er nach dem pariser Friedenscongreß auf den Unabhängigkeitskrieg, nach Villafranca auf die Einheit hoffte, daß er die Revolution ohne einen Gewaltsstreich erdrückte, daß er die Reaktion niederhielt, ohne das Prästigium der Monarchie zu schwächen. Den Italienern und den Großmächten flößte er solche Achtung ein, daß er von schwacher Basis aus den italienischen Staat frei aufrichtete. Darum konnte er, wie Rafael unter seine Gemälde, so unter sein Werk Italien sein faciebam schreiben.“ Cavour starb in dem Optimismus, welcher ihm den Muth gegeben hatte, Italien zu machen. Und dann hat er gewiß Europa einen großen Dienst geleistet, indem er den allmächtig scheinenden Napoleon auf eine rühmliche Bahn leitete, so daß er der politischen Freiheit, die er in Frankreich bekämpfte, im Ausland die Hand bot. Seit dem Tode Cavours sank Napoleon sichtlich. Der ihn aufwärts leitende Genius war von ihm gewichen. Er wurde wieder Abenteurer. Ueber das Verhältniß Deutschlands zu Italien schrieb uns Lafarina im Geiste Cavours einige Monate früher: „Was unsere Beziehungen zu Deutschland anbelangt, so muß sich Deutschland überzeugen, daß, jemehr es sich Oestreich nähert, desto mehr es uns nöthigt, uns Frankreich zu nähern. Für uns ist der Besitz Venetiens eine Frage des Lebens und des Todes. Bleibt Oestreich allein (isolirt), so haben wir Hoffnung, es auch allein zu besiegen; wenn aber Oestreich von Deutschland unterstützt wird, so sind wir in der Nothwendigkeit, uns von Frankreich unterstützen zu lassen. Möchten sich doch die Deutschen überzeugen, daß es mehr von ihnen, als von uns abhängt, ob die französischen Truppen ihren

Fuß nicht mehr nach Italien setzen und daß, wenn sie darauf bestehen, de Mincio zu halten, sie Gefahr laufen könnten, den Rhein zu verlieren. Di Einheit und die Unabhängigkeit Italiens ist die wahre Bürgschaft der Ein heit und der Unabhängigkeit Deutschlands*)." Da Deutschland, da selb Preußen noch nicht wußte, was es thun wollte, so konnte Cavour wed Frankreich, noch Oestreich gegenüber seine Zukunftspolitik klar zeichnen. W haben gesehen, wie dankbar gegen Napoleon der Sterbende sich äußert Er hoffte, seine eben damals in Paris thätigen Unterhändler würden de Kaiser bestimmen, Rom zu räumen. Dieser stellte damals keine Bedingung wie die der Verlegung der Hauptstadt nach Florenz. Wir wissen dieß siche Aber Cavour war mit Napoleon nicht immer so zufrieden. Dann wälzt er wohl Pläne, einmal, wie einst der große Oranier gegen die Ländergie Ludwigs XIV., eine europäische Coalition zu stiften, welche auch Napoleo eindämmen sollte. Da er Habsburg für zu hinterhaltig, für zu nachträg lich, für unbekehrbar hielt, wie die Bourbonen, so sparte er das Geld nicht um in Ungarn Anknüpfungen zu erhalten. Wie Garibaldi Türr, so hofft Cavour Klapka einmal zu benutzen. Wie Cäsar Balbo glaubte er, da Zusammenbrechen der Türkei würde von der unteren Donau aus Italie Gelegenheit geben, seine Interessen und eine Rolle in der großen Politi geltend zu machen**). So lange ein halbbarbarischer Staat, wie die Türkei der ohnedieß der von der Natur weniger begünstigten östlichen Längenseit Italiens gegenüber lag, konnte dieses, namentlich Apulien, sich nicht zu seine alten Größe heben. Cavour war überzeugt, daß Rußland, wie den Krim krieg, so auch die Annexion Neapels angesichts der Solidarität der Inter essen Piemont bald verziehen würde. Wir wissen von Vertrauten Cavours, daß er Rußland behilflich sein wollte, seine Pläne, sein Bedürfniß eines freien Zugangs in das Mittelmeer zu erfüllen. Aber nie wollte er es zum Herrn desselben heranwachsen lassen. Schon dazu schien ihm eine starke ita lienische Marine nothwendig. Er erforschte vor allem die Naturnothwen digkeit, die starken Instinkte der Staaten, um seine leitenden Gesichtspunkte

*) Diese letzten Zeilen sind um so werthvoller, als sie sicher die Summe der deut schen Politik Cavours enthalten. Zu Ende März 1860 fanden wir die bestunterrichteten Kreise in Mailand sehr unter dem Eindruck der kurz zuvor von Napoleon bestimmt for mulirten Drohungen auf den Fall, daß Italien nach Venetien lange. Die Franzosen sagten: wir sind stark genug, es euch zu wehren, und werdens thun, außer wenn ihr uns den Rhein nehmen helft. Ein Abgeordneter, der Cavour nahe stand, sagte mir: „So sehr wir die Freiheit Italiens und Europas lieben und für sie fürchten, so sind wir doch die gehorsamen Bundesgenossen Frankreichs um den Preis des uns unentbehrlichen Venetiens. Napoleon ist auch an der untern Donau geschäftig. So hängt die Gefahr über Deutschland und über Italien, so lange sie nicht die Gemeinsamkeit ihrer Interessen einsehen. Bedenkt dieß, ihr Deutschen!"

**) Ein Serbe, Polyglott, durchlief die verschiedensten Zeitungen, um sie Cavour täglich angestrichen zu übergeben. Er hatte namentlich auf die Verhältnisse an der un tern Donau zu achten.

festzustellen. Zeit und Mittel anzugeben, verschob er auf das Eintreten realer Ereignisse. — Wir lassen die ziemlich müssige Frage unerörtert, ob Cavour im vollen Sinne ein großer Staatsmann war. Er stand bis 1859 an der Spitze eines durch Parteien geschwächten Winkelstaats von 5 Millionen. Aber er hinterließ einen Staat von 22 Millionen. Jedenfalls war er ein großer Patriot und ein großer Leiter der äußeren Politik. Die gegenwärtige innere Schwäche Italiens hat ihren Grund zum kleineren Theil, aber doch zum Theil in der menschlichen Einseitigkeit der Virtuosität Cavours. Er hat dem italienischen Staat seinen Stempel aufgedrückt. Ebenso verläugnete er nicht die Schwächen seiner Nation und ihrer Entwickelungsgeschichte. War die Einheit Italiens auch „seit Virgil" von den größten Geistern Italiens ersehnt worden, von Dante, von den großen Schriftstellern der Wiedergeburt der antiken Kunst und Wissenschaft, besonders von Petrarca, also von Dichtern; Energie hatte diese Idee erst durch den Groll gegen die Italien unterdrückenden „Barbaren" bekommen. Insofern waren die Oestreicher die stärksten Apostel derselben, besonders seit 1831. Mazzini hatte zuerst die „Moral" aus ihrer reaktionären Herrschaft für die Italiener gezogen. Aber er hatte nur die abstrakte republikanische Einheitsformel aufgestellt, nur Verschwörungen zu organisiren vermocht. Graf Cäsar Balbo und Gioberti, wesentlich Gelehrte, hatten wohl über die Mittel der föderalen Einheit nachgedacht, aber nur kurze Zeit sich in politischer, nur sehr kurze in der Verwaltungsthätigkeit üben können. Diese war auch nicht die starke Seite Cavours. Keiner war ein großes organisirendes Talent für innere Verwaltung. Und sie fanden kein genügendes Beamtenpersonal für die Verwaltung vor. So war denn Cavour und das italienische Volk, bei allem Reichthum an feinen Juristen und Diplomaten, einem geistreichen Künstler gleich, welcher das Handwerk in der Kunst nicht versteht. Und alle Parteien, welche zum Aufbau der politischen Einheit mitgewirkt hatten, auch Garibaldi, wollten jetzt, auf ihre Verdienste pochend, in den inneren Ausbau, wie in die äußere Politik darein sprechen. Es war nur zu bedauern, daß die Garibaldiner, die so volksthümlich waren, welche Frankreich gegenüber nationales Selbstbewußtsein wahrten, nicht einen einzigen organisatorischen Kopf besaßen. Da sie nur zu tadeln verstanden, so verhinderten sie die willige Annahme der vom Parlament ausgehenden Organisationsgesetze und arbeiteten so den reaktionären Wühlern in die Hände. Rattazzis Organisationen hatten die Wirkung, daß alle von Turin kommenden organischen Gesetze überall mit Mißtrauen aufgenommen wurden. Seit dem Ministerium Rattazzi herrschte in Italien eine heilsame Abneigung gegen jede Diktatur, besonders in inneren Verhältnissen. Cavour hatte sie dennoch geübt, aber in diesen nicht mit der gewohnten Sicherheit; er hatte sie durch das Parlament geübt. War dieses jetzt ohne ihn zur Organisirung befähigt?

Sechsundvierzigster Abschnitt.

Die Ministerien Ricasoli und Rattazzi, die Kurie, das Briganten-thum, Garibaldi wieder in Sicilien und auf Aspromonte, 1861 und 1862.

Das Parlament, vom Tode Cavours tief erschüttert, setzte seine Sitzungen drei Tage aus. Die ministerielle Majorität trat indessen zusammen und gelobte sich, fest geschlossen der Politik ihres großen Ministers getreu zu bleiben. Es handelte sich zunächst um die Ergänzung des Ministeriums, um einen Ministerpräsidenten. D' Azeglio klagte: „Cavour hat einen leeren Raum um sich geschaffen; er hatte Werkzeuge, keine Mitarbeiter." Rattazzi soll geschäftig gewesen sein, Ministerpräsident zu werden. Der König hätte den gewandten Wohldiener wohl gerne um sich gesehen. Aber Rattazzi hatte sich zu eifrig gezeigt, die Sachen nur anders zu machen als Cavour. Auch bei Napoleon soll er gegen diesen intriguirt haben. Konnte er jetzt sein Nachfolger werden? Obgleich allen alles versprechend, war er auch zu unpopulär. Ricasoli dagegen hatte sich in dem Streit zwischen Cavour und Garibaldi mannhaft über die Streitenden zu stellen gesucht. In diesem Fall war es dem Mittler gelungen, den Dank beider Parteien zu verdienen. Auch die Demokraten sehen es in Italien gerne, daß der Führer von altem Adel ist. Es kostete dem König große Selbstüberwindung, den starren Ricasoli zum Präsidenten des Ministeriums vom 12. Juni 1861 anzunehmen. Daß er das Portefeuille des Aeußeren übernahm, bezeugte, daß Italien Willens sei, jetzt nicht sowohl durch diplomatische Gewandtheit, als durch selbstbewußte Haltung die errungene Stellung zu behaupten. Cavour hatte auf seinem Todtenbette ihn als seinen Nachfolger bezeichnet. So übernahm auch der Ingenieurgeneral Menabrea nach Cavours Wunsch die Marine. Von Haus aus klerikal, savoyischer Franzose, war er durch Mitthätigkeit an der Eroberung Italiens in den Glauben daran hineingewachsen, ohne seinen ersten Ueberzeugungen abzusagen. Italien war das Vaterland seiner Wahl, aus Anhänglichkeit an die Dynastie. Manche Andere suchten die Fabel, daß auch sie von Ca-

vour bezeichnet worden seien, zu verbreiten. Fanti, der Organisator des italienischen Heeres, wie Lamarmora dieß für das piemontesische gewesen war, der vorsichtige Stratege, vom König mehr geachtet als geliebt, hatte durch seine Rücksichtslosigkeit die Neigung des piemontesischen Offiziercorps, wie die der Garibaldiner verloren. Er wurde im Ministerium des Kriegs durch den wackern General della Rovere ersetzt. Auch der ermattete Farini, der Aktionspartei verhaßt, blieb außerhalb des Ministeriums. Der arbeitsame Marco Minghetti behielt das Innere, ob er gleich sich bewußt war, daß er mit Ricasoli in den Organisationsfragen nicht übereinstimme. Aber Italien hatte keinen Ueberfluß an Organisatoren. Bastogi behielt die Finanzen. Er war ein Mann seiner Werke. Rastlos und gewandt hatte er die Eisenminen von Elba und die der toscanischen Fieberküste mit Hilfe sächsischer Bergmänner gehoben und ausgebeutet. In Livorno war er der Bankier der Großherzoge und, wie man sagte, zugleich Mazzinis gewesen. Sein Geschick, Staatsanlehen zu machen, empfahl ihn besonders. Mit dem Steuerwesen war er weniger vertraut, als mit dem Handel. Als Redner war er auch bei ungeheurem Deficit zuversichtlich; es fehlten ihm weder Theorien, noch lyrische Phrase, noch der toscanische Sarcasmus. Die öffentlichen Arbeiten behielt der Florentiner Patricier Peruzzi, welchem wir schon öfters begegneten. Vorsichtig und geschmeidig hatte er 1849 gegen den Radikalismus Guerrazzis und nach der Restauration des Großherzogs gegen dessen östreichischen Absolutismus Charakter gezeigt. Nach dem Entweichen der Lothringer war er Ricasolis Agent bei Napoleon. Schüler der pariser Minenschule hatte er die toscanischen Eisenbahnen befördert. Als Minister hat er die Eisenbahnen Mittel- und Unteritaliens projektirt und begonnen. Daß die Ausführung kostspielig, der Ertrag weit unter der Erwartung war, hat man wohl zu schwarz in sein Schuldbuch geschrieben. Er gilt für einen der besten parlamentarischen Taktiker. In schweren Krisen hat er für sein Florenz viel geleistet. Das Ministerium enthielt die besten Kräfte Italiens. Aber schon daß ihm Cavours Name fehlte, war ein großer Mangel.

Nun die Sonne Cavours untergegangen war, traten auch die kleineren oder entfernteren Lichter am parlamentarischen Himmel Italiens bestimmter hervor. Schon die Zahl der im Parlament vertretenen Berufsarten ist charakteristisch. Wir zählen nicht die sehr zahlreichen Adeligen verschiedener Stufen, zum Theil Grundbesitzer, aber nur wenige wirkliche Landwirthe; nur die Villeggiatur führt sie aus den Städten in die Landluft. Zwei Exdiktatoren, 19 Exminister, 4 Admirale, 23 Generale, 13 Obersten, 135 Advokaten, 25 Aerzte, 52 Professoren, 11 Priester, 21 Ingenieure, 8 Industrielle, 5 Banquiers, 4 Literaten, 69 Beamte, 13 städtische Magistrate zählten unter den 439 Gewählten. Dazu der Maestro

Verdi. Die Offiziere des Heeres waren nicht befohlene. Mehrere un nicht blos garibaldische Generale und Obersten behaupteten ihre selbstständigen Ueberzeugungen. Cavour hatte sich stets eine conservativliberale Majorität und eine regierungsfähige, darum besonnene Linke gewünscht. Jen hatte er; sie nannte sich die Rechte. Denn die klerikalen Reaktionäre auße Piemont hatten meist nicht gewählt. Die Kurie gab an die Ihrigen di Losung aus: weder Wähler, noch Gewählter. Die Führer der cavourischer Majorität waren jetzt Minister. Allerdings nöthigte die Diätenlosigkei nicht wenige Abgeordnete aller Parteien zur einfachsten Lebensweise un zu häufiger Abwesenheit. Sie veranlaßte Manche zum Jagen nach Staatsämtern. Aber auch diese boten in den meisten Fällen nur das Nöthigste Die meisten Männer an der Spitze waren von erprobter Redlichkeit. Auffallend ist, daß unter so vielen wegen ihrer finanziellen Kenntnisse Gerühmten so wenige waren, welche bei Zeiten die Gefahren des Deficits erkannten. Man hoffte, wenn erst Italien durch Rom und Venedig vervollständigt wäre, so würden sich die Finanzen, wie die innere Organisation gleichsam von selbst machen. Einige Bemerkungen mögen hier noch über die Männer in zweiter Linie folgen. Als wahrhaft christlicher Philanthrope hat der Mailänder Arconati-Visconti, schon 1821 verbannt, seinen Reichthum verwandt. Der nationale „Tirtäus" Berchet verlebte sein Alter und starb im Schutze seiner Gastfreundschaft. Der Toscaner Giorgini, Manzonis Schwiegersohn, war Giustis Geistesbruder und Freund. Ein besonders achtbarer Kreis war der der kirchlich frommen, dem Staat seine Rechte gewissenhaft wahrenden Juristen, meist Piemontesen. Ihre Personification ist Buoncompagni. Eine eigene Gruppe bildete das Centrum, großentheils neapolitanische Verbannte, welche bei ihrer Rückkehr ihre Popularität binnen kurzer Probe einbüßten: Conforti, Mancini, Scialoia. Schwäche der Gesundheit hielt den milden Poerio ab, ihr eigentlicher Führer zu sein. Die Phantasie überwog bei ihnen weit über die ihnen vom Absolutismus unmöglich gemachte Geschäftskenntniß. Der „dritten Partei" sagte man nicht ohne Grund nach, daß sie weniger durch feste Gründsätze, als durch persönlichen Ehrgeiz zusammen gehalten werde, daß sie weder Fisch noch Fleisch sei. Sie rühmte sich, demokratischer zu sein als Cavour, verlangte Erweiterung des Stimmrechts, Reduktion des Heeres durch Mobilisirung der Nationalgarde; alles gut für Ministeraspiranten. Ihre Häupter waren Rattazzi, Depretis, dessen Verdienste als vermittelnden Prodiktators von Sicilien wir kennen, und der Marchese Joachim Pepoli von Bologna, welcher sich als Mitglied der provisorischen Regierung der Emilia und durch Schriften über Finanzfragen bewährt hatte. Die eigentliche Linke bildeten die radikalen und die ultramontanen Partikularisten. Unter jenen ließ sich der halbfranzösische

Ferrari, unter diesen Ondes-Reggio, Professor der Rechte in Genua, am meisten, aber erfolglos vernehmen.

Ricasoli fehlte nicht das Selbstvertrauen. Aber es war etwas Anderes, die grundverschiedenen Verwaltungen bisheriger mehr oder minder geordneter Staaten nach Grundsätzen einheitlich neu zu organisiren, als seine bisherige Thätigkeit, das zusammen regierte Toscana und seine Verwaltungsmaschine in Gang zu erhalten. Auf dem Papier gelang es schon. Die Schuldtitel der verschiedenen Staaten wurden unificirt, eine gemeinsame italienische Staatsschuld geschaffen. Doch über alles, was zu einem realen Budget gehört, war man sehr im Unklaren. Die äußere Einheit des italienischen Heeres, dieser großen nationalen Fortbildungsschule, hatte ihren langsamen Fortgang. Die piemontesische Ueberlieferung wurde dabei festgehalten. Der Eifer der Nationalgarden erlahmte bald. Das Volksschützeninstitut gab mehr Veranlassung zu Festen und zu Demonstrationen, als eine Schule für den Krieg. Man hatte bei der Proklamirung des Königreichs weislich Principienstreitigkeiten darüber, mit wie viel Tropfen demokratischen Oels der König geweiht sein sollte, vertagt. Die Frage wurde bei der Autorisirung der Gerichtssprüche wieder angeregt. Auch das ging glücklich vorüber. Die Frage der provinziellen Selbstverwaltung wurde von Minghetti wieder angeregt. Da man namentlich über die zu wählenden Mittelcentren sich nicht hatte verständigen können, blieben die von der Regierung ernannten Provinzialregierungen, um dem Ministerium im entfernten Turin Bericht zu liefern. Nachdem sich Minghetti umsonst gemüht hatte, die municipalen Traditionen der Selbstverwaltung wieder zu beleben, trat er vom Ministerium zurück, was zu dessen Fall viel beitrug. Rattazzi organisirte dann büreaukratisch. Aber bei jeder Gelegenheit, bei den Steuerfragen, bei der Verlegung der Hauptstadt nach Florenz, drängte sich die Decentralisirung wieder hervor. Die Piemontesen waren seitdem ihre heftigsten Vertheidiger. Aber die Pyramide blieb auf die Spitze gestellt.

Ungleich mehr als auf den inneren Ausbau des Staats, drang die durch die Erfolge der letzten Jahre verwöhnte öffentliche Meinung auf die Vervollständigung des Staatsgebiets. Ricasoli wurde nicht blos von der Linken bedroht, man würde das Vertrauen in seine Energie verlieren, wenn er nicht die Ansprüche Italiens „auf sein Recht und auf sein Eigenthum geltend mache". Nur so könne er sein Programm der Fortsetzung der cavourischen Politik halten. Viktor Emanuel hatte unmittelbar nach dem Tode Cavours Napoleon gebeten, durch Anerkennung des italienischen Königreichs diesem eine moralische Stütze zu bieten. Am 15. Juni sprach Napoleon diese Anerkennung aus, aber ohne irgend eine Bürgschaft des Bestandes; und alle weiteren Schritte thue Italien blos auf seine

eigene Gefahr. Die Proteste des Pabstes wurden von ihm als begründ
anerkannt. Auf der Basis eines von Pater Pantaleo nach Rücksprac
mit Cavour und mit Minghetti verfaßten Programms, welches Napole
am 3. Juni gebilligt hatte, wurden in Paris Unterhandlungen gepfloge
als Cavour auf den Tod lag. Napoleon sagte, die römische Frage
noch viel schwerer als die Einheit Italiens. Es waren bereits die Bür
schaften aufgesetzt, welche Italien Frankreich, auf den Fall der Räumu
Roms, für die Sicherheit des Pabstes gegen jeden Angriff bot. (Dies
von de Mazade in der Revue des deux mondes behandelte Traktat wur
beinahe wörtlich im Septembervertrag 1864 wiederholt, nur ohne de
Anhängsel der Hauptstadtsverlegung.) Obgleich der Tod Cavours die Un
terhandlungen abschnitt, wollte Ricasoli sofort die römische Frage anfasse
zumal da England durchaus gegen Geltendmachung der venetianischen wa
Für Italien wie für England war die Räumung Roms und Civita ve
chias durch die Franzosen von ungleich größerem Werth. Denn diese se
ßen im Mittelpunkt Italiens und des Mittelmeers. Es war aber ein
heikle Sache, Napoleon zuzumuthen, daß er geduldig den Faden aus de
Hand gebe, woran er Italien und die Ultramontanen hielt. Wenn e
Piemont aber gelungen wäre, sich mit dem Pabst zu verständigen, so hätt
die französische Besatzung in Rom keinen Zweck mehr gehabt, Napoleo
konnte dann für ihre Zurückziehung nicht vor das Gericht seiner Ultramon
tanen gezogen werden. Für Napoleon brachte seine Wächterstellung i
Rom und die Unlenksamkeit der Kurie so viele Unannehmlichkeiten, daß e
gerne auf gute Art davon abgelöst worden wäre. Aber Ricasoli, welche
die napoleonischen Plane auf Toscana gekreuzt hatte, durfte keine persönlich
Gunst des Kaisers erwarten. Bei der Kurie war er als Puritaner, als ge
heimer Protestant verdächtigt. Er war nicht der Mann, wie Cavour de
Familie Antonelli klingenden Dank für Beihilfe zu versprechen. Seine Ar
waren offene energische Schritte. Aber welche neue, die Kurie zwingende That
sache sollte er aufstellen, während die Franzosen das Erbtheil Petri besetz
hielten? So war denn mit Geduld eine durch den Zufall gebotene neue
Sachlage abzuwarten. Aber die ungeduldige Romsucht der öffentlichen
Meinung gewährte ihm diese Frist nicht, und als jetzt ein Zwischenfall eintrat,
wurde er sehr ungeschickt aufgegriffen.

Am Abende des 29. Juni, also des Petersfestes, 1861 war ein Volks
auflauf in Rom, welcher sich vom Corso nach Monte Citorio zog. Die
päbstlichen Gensdarmen warfen sich auf den Haufen, welcher Hoch Ita
lien! es lebe Viktor Emanuel! rief und hieben rechts und links ein. Ein
Gensdarme wurde in dem Durcheinander erstochen. Unter Anderen wurde
Locatelli im fliehenden Haufen verhaftet. Er war wegen seiner italieni
schen Gesinnung bekannt. Die Zeugen, Gensdarmen und Soldaten, wur

den insgeheim verhört; soviel ist erwiesen, daß sie sich widersprachen, daß einige für die Unschuld Locatellis Beweise beibrachten. Während das blutige Messer aufgefunden war, fand man bei Locatelli ein ganz unverfängliches. Daher wurde er zwar von der Sacra Consulta zum Tode verurtheilt; aber ihr Präsident sprach bei der Uebergabe des Urtheils zum H. Vater: „Eure Heiligkeit, hier ist das Todesurtheil Locatellis. Ich glaube aber eine Gewissenspflicht zu erfüllen, indem ich bemerke, daß das Verbrechen bei Nacht begangen wurde, mitten in einem Gedränge, sodaß die Zeugen sich leicht täuschen konnten. Es ist also ein Fall, wo die Anwendung der Begnadigung uns von der Gefahr, eine große Ungerechtigkeit zu begehen, befreien mag." Der H. Vater kann als solcher nie ein Todesurtheil unterzeichnen; Pius machte statt dessen das übliche schwarze Zeichen auf das Todesurtheil. Locatelli wurde unter Betheurung seiner Unschuld, unter dem Ruf: es lebe Italien! hingerichtet. Kaum war dieß geschehen, so lief von Florenz die Nachricht ein, daß der römische Emigrant Jakob di Castrucci vor der königlichen Behörde sich als Mörder des Gensdarmen bekannt habe, was zwar für sich allein nichts beweist, aber mit den andern Umständen einen Justizmord wahrscheinlich machte. (Processo di morte compilato dalla S. Consulta contro Cesare Locatelli, annotato e preceduto da un discorso di Gennarelli. Firenze 1862; übereinstimmend damit berichteten die besten deutschen, englischen und französischen Zeitungen.) Sicher hätte auch Cavour diesen die öffentliche Meinung nicht blos Italiens entzündenden Vorfall möglichst ausgenützt, um auf dem Wege der moralischen Eroberung dem Besitz Roms näher zu rücken. „Er hätte zugleich mit zwei, drei Spielen fortgemacht." Ricasoli dagegen theilte das Pathos der öffentlichen Meinung, er drängte zu Entscheidung in dem Augenblick, wo der Pabst, von derselben eines Justizmords angeklagt, tief gereizt war. D'Azeglio schreibt: „Ricasoli ist ein erhabenes Herz, ein edler Charakter, ein Geist von großer Aufrichtigkeit, man möchte sagen von der Naivität eines Jansenisten des 17. Jahrhunderts." Er bekannte sich im Parlament zum römischen Programm Cavours. Aber er fügte ausdrücklich einen neuen Zug hinzu: „Wir wollen nach Rom gehen, auch um der Kirche einen Weg zu zeigen, welcher ihr erlaubt sich selbst zu reformiren, um ihr die Freiheit zu geben, welche sie antriebe sich zu regeneriren in der Reinheit des religiösen Gefühls, in der Sittenreinheit, in der Strenge der Disciplin, in all den Tugenden, welche die ersten Jahrhunderte so ehrwürdig gemacht haben, sich zu regeneriren in dem freiwilligen, loyalen Verzicht auf eine ihrer ganz geistlichen Aufgabe entgegengesetzte (weltliche) Gewalt." Mehr brauchte es für die Kurie nicht, um den Verdacht des Protestantismus oder Jansenismus gegen Ricasoli zu bestätigen. Ein Laie wollte dem Pabst das Gewissen schärfen! Seine

Anerbietungen waren klar: Dem Pabst bleibt die ganze persönliche Unve
letzlichkeit und alle Vorrechte des Souverains, die Kardinäle haben die St
lung von Prinzen (wofür sie sich als Erbprinzen des Pabsts seit einig
Jahrhunderten ansehen); die Kirche, auch Bischöfe und Pfarrer sind in all
kirchlichen Dingen, in ihrem Verkehr mit Rom und mit ihren Gemeind
vom Staate ganz unabhängig, letztere nur in bürgerlichen Dingen den La
desgesetzen unterworfen. Der Staat verzichtet auf seine Patronatsrechte b
ihrer Ernennung. Italien wird sich mit den andern Staaten über die Be
träge zu einem königlichen Einkommen des Pabsts verständigen. Ricas
schrieb an den Pabst ehrerbietigst einen „Homilie" über den Text: „Gott
unwandelbar in seinem Wesen, aber unendlich fruchtbar in der Schöpfur
neuer Substanzen und Formen." „So sei auch die Kirche gewesen. Ke
Kirchenvater habe gelehrt, daß die weltliche Macht für das Pabstthum w
sentlich sei. Indem der Pabst darauf verzichte, erhöhe und sichere er d
geistliche Macht der Kirche auf die Gemüther." — Da der diplomatisc
Verkehr zwischen Rom und Turin abgebrochen war, übermachte Ricasoli d
10. September dieses Schreiben an Nigra, seinen Gesandten in Paris, m
dem Wunsche, der Kaiser möchte es dem Pabst vorlegen und es diesem z
Annahme empfehlen. Auch ein Schreiben an Antonelli war beigeleg
Aber Napoleon war nicht gemeint die Verlegenheit Ricasolis auf sich zu nel
men. Thouvenel erklärte die Vorschläge Ricasolis für zu radikal, die päbs
liche Zeitung für eine täppische Unverschämtheit. Die Briefe wurden nic
an ihre Adresse vermittelt, sondern veröffentlicht. Nichts dient der schlau
Politik Cavours mehr zur Rechtfertigung, als diese Enttäuschung der off
nen Politik Ricasolis, durch welche, je offener sie verfahren war, seine Aut
rität um so stärker erschüttert wurde. Armer Betto! (Bettino Ricasoli) ri
d'Azeglio. Noch schlimmer war es, daß die Schwäche und Abhängigke
Italiens enthüllt war. Cavour hatte seine Körbe unter der Hand geholt. –
Die Weigerung Frankreichs, der Einladung Oestreichs und Spaniens z
Betheiligung an der Beschützung des Pabstes gegen Piemont zu entsprechen
war vom Todestage Cavours datirt, also kein Erfolg Ricasolis. Ein g
ringer Trost für diesen waren die Reibungen des französischen Gesandte
und Kommandaten in Rom mit Merode, welchen Antonelli mit Vergnüge
preisgab. Die Kurie blieb aber fest dabei, mit Italien nur unter der Be
dingung der Rückgabe des ganzen Kirchenstaats Frieden zu machen.

Angesichts dieses Scheiterns der moralischen Mittel zur Gewinnun
Roms war zu befürchten, daß die Aktionspartei die ihrigen ins Werk set
Dieß versuchten auch Guerrazzi und Montanelli, welche als Triumvirn vo
1849 immer noch eine Rolle zu spielen dürsteten, bei Gelegenheit des Kor
gresses der Arbeiterhilfsvereine in Florenz. Sie suchten diese Vereine z
Brutnestern der radikalen Agitation zu machen, indem sie ihnen die Politik al

eine Hauptarbeit zusprachen. Aber Türr und Garibaldi sagten sich von diesen Wühlern los. So wurden viele Arbeitervereine, besonders der in Turin, bei dem edlen Herkommen erhalten, für die Bildung und Ordnung ihrer Mitglieder, für deren Wittwen und Waisen und für ihre Greise Sorge zu tragen. Ricasolis Offenheit imponirte Garibaldi, während sein Mißerfolg das Vertrauen der Politiker in ihn sehr geschwächt hatte. Allgemein herrschte eine tiefe Entmuthigung im Vergleich zu den noch vor einem Halbjahr gehegten Hoffnungen, zumal da nun Minghetti aus dem Ministerium trat.

Diese schlimme Lage des Ministeriums und Italiens eröffnete Rattazzis Heißhunger nach dem Ministerium Aussichten auf Befriedigung. Er war am 10. Oktober 1861 in Paris. Da er sich als den gehorsamen Anhänger der französischen Allianz bewährt hatte, da seine Virtuosität in der parlamentarischen Intrigue ihm Erfolg versprach, wurde er von der liberalen, wie von der offiziösen pariser Presse aufs äußerste gefeiert. Sie verlangten, daß er den nationalstolzen Ricasoli ersetze. Er hatte eine vierstündige Unterredung mit dem Kaiser. Die Kaiserin zeichnete ihn bei Hofe sehr aus. Dieß machte seinen Verzicht auf Rom zur Gewißheit. Wahrscheinlich verwies ihn der Kaiser auf Venetien, ohne ihm jedoch dazu seine Waffenhilfe zuzusagen. In Turin warteten seiner Viele als der aufgehenden Sonne. Die piemontesische Büreaukratie, welche ihm so viele Beförderungen verdankte, begrüßte den charmanten engeren Landsmann als ihren Befreier von dem eisernen Baron. Die rathlose parlamentarische Majorität hoffte zum Theil von ihm, er werde das lösende Wort des Räthsels, vor welchem Italien stand, aus Paris mitbringen. Er konnte zwar kein Programm aufstellen, aber er gab sich das Ansehen, als bewahrte er große Geheimnisse, dürfe sie aber nicht aussprechen. Ricasoli war entschlossen zu offenem Kampfe für seine Ueberzeugung, für eine selbständige italienische Politik. Den 20. November 1861 wurde das Parlament eröffnet. Er legte ihm die Aktenstücke über seine Unterhandlungsversuche vor. Sie waren die Beweise der Niederlage seiner Politik. Dutzende von Rednern griffen sie von verschiedenen Seiten an. Die Radikalen erklärten, jetzt sei erwiesen, daß nur die Revolution zum Ziele führe. Es war eine wahre babylonische Sprachverwirrung. Endlich brachte das Auftreten Rattazzis Todesstille hervor. Er begann damit, das Lob der französischen Allianz zu singen. Er sprach von allen möglichen äußeren und inneren Verhältnissen mit kritischem Scharfsinn. Aber in Betreff der zu ergreifenden Maßregeln hielt er sich blos in der allgemeinen liberalen Phrase. Sein inhaltsloser Optimismus verbreitete nur Enttäuschung. Ricasoli stand glaubensfest auf seinem Principe. Man müsse durch innere Befestigung die öffentliche Meinung Italiens und der Welt gewinnen, das Vertrauen der Kirche verdienen. Nach achttägigen hitzigsten Kämpfen und Ausbrüchen wurde die, in Ricasolis Sinne von Boncompagni beantragte,

Tagesordnung in Ermangelung eines annehmbaren entgegenstehenden Pro gramms angenommen. Damit war die Hauptstadt Rom im Sinne der Al stimmung vom 27. März 1861 und das Vertrauen in das Ministerium m 332 gegen 77 Stimmen ausgesprochen. Aber Vertrauen und Zufriedenhe fehlten beinahe allen. Es war daher nur ein negativer Sieg. Das Schlimm ste war, daß die alte Garde Cavours demoralisirt wurde. Der südländisch Soldat folgt muthig der siegreichen Fahne; stockt der Siegeslauf, so i die Disciplin erschüttert. So auch bei den politischen Parteien; das Mi nisterium verlor zusehends die zusammenfassende Oberleitung derselben. Gro Ponza di St. Martino stellte offen das Programm auf, die äußere Pol tik Italiens sei mit der innern, namentlich mit dem schwachen Stan der Finanzen mehr in Uebereinstimmung zu bringen. Rom und Venetie seien nicht aus den Augen zu verlieren, aber hinter der inneren Consol dirung in zweite Reihe zu stellen. Auch Ricasoli wollte, „daß Italie praktische Klugheit und Beharrlichkeit erprobe, daß es sich nicht durch di Größe der Opfer von seinem Ziele abschrecken, aber auch nicht durch hoch herzige Ungeduld hetzen lasse." Er konnte sich indeß nicht entschließen, da resignirte Programm Ponzas auszusprechen. Aeltere Patrioten, wie d'Azeg lio, sagten sich unter vier Augen, es sei zu hoffen, daß Napoleon vorer Italien „von Rom befreie," damit es sich besinne. Dagegen schürten Ga ribaldiner die Agitation gegen den Pabstkönig in allen größeren Städter Eine Menschenmasse drang in den mailänder Dom, brachte Pater Panta leo mittelst einer Leiter auf die verschlossene Kanzel, von welcher er gege die Verweltlichung des Pabstthums donnerte. Wie sollten da die stille Katholiken, welche im Herzen dieselbe bedauerten, im Glauben befestig werden, daß Italien dem Pabstthum, der Kirche sein Versprechen halte werde? Bertani wollte vermittelst der demokratischen Provvedimentocomité an die Stelle des Nationalparlaments einen Convent der radikalen Ver eine setzen. Diese sollten Italien nach Rom führen. Ricasoli rief sie zu Mäßigung, that aber nichts dagegen. Die Verfassung, sagte er, verbürg dem italienischen Bürger das Associationsrecht. Die übrigen Italiene würden es bald so gut zu üben lernen, wie die Piemontesen. Für di Regierung sei es ein Mittel, die öffentliche Meinung kennen zu lernen Sie dürfe nicht präventiv einschreiten, wie der Absolutismus, sondern nu gegen thatsächliche Ueberschreitungen. Sella, schon Führer der Majorität beantragte den Uebergang zur Tagesordnung nach Anhörung der Erklä rungen des Ministers. Eine starke Majorität war gewiß. Als aber Mas sari verlangte, diese Abstimmung solle ein Zutrauensvotum für das Mi nisterium sein, so wurde nicht nur von ängstlichen Mitgliedern der Ma jorität und von Rattazzianern dagegen protestirt, sondern auch von Radi kalen. Ricasoli, der Mann rascher Entschlüsse, zu stolz, um sich an das

Portefeuille anzuklammern, verlangte, trotz einer großen Majorität für Sellas Tagesordnung, sofort seine Entlassung und der König betraute zu Anfang des März 1862 Rattazzi mit der Bildung eines Ministeriums. Napoleon war zufrieden gestellt. Den König hatte es wohl nicht viel Selbstüberwindung gekostet, denn Rattazzis Geschmeidigkeit war ihm viel angenehmer als Ricasolis Starrheit, obgleich diese die feinste gentilezza nicht ausschließt. Daß das Ministerium unmittelbar, nachdem es die Majorität erhalten hatte, fiel, war keine Befestigung des parlamentarischen Systems. Auch die folgenden Ministerien fielen über die römische Frage.

Das Ministerium Ricasoli hatte trotz seiner kaum dreivierteljährigen Dauer die Einheit Italiens befestigt. Auch in den äußeren Beziehungen war es nicht unfruchtbar. Bonghi sagt (Nuova antologia 1869 Gennaio. P. 74): „Ricasoli trug am meisten, viel mehr als man glaubt, dazu bei, durch seinen persönlichen Kredit den des neuen Königreichs den fremden Staaten gegenüber zu heben. Wenn dieses mit Cavour jedenfalls leichter vorgeschritten wäre, fing es mit Ricasoli vielleicht an festen Halt zu gewinnen. Die große Achtung für ihn leuchtet selbst aus den Worten derjenigen Regierungen durch, welche uns nicht anerkannten. Cavour hatte diese Anerkennung weder bei Preußen, noch bei einer andern Macht nachgesucht; es schien ihm auch, als ob sie nicht viel hülfe, wenn sie nicht die natürliche Wirkung der Ueberzeugung wäre, daß das Königreich Italien nunmehr ein festes Element der europäischen Ordnung sei. Diese Ueberzeugung suchte er in den kritischsten Verhältnissen ihnen einzuflößen. Einige preußische Politiker, unter anderen der Gesandte in Turin Graf von Brassier und besonders Graf Usedom, damals Bundestagsgesandter, sahen den großen, nothwendigen Nutzen wohl ein, welcher bei jeder deutschen Frage für Preußen aus der Bildung eines Staats erwachsen müsse, welcher ein geborener Feind Oestreichs war, so lange dieses nicht auf Venetien und auf seine ganze Erinnerung an seine frühere Oberherrschaft in Italien verzichtet hätte. Aber diese Männer hatten den im Januar 1861 zur Regierung gelangten König Wilhelm und die Regierung nicht in Händen. Der preußische Hof machte immer noch einige Bürgschaften zur Bedingung der Anerkennung des Königreichs Italien. Einmal bot er sie unter der Bedingung an, daß Victor Emanuel schriftlich dem König Wilhelm verspreche, Italien werde nie sich an irgend einer Unternehmung Frankreichs gegen Deutschland betheiligen. Da weder dieses Versprechen, noch diese Form desselben thunlich war, antwortete Ricasoli, die Anerkennung erscheine ihm nur dann wünschenswerth, wenn sie frei sei, und wenn keine andere Bürgschaft verlangt werde, als diejenige, welche von selbst aus dem Wesen und aus der Haltung des anzuerkennenden Staats fließe. Der freisinnige Theil der preußischen Kammer spornte den Grafen Bernstorff zur Anerkennung, Frank-

reich und England machten sie unermüdlich dringend. Zu Anfang des Jah
res 1862 waren Rußland und Preußen dazu entschlossen, im Verlauf de
Februars wurde die Anerkennungsakte wiederholt als unmittelbar bevor
stehend besprochen. Ricasolis Austritt aus dem Ministerium (3. März 1862
war Ursache, daß sie erst im Juni eintraf. Denn Rattazzi hatte viel we
niger Gewicht und man glaubte, Frankreich habe ihn wegen seiner Lent
samkeit zum Lenker Italiens gewollt. Die übrigen Staaten schenkten ihr
erst seit der Repression in Sarnico Zutrauen. In den der Anerkennung vo
rausgehenden Noten und in den auf Verlangen gegebenen Erklärungen —
von Baron Ricasoli wären sie nicht verlangt worden, noch hätte er sie gege
ben — scheint der Verdacht durch. Rußland, welches Frankreich als Mittels
person mit Italien gebrauchte, begnügte sich seine Zuversicht zu versichern
daß das italienische Ministerium im Innern und Rußland gegenüber Ruhe
störer, namentlich polnische im Zaum halten werde. Preußen aber verlangt
Bürgschaft über unser Vorgehen, nicht blos Venetien, sondern auch Rom
gegenüber. In Betreff Venedigs erklärte es, sich nicht von seiner Politi
von 1859 lossagen zu wollen, jede militärische Unternehmung gegen dasselb
würde die Bundesgränze gefährden und einen Krieg herbeiführen, an wel
chem Preußen sich betheiligen müßte. In der Anerkennungsnote vom 22
Juli wiederholte Graf Bernstorff abermals, „der König wolle damit nicht
von dem billigen, was von Italien gethan worden sei." — So verdankt
denn Rattazzi die sein Ministerium befestigende Anerkennung der beiden nor
dischen Mächte der Achtung, welche diesen der Charakter Ricasolis eingeflöß
hatte. Die kühne, glückliche List Cavours hatte ihnen Mißtrauen eingeflößt
die unglückliche Ehrlichkeit Ricasolis hatte ihre moralische Eroberung ge
macht. Sie wollten Rattazzi nicht unter den ausschließlichen Einfluß Frank
reichs fallen lassen. Deßhalb vollzogen sie im Sommer 1862 die schon zu
vor beschlossene Anerkennung. So bewährte sich Talleyrands Wort, um
ein Geschäft perfect zu machen, brauche man einen Ehrlichen und einen
Schlauen. Mochte auch Oestreich die Versprechungen Italiens, die von ihm
gebotenen Bürgschaften für ein werthloses Stück Papier erklären, Ange
sichts dieser Anerkennungen des jungen Königreichs selbst durch conservativ
Mächte wurde es ihm unmöglich gemacht über dasselbe ohne weitere Veran
lassung herzufallen.

Um die endliche nothwendige Versöhnung mit der Kurie nicht unmög
lich zu machen, verlangte d'Azeglio den Verzicht auf „Rom, Hauptstad
Italiens"; deßhalb schlug er Florenz vor. Die Politik Ricasolis, besonder
in Betreff Roms erschien ihm daher als eine „pittoresk-poetische". D'Azeg
lio erklärt sich in einem Briefe an seine Frau vom 27. Februar 1862 dar
über näher: „Poetisch nannte ich den Minister Ricasoli, schon weil er nich
die Geschäftssprache redet, sondern eine andere sich angeeignet hat, welche

nur das Metrum fehlt, um Poesie zu sein. Mit dieser versichert er uns, daß wir uns im März auf dem Kapitol krönen würden. — Erscheint dir das als Prosa? Im übrigen weißt du, ob ich ihn als Charakter zu schätzen weiß. Allein wenn ich eine gute Uhr zum zurechtmachen hätte, so würde es mir nicht genügen, einen Uhrenmacher von gutem Charakter zu haben." (Dabei erfahren wir gelegentlich, daß bereits die Empfehlungen von Persönlichkeiten, welche durch ihre Intriguen Furcht einzuflößen wußten, bei dem Ministerium am meisten Aussicht hatten. Es war besser, daß man Cavour fürchtete.)

War es aber für Italien wirklich ein Unglück, daß die Unterhandlungen Cavours und Ricasolis mit der Kurie gescheitert waren? Eine Uebereinkunft wäre nur dann ein Glück, und nicht blos für Italien gewesen, wenn der Pabst und die Hierarchie sich vom Glauben an die materiellen Ziele und Mittel zum Glauben an die geistigen bekehrt, die weltlichen Krücken und den gerechten Groll über ihre Beraubung hinter sich geworfen, die Gewissensfreiheit innerlich anerkannt und mit der bürgerlichen Gesellschaft in den friedlichen Wettkampf der Versöhnung der tiefsten Bedürfnisse der Völker eingetreten wären. Das wäre das größte Wunder der Weltgeschichte gewesen. Es war eine Unmöglichkeit für diese Hierarchie. Ein bloßes äußeres Abkommen hätte nur der Hierarchie einen Theil der Schutzwaffen des Staats ausgeliefert und dann zu erbitterterem Kampfe geführt.

Allen gegentheiligen Erfahrungen zum Trotz blieb Rom die fixe Idee der Italiener. Gerne hätte Cavour die Bedingungen der friedlichen Lösung reifen lassen. Für die Hauptbedingung hielt er die Consolidirung Italiens, welche der Kurie und Frankreich Achtung einflößen sollte. Aber die Italiener hielten sich seit Gewinnung des Südens schon für eine imponirende Macht. „Napoleon", sagte man, „hat 1859 viele Tausende seiner Soldaten geopfert, um unsere Bundesgenossenschaft zu erkaufen. Sollte er, um diesen Zweck vollständig zu erreichen, uns nicht den kleinen Gefallen thun, seine Besatzung aus Rom zurückzuziehen?" Man meinte durch die Drohung der Ungnade Italiens „de lui forcer la main". Da in Italien keine selbstständige ultramontane Partei bestand, wie in Frankreich, vergaß man, daß Napoleon nur durch das Bündniß mit derselben Kaiser geworden war und bleiben konnte. Man hatte Italien im Namen der Volkssouveränität aufgerichtet und wollte nicht begreifen, daß diese in Frankreich entgegengesetzte Wirkungen hatte. Wohl sahen die besonneneren Italiener seit dem Scheitern des von Ricasoli genommenen Anlaufs, daß man sich verrechnet hatte, daß man der Solidarität des französischen Hegemoniestolzes (Thiers) und des mächtigen Ultramontanismus gegenüberstand, daß die selbstlosen Freunde Italiens in Frankreich machtlos waren. Diese besonnenen Italiener waren jetzt rathlos. Sie machten wohl Projekte, aber lie-

ßen sie wieder fallen, wie denn Ricasoli von 1864 auf 1865 in der Commission vorschlug, das Kirchengut den Gemeinden zu überlassen — eine Art von Civilverfassung —; aber 1866 kam er wieder auf Cavours Idee der Freiheit der Kirche zurück. Viele geübte Conspiratoren hofften die Prälatenregierung durch Complote so zu untergraben, daß sie bei dem ersten Stoße in sich zusammenfallen müßte. Einer solchen vollendeten Thatsache gegenüber würde Napoleon Rom räumen, die französischen Truppen vor einer Demonstration weichen! Und angesehene französische Liberale, die Schuld auf die Trägheit der Römer abwälzend, verbürgten sich für den Erfolg.

Eines der seltsamsten, raffinirtesten Produkte der Schärfung und Uebung des italienischen Geistes in der Kunst geheimer Gesellschaften ist das Nationalcomité in Rom. Es ist bewunderungswürdig, wie es mitten unter den tausendfältigen, ihm von der schlauen Priesterregierung gelegten Schlingen und Fallen fortbestand, unablässig fortwirkte und — doch durchaus kein reales Resultat erzielte. Kaum war der combinirte Aufstandsversuch Mazzinis im Jahre 1853 gescheitert und seine Werkzeuge auch in Rom dem Gericht verfallen, so bildete sich auch hier wieder eine neue mazzinistische Clique. Die Priesterspione konnten nie den Mittelpunkt derselben fassen. Dieses war dem monarchischen einheitsstaatlichen Nationalcomité vorbehalten, welches gegen dieselbe mit Erfolg einen unterirdischen Krieg führte und ihre Heimlichkeiten bloslegte. Das Programm des römischen Nationalcomités war das des Nationalvereins: der italienische Einheitsstaat unter dem Hause Savoyen. Aber in Rom konnten nicht dieselben Formen und offenen Mittel angewendet werden, wie anderwärts. Der Ausschuß war beinahe allen Mitgliedern und diese waren sich untereinander größtentheils unbekannt. Der Ausschuß wußte, auf wen er mehr oder weniger rechnen konnte. In der Regel wurden sehr wenige, an sich unbedeutende Demonstrationen verlangt, z. B. mit den nationalen Farben, ein Vivat auf Viktor Emanuel an die Wohnung eines Reaktionärs geschrieben. Und doch setzten sie die klerikale Polizei und Spionenthum, einschließlich des Beichtstuhls, in fieberhafte Thätigkeit. Instruktionen gingen an die Beichtväter des wirklichen und des gewesenen Kirchenstaats aus. Hier sollte den Beichtenden kraft des merkwürdigen Dekrets vom 10. December 1860 erlaubt werden, selbst im Dienst des italienischen Königreichs zu bleiben, aber unter dem Angelöbniß, auf daß erste Signal davon abzufallen. Während der Osterbeichte 1862 soll den römischen Beichtvätern aufgetragen worden sein, jeden Beichtenden zu fragen, was er von der weltlichen Herrschaft des Pabstes halte, an welcher zu zweifeln die Sünde der Sünden war. Antwortete der Beichtende ausweichend, so wurde ihm die Absolution verweigert, was zu Gefängniß führen mußte. Denn alle Hausbesitzer waren bei

strenger Strafe verpflichtet, ihre Miethsleute behufs der Beichtpflicht anzugeben; die Priester gehen unter dem Vorwande, das Haus mit Weihwasser zu segnen, durch alle Gemächer. Wer nicht Fremder war und keinen österlichen Beichtzettel vorweisen konnte, der war Staatsverbrecher. Nicht Wenige sollen sich diese Zettel dadurch verschafft haben, daß sie Andere bezahlten, um auf ihren Namen zu beichten. Die Weiber wurden natürlich besonders über die politische Gesinnung ihrer Hausgenossen ausgefragt. Die Kirchenstaatler sind noch mehr als andere Italiener längst in der Verstellung geübt. Merkwürdig ist, daß nur nach Jahre langer Ausspürung, nach Versprechung von Geldbelohnungen kaum ein paarmal die verborgenen Pressen und Niederlagen des Ausschusses unvollständig entdeckt wurden. Um das Ausland systematisch zu seinen Gunsten über die Stimmung der Unterthanen zu täuschen und sich so seiner fortgesetzten materiellen Unterstützung gegen „wenige, fremde, mazzinistische Wühler" zu versichern, suchte die Priesterregierung die Schaustellung ihres glücklichen, zufriedenen Volks bei seinen Festen zu begünstigen. Diese Täuschung suchte die Nationalpartei zu zerstören. Daher das demonstrative Wegbleiben besonders des besseren Bürgerstands vom Corso während des Carnevals, welches nur die Klerikalen, Lohndiener, Dirnen, französische Soldaten und Fremde ohne eine Spur des alten Nationallebens aufführten, während die anständigen Römer auf gegebenen Wink mit ihren Familien schwarz gekleidet auf dem Monte Pincio sich zusammenfanden. Von hier vertrieben, begegneten sie sich wieder nach einer Stunde vor Porta Pia oder im Colosseum, wobei es selten ohne Verhaftungen ablief. Die Polizei kam auf ihrer Jagd gegen die Nationalfarben nicht mehr zu Athem. Ueber das Parterre eines Theaters flog plötzlich eine Schaar Vögel mit trikoloren Bändern. Und nun lief gar durch den Corso ein Hund in den päbstlichen Farben! An der Ecke des Pasquino stand, während die verhaßtesten Prälaten sich 1860 und 1862 vor Garibaldi schon nach Verstecken umsahen, die Warnung an die Römer, sie möchten sich vorsehen, daß sie nicht Vatermörder würden! Volk und die Prälatenregierung erwiesen sich als gleich altersschwach, kleinlich. Aber die Prälaten wurden ihrer Herrschaft über die energielosen Römer doch nicht froh.

Im Winter 1864 ergriff Rom Erstaunen auf die Nachricht, daß der langjährige vertraute Privatsecretär Antonellis verhaftet sei und zwar auf die Anklage hin, daß er mit der italienischen Regierung und mit dem römischen Nationalausschuß im Einvernehmen stehe. Und die Untersuchung durch die Sacra Consulta erwies das Verbrechen; er wurde zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt, ohne daß man auf eine weitere Spur kam. Das ganze Gerichtsverfahren gegen ihn war ein heimliches gewesen; den Tag nach Abschluß desselben fand sich auf dem Tische jedes Kardinals das Protokoll desselben, gedruckt auf der Presse des Nationalausschusses. Nach dem Tode

des wegen seiner nationalen Gesinnung verfolgten, Rom längere Zeit meidenden Kardinals Andrea fand der Pabst 1868 auf seinem Schreibtische ein phantastisches Schriftstück, welches ihm und seinen Rathgebern mit dem sie anklagenden Gespenste des Kardinals drohte. Diese Ubiquität der Verschwörung mußte den Gewalthabern peinlich sein, ihr Mißtrauen gegen einander mußte gestachelt werden. Aber auch nicht mehr. Auch uns hat es nur komisch angemuthet, zumal wenn ein Mann in Würden mit Wichtigkeit erzählte, daß er an einem solchen Geheimakte betheiligt gewesen sei. Die Gewohnheit des Verschwörens muß, zumal für den Italiener, schwer abzuthun sein.

Neben und entgegen diesem revolutionären unterirdischen Rom war gleichzeitig mit größerer Energie, mit derselben List und ohne Vergleich bedeutenderen Verbindungen und Geldkräften eine großartige Parteiverschwörung thätig. Es scheint, daß der gefallene König Franz, als er Mitte Februars 1861 in Rom sich niederließ, nicht im Sinne hatte, den Kampf fortzusetzen. Aber sogleich bemächtigte sich seiner die ultramontan-legitimistische Partei und er wurde nun der Mittelpunkt der zunächst unter der Form des Brigantenthums einzuleitenden Contrerevolution. Wir haben schon früher gesehen, daß ein absolutistisches Königreich Neapel längst von der Kurie für die sicherste Stütze der weltlichen Priesterschaft im Kirchenstaat angesehen wurde. Die Parteien Merode und Antonelli gingen wetteifernd in der Anbahnung dieser Contrerevolution ins Zeug. Sie hatten schon im November 1860 einen Theil des auf päbstliches Gebiet übergetretnen und aufgelösten bourbonischen Heeres für den Brigantenkrieg angeworben oder über die Gränze in die Abruzzen geleitet. Die bitterarme kirchenstaatliche Bevölkerung in den kahlen Gebirgen nordöstlich von Palestrina und Anagni, um Subiaco und Veroli, auch südlich davon um Antonellis räuberischen Geburtsort Sonnino, welche jedes Frühjahr in die öde römische Campagna herabsteigt, sich hier etwas Brod und noch sicherer das Fieber holt, war längst die Pflanzschule des Brigantenthums. Jetzt wurde sie durch Agenten der Legitimität und im Beichtstuhl geworben, um mordend und plündernd im Neapolitanischen gutes Leben nach ihrem Geschmack und im schlimmsten Fall sich die himmlische Seligkeit zu verschaffen. Unsere Quellen sind von nun an die Berichte der parlamentarischen Kommission, welche 1862 von Turin nach Neapel geschickt wurde, um die Ursachen des Brigantenthums an Ort und Stelle zu studiren, viele Gerichtsakten mit den Aussagen der gefangenen Briganten, welche diese vor ihrem letzten Gange ablegten, die Erzählungen von Präfekten, von neapolitanischen Abgeordneten, von französischen Hauptleuten, welche die Gränzhut hatten. Einzelne charakteristische Details haben wir aus dem Munde der Frau eines derselben, welche in Frosinone beobachten

konnte, was hier vorging, wie z. B. Warnungssignale an die Briganten gegeben wurden, sobald die französischen Soldaten ausrückten. Interessantes Detail findet sich in Marc-Monniers histoire du brigandage dans l'Italie méridionale Paris 1862, in „Inner Rome" von Professor Butler in Philadelphia und im osservatore romano. Wir verweisen auf einen eingehenden Aufsatz darüber in „Unsere Zeit", 1. und 15. August 1870. Hier heißt es nach den gerichtlichen Urkunden: „Die Vorbereitungen zum Menschenschub nach Neapel wurden jahraus jahrein, besonders im Kirchenstaat, in Rom gemacht. Die Polizei verlangte nur Vermeidung der Oeffentlichkeit. Seit Franz in Rom residirt, werden bei einem Apotheker und in andern Häusern auf dem Platze Campo di Fiore in der Nähe des bourbonischen Palastes Farnese, oder auf Piazza Montanara Deserteure und Conscriptionsflüchtige aus den Abruzzen, brodlose Gebirgsbewohner und Gesindel aus allen Nationen angeworben. Die Geschichte einer Bande gleicht seitdem der jeder andern, wie ein Ei dem andern. Sie bekommen Handgeld und einige Tage oder Wochen Verköstigung. Bei Nacht wird in kleinen Truppen abmarschirt, man trifft sich an einem Kreuzwege, wo Montur und Waffen in Menge ihrer warten. Die Waffen kommen aus Marseille oder sie sind vom päbstlichen Waffenminister zum Schein an einen Abbé verkauft. Päbstliche Gensdarmen und Vertraute Antonellis (z. B. seine Gutverwalter) wachen und geben Zeichen, damit die Kolonne nicht auf ein französisches Streifcorps stößt. Klöster im Gebirge, unweit der neapolitanischen Gränze, nördlich von Ceprano, besonders Casamari, dienen als Kasernen und Arsenale. In ihrer Nähe gewöhnen sich je einige hundert Mann an das Bivouakiren; sie erhalten aus einem benachbarten päbstlichen Städtchen ihre Rationen. Endlich macht man einen Einfall, plündert, schließt sich Banden im Gebirge an, oder zieht sich noch öfter vor italienischen Soldaten über die sichere päbstliche Gränze zurück. Sobald die italienischen Soldaten sich dieser nähern, müssen sie des herübertragenden Feuers der im Hinterhalt liegenden päbstlichen Gensdarmen und Zuaven gewärtig sein." Auch die Franzosen mußten den flüchtigen Briganten Schutz gewähren. Schlossen die Franzosen je eine Bande ein, so übergaben sie die Gefangenen der päbstlichen Behörde, welche sie sofort laufen ließ. About sagt, die Galanterie des französischen Offiziers gestatte ihm nicht die ihm schmeichelnden Prälaten ohne Unterstützung zu lassen. Viel wirksamer war aber die Bitte der Damen der legitimistischen Partei an die Offiziere, den Brigantenеinfällen durch die Finger zu sehen. Wer konnte der feinen, mit politisch-kirchlicher Schwärmerei verbundenen Koketterie dieser französischen Aristokratinnen widerstehen? Doch wiesen einige französische Offiziere, entrüstet über die Gräuel der Briganten, päbstliche Orden ab. Der Hauptheld an dieser Gränze war Chiavone, früher

Holzwart. Er hatte häufige Audienzen bei Franz und schwindelte ihm viel Geld ab. Er warf aber nur pomphafte Aufrufe über die Gränze über welche er sich rasch wieder zurückzog. Er wollte die Rolle des legitimistischen Garibaldi spielen. Nicht nur die legitimistische, die europäische Presse war lange seines Namens voll. Die Neapolitaner aller Parteien hatten ihren Spaß an dieser ächt neapolitanischen burlesken Figur. Ein eifersüchtiger, wohl noch schlimmerer Bandenchef ließ ihn wegen Grausamkeit erschießen. Denn keiner dieser Räuber für Altar und Thron wollte den andern zu sehr aufkommen lassen oder sich gar ihm unterordnen.

Der bourbonische Hof in Rom besaß keine tüchtigen Männer. Die römischen und die französischen Klerikalen sprechen in den aufgefangenen vertrauten Correspondenzen mit bitterer Verachtung davon. Sie vermuthen, daß diese „Canaillen" einen Theil der für Thron und Altar ersammelten Summen selbst einsacken. Auch die getreuen Offiziere des bourbonischen Heeres nahmen sich Chiavone zum Muster. Der tapfere spanische Offizier, der überzeugungsfeste Legitimist Borjes schrieb, nicht Einer von ihnen habe sich bei seiner gefahrvollen Expedition ins Innere betheiligen wollen; auch nicht Einer sei zum Kriege tauglich. Der Einzige Carracciolo blieb bei ihm bis zur Landung; dann schlug er sich allein in die Büsche. Desto geschickter waren in Neapel zumal aristokratische Damen im Complottiren. Der Mittelpunkt war der Erzbischof-Kardinal der Stadt. Täglich erhielt man aus Rom durch vertraute Telegraphenbeamte oder durch Extrabarken Nachrichten und gab solche dahin. Als der edle Piemontese San Martino es als Statthalter in Neapel mit Güte versuchte, und alle ohne Unterschied der Parteifarbe in seine Abendsalons einlud, wurden hier die legitimistischen Komplotte geschmiedet und die Schritte der Regierung ausspionirt. Die Gewissensbedenken von Geistlichen über die ihnen zugemuthete Betheiligung am Brigantenthum wurden durch die höchsten Kirchenbehörden gehoben. Einige Winkelblätter der Legitimisten suchten die mißvergnügten Mazzinisten zu kirren. Eine der hochadeligen Geschäftsreisenden trug, als sie trotz ihrer Proteste visitirt wurde, Photographien von Mazzini bei sich. In Schlupfwinkeln der Brigantenführer fand man raffinirte Kultur- und Genußmittel, von denen dieselben sich wohl nie hatten träumen lassen. Das Comité hatte sie ihnen zugeschickt. Es sorgte für Verbreitung von Gerüchten und Versprechungen, nahe bevorstehender Invasionen und großer Aufstände, wodurch die unwissenden Parteigänger zu den ausschweifendsten Hoffnungen erhitzt, die Nationalliberalen mit den Schrecken der Ausrottung erfüllt wurden. Die Gräuel, welche jetzt schon die Banden übten, waren von denen des Kardinal Ruffo nicht verschieden. Man versprach sich die Reichthümer der zu ächtenden Liberalen. Wo man konnte, begann man damit. „Frei-

willige Beiträge" wurden zu Handen des Hofs als vorläufige Schonungsassecuranzen eingetrieben.

Natürlich hätten alle diese Intriguen, Versprechungen und Drohungen nicht zünden können, wenn nicht die Natur des Landes, die Verwilderung und Demoralisation der Bevölkerung, die socialen Zustände, die grob heidnische „Religion" reichen Brennstoff geboten hätten. Die wildeste Selbsthilfe der besitzlosen niederen Klassen war seit Jahrtausenden, ja seit Jahrtausenden in vulkanischen Ausbrüchen entfesselt worden. Für uns hatte die römische Geschichte Mommsens in dieser Beziehung ein ganz besonderes Interesse*). Die Eroberer des Mittelalters setzten sich in den Großgrundbesitz der altrömischen Aristokratie und gaben ihm durch den Feudalismus mit dem Erstgeburtsrecht Bestand. Nur daß sie für ihre Nachgebornen durch reiche Stiftungen an

*) Die treffendste Parallele zum Brigantaggio und einen Schlüssel zum Verständnisse auch der kirchenstaatlichen Zustände bieten die riesigen Sklavenaufstände im Alterthum. Der alte Ackerbau Siciliens wurde durch den ersten punischen Krieg, welcher um den Besitz dieser Insel und auf ihr ausgefochten wurde, zerstört. Die Römer stellten ihn nach punischem Plantagenmuster auf den Großgütern wieder her, welche sie den Besiegten abnahmen. Der Großbetrieb wurde meist durch Sklavenheerden betrieben, wie es noch Pabst Gregor I. (um 600 nach Christo) that. Durch das sicilische Getreide, später auch durch das anderer unterthäniger Provinzen, welches der römische Staat um Spottpreise, umsonst an die Bürger Roms vertheilte, wurde der latinische Ackerbauer, der Kern der Macht Roms, ruinirt. Während der Kleinbauer Jahre lang über See im Felde stand, wurde seine Familie vertrieben und sein Kleingut den Großgütern der Senatoren und der Ritter einverleibt. Bald fanden es die patricischen Familien, welche die Staatsdomänen usurpirt hatten, bequemer und nützlicher auf denselben Großviehzucht durch berittene und bewaffnete Sklaven zu treiben. Diese mußten mit den Räuberbanden, entflohenen Sklaven auf gutem Fuße stehen. Durch diese Viehweide und durch die Hirten wurde der Wald ausgerodet. Große Sklavenaufstände brachen besonders im Innern Siciliens und in Süditalien aus, wohin die römische Geldaristokratie aus Vorderasien Zehntausende von Sklaven schleppte, welche sie den Menschenjägern und Korsaren abgekauft hatte. Castrogiovanni, im Mittelpunkt Siciliens, war der Stützpunkt des großen Sklavenkriegs von 134 bis 132 vor Christo. So sehr der römische Senat das in Menschenfleisch angelegte Kapital seiner Mitglieder zu schonen suchte, so wurden doch schließlich 20,000 Sklaven gekreuzigt. Noch ausgedehnter war der Sklavenaufstand und Krieg, welcher 20 Jahre spater auf Sicilien wüthete. Der römische Statthalter suchte umsonst ihn im Keime durch die bezahlte Hilfe der Räuber zu unterdrücken. Zwei frühere zu Sklaven gemachte vorderasiatische Räuber waren König und Feldherr der Sklaven. Sie verbündeten sich mit den bedrängten freien Kleingrundbesitzern und Arbeitern. Das streng disciplinirte Sklavenheer wurde von den Römern mit großer Anstengung überwunden. Erst einige Jahrzehnte später brachen die großen Sklavenaufstände in Italien aus, durch welche vom Golf von Tarent bis Modena die kleineren Städte ausgeraubt wurden. Rom mußte 8 Legionen dagegen aufbieten. Diese Sklavenbanden waren mannhafter als die Kämpfer für Altar und Thron; ihrer zehntausend fielen in einer Schlacht die Wunden am Vorderleib. Und woher hätte Franz einen Spartacus rufen sollen?

die Klöster sorgten, welchen dadurch ein Theil der Latifundien zufiel. W
haben im Verlaufe unserer Geschichte gesehen, wie die Bourbonen die Le
denschaften der wilden besitzlosen Massen bald bekämpften, bald ausnützte
und schürten, nie aber ernstlich zu bändigen verstanden. Sie selbst hatte
ja eine nicht viel höhere Civilisation und Religiosität. Sie traten zunäch
die Erbschaft der abscheulichen Aussaugung der Provinzen durch die span
schen Statthalter an. Daher sind weder die Bourbonen, noch weniger
das Königreich Italien Ursächer des Brigantenthums. Jene schürten je
nur den alten tiefen Brand zu hellen Flammen auf.

Das Einschmuggeln von bewaffneten Banden in die Abruzzen war de
durch begünstigt, daß hier der Apennin seine größte Höhe (Gran Sasso
Italia 9200, das Majellagebirge 8440 Fuß) erreicht und daß er von hi
ab bewaldeter ist *). Die besten Schlupfwinkel der Briganten waren d
eng verwachsenen Dornstrecken mit nur ihnen bekannten Labyrinthen. Die
selbe wilde Waldnatur herrscht auf der festen Halbinsel des Monte Gargan
nördlich von Manfredonia. Sie ragt wie eine Insel aus der Adria und au
der topfebenen Niederung des Tavoliere di Puglia, in welcher die spanisch
Herrschaft zu Gunsten der Schaaf- und Viehzucht auf mehr als 100 Quadrat
meilen den Acker-, ja den Gartenbau ausgerottet hat. Nach vielen Versuche
besonders Mürats, das Grundeigenthum in Familienbesitz zu theilen, blie
es als Lehen in den Händen der größeren Heerdenbesitzer. Die große Mehr
zahl der Bevölkerung, welche mit der Rückkehr der Heerden aus dem hohe
Apennin, auch in Foggia sich im Herbst vervierfacht, sind braccianti, di
elendeste Form des Proletariats. Ihnen bleibt außer zeitweiser Arbeit in de
Küstenstädten nur Diebstahl und Raub als Erwerb übrig. Die Gerichts
protokolle bezeugen, daß 4 Fünftheile der gefangenen Briganten solche brac
cianti waren. Ueber diese Weidefläche flogen die berittenen Räuberbande
zwischen dem Apennin und dem Monte Gargano, von den Einheimische
unterstützt, hin und her. Aehnlich ist es in der Basilicata, welche sich durch
die murgie (Sandhügel) vom Tavoliere bis an das sumpfige Ufer des in
nern Golfs von Tarent zieht. Fahrstraßen und Schulen fehlen den meiste
Gemeinden; auch die reichsten hielten und wollten höchstens eine Knaben
schule. Wo Pachtgüter sind, da hat der städtische Eigenthümer, zur Zei
der Abnahme der Maulbeerblätter für die Seidenzucht, persönlich sein In
teresse wahrzunehmen. Dem Pächter ist es daher angenehm, wenn de
Eigenthümer durch die Brigantengefahr verhindert wird, auf dem Gute zu
erscheinen. Der Pächter wie der Eigenthümer kann sich, die Seinigen und

*) Die höchsten Erhebungen des Apennin sind in Ligurien die Bormidaquelle 1,100
und die Bocchettaspitze 1,064 Meter, im Toscanischen Monte Cimone 2,158 und M.
Pisanino 2,049, im Kirchenstaat M. Velino 2,494, in Neapel M. Corno (Gran-Sasso)
2,922 und Bajella 2,729 Meter Meereshöhe.

das Seinige nur sichern, indem er den Briganten Lebensmittel und Nachrichten liefert und sie beim Erscheinen von militärischen Streifcorps für seine Taglöhner ausgibt. Die nomadisirenden und die städtischen Heerdenbesitzer finden eines Tages ihre ganzen Heerden niedergestochen, wenn sie den Banditen dafür nicht ein starkes Lösegeld bezahlen. Parlamentsabgeordnete, Offiziere der die Truppen unterstützenden mobilen Nationalgarde, Ortsvorsteher verloren dadurch in wenigen Stunden beinahe ihr ganzes Vermögen. Was half es sie, wenn hernach die Truppen herbeieilten? Wehe dem, welcher sie gerufen, ihnen einen Fingerzeig gegeben hatte, wenn er oder das Seinige in die Hände der Briganten fiel! Ihre Martern waren kannibalisch. Gebt uns Sicherheit, so wollen wir herzlich gern die Steuern bezahlen! riefen die Bürger dieser Provinzen der Regierung zu. In Calabrien, wo viele Elemente des Brigantenthums bestehen, von wo 1799 Ruffos räuberische Glaubensarmee ausrückte, wo zu müratischer Zeit das Brigantenthum nur durch furchtbare Menschenopfer auszurotten war, wo 1848 der royalistische Proletarier gegen die liberalen Eigenthümer wüthete, konnte jetzt das Brigantenthum nicht aufkommen, weil die Verhältnisse der Pächter günstiger geworden sind.

Die besitz- und brodlose Masse fühlte sich um so mehr herausgefordert, mit allen Mitteln der Gewalt und der List die Ungleichheit des Lebensgenusses zu rächen, da die städtischen Besitzer großentheils in Trägheit sich wiegten und da alles Recht und Gericht feil war oder doch so erschien. Der Bandite, welcher vielleicht aus Veranlassung einer jähen Blutthat vor der Blutrache der Familie und dem Gerichte in das Asyl der Berge entflohen war und von da aus gegen die Reichen und gegen die parteiische Gerechtigkeit mit Tollkühnheit und mit List Krieg führte, war der Rächer, der Liebling, der Held der armen Volksmasse. Seine Heldenthaten wurden bewundert, in den Volksliedern ausgemalt. Die seine Lösegelder und seine Pracht vergrößernde Sage lockte die Kecken unter den Darbenden zu ihm. Fiel er in die Gefangenschaft, bestieg er das Schaffot, so rühmte sein Beichtpriester seinen Glauben an die Madonna, an dieses oder jenes Bild derselben, an ihre Amulette, seine Reumüthigkeit. Und die Menge glaubte seine Seele wie einen Vogel gen Himmel fliegen zu sehen. Die durch keinen Unterricht genährte Phantasie des Volks war nur von den Wunderthaten der Madonna und der Räuber erfüllt. Die norditalienischen Offiziere, welche gegen diese sich abhetzten, hörten erstaunt, wie die Weiber ihren Säugling als „brigantino di mamman“ liebkosten. Und jetzt gab sich der Führer der Banden, selbst ein Cipriano la Gala, welcher wegen zahlloser Diebstähle zu 20 Jahren Galeere verurtheilt gewesen war, das heilige Ansehen, für Altar und Thron, für den Gesalbten des Herrn, für Franz, „den Sohn der Heiligen“ gegen einen vom Pabst verfluchten Fremdling den heili-

gen Krieg zu führen. Im December 1862 rief der Prediger in einer der besuchtesten Kirchen der Hauptstadt: „Unsere Brüder, die Briganten, tragen Siege davon und sie werden es immer thun, weil sie gegen einen Usurpatorkönig kämpfen. Die Madonna muß uns das Wunder thun, daß wir ihn aus dem Königreich vertrieben sehen!" Am darauf folgenden Feste Mariä Empfängniß rief ebendaselbst ein anderer Priester: „Unbefleckte Jungfrau, ich werde nicht mehr glauben, daß du Jungfrau bist, wenn du uns nicht sogleich die angebeteten Souveräne Franz und Maria zurückführst!" — Wie durfte erst an entlegenen Orten, im Beichtstuhl geeifert werden! Die Räubermessen wurden gut bezahlt und andächtig gehört. In Kirchen wurden Gemälde aufgehängt, welche von Briganten mit Hilfe der Madonna vollbrachte Wunderthaten darstellten. Der Klerus hatte ja Grund zu fürchten, daß die neue Regierung ihm seine Güter nehmen werde. Am eifrigsten und am wirksamsten waren die Bettelmönche. Ihre Klöster dienten den Banditen oft als Schlupfwinkel. Italienischen Soldaten, welche als Briganten maskirt sich darin einschlichen, wurden heimliche Waffenvorräthe gezeigt, worauf sie sofort die Hand legten. So mancher mit unschuldigem Blute besudelte Bandite tröstete sich vor seiner Execution damit, daß er von Rom aus den Segen des Pabstes zum heiligen Kampfe empfangen habe; der Schutz der Madonna habe ihn lange durch viele Gefahren gerettet; hätte er ihr Bild nicht verloren, so stände er jetzt nicht vor den Flintenläufen der Gottlosen. Er sei aber seiner Seligkeit gewiß. Das war die alte Banditenreligion.

Im Jahre 1860 kam dazu die Auflösung des k. Heeres und der Polizei, also der ganzen bestehenden Gewaltsordnung. Durch diese Revolution wurden alle jene alten Elemente glühend und flüssig. Der römische Abbate Coppi schreibt: „Beim Sturz der bourbonischen Regierung entwichen Viele aus den Gefängnissen (gemeine, wie politische Verbrecher); sie vereinigten sich größtentheils in bewaffneten Banden, um vom Raube zu leben und suchten der öffentlichen Gewalt zu widerstehen." Wohl wurden die Absolutisten von den Garibaldinern und von den Cavouristen aus den Gemeindebehörden verdrängt. Aber während diese mit einander haderten, wurden die Geschäfte von der alten niederen Büreaukratie geführt. Und diese that den Briganten als Parteigenossen heimlich jeden Vorschub. Die pensionirten bourbonischen Beamten wühlten unerschrocken. Die turiner Regierung wechselte im Kampf gegen die Unordnung und gegen das Brigantenthum mit den Systemen, ehe sie sich erprobt, und mit den Personen, ehe sie sich orientirt haben konnten. Die Unklarheit über den Ressort der Centralregierung und der Statthalterschaft lähmte beide. Wie unter den Bourbonen wurden viele Gesetze gegeben, wenige ausgeführt. Es war, als hätten nur die Personen gewechselt. Bonghi, selbst Neapolitaner, schreibt in sei-

nem Cavour: „In Neapel (und überall) fanden die sich (um diese Leute) streitenden Parteien ihre stärkste Unterstützung in einem gewaltthätigen, unverschämten Gesindel, in dessen Hände im Anfang der constitutionellen Regierung Franzens die Polizei gegeben worden war. Sie benutzte diesen ihren Einfluß und ihre Gewalt, Verbrechen zu begehen, welche sie hätte verhindern sollen. Sie forderte für ihre Tasche die Zölle ein, tyrannisirte die Verkäufer und steigerte den Preis der Lebensmittel unnatürlich. Diese Hefe des Volks hatte zum Sturz der bourbonischen Regierung beigetragen und fürchtete nun das Aufkommen jeder regelmäßigen Regierung, da sie von keiner Nachsicht erwarten durfte." Garibaldi hatte den Versuch gemacht, durch die Camorristen, welche von jedem auch kleinsten Verdienst sich einen Antheil erpreßten und viele Tausende streng disciplinirter dolchgewandter Mitglieder zählten, also durch die Beutelschneider selbst einige Ordnung zu schaffen. Und sie ließen keinen Unzünftigen aufkommen. „Die Bande der Verwaltung", fährt Bonghi fort, „zwischen den Provinzen und der Hauptstadt waren gelöst. Die Wuth, aus der öffentlichen Unordnung für sich Nutzen zu ziehen, war in Allen aufs äußerste gereizt. In allen Gemeinden waren die Frechsten und die Diebischsten unter dem Titel des Sindaco oder des Capitano zur Tyrannis gelangt. Die sich selbst überlassenen Gouverneure, zügellose Radikale, mit unbeschränkter Gewalt ausgerüstet, hatten die Magistrate aufgelöst und neue ernannt, alt bekannte Nationalgesinnte oder persönliche Anhänger. Die alten bourbonischen Beamten hatten einen gar zu schlechten Namen. Die auch unbeschränkte Centralregierung in Neapel ernannte nun auch Leute auf dieselben Stellen, welche sie für ledig hielt. So geschah es, daß Mehrere die Besoldung derselben Stelle beanspruchten. Um des Friedens willen bezahlte man sie ihnen, indem man sie alle von der Erfüllung der Pflichten entband. So hörte jede öffentliche Funktion auf. Die Gerichte waren geschlossen oder stumm, die öffentliche Sicherheit verschwunden, Gewaltthat, unter dem Namen der Vaterlandsliebe verübt, ungestraft, die honetten Bürger bestürzt und eingeschüchtert."

Diese besonnenen Bürger, welche nur Sicherheit und Gerechtigkeit verlangten, um ihren Geschäften nachzugehen, hatten sich sogleich an den Statthalter Farini angeschlossen, um die neue Regierung zu unterstützen. Dieser war den Garibaldinern, welche sich ihrer Eroberung beraubt betrachteten, längst verhaßt. Sie untergruben die Regierung in der Achtung des Volks durch persönliche Angriffe auf die Statthalter und auf ihre Anhänger. Die erbärmlichsten Wichte schrieen gegen „die ihn beherrschenden, dem Lande in den Kerkern entfremdeten Poerio und die ganze Consorterie der Flüchtlinge". In den Chor der Unzufriedenheit stimmten bald auch verletzte Interessen ein. Die Provinzen waren mit den Hauptstädten Neapel und Palermo besonders durch die zahllosen Prozesse verbunden gewesen, welche hier

ihre Erledigung fanden. Die Tausende von Advokaten merkten bald, da sie jetzt nicht mehr mit ihren alten Künsten die Prozesse verlängern un entscheiden könnten. Daher schrieen jetzt die meisten von ihnen mit der hungrigen Hofadel um die Wette gegen die Piemontesen, deren wort karge Zugeknöpftheit ihnen nicht ohne Grund als Geringschätzung erschien Cavour, ohne Kenntniß der neapolitanischen Verhältnisse und Persönlich keiten, im leichtsinnigen Optimismus, ließ sich durch ungestüme Klagen ver leiten, einen Theil des Regierungspersonals zu ändern, um auch die Kräft der Demokratie zu gebrauchen, vielleicht auch um sie zu verbrauchen. All waren darüber eins, daß die im Namen Italiens gemachte Revolution da Glück, welches man sich davon versprochen hatte, nicht gebracht habe. Di Bourboniſten sahen das berechtigte und das blos herkömmliche Schelten fü eine Sehnsucht des Volks nach der Restauration an oder suchten doch di Andern dieß glauben zu machen. Konnte Franz noch irgend daran zweifeln

Entschiedene Fehler beging die Regierung mit den 30,000 Mann de aufgelösten alten neapolitanischen Regimenter. Nachdem viele Soldate derselben noch im Kirchenstaat von den Klerikallegitimisten angeworben un ins Neapolitanische geschickt worden waren, berief Viktor Emanuel alle i neapolitanische Garnisonen ein. Aber hier war für ihre Organisirung, ja fü ihre Verpflegung beinahe keine Anstalt getroffen. Sie und die meist ober italienischen Offiziere verstanden sich auf keine Weise. Es war zu befürchten daß diese Massen vermittelst der unter ihnen durch die Zeichensprache herr schenden Camorristen für bourbonische Zwecke verwendet würden. Man entließ sie wieder auf unbestimmte Zeit ins Elend. Bald berief man sie wie der ein, um sie nach Oberitalien zu versetzen. Die Kunde davon, durch di Bourboniſten verbreitet, veranlaßte zahlreiche Flucht zu den Banden im Ge birge. Denn Aergeres als die „Kälte Oberitaliens" und als die östreichi schen Bajonnete konnte ihnen nicht begegnen. Die Auflösung des alten nea politanischen Heeres war eine Nothwendigkeit gewesen. Die Demoralisa tion war auch bei den Offizieren und besonders bei den Unteroffizieren zu alt und tief eingewurzelt. Aber man hatte die Auflösung ohne festen Plan vollzogen. Auch den Rekruten stellten die Bourboniſten auf jede Weise mit Erfolg nach, um sie zum Entweichen in die Gebirge zu verleiten. So blie ben sie doch der Heimath nahe. War es ihnen doch verbürgt, daß sie bald reich besackt mit dem Gute der Liberalen heimkehren würden. Die Piemon tesen waren ja schon in vollem Rückzuge.

Die italienische Regierung schadete sich auch durch Milde und durch zu große Rücksicht auf die sentimentale Humanität der öffentlichen Meinung in Paris und in London. Wie wir sahen, hatten sich mit den politischen Gefangenen auch gemeine Verbrecher, ihre Kerkergenossen, beim Herannahen Garibaldis in Masse befreit. Sie hofften bei der in Süditalien herr-

schenden Weichherzigkeit gegen den einigermaßen gestraften Verbrecher auf völlige Amnestirung, welche Garibaldi ihnen auch zusagte, zumal wenn sie für ihn die Waffen ergriffen. Dieses that auch ein Theil von ihnen. Die italienische Regierung konnte sich aber in Betreff der ärgsten, bekanntesten Blutmenschen nicht an Garibaldis Amnestie gebunden erachten. Sonst hätte sie die Blutrache herausgefordert. So flohen denn diese ins Gebirge. Dieß war der Kern der stets präsenten Briganten; sie waren die Führer. Denn je mehrerer Mordthaten einer überführt war, desto zuverlässiger war er. Hier galt die Prärogative des schwereren Verbrechers. General Pinelli hatte diese ersten Banden noch vor dem Fall Gaetas in den höchsten Gebirgen um den Gran Sasso d'Italia mit äußerster Anstrengung und mit Erfolg gehetzt. In einer Ansprache an seine Soldaten sagte er: „Treibt sie vollends aus ihren Felsennestern, seid unerbittlich wie das Schicksal. Gegen solche Feinde ist Mitleiden ein Vergehen. Feig niederkniend, wenn sie euch zahlreich sehen, fallen sie euch, wenn sie euch für schwach halten, in den Rücken, erstechen sie Verwundete grausam. Gleichgültig gegen jedes politische Princip, nur nach Raub gierig, sind sie nicht die Söldlinge des Statthalters Christi, sondern die Satans. Wir werden sie vernichten, den priesterlichen Vampyr zertreten, welcher mit seinen garstigen Lippen seit Jahrhunderten das Blut unserer Mutter Italien schlürft. Mit Feuer und Eisen wollen wir das Land von ihnen reinigen!" Die Anklagen waren richtig; es gab nur ein Mittel dagegen. Aber es war Thorheit, es zu schreiben. Pinelli mußte sofort zurückberufen werden, da man in sich von Paris und Rom gegen diese Barbarei aufschrie.

Ein unverantwortlicher Leichtsinn war es, daß Cavour nach dem Fall Gaetas den größten Theil des Heeres aus Neapel nach Norditalien zog. Schwer beleidigt war der Klerus durch die Anordnung, daß die Güter der weder der Krankenpflege, noch dem Unterrichte, noch der Seelsorge gewidmeten geistlichen Orden eingezogen würden. Die Beichte auf Ostern 1861 führte das Volk in die Beichtstühle. Plötzlich verzehnfachte sich die Stärke der meisten Banden. Auf Befehle aus Rom sollte der längst angekündigte große Schlag fallen. Gerüchte von einer russischen (wie 1799), ja englischen Flotte (wie 1808) erschollen. Der durch vier Mordthaten geadelte Galeerensklave Nardi, unter dem Namen Oberst d'Amati und Crocco, früher Karmelitermönch, Galeerenzüchtling, jetzt „General", gab Mitte März in der inneren Basilicata mit der rothen Kokarde das Zeichen zu Mord und Plünderung der Liberalen. Franz, auf einer französischen Flotte gelandet, verkündeten sie, sei Herr der Hauptstadt, Bosco rücke an der Spitze der Oestreicher heran. Wer Zweifel daran aussprach, wurde erschossen. Der Pöbel öffnete im Rücken der verschanzten Nationalgarde der Bande Amatis ein Thor von Venosa und half plündern. Bischöfliches Tedeum, Glockenge-

läute, Illumination. Die angesehensten Einwohner langsam am Strang erstickend, sahen die Plünderung ihrer Häuser, die Mißhandlung ihrer Familien. Wohl liefen die Banden auseinander, als schwache Truppenabtheilungen erschienen. Die Fahnen mit dem Bilde der Madonna, Franzens seiner Mutter, seiner Gattin wurden im Stich gelassen; die Bilder Viktor Emanuels und Garibaldis wurden wieder ausgehängt. Aber die Kämpfer für Altar und Thron fanden sich sofort an andern Orden zusammen, ihr heiliges Werk wieder aufzunehmen. Weiber stürzten sich aus den Fenstern, um ihren Zwangsumarmungen sich zu entziehen. Reiche Lösegelder retteten nicht immer vom Tode. Ordnungsfreundliche Pfarrer mußten flüchten. Nur in Melfi nahm durch die Führung der Aristokratie der Aufstand einen politischen Charakter an; eine provisorische Regierung wurde gebildet. Crocco war einige Tage Diktator. Ueberall nahm er schweres Geld, auch die Gemeindekassen mit. Die Nationalgarden anderer Städte schlossen sich den Truppen an. Die Banden lösten sich vorerst wieder bis auf jene Verzweifelten auf. Wie viel tausend fromme Gaben waren für diesen Kreuzzug verschleudert!

Diese Ereignisse riefen im Parlament sehr lebhafte, mehrtägige Erörterungen hervor, welchen noch Cavour anwohnte. Der radikale Ferrari forderte die Provinzialselbstständigkeit als Heilmittel. Hier war sie sicher am wenigsten am Orte. Das Parlament billigte die allmälige Unificirung nach Minghettis Vorschlag. Er lehnte die Verpflichtung der Regierung ab, Arbeit zu schaffen; aber die mit Subvention der Regierung von Privatgesellschaften begonnenen Eisenbahnarbeiten wurden beschleunigt. Nigra, nach Neapel geschickt, wies auf einen die Produktion Neapels unterbindenden Uebelstand hin: Neapel hatte 97 Bischöfe und Prälaten. Während in Frankreich auf eine halbe Million Katholiken ein Bischof kam, kamen in Neapel auf jeden Bischof nur 70,000 Getaufte. Sie und die Klöster verzehrten ein Jahreseinkommen von nahezu 80 Millionen Lire. Und was leisteten sie dafür? Sie waren größtentheils Feinde des Staats. Ihr großes unverkäufliches Grundeigenthum zur todten Hand verhinderte den kleinen Laienbesitz, welcher vielleicht den doppelten Ertrag erzielt hätte. Indeß war beim Tode Cavours das Brigantenthum auf die der päbstlichen Gränze benachbarten Bezirke beschränkt. Der humane Statthalter Ponza di San Martino wurde schon in der Mitte Juli 1861 durch Cialdini verdrängt, welcher, mit Truppen angelangt, die Energie der neapolitanischen Nationalgarden vorübergehend mit Erfolg zur Mitwirkung gegen die Briganten zu elektrisiren wußte. Wir können die einzelnen, mitunter ergreifenden Kampfesscenen nicht schildern. Bald wurde auch Cialdini abberufen und die Statthalterschaft aufgehoben. Lamarmora übernahm das militärische Kommando und führte zu Ende des Jahres 1861 eine Aushebung von 30,000

Mann durch. Die französische Legitimistenpartei hoffte, durch diese völlige Unification würde die größte Erbitterung der Neapolitaner hervorgerufen. Sie beschloß, durch neue Führer derselben Halt zu geben. Aber de Trazegnies, Verwandter Generals St. Arnauds und Merodes, wurde unweit der italienischen Gränze gefangen und erschossen. Allein der catalanische Karlist Borjes verdient mit seinen spanischen Offizieren unsere Theilnahme. Sein Tagebuch schildert seinen heroischen Weg von Calabrien aus, dem Gebirge nach bis an die Nordgränze Neapels. Er war durch die Gierigkeit und Gehässigkeit der Räuber und Diebe, welche den Namen der Kämpfer für Kirche und Legitimität schändeten, nicht minder gefährdet, als durch die italienischen Truppen. Niemand schloß sich ihm an. Unweit der päbstlichen Gränze wurde er von diesen gefangen genommen. „Schade", sagte er zu dem italienischen Major, „ich war auf dem Wege, König Franz zu sagen, daß ich nur Elende und Verbrecher fand, daß Crocco ein Unhold (sacripante), Langlois ein Brutum ist." Er starb mit 9 Spaniern, ein Opfer seiner mißbrauchten blinden Loyalität in dem verhängnißvollen Tagliacozzo, durch die Kugeln der Versaglieri. Es blieb der italienischen Regierung fremden Eindringlingen gegenüber leider nichts anderes übrig. Nur strenge Vollstreckung der standgerichtlichen Urtheile imponirte den einheimischen Briganten. Wiederholt bereitete man mit den Waffen Eingefangene auf den Tod vor, ließ sie aber vor der Vollstreckung bei allen Heiligen schwören, nicht mehr zu rauben. Kurz darauf, darüber wieder ergriffen, mußten sie erschossen werden. Nur die mit Waffen sich Ergebenden wurden zu den Galeeren verurtheilt, und viele stellten sich, um der steten Todesangst zu entgehen. Aber die Conscriptionszeit brachte den Bösewichtern stets einigen neuen Zuzug. In manchen Gebirgsgegenden lebte eine bitterarme, schwache Bevölkerung nur vom Almosen eines Klosters. Für sie konnte bei dessen Aufhebung nicht hinreichend gesorgt werden, da sie der Arbeit entwöhnt war. Sie lief daher den Räubern, doch auch mancher alte Räuber den Eisenbahnbauten zu.

Während 8 Monate im Jahre 1861 verloren die Briganten im Kampfe 1343 Todte, 1571 Gefangene, außerdem wurden 365 standrechtlich erschossen. Im Jahre 1862 950 Todte, 1106 Gefangene, 594 standrechtlich erschossen. In den ersten 3 Monaten von 1863: 120, 91, 79. Im Jahre 1868 sagte man uns bei einer Fahrt im herrlichen Golf von Spezzia, daß auf der Felseninsel Palmaria mehrere (?) Tausende solcher Neapolitaner in den Steinbrüchen arbeiteten. Viele verendeten in ihren Schlupfwinkeln an ihren Wunden und an den Blattern. Die italienischen Truppen verloren binnen 8 Monaten von 1861 8 Offiziere und 89 Soldaten, im Jahre 1862 8 Offiziere, 156 Soldaten, im ersten Vierteljahr 1863 5 Offiziere, 45 Soldaten. Nicht das Brigantenthum, sondern seine Verfolgung war energischer

geworden. Die Zahl der dadurch zur Uebergabe Geschreckten nahm zu. Der Dienst der Truppen war ein über alle Begriffe aufreibender. Sie sollten die reifenden Ernten gegen Brand, die Fruchtbäume, die Gehöfte Tag und Nacht beschützen. Manchmal waren zwei Drittheile der Soldaten durch Klima, Fieber und Ueberanstrengung krank. Im Sommer 1862 starben von einem Infanterieregiment in einem Monate 3 Offiziere und 80 Soldaten an Erschöpfung. Die gefangenen Soldaten wurden unter kannibalischen Martern ermordet. Man mußte daher die in Waffen gefangenen überwiesenen Banditen hinrichten, damit die Soldaten sich nicht weigerten, Gefangene zu machen und um blinde Blutrache zu verhindern. Es war nicht zu verwundern, daß viele Nationalgarden aus gesetzteren Gemeinden aufgelöst werden mußten, weil ihr Eigenthum, ihr Leben, das der Ihrigen preisgegeben war, wenn sie ihre Schuldigkeit thaten. Im Juni 1863 wurden in der Nähe der gebildeteren liberalen Gemeinde Lavello (Basilicata) auf einer Meierei von einem Dutzend Räubern aus den Erntearbeitern 11 Bursche und 5 Mädchen, welche jener Gemeinde angehörten, ausgehoben; jene wurden ermordet, diese in die Wälder geschleppt, wo sie furchtbar mißhandelt und verstümmelt gefunden wurden. Zu verwundern ist nur, daß sich kleine Corps von Patrioten bildeten, welche alles in die Schanze schlagend die Räuber verfolgten. Auch unter den Ortsvorstehern gab es zahlreiche Zuhälter der Räuber, da die Strafen der Gerichte in keinem Vergleich zu der Rache standen, welche die Räuber nicht blos drohten. — Im Frühjahr 1862 standen in Neapel 86,000 Soldaten. Der gegen Garibaldis Willen im August 1862 proklamirte Belagerungsstand wurde noch längere Zeit aufrecht erhalten. Wurden doch zu Anfang des Novembers 1862 in der Capitanata 40 Soldaten von einer überlegenen Räuberbande umzingelt. Nur 5 von ihnen entkamen verwundet; die andern hatten ihr Leben theuer verkauft. Die Legitimisten scheinen später, da es ihnen an eingebornen Werkzeugen fehlte, beabsichtigt zu haben, einige tausend Albanesischer Räuber durch Versprechen der Beute anzuwerben, überzusetzen und loszulassen.

Die französischen Ultramontanen waren ausdauernder und bemittelter in Unterstützung des Brigantenthums als König Franz. Ihre Agenten, auf den von den Franzosen geübten kirchenstaatlichen Gränzschutz hinweisend, reizten zu Fortsetzung des Brigantenthums durch die Vorspieglung, daß Napoleon selbst die Italiener aus Neapel zu verdrängen suche. Daß in seiner nächsten Umgebung solche Pläne geschmiedet wurden, unterliegt keinem Zweifel. Offiziell war die Kurie bei dem Brigantenthum nie betheiligt; aber sie ließ geschehen, was einige der angesehensten Kardinäle dafür thaten. Um so mehr Anerkennung verdient der Muth eines Mönchs, welcher in Rom selbst die Gräuel des Brigantenthums auf der Kanzel scharf rügte. Seine Drohung, Namen zu nennen, konnte er nicht ausführen. Das

Brigantenthum blieb ein bald sich verhärtendes, bald eiternd aufbrechendes Geschwür am Körper Italiens. De Martino, welcher sich dem Eisenbahnbau Neapels eifrig widmete, fand als bestes Gegenmittel diese Beschäftigung, aber so, daß stets ein starker Truppenposten Meuterei verhinderte. Die Großunternehmer schlossen mit den Bandenführern Geldcontrakte, damit ihre Gerüste und Wohnungen nicht zerstört würden. Die Regierung verbot ihnen dieß. Als sie aber von ihr Bürgschaft für den voraus zu sehenden Schaden forderten, schwieg sie und drückte beide Augen zu.

Wir kennen schon die wenigen hervorragenden Persönlichkeiten der dritten Partei, welche den 3. März 1862 an das Ruder kam, Rattazzi und Depretis, welch letzterer dem Ministerium die Gunst der Garibaldiner, diesen die des Ministeriums zu verbürgen schien. Ihren Grundstock bildete die alte nichtradikale, durch persönliche Eifersucht gegen Cavour gestachelte piemontesische Opposition. Hatte sie sich ihm gegenüber ihres größeren Liberalismus gerühmt, so hatte sie in den letzten Monaten auch conservative Mitglieder der Cavourschen Majorität an sich gelockt, welche durch das schroffe Vorgehen Ricasolis, durch seine Duldung der Aktionsagitation erschreckt waren. Rattazzis beste Errungenschaft aus diesem Elemente war Sella, welcher die Finanzen sich aufbürden ließ. Rattazzi übernahm zur Präsidentschaft das Innere. Das Aeußere nahm ihm bald Jakob Durando ab, welcher bei allem persönlichen Muth als Soldat und als Diplomat selten Erfolg hatte. Marchese Joachim Pepoli übernahm im Ministerium Rattazzi Ackerbau und Handel; er war auch als Vetter des Napoleon von Werth. Die wichtigsten Ministerien erhielten Piemontesen. Das Ministerium gab sich als das der Versöhnung, der Ordnung und Sparsamkeit, der französischen Allianz und der Unabhängigkeit; es versprach die Parlamentsbeschlüsse über Rom und Venetien durch Befestigung des Staats, des Heeres und durch Allianzen durchzuführen. Was war daran Neues, Charakteristisches? Die Bewaffnung des Landes erklärte man fest in eigner Hand festhalten zu wollen. Aber schon am ersten März 1862 erschien Garibaldi in Genua inmitten der Abordnungen der Versorgecomités, welche er als „die Abgeordneten des freien Italiens" begrüßte. Die alle liberale Kräfte „in eine römische Fasce" zusammenfassende associazione emancipatrice italiana sollte auch andern unterdrückten Völkern, außer den Römern und den Venetianern, die hilfreiche Hand bieten. Mazzini sollte in sein Vaterland zurückberufen werden. Rattazzi und Garibaldi hofften jeder den andern an das Schleppseil zu nehmen, zu benutzen. Garibaldi übernahm es, die Nationalschützenvereine zunächst Oberitaliens auf Rundreisen zu einer furchtbaren Waffe zu machen. Rattazzi hatte wohl Garibaldi auf künftige Verwicklungen im Osten hingewiesen. Er und viele seiner alten Kampfgenossen wollten dieselben durch ihre Initiative beschleunigen. Während Garibaldi sich an der

östreichischen Gränze am Stilfser Joch aufhielt, sammelten sich ihrer Viel an der östreichischen Gränze bei Brescia. Hier werde Napoleon die Revo lution und die Invasion nicht verhindern, wie bei Rom. Die meisten Mi nister waren indeß mit dem König nach Neapel abgegangen. Am 13. Ma wurde von Garibaldis Seite weg sein Oberst Cattabene verhaftet, auf der Verdacht hin, daß er an einem frechen Einbruch bei einem genueser Bank haus betheiligt sei, um Geldmittel zu der Invasion zu schaffen*). Gleich zeitig wurden einige garibaldinische Offiziere, worunter Oberst Nullo, in Brescia gefangen eingesetzt. Ein Volkshaufen erbrach die Hofthür des Ge fängnisses, geängstigte Soldaten feuerten, 4 Eindringlinge wurden erschossen. Das erste vergossene Bürgerblut! schrie man, als ob dessen in Neapel nicht schon genug geflossen wäre. Hundert Freiwillige in Sarnico, am Lago d'Iseo, wurden verhaftet und nach Alessandria gebracht. Garibaldi wü thend, nahm ihr ganzes Verhalten auf sich. Darüber geriethen aller Orten die Conservativen und die Aktionspartei mit den bittersten Vorwürfen an einander. Daß drohende Winke aus Paris den Behörden den Muth der Verzweiflung zum Widerstand eingeflößt hatten, ist wahrscheinlich. Die Hoffnung Rattazzis, sich durch Garibaldi Popularität zu erwerben, war gescheitert; der Protest Garibaldis wurde als ein Akt leidenschaftlicher Groß muth ignorirt. Die meisten Gefangenen wurden bald wieder freigelassen. Die meist oberitalienischen Gemäßigten hofften, daß das Ministerium, nach dem es nicht ungestraft mit dem Feuer gespielt, diesem Spiel entsagen werde. Das Ministerium machte Parade mit der Anerkennung des Königreichs durch Rußland und Preußen. Aber man übersah nicht, daß nur die Thatsache seiner Existenz, nicht das revolutionäre Princip seiner Entstehung anerkannt sei, vielmehr vor weiterer Anwendung desselben gewarnt wurde. Die Aktionspartei zürnte darüber, daß gleichsam als Preis der Anerkennung die Polenschule in Cuneo aufgelöst wurde. Indeß suchte Rattazzi sich im mer noch das Ansehen zu geben, als hegte er mit Garibaldi gemeinsame Pläne. Der Rest von dessen Südarmee wurde in das Heer eingetheilt. Die liberalen französischen und die italienischen Zeitungen wetteiferten täg lich in Erörterungen, wie Rom von den französischen Truppen wenigstens theilweise, nach und nach geräumt werden könne. Mit einem nicht unmo tivirten Hohn versammelte der Pabst im Mai 1862 angeblich zur Kanoni sirung von 23 Jesuitenmissionären, welche vor zwei Jahrhunderten in Ja pan den Märtyrertod gestorben waren, eine Masse französischer Bischöfe um sich. Der Besitz weltlichen Gebiets des Pabstes wurde zwar nicht für ein Dogma, aber für eine Nothwendigkeit für die Unabhängigkeit der Kirche

*) Ueber diese dunkle Geschichte siehe Rüstows Annalen des Königreichs Italien III, S. 121. Die Verhaftung geschah auf die Forderung des genueser Gerichts, welchem der Handelsstand Verdachtsgründe geliefert hatte.

erklärt. Mit bitterem Groll sah Garibaldi diesem und dem geräuschvollen Auf-der-Stelle-treten der Ministeriellen zu. Darin sah er richtig, daß die französische Ehrsucht nie gestatten würde, den Faden zu lösen, welcher Italien in der herrschenden Hand Frankreichs festhielt. Dieser Faden war die französische Occupation Roms. Um Rom zu befreien, schien Garibaldi kein Umweg zu weit. Wie Mazzini sah er die Befreiung auch entfernter Nationalitäten im engsten Zusammenhang mit der Roms. Die drei großen Halbinseln Südeuropas schienen durch die Erhebung von 1820 einen Bund für die Freiheit zu schließen. Italien, durch die Reaktion niedergeworfen, sandte tapfere Kämpfer nach Griechenland und nach Spanien; nach dem unglücklichen Aufstande von 1831 mehrten sie sich hier. Aber 1848 kehrten sie nach Italien zurück. Die bekanntesten sind Fanti, Cialdini, Jakob Durando. Seitdem löste sich, nationalisirte sich diese Solidarität der Liberalen des Südens. Selbst unter Garibaldis Schaaren fand man beinahe keinen Spanier, noch Griechen. Den spanischen Stolz verletzte es, daß Italien 1860 durch Vertreibung der Bourbonen das Secundogeniturband zerriß, durch welches bisher Neapel und Sicilien an Spanien gefesselt gewesen waren. Dagegen suchten die Treiber der Unabhängigkeit Italiens die Ungarn zu gewinnen. Venedig hatte im Frühjahr 1848 gleichzeitig mit Ungarn sich erhoben, es war im August 1849 gleichzeitig mit ihm gefallen. Cavour und Garibaldi hatten ihre Vertrauten unter den ungarischen Linken. In dem Feldzuge von 1859, in Neapel wurde durch ungarische Freiwillige unter Garibaldis Fahne „diese Blutsfreundschaft" befestigt. Er hatte sich von ihnen in Neapel auf baldiges Wiedersehen verabschiedet. Aber nicht blos Magyaren, auch Slaven und Griechen hofften auf Garibaldi als auf ihren Befreier. Auch Viktor Emanuel wurde um Hilfe angegangen; während seiner Anwesenheit in Neapel im Frühsommer 1862 soll zwischen ihm und dem König von Griechenland eifrig unterhandelt worden sein. Rattazzi konnte nicht umhin, nach allen Seiten Versprechungen auszutauschen. Die Instinkte und Leidenschaften der Massen, der Nationalitäten standen sich zum Theil feindlich entgegen. Kossuth, der Todfeind Habsburgs, brachte System in die Leidenschaft. Von den Karpathen herab bis an das Aegeische Meer sollten die wie durch vulkanische Kräfte vor einem Jahrtausend durch- und ineinander geschobenen, einander fremden Völkerschichten wieder in Bewegung kommen, um sich als eine gewaltige Conföderation innerlich selbstständiger Kantone aufzubauen. Die Hegemonie in dem Nordbunde sollten die Magyaren, die in der Südhälfte die Griechen führen; die Slaven, obgleich sie die Majorität waren, die Rumänen schlug er nicht einmal so hoch an, als Cavour. Den 10. April 1862 ließ Kossuth von Brescia aus einen Aufruf an alle jene Völkerschaften, worin er sie zur Versöhnung aufrief, damit mit ihren vereinten Kräften ihre Befreiung von

Oestreich und von den Türken ermöglicht werde. Da er dadurch Rußland einen Damm entgegenstellen wollte, so konnte er nur scheinbar Hand in Hand mit Rattazzi gehen, der Rußlands Freundschaft suchte. Im Ma ging in Rattazzis Auftrag der mit Kossuth befreundete Marco Antonio (Verfasser der Vingt ans d'exil) in das ihm genau bekannte Griechenland, um sich besonders an die alten Seehelden zu wenden. Diese waren natürlich für ihren Collegen Garibaldi Feuer und Flamme; nur der greise Canaris, welcher nach den rühmlichsten Thaten und nach den höchsten Würden in mehr als bescheidenem, ländlichem Hause lebte, erklärte, König Otto sei ein bereits verlorner Mann. Aber Garibaldi machte zur Bedingung jedes Einverständnisses, daß man Otto an die Spitze der griechischen Bewegung stelle. Der Todfeind der Engländer, Lombardos von Zante, hatte sich auch mit allen Kräften dagegen gesträubt, aber sich auf die Gefahr hin, seinen sauer erworbenen Einfluß zu verlieren, doch dem Befehl Garibaldis unterworfen. Auch in Italien hatte damals Mazzini unmittelbar beinahe keinen Einfluß mehr. Garibaldi glaubte mit dem König einverstanden zu sein. Lafarinas feine Hand leitete die Fäden, soweit die Regierung sich irgend dabei betheiligen konnte, und war darauf bedacht, die Feindschaft Frankreichs zu vermeiden. Durando eilte von dem Gesandtschaftsposten in Constantinopel herbei, um das Portefeuille des Aeußern zu übernehmen. Wir wissen aus bester Quelle in Constantinopel, daß die italienische Gesandtschaft von dem Plane Garibaldis, in Albanien zu landen, Kenntniß hatte. Der Plan war mehr mit Leidenschaft und Phantasie, als mit staatsmännischem Geist entworfen*).

Garibaldi folterte die Reue darüber, daß er im Herbst 1860 sich das gegen Rom und Venedig erhobene Schwert hatte aus der Hand winden lassen. Er hoffte nun auf eine großartigere Weise das Versäumte hereinzuholen. Wenn die Hämushalbinsel, wenn Ungarn in Flammen standen, mußte Oestreich Venetien aufgeben. So weit konnte schon Rattazzi mit

*) In einer im Jahre 1864 veröffentlichten Brochüre schreibt Antonio: Rattazzi jagte im Jahre 1862 dem Phantom einer italienisch-französisch-russischen Allianz nach, ihr brachte er die polnische Militärschule und seine politischen Agenten zum Opfer. Wie unreif, wie phantastisch noch die Pläne in Griechenland und in den Gränzländern waren, erhellt aus dem, was uns Antonio über zwei Prätendenten für den Thron in Constantinopel erzählt. Ein verbannter Mirditenhäuptling (Albanese) sagte ihm, sein Volk hätte Garibaldi in dem Unternehmen unterstützt, ihr Suzerän als Kaiser von Constantinopel zu werden. Aber auch ein Schullehrer in Missolunghi hatte besonders unter den Weibern einen großen Anhang, weil er, ein wackerer und gebildeter Mann, von einer Familie abstammte, welche einst in Constantinopel in hohen Würden gestanden hatte und auf welcher eine Weissagung ruhte, sie werde einst dort den Thron besteigen. Antonio, welcher sich für die Autorität in diesen Fragen ansieht, fürchtete die Vereinigung der Südslaven mit den Bulgaren, weil dieselben stark genug wären, den Italienern Istrien streitig zu machen.

Garibaldi sympathisiren. Aber während dieser mit revolutionären Polen verhängt war, wollte Rattazzi die wieder erlangte freundschaftliche Fühlung mit Rußland verfolgen. Und vollends Rom! Kein Punkt des cavourschen Programms war so Evangelium für Rattazzi, als der, daß Italien nur mit dem guten Willen Frankreichs in Rom einziehen dürfe. Ohne die Ursachen und die Mittel zu erwägen, war Garibaldis Caeterum censeo, diese große Revolution müsse die Truppen Napoleons hinauswerfen, ihn stürzen. Denn gegen diesen persönlich war seit 1849 sein Haß gerichtet.

Auf Sicilien bildeten die „Garibaldiner" eine zahlreiche Partei; sie standen den „Piemontesen" der nationalen Einheitspartei offen entgegen. Der insulare Partikularismus war der Grundton dieser Opposition. Er nahm sogar bourbonische Gestalt an. Militärische Statthalter, Piemontesen hatten wenig, aber doch das Mögliche geleistet. Es mochte als ein Unterpfand des Einverständnisses des Ministeriums mit den vernünftigeren Garibaldinern gelten, daß jetzt neben dem Militärcommandanten Bixio Georg Pallavicino zum Präfekten von Palermo ernannt wurde. Er gewann die besseren Bürger, die Offiziere der Nationalgarde; die Sicherheit, welche auch in den Städten gefährdet gewesen war, stellte sich her. Und nun im Juni 1862 erschien Garibaldi! Er wollte Sicilien zu seiner Operationsbasis nach dem Osten machen, diesem sich nähern. Einige der ausgesprochensten Republikaner, Oberst Nullo, Cairoli, waren um ihn. Wenn Rattazzi geglaubt hatte, Pallavicino werde ihn im Zügel halten, so täuschte er sich. Und unterstützte nicht Rattazzi selbst die „Auswanderung" der genuesischen Schützen nach Sicilien? Die immer bestimmter lautenden Mittheilungen, daß England einen Anfall Garibaldis auf die Türkei durch seine Flotte verhindern werde, erbitterte den wie einen Gott Verehrten nur noch mehr. Da England ihn auf Rom verwies, entfesselte er seinen Grimm gegen Napoleon. Garibaldi wollte nie einsehen, daß die Majorität der Franzosen auf die fortgesetzte Occupation Roms erpichter war, als ihr Kaiser. Auf Englands Hilfe hoffend, war er ebenso bereit, Rom unmittelbar, als nach Insurgirung der Türkei und Oestreichs anzugreifen. Er nannte Napoleon in Volksversammlungen einen Betrüger und Mörder der Freiheit, das Haupt der Briganten, den Räuber Roms. Dieß müsse ihm aus den Klauen gerissen werden durch eine neue sicilianische Vesper. Er hielt einen Umzug durch die Städte der Insel unter dem Rufe: Rom oder der Tod! Rom und Viktor Emanuel! Bald stand es auf Garibaldis Fahnen. Ohne Verzug, ohne Umweg sollte es nach Rom gehen. Die an die Stelle der Versorgecomités getretenen Emancipationsgesellschaften in den Städten des Festlandes wiederholten diesen Ruf. Die rath- und thatlose Schwäche der Regierung erschien als geheime Zustimmung. Rothe Uniformen landeten in Palermo. Noch wilder als 1860 sollte der Tanz beginnen. Pallavicino, welcher die

Weisungen Rattazzis weder alle ausführen wollte, noch konnte, nahm sei Entlassung und schied hoch gefeiert von der Insel.

Gedrängt von Paris und von der großen Partei der Cavourian sandte Rattazzi den tüchtigen General Cugia mit Verstärkungen und weite Vollmachten nach Palermo. Die Regierung erklärte, jede Eigenmächtigke niederzuschlagen. Aber hatte sie nicht im Mai 1860 Garibaldis Expeditio verläugnet? „was war jetzt Wahrheit? was war die wahrste Wahrheit was Komödie? Grundschlechte Erziehung!" ruft Corsi. Garibaldi hatte Pa lermo am 29. Juli 1862 verlassen; er sammelte und übte seine Freiwillige 30 it. Meilen davon im Park von Ficuzza. Garibaldi erließ hier eine seine pompösesten, gewaltigsten Ansprache an die „zum Bankett der Schlachten Herbeigeeilten. Er versprach ihnen nur reichliche Gefahren. Rattazzi, sic bewußt, daß er dem Enthusiasmus für Garibaldi und für Rom keine eigen moralische Kraft entgegenzusetzen habe, ließ dem Könige selbst das Wor Dieser erklärte den 3. August, die Stunde, Rom zu nehmen, habe noc nicht geschlagen; nur ihm gebühre es sie zu verkünden. Jeder andere Auf ruf dahin sei ein Aufruf zur Rebellion, zum Bürgerkrieg. „Die Verant wortung und die Strenge der Gesetze werden auf die Ungehorsamen fallen Von der Nation als König ausgerufen, kenne ich meine Pflichten. Ich werde die Würde der Krone und des Parlaments unverletzt zu erhalten wis sen, um das Recht zu haben, von Europa volle Gerechtigkeit für Italien zu fordern." Garibaldi war jetzt ganz er selbst, „der Mann mit dem Löwen herzen und mit dem Büffelkopf". Er vermaß sich, Italien, auch Viktor Emanuel, das Heer mit sich fortzureißen. Der geistige wie der physische Horizont war eine Glut. Tollkühn betrat Garibaldi am Kreuzwege den Weg zum Bürgerkrieg. Doch glaubte er nicht, daß Rattazzi diesen wagen würde, er verachtete ihn als Kreatur Napoleons. Garibaldis Mannschaften waren größerntheils Sicilianer. Der Offizier hatte nur die Nation der Sol daten. Geld zum Sold war nicht vorhanden. Keiner der alten Generale Garibaldis folgte ihm. Sein Sohn Menotti führte die Schützen. Die mazziniſtischen Abgeordneten Nicotera und Miceli bildeten den Generalstab. Der Mazziniſt Pianciani war in seiner Umgebung. Im Innern der Insel nach Osten vorgehend, fand er die Stimmung der Bevölkerung sehr verschie den. Er wich den Truppen aus. Indem Garibaldi sich als Vollstrecker des Parlamentsbeschlusses: Rom Hauptstadt, darstellte, verschwieg er, an welche Bedingung denselben das Parlament geknüpft hatte. Garibaldi kam den 18. August nach Catania. Die Regierung hoffte immer noch ihn auf der Insel zu isoliren und einzuschließen, sie erklärte Sicilien in Kriegszustand. Das Parlament billigte nach heißen Ausbrüchen, daß das Ministerium end lich der blinden patriotischen Leidenschaft in den Zügel falle. Die Presse und die Vereine wurden streng überwacht, die Ueberfahrt von Freiwilligen

verhindert. Aber Italien, selbst das conservative, fühlte sich gedemüthigt, gegen Garibaldi zu Rattazzi stehen zu müssen. Der Glaube an den König hielt es aufrecht. Es war eine der großen Prüfungen des politischen Verstands des italienischen Volks. Das Parlament wurde den 21. August vertagt und als radikale Abgeordnete sich in Neapel versammelten, schreckte sie Lamarmora auseinander und verhaftete einige.

Diese, die Selbsttäuschung Garibaldis und den Schleier, womit er sich bisher gedeckt hatte, den herrschenden Glauben, er handle im geheimen Einverständniß mit der Regierung, vollends niederreißenden Thatsachen wurden ihm und den Leitern während des sechstägigen Aufenthalts in Catania bekannt. Er soll hier noch ein dringend abmahnendes Schreiben des Königs erhalten haben. Die Regierung suchte Garibaldi mit seinem Stab durch Versprechungen auf ein Schiff zu locken, um ihn zu entführen. Aber Garibaldi verweigerte den Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen. Am 24. August schiffte er sich bei Nacht, unbehindert durch einige k. Kriegsschiffe, auf 2 Dampfern ein. Er nahm 3000 Mann, worunter einige hundert Deserteure der k. Truppen, mit sich. Tausend Garibaldiner, welche aus Mangel an Raum zurückgelassen werden mußten, wurden von den Behörden frei entlassen, außer einigen Deserteuren, die erschossen wurden. Garibaldi hatte in Catania eine Proklamation an das italienische Volk drucken lassen: „Mein Programm ist immer noch dasselbe. Ich beuge mich vor der Majestät des erwählten Königs der Nation, aber ich bin ein Feind des municipalistischen (piemontesisch particularistischen) Ministeriums in fremder Livrée, das im Süden nur Haß gesäet hat und erntet. Diese Wahnsinnigen wollen den Bürgerkrieg, um die Freiheit im Bürgerblute zu ersticken und auf dem Altare des Despotismus (Napoleons) wohlgefällige Opfer zu schlachten. Möge abermals das Plebiscit Italien retten! Damit die Einheit Wahrheit werde, nach Rom! nach Rom! Herbei zum heiligen Kreuzzuge! Ich bin entschlossen, in Rom als Sieger einzuziehen, oder unter seinen Mauern zu sterben. Wenn ich sterbe, werdet ihr meinen Tod würdig rächen und mein Werk vollenden. Es lebe Italien! es lebe Viktor Emanuel auf dem Kapitol!" Das war seine ernstliche Willensmeinung. Wieder landete er bei Cap Spartivento. Lamarmora erklärte auch das neapolitanische Festland in Belagerungszustand. Viele k. Truppen wurden nach Calabrien übergesetzt. Garibaldi traf am Ufer statt der versprochenen Bewaffneten nur eine Amazone. Die Reggianer ließen ihm erklären, sie hätten alle Achtung vor ihm, aber er möchte sie und die Seinigen nicht unglücklich machen. Napoleon hatte durch die Drohung, Neapel selbst zu besetzen, in Turin Entschlossenheit eingeflößt. Cialdini, zum Obergeneral ernannt, mit starker Besatzung, war zum Aeußersten entschlossen. Garibaldi erklomm die Vorberge mit seiner bitter hungernden Schaar im trocknen, steilen Bette eines

Wildbaches, worin übernachtet wurde. In der Frühe des 27. August hatte beim Weiterklettern die Nachhut ein Gefecht zu bestehen. Endlich fand man Wasser und konnte 2 Dutzend Schaafe kaufen. Hitze, Kälte, Regengüsse wechselten. Das Fieber ergriff Viele. Mehrere noch im Knabenalter, zum Theil im Ueberfluß erzogen, starben an Erschöpfung. Am Abende fand sich nur noch die Hälfte der Mannschaft zusammen. Man hatte, absichtlich irregeleitet, einen großen Umweg auf den Gipfel des Aspromontegebirges gemacht. (Im Monte Alto erhebt dieses sich zu 6300 Fuß über das nahe Meer.) Dadurch wurde es den Truppen möglich, ihm zu folgen. Was noch physische und moralische Kraft besaß, erhob sich mit Garibaldi, Vater und Sohn, am 28. August um 3 Uhr in der Frühe von den Hirtenhütten von St. Stefano. Der Himmel öffnete wieder seine Schleußen. Aber auf dem Piano forestale d'Aspromonte sollte man die versprochenen Vorräthe treffen. Sie fanden sich nicht. Garibaldi befahl Feuer anzuzünden. Keine Hand rührte sich, bis er selbst mit dem Säbel Gestrüpp abhieb und anzündete. Am Morgen des 29. August hatten sich wieder gegen 1500 gesammelt. Nachmittags während einer Rast sah man die Truppen anrücken. Garibaldi verbot Feuer zu geben, befahl die Bajonnete abzunehmen. So werde man nicht angegriffen werden. Als die Bersaglieri feuerten, blieben die alten Garibaldiner ruhig, aber die sicilianischen piccioti erwiederten das Feuer aus dem Gebüsche. Auch Menotti machte einen Vorstoß unter einem Hochrufe auf das italienische Heer. Garibaldi, bemüht das Feuer einzustellen, erhielt eine Kugel in das untere Gelenk des rechten Fußes. Er mußte sich zurück führen lassen. Auf diese Nachricht warfen die eingeschlossenen Freischärler großentheils die Waffen weg. Jetzt riefen selbst k. Soldaten: Garibaldi hoch! Von beiden Seiten bot man sich die Hand. Viele Garibaldiner drängten sich um ihn zusammen. Als nun Oberst Pallavicini, der Banditenvertilger, mit entblößtem Haupte ihm nahte, ergab er sich ihm. Den Wunsch Garibaldis, mit den Seinigen auf ein englisches Schiff gebracht zu werden, konnte der Oberst nicht gewähren. Garibaldi wurde von seinen Offizieren und Guiden nach Scilla herab getragen, seine Mannschaft nach Reggio transportirt, nicht ohne einige Rohheiten neapolitanischer Soldaten gegen Sicilianer. Die Truppen hatten 5 Todte und 24 Verwundete, die Garibaldiner 7 Todte und 22 Verwundete. Am folgenden Tage wurde Garibaldi unter Cialdinis Augen auf einer Kriegsfregatte eingeschifft. Das Heer hatte seine Genugthuung. Seine Disciplin hatte in dieser schlimmen Krise sich bewährt. Eigentlich betrachteten sich die auf Garibaldi grimmigen Franzosen als Sieger. Auf Befehl der Regierung wurde er nach Varignano, einem modernen luftigen Gebäude am Nordufer des Golfs von Spezzia, gebracht. Die besten Aerzte eilten herbei, die tief liegende Kugel zu entfernen. Er war tief erbittert, daß man seine Mannschaften einige

Zeit in Piemont gefangen hielt. Wahrheit war an dem Vorwurfe, daß Rattazzi jetzt streng war, um den Verdacht irgend eines anfänglichen Einverständnisses zu entfernen und den gekränkten Kaiser der Franzosen zu versöhnen. Mazzini erklärte den von seiner Partei 1860 mit der Regierung geschlossenen Pakt (?) für gebrochen durch die gegen Garibaldi gerichtete Kugel. Die Regierung hatte beabsichtigt, Garibaldi vor Gericht zu stellen. Allein in näherer Erwägung, daß dadurch die Aufregung verlängert würde und daß der Richterspruch ungewiß wäre, ertheilte sie Garibaldi mit den Seinigen, mit Ausnahme der Deserteure, am 5. Oktober Amnestie.

Kaum ein Dutzend Jahre nach der Katastrophe können wir die Aufregung, in welche die Schilderhebung und der Sturz Garibaldis Europa versetzte, weder glauben, noch begreifen. Garibaldi stand aber noch in seiner vollen Glorie von 1860. Noch größere Wunder schienen ihm möglich. Allein umsonst hatte er versucht, die italienische Revolution von 1860 im Jahre 1862 zu galvanisiren. Manins Wort: „die Revolution von gestern tödtet die von heute" hatte sich bestätigt. Daß es eines weiblichen Einflusses bedurft hätte, um den König in dieser Krise zu stärken, ist Fabel. Einer bewunderte Rattazzi darum, daß er endlich aus seiner viel andeutenden, nichts sagenden oder leistenden Unentschlossenheit heraustretend, das Unvermeidliche befohlen hatte; dieser Eine war Rattazzi selbst. In diesem stolzen Bewußtsein beschloß er vor Napoleon zu treten und den Lohn seiner Leistung anzusprechen. Durch Durando, welcher nicht immer eine geschickte, glückliche Hand hatte, richtete er sofort am 10. September 1862 eine Circularnote an Frankreich. Darin wird die Besiegung des Aufstandes als ein Sieg dargestellt, welchen Italien dießmal noch über sich selbst zu erringen vermochte. „Das Gesetz hat gesiegt, allein das Losungswort der Freiwilligen war dießmal der Ausdruck eines Bedürfnisses, welches sich heute dringender erweist denn je. Die ganze Nation verlangt nach ihrer Hauptstadt. Sie hat dem unbedachten Drängen Garibaldis nur darum widerstanden, weil sie überzeugt ist, daß die Regierung des Königs das Mandat erfüllen werde, welches sie bezüglich Roms vom Parlament erhalten hat." Es sei hohe Zeit, daß die weltliche Herrschaft des Pabstes entfernt werde, wenn nicht der Conflikt eine für den Katholicismus gefährliche Gestalt annehmen solle. Nur wenn die Mächte, namentlich Frankreich, dazu die Hand böten, könne Italien für Europa eine Bürgschaft der Ordnung bleiben. — Die besonnenen italienischen Staatsmänner urtheilen einstimmig, daß diese drohende Note und ihre Veröffentlichung der größte undiplomatische Mißtritt sei, den Italien während seiner Umgestaltung gemacht habe. Ganz unmotivirt war indeß Durandos Hoffnung nicht; sie wurde durch England und durch die französischen Gesandten in Rom und Turin ermuthigt. Es wird versichert, Napoleon habe einige Tage in der Wahl geschwankt. Napoleon kam die garibaldische Agitation und Schilderhebung gegen seine Besatzung in Rom

allerdings um so ungelegener, als er eben seine Expedition nach Mexico an trat, um die Hegemonie Frankreichs auch jenseits des atlantischen Ocean anzubahnen. Im nordamerikanischen Bürgerkrieg versuchte er zu Gunsten der romanischen Sklavenstaaten eine Vermittlung herbeizuführen. Und jetz adoptirte seine Kreatur Rattazzi ihm gegenüber das Programm Garibaldis Vor Jahr und Tag hatte Napoleon zu de Martino gesagt, er habe Italien als Kind an das Lebenslicht bringen helfen, er habe sich an seiner ersten Pflege betheiligt. Ueberraschend schnell habe es Zähne bekommen. — Jetzt fühlte er sich von ihm gebissen. Er war aber nicht gemeint, sich wie eine schwarze Amme behandeln zu lassen. Er zögerte nicht, die Italien günstigen Männer durch mehr klerikal-imperialistische zu ersetzen. An der Stelle Thouvenels wurde den 15. September 1862 Drouyn de Lhuys, welcher 1849 die Expedition gegen die römische Republik am meisten betrieben hatte, Minister des Auswärtigen; statt Lavalettes wurde Fürst Latour d'Auvergne Gesandter in Rom, statt Benedettis Graf Sartiges Gesandter in Turin. Alles geschah mit einer ungewohnten leidenschaftlichen Raschheit. Eine schriftliche Antwort auf die Note vom 10. September gab das pariser Kabinet nicht. Die Thatsachen sprachen laut genug. Durando erklärte sich am 8. Oktober bereit, Unterhandlungen wegen Roms anzuknüpfen. Wenn Frankreich durch Räumung Roms den Pabst und Rom einander unmittelbar gegenüber stelle, werde sich eine Verständigung schon finden. Ein Hauptkunstgriff der Italiener bestand längst darin, daß sie die italienische Politik Napoleons zu ihren Gunsten auslegten und wohl auch verdrehten. Was aber Napoleon Cavour halb zugelassen hatte, verbat er sich jetzt von einem Rattazzi, namentlich jeden Versuch, „einen Druck, irgend welche Drohung" gegen Frankreich zu versuchen. Drouyn erklärte in einer Depesche nach Turin den 26. Oktober, die kaiserliche Regierung bleibe ihrer Sympathie für Italien, wie für die römische Kirche getreu, sie suche die Gegensätze zu vermitteln. Das sei ihre Politik gewesen und sie bleibe dabei. Daher könne sie aber in der Forderung der Auslieferung der Hauptstadt kein Element zu Unterhandlungen finden, worauf einzugehen wäre. Gleichzeitig bestürmte Napoleon die Kurie mit Vorstellungen, sie solle durch Reformen die Lage ihrer Unterthanen verbessern. Diese allein könnten die katholischen Mächte in den Stand setzen, Bürgschaften für die Erhaltung des Erbtheils Petri vielleicht von Italien zu erzielen. „Ist der Fortbestand der weltlichen Macht des Pabstes wirklich eine Gewissenssache? Jedenfalls sind wir überzeugt, daß jedes Uebereinkommen, welches den jetzigen Territorialbestand der Kirche wirksam verbürgen und damit die vollkommene Unabhängigkeit des Pabstes feststellen würde, die katholischen Gemüther vollkommen beruhigen würde." Von einer Restauration des Pabstes in die übrigen Provinzen, zumal mit Gewalt, wird ernstlich abgerathen und die hartnäckig kuriale Ausflucht gerügt, die Reformen würden erst dann zugestanden werden, wenn sich die

abgefallenen Provinzen wieder unterworfen hätten. Die stärkste Drohung gegen Italien war die nunmehrige Wiederaufnahme des veralteten napoleonischen Plans, Italien als eine Conföderation von 3 Staaten mit europäischer Garantie für das päbstliche Erbtheil St. Peters und mit dem Vikariat der Krone Piemont in den päbstlichen Nordprovinzen durch denselben Senator Laguerronniere. Mürat rührte sich wieder um Neapel. Napoleon protestirte eben entschieden gegen einen englischen Prinzen auf dem erledigten griechischen Thron. Dieser Eventualität hätte Napoleon wohl Mürat in Neapel entgegengesetzt, um das Mittelmeer nicht England zu überlassen. Diese Möglichkeiten hatten Garibaldi und Rattazzi veranlaßt. Sie hatten die Situation in sofern geklärt, als der Gegensatz aller gegen alle schroff zu Tage trat. Zwischen Turin und Rom war jede auch heimliche Erörterung abgebrochen. Pius erklärte dem französischen Gesandten, die Welt wisse nicht (sic!), welche Zugeständnisse er seinen Unterthanen bereits gemacht habe. Er wolle sehen, was er Frankreich zu Dank etwa noch weiter thun könne. Aber er könne gewählten Volksvertretern doch keinen Einfluß auf Verwendung der Einkünfte gestatten, da diese größtentheils von Außerlands kämen. England lud den Pabst für den Nothfall nach Malta, Napoleon nach Frankreich. Unangenehm war es, daß eben jetzt 8943 Mitglieder des niederen italienischen Klerus den Pabst unterschriftlich baten, auf die weltliche Gewalt und Besitz zu verzichten.

Mit welchem Recht hatte Rattazzi das Ministerium Ricasoli untergraben und gestürzt? Hatte er die Ansprüche Italiens irgend realisirt, seine Würde besser gewahrt? War die innere Ordnung mehr befestigt? Durch diese von Buoncompagni im Namen der alten Majorität erhobene Frage, in Folge der Darlegung seiner Unentschlossenheit, dem ersten Auftreten Garibaldis auf Sicilien gegenüber, und nachdem der König seine Zustimmung zur Auflösung des Parlaments verweigert hatte, fiel am 1. December 1862 das Ministerium Rattazzi.

Ein eingeweihter Mann sagt, Napoleon habe nach Cavours Tode dem Könige gerathen, den Anglomanen Ricasoli, welcher dem Kaiser seinen Haß redlich vergalt, znm Ministerpräsidenten zu ernennen, damit er sich discreditire. Auf eine ganz andere Weise war jetzt Rattazzi in Italien discreditirt. — Unmittelbar nach seinem Falle zog sich Rattazzi mit der Prinzessin Maria Solms-Bonaparte-Wyse in die idyllische Ruhe des Lago Maggiore zurück und, da ihr Gatte eben starb, heirathete er sie den 31. Januar 1864. Dieß übte auf seine politischen Abenteuer von 1867 Einfluß. Rattazzi hatte durch sein advokatisches Geschick sich ein hübsches Vermögen erworben, welches ihm bisher reichlich genügt hatte. Napoleon bot ihm jetzt eine Jahresrente an, welche er aber abgelehnt haben soll.

Siebenundvierzigster Abschnitt.

Ministerium Farini-Minghetti, äußere Situation, Finanzen, der Septembervertrag von 1864. Innere Zustände 1865 unter dem Ministerium Lamarmora.

Die Bildung eines neuen Ministeriums nach dem Sturze Rattazzis war keine leichte Sache. Trotz dem von allen Seiten auf ihn einstürmenden Unwillen war seine Resignation doch eine Ueberraschung. Er war nicht durch eine compakte Majorität mit einem festen Programm gestürzt, welche an seine Stelle hätte treten können. Das Ministerium Rattazzi war über der römischen Frage gestrauchelt. Das ungestüme Verlangen Italiens nach Rom konnte der Natur der Sache nach von keinem Ministerium rasch befriedigt werden. Zwar konnte schon im Januar 1863 Jacini in seiner Schrift la quistione Romana al principio del 1863 constatiren, daß in dieser Frage eine gewisse Enttäuschung und Resignation Boden gewonnen habe. Aber ein Ministerium durfte dieß nicht gestehen, ohne daß sich ein allgemeiner Schrei erhoben hätte, es schwäche die moralische Gewalt des Anspruches Italiens auf seine Hauptstadt. Es handelte sich darum, Männer herauszufinden, welche den ernsten Willen Rom zu gewinnen durch ihre Vergangenheit verbürgten, welche der Politik und der Person Cavours nahe gestanden hatten. Dieß war unstreitig bei dem Romagnolen Farini und bei dem Bolognesen Minghetti der Fall. Dieser übernahm jetzt die Finanzen, Peruzzi das Innere. Alle Provinzen waren vertreten. Aus dem „piemontesischen" Ministerium Rattazzi wurde nicht Einer herübergenommen. Des Centralisationsfanatismus konnten Minghetti und Peruzzi nicht angeklagt werden. Das Präsidium dieses Ministeriums vom 8. December 1862 ohne Portefeuille übernahm Farini. Wir kennen ihn längst, zuerst noch unter Pabst Gregor 1845 als antiklerikalen Insurgenten im Apennin, dann 1848 als vertrauten Secretär Pio's, dessen liberale und dann reaktionäre Wendung er als Geschichtschreiber darstellte. Wir haben eingehend erzählt, wie er als Diktator den Anschluß der Emilia und der Romagna entschied. Auch Minghetti hatte in Pio's liberaler Zeit dessen Vertrauen genossen.

Hatte man Farini während der letzten 2 Jahre seine durch Krankheit nur zu sehr gerechtfertigte ländliche Zurückgezogenheit vorgeworfen, so schalt man jetzt seinen Ehrgeiz, sich wieder hervorzudrängen. Der gefürchtete Debatter fand im Parlament jetzt kaum die Worte zusammen.

Das Ministerium Farini-Minghetti hat wieder den realen Boden betreten, es hat gesucht die Verzauberung der Phantasie durch die Fata Morgana so viel möglich zu überwinden, die inneren Verhältnisse zu ordnen, in der Hoffnung, daß Italien dadurch in den Stand gesetzt würde nicht als Glückskind, nicht durch die bedenkliche Hilfe des Auslands, sondern durch eigene Arbeit und Verdienst das noch Fehlende zu guter Stunde zu erwerben. Man hat nicht ohne Grund von Ricasoli gesagt, er habe das Ziel fest ins Auge gefaßt, aber die dazu nöthigen Mittel und Wege nicht gehörig vorbereitet. Die Minister erkannten jetzt, daß wer den Zweck mannhaft will, die Mittel, organisirte sittliche und materielle Kraft, arma virosque und Geld, viel Geld fleißig sammeln müsse. Es war ein Verdienst der Minister, daß sie einsahen, daß die kindisch ungeduldige Romsucht Italien nur noch mehr an Frankreich feßle, welches Italien wie einen am Fuße gebundenen Vogel flattern lasse, soweit es der den Faden haltenden starken Hand beliebt, ohne ihm den Flug nach seinem Neste zu gestatten. Rattazzi hatte die Note Drouyn de Lhuys' vom 26. Oktober 1862 nicht beantwortet. Das neue Ministerium sah ein, daß es auf die von derselben aufgestellten Grundlagen hin keine Vorschläge zu einer Verständigung mit der Kurie machen könne und es hatte den Muth auszusprechen, daß es moralisch nicht im Stande sei der französischen Einladung, Vorschläge zu machen, zu entsprechen. Der neue Minister des Aeußern Pasolini erklärte dem französischen Gesandten, es sei zweckmäßig im gegenwärtigen Augenblick die römische Frage auf sich beruhen zu lassen, obgleich das Ministerium die Ueberzeugung des italienischen Volkes theile, daß Rom die natürliche, nothwendige Hauptstadt Italiens sei. Der französische Gesandte sah darin eine Erkältung des Verhältnisses zwischen Frankreich und Italien, welchem er vorwarf, daß es nun auch seinerseits ein non possumus ausspreche.

Die Reibungen zwischen dem Staat und der Kurie gingen ohne Entscheidung ihren peinlichen Gang weiter. Nach so vielen vergeblichen Versuchen der Versöhnung ging der Staat endlich selbstständig vor. Im Juni 1863 war die Einziehung der Klostergüter im Neapolitanischen eine vollendete Thatsache. Mönche und Nonnen erhielten vom Staate eine schwache Pension. Letztere konnten unter Umständen zusammenleben. Die Kurie hatte die Betheiligung des Klerus an dem Nationalfeste verboten. Viele Geistliche feierten dennoch die Festmesse theils aus nationaler Gesinnung, theils aus Furcht. Sie wurden von ihren Bischöfen dafür ab divinis suspendirt; der Staat erhielt sie so viel möglich in ihren Einkünften. Den 5. August 1863

trat ein Bischof aus dem Neapolitanischen in den Senat ein und leistete seinen Eid auf die Verfassung. Im Januar 1864 legte der Justizminister dem Parlament ein Gesetz über Unterdrückung der geistlichen Körperschaften und Aufhebung des Zehntens vor.

Zu Anfang des Jahres 1863, als die durch Garibaldis Zug und seine nachtheiligen Folgen verursachte Erregung noch fortzitterte, trat in Gestalt der polnischen Revolutionsversuche und ihrer harten Niederhaltung eine neue Versuchung an Italien heran. Sollte Italien, während sich die Westmächte aufs hohe diplomatische Pferd setzten, die Hände in den Schooß legen? Italien war seit Cavour gewöhnt seine Schwäche durch Benützung auswärtiger Verwicklungen zu stärken. Das italienische Parlament forderte ein Lebenszeichen. Das Ministerium konnte nicht umhin dem Hof von Petersburg wiederholt die Sympathie Italiens für die Leiden Polens selbstständig auszudrücken. Mitte März lud das englische Kabinet durch den italienischen Gesandten Grafen Pasolini Italien ein, sich an der diplomatischen Aktion Englands, Frankreichs, Oestreichs zu betheiligen. Er konnte erklären, Italien habe seine Schritte schon allein gethan. Das Ministerium wollte, ehe es weitere Entschlüsse faßte, sich überzeugen, ob sich die Dinge so ernstlich entwickelten, daß Italiens Opfer eine Belohnung zu erwarten hätten. Den Heißspornen erklärte es, es sei nicht geneigt eine „Parodie des Krimfeldzugs" aufzuführen. Es sei für Rußland schwer, den Polen nationale Concessionen zu machen. Da Frankreich von England keine ernstliche Unterstützung zu erwarten hatte und es bei Worten bewenden lassen mußte, so ging Italien mit der Würde seiner Selbstständigkeit aus der Prüfung heraus. Es hatte seine westlichen Bundesgenossen auf die ihm passende Weise moralisch unterstützt und sah seine weise Haltung von Rußland anerkannt.

Der Aktionspartei war diese Zurückhaltung des Ministeriums ein Gräuel. Sie hoffte längst auf einen Europa an allen Ecken in Brand steckenden, der Revolution die Thore öffnenden Krieg. Diesen verhindere jetzt Italien, rief die Aktionspartei. Denn ein lauerndes Italien im Rücken, werde Oestreich sich bedenken, wegen der aufständischen Polen dem russischen Nachbar den Feuerbrand ins Haus zu werfen. Das war richtig. Aber was wollte die Aktionspartei? Das sagte Garibaldi in seiner Proklamation vom 15. December 1863 von Caprera aus. Er forderte die Schließung des Parlaments, Unterstellung aller Kräfte, aller Parteien Italiens unter die Diktatur Viktor Emanuels, welcher allein sein Wort nie gebrochen habe. Die Völker Venetiens und Illyriens würden dann aufstehen; die Bollwerke Oestreichs in Venetien würden fallen; Italien wieder geachtet werde seine Hauptstadt haben. Die Aktionspartei wüthend über die stoische Ruhe des Ministeriums riß 22 Abgeordnete der Linken hin, ihre

Mandate niederzulegen und den 27. December 1863 ein fulminantes Manifest zu erlassen. Auch Garibaldi gab sein Abgeordnetenmandat zurück. Das Ministerium legte Beschlag auf alle Zeitungen, welche ein neues Manifest von ihm brachten, worin er ein Central-Aktionscomité einsetzte. Italien blieb ruhig. Garibaldi reiste im März 1864 nach England, wo er sehr gefeiert wurde; Russel, Clarendon, Gladstone, Wellington, ja der Prinz von Wales besuchten ihn, Palmerston lud ihn ein. Aber nach einigen Wochen reiste er „auf den Rath der Aerzte" wieder nach Caprera. Wenn dieser Lärm der Aktionspartei irgend eine Folge hatte, so konnte er nur Oestreich verhindern die Polen zu unterstützen!

Wir müssen nun eine der Hauptschattenseiten des jungen Staats ins Auge fassen, die Finanzen. Die Minister und das Parlament hatten sich wohl schon oft und viel damit, namentlich im Interesse der Provinzen beschäftigt, allein sie standen doch in zweiter Linie, die politische Frage beherrschte lebhafter das Interesse. Man entschuldigte sich damit, daß die Frage der Centralisation und der Selbstverwaltung zuvor in den Grundzügen erledigt werden müßte. Man ging natürlich nicht gern, nicht mit freudigem Eifer daran. Und so ergeht es auch uns. Man blieb — und dieß ist eine der Hauptursachen der Verschlimmerung des Uebels — lange im Unklaren. Und so ging es auch uns. Unsere Aufgabe ist die Ursachen aufzudecken, woher das sprüchwörtlich gewordene perennirende Deficit kam. Es war kein neues Uebel. Wenn bis 1848 die Kirche und die Klöster einen schönen Theil des Nationaleinkommens verzehrten, so war es seit 1848 das Militär, welches die Steuerkräfte der Gegenwart und der Zukunft in allen Staaten in Anspruch nahm. Die Finanzlage der alten Regierungen war daher längst keine blühende mehr, ob sie gleich sich das beste Ansehen zu geben suchten. Die berühmtesten Finanzgrößen Italiens haben dieses in eingehenden Werken nachgewiesen. Ob die einzelnen Angaben, namentlich über heimliche Zuwendung eines Theils der Staatseinkünfte an die k. Familie von Neapel, Wahrheit seien, können wir nicht entscheiden. Gewiß ist, daß das Deficit seit dem Tode Ferdinands II. in starken Proportionen wuchs. Die Ausgaben wuchsen kolossal, während Garibaldi, die bourbonischen und die italienischen Beamten in Nachsicht bei Einzug und in Abschaffung verhaßter Steuern wetteiferten. Die Confiscationen, welche den Verlust der Staatskasse decken sollten, ertrugen wenig. Unterschleif verschlang das Meiste. Es liegen uns dafür Massen von Belegen vor. Das Freiwilligenheer Garibaldis stellte sich als kostspielig heraus; Italien hatte seine Schulden zu zahlen. Die Volksabstimmungen wurden nicht sowohl durch Bestechung Einzelner, als dadurch für die Unification günstig beeinflußt, daß auf Einkünfte des Staats verzichtet, eine Menge von öffentlichen Arbeiten auf den Staat übernommen wurde. Die Nationalpartei, die

provisorischen Regierungen befürworteten in Turin auch die unmäßigsten Anforderungen. Man war überzeugt, daß Eine Regierung viel wohlfeiler sei als die zahlreichen bisherigen, daß die Mutter Italia, steinreich, diese Verschwendung seiner guten Kinder leicht bezahlen werde. Seit dem Krimfeldzug hatten sie Piemont ermahnt, für den nationalen Zweck nur nicht zu sparen. Das ließ sich Cavour gerne gesagt sein, zumal England und Frankreich ihm willig Kredit gaben. Schon im Jahre 1846 hatte Piemont ein jährliches Deficit von 13 Millionen Lire; wie dieses kolossal stieg, wie für Festungen und für Land- und Seemacht, Kriegskosten, durch Uebernahme der lombardischen Staatsschulden, durch Zahlungen an Oestreich und Frankreich kolossale Summen auf die Schultern des künftigen Italiens gewälzt wurden, haben wir im Einzelnen gezeigt. Schon vor den größten Ausgaben im Jahre 1858 betrug bei einer Bevölkerung Piemonts von 5,194,000 Seelen die sehr erhöhte Steuer 137,773,000 Lire und das Deficit gegen 30 Millionen. Doch wußte Piemont, wie viel ihm fehlte, was es schuldete; Italien wußte es lange nicht gewiß. Es herrschte in jenem mehr Ordnung und Ehrlichkeit bei den Bürgern und bei den Beamten. Die Ausgaben Piemonts waren doch zum Theil auf Verkehrsmittel, auf Hafenbauten verwendet. Aber diese konnten nur nach und nach für den Staat eine Rente abwerfen; die junge Industrie mußte schwer besteuert werden und hatte zugleich in Folge der liberalen Zollverträge die übermächtige Concurrenz der englischen Fabriken auszuhalten. Die neuen Provinzen verlangten, daß der Staat auch ihnen Eisenbahnen und Häfen baue. Sie, besonders Neapel, pochten auf ihre angeblich blühenden früheren Finanzen, auf das Opfer ihrer Selbstständigkeit und gleichzeitig auf ihre Verarmung durch den Brigantaggio. Es ist uns ein Räthsel, wie das fortwährende Deficit Italiens im Austausch seiner Produkte mit denen des Auslands gedeckt wird. Es hat hauptsächlich Naturprodukte, Oel, Seide auszuführen. Allein dieser Ertrag ist bei den häufigen zerstörenden Naturereignissen sehr schwankend. Nur Mißernten in Frankreich und England stellen das Gleichgewicht manchmal her*). Die Fremden bringen doch nicht so übermäßig Geld ins Land, daß die Italiener dasselbe mit Recht als Zins aus dem ungeheuern Kapital rechnen könnten, welches die Vorfahren in Bauten steckten.

Es war daher weder ein Wunder, noch ein Geheimniß, daß die Finanzen des italienischen Staats krank waren. War es nur eine Entwickelungskrankheit seiner Kindheit? Manche fürchteten, daß dadurch und durch das Brigantenthum spanische Zustände herbeigeführt werden könnten. Der optimistische, milde Minghetti handelte wie ein Arzt, welcher die Leiden mit etwas

*) Eine große Autorität Italiens versichert uns, daß diesem der deutsch-französische Krieg dadurch großen Nutzen schaffte, daß während desselben die amerikanische Kundschaft für Seidenstoffe von Lyon und Paris ab sich nach Italien wandte.

homöopathischen Mitteln zu lindern und dem Kranken Muth einzuflößen sucht. Sella, welcher ihn den 28. September 1864 im Finanzministerium ablöste, nahm das mittlerweile weiter geschrittene Uebel ernster. Er griff zu den entschiedensten Mitteln, die chirurgischen nicht ausgeschlossen. Zu Anfang des Novembers 1865 entwickelte er sein System vor seinen Wählern, als Staatsmann, welcher alle Hauptlebensfragen der Nation mit der finanziellen als ein Ganzes zusammenfaßt. „Als ich vor einem Jahre", sprach er, „das Ministerium übernahm, fand ich den Staatsschatz in einer Lage, in welcher sich wohl wenige Staaten befunden haben mögen. Um die Ehre des Landes aufrecht zu erhalten (besonders die Zinsen zu bezahlen), mußten innerhalb dreier Monate, während einer der ärgsten europäischen Geldkrisen, 298 Millionen beschafft werden. Für 98 Millionen wurde hauptsächlich durch Kreirung von Schatzscheinen, für 40 Millionen vorerst durch Verkauf von Staatsgütern gesorgt. Ferner verlangte ich die Ermächtigung zur Ausgabe consolidirter Renten im Betrag von 60 Millionen und schließlich die Vorauserhebung der Grundsteuer für 1865. Als ich dieses Verlangen an das Parlament stellte, waren kaum 10 Personen, welche dieß für ausführbar hielten. Aber meine Ministercollegen theilten das allgemeine Mißtrauen und die Kleinmüthigkeit nicht. Wir blieben bei unserer Ueberzeugung und bei unsern Vorschlägen. Die Zuversicht des Ministeriums drang in die Massen. Da erhob sich das heroische Brescia und mit ihm andere hochherzige Municipien; sie ergriffen die Initiative der Vorausbezahlung und eine hochernste Verlegenheit des Schatzes, eine dringende Gefahr für unsere Ehre endete mit einer der glänzendsten Erprobungen in der Geschichte durch den Willen der Italiener, daß Italien groß und geachtet dastehe. Alles dieß betraf aber nur eine momentane Kassenverlegenheit, in welche auch ein sonst finanziell geborgener Staat kommen kann. Die Hauptsache war, zu wissen, wie viel jährlich ausgegeben wurde, wie viel einging. Da stellte sich wieder ein Deficit von 400 Millionen für 1864 heraus. Angesichts einer so trostlosen Summe drang ich in meine Kollegen, überall, wo immer möglich, Ersparungen vorzunehmen, und wir hatten den Muth, die Ausgaben für Heer und Flotte um 70 Millionen zu vermindern. Ich erhöhte die Steuern auf Salz, Tabak und Getreide und das Briefporto. Ich führte die neue Grundsteuer und die auf den beweglichen Besitz ein. Dieser muß ich jetzt noch die Mahlsteuer hinzufügen*)."

*) Letztere war eine der verhaßtesten, namentlich auf Sicilien eine Hauptursache der Revolution von 1848. Von dieser und wieder von Garibaldi wurde sie abgeschafft. Sie wurde erst 1868 im italienischen Parlament durchgebracht. Die Italia mit einem Mühlstein um den Hals ist seitdem eine stehende Figur. Im mittleren Apennin kam es zu Aufständen. Die schlechten mechanischen Controlvorrichtungen verursachten Aufstände und verzögerten den Ertrag.

Ganz vom Standpunkt des staatsmännischen Finanzmannes sprach sich Sella weiter über die Kirchenfrage und über die venetianische aus: „Die Religion muß hoch, höher geachtet werden, als gegenwärtig der Fall ist. Ich mache mir keine Täuschungen über die Kraft unsrer bürgerlichen Gesetze. Nicht die Paragraphen des Strafgesetzbuchs sind es, welche Rechtlichkeit und Sittenreinheit in die Gesellschaft und in den Schooß der Familie bringen. Ein höheres sittliches Gesetz, die Religion, ist unentbehrlich. Auch als Finanzminister habe ich ganz besonders darauf zu sehen, daß dieselbe vom Volke immer mehr geachtet und befolgt werde. Ich muß es daher offen beklagen, daß der Ruf Italiens darin Noth gelitten hat. Vielleicht haben wir Patrioten selbst einigermaßen dazu beigetragen; denn bekämpften wir nicht die früheren Regierungen mit allen möglichen Mitteln? Es ist uns auch noch nicht gehörig klar geworden, daß der Finanzbetrug, der Schmuggel, die falsche Vermögensangabe ein Diebstahl ist, wie ein anderer gemeiner Diebstahl. Dem Finanzminister muß somit an der öffentlichen Sittlichkeit sehr viel gelegen sein. Ist ein Land durch und durch katholisch, wie Italien, huldigt es demnach einer Religion, nach welcher jede Schuld gestrichen ist, sobald der Beichtiger sein absolvo gesprochen hat, so muß der Finanzminister sehr darauf sehen, mit dem Geistlichen auf gutem Fuß zu stehen. Meine Vorgänger haben sich darum bemüht, aber meist erfolglos. Das erste Gesetz, welches wir dem Parlament vorzulegen beabsichtigen, wird das über Regulirung des Kirchenvermögens und über die Aufhebung der Klöster sein. Wir halten es für unabweislich nöthig, daß das Erträgniß beider, nach Abzug der schuldigen Pensionen, zu Zwecken der Wohlthätigkeit und des Unterrichts verwendet werde, für welche sie bestimmt (gestiftet) sind. Namentlich muß das Schicksal so vieler bescheidenen, tugendhaften Pfarrer verbessert werden, welche, selbst nahezu eine Beute des Elends, ihren hohen Beruf mit bewundernswürdiger Selbstverläugnung erfüllen. Allerdings wird uns die Durchführung dieser Gesetze Rom vorerst nicht näher bringen."

Wir sehen, wie Cavours Ideen über Hebung des Klerus, seiner äußeren Stellung und seiner sittlichen Würde, sich weiter entwickelten. Die Finanznoth des Staats drängte aber nach Verkauf seiner liegenden Güter, auch zu dem der Kirchengüter, selbst der Pfarrgüter, welche Cavour für ein heilsames, starkes Band ansah, wodurch der Geistliche an die Interessen des bürgerlichen Lebens geknüpft ist. Die Kurie, herzlos gegen die arme, niedere Pfarrgeistlichkeit, war dem Plane Cavours entgegengetreten. Der Beichtstuhl hatte den Betrug am Staat nicht erschwert. Der Staat mußte sich Recht schaffen und den Pfarrklerus als von ihm besoldeten Stand verhindern, gegen ihn zu wirken. Der Kampf ums Dasein entbrannte immer intensiver zwischen Kirche und Staat. — Am Schlusse seiner Rede faßt

Sella auch die venetianische Frage als Finanzfrage. Ein Krieg, stete Kriegsbereitschaft sei theurer, ihr Gelingen zweifelhafter als ein Abkommen mit Oestreich, durch welches dieses auf Venetien verzichte, Italien ihm mehr bezahle, als Oestreich bisher Reingewinn davon hatte. In Wien beginne die Einsicht sich Bahn zu brechen, daß für Oestreich Venetien eine Last und eine Gefahr sei. — Wir werden später sehen, daß eben um diese Zeit (November 1865) Italien, von England berathen und unterstützt, den Versuch dazu in Wien anstrengte. Die Venetianer bemühten sich, durch allerlei Demonstrationen, namentlich durch die Feier des italienischen Verfassungsfestes im Mai, zu beweisen, daß sie Oestreich unnütz seien. Wir sehen aus Obigem auch, weßhalb Italien beim Ausbruch des Kriegs von 1866 nicht in Kriegsbereitschaft war. Nur sofern die Finanzen auch dazu gehören, war Sella der rechte Mann. Wenn er, der ausgezeichnete gelehrte Geognost, auch keine Minen edler Metalle aufdeckte, so hat er mit Entschlossenheit das italienische Volk angehalten, seine schweren Pflichten gegen den Staat zu erfüllen.

Es wäre uns ein Leichtes, etwa nach Galeottis prima legislatura del regno d'Italia, studi e ricordi, Firenze 1865 über Zölle, über Staatsschuld und Kredit, über Rechnungswesen und Besoldungen, über Ausgleichung der Steuern, über Consum-, Einkommen- und Grundsteuer, über Verwaltung und Etat mit Kennermiene Vieles zu sagen. Aber dieß sind Sachen der Fachmänner. Wir geben zu obigem Texte nur einige Noten, d. h. Zahlen nach Galeotti.

Das ordentliche Deficit		das außerordentliche Deficit
für das Jahr 1859:	13 Millionen	759 Millionen
= = = 1860:	111 =	
= = = 1861:	179 =	318 =
= = = 1862:	262 =	292 =
= = = 1863:	269 =	163 =
= = = 1864:	265 =	140 =

Wir unterlassen die Summirung, weil verschiedene italienische Finanzmänner und Statistiker sehr abweichende Summen angeben. Die richtigeren Angaben sind wohl die von Pasini im trefflichen annuario statico del 1864 und die in Schriften von Bonghi. Was sind Summen ohne Zuverlässigkeit der zu addirenden Posten? — Dabei ist es einiger Trost, daß viele Millionen italienischer Staatspapiere aus fremden, besonders französischen Händen um viel niedereren Cours in italienische übergingen, so daß Italien um 1870 dem Ausland nur noch eine Milliarde Lire geschuldet hätte. Damit sank aber auch das Interesse der Franzosen an dem italienischen Staat, welches den Eifer der Klerikalen in Frankreich bekämpft hatte. Die reicheren Italiener legten ihr Kapital in Staatspapieren an, wodurch

es der Industrie, dem Ackerbau, dem Handel entzogen wurde. Die hoher Zinsen werden meist verzehrt. Besonders bedenklich sind die großen Steuerrückstände, welche ebensowohl in dem Uebelwollen und in der Erschöpfung der Pflichtigen, wozu die lange Krankheit des Weinstocks und der Seidenraupen beiträgt, als in der Unfähigkeit der Finanzbeamten begründet sind. In Neapel herrschte eine freche Verschwörung, besonders gegen die Steuer auf Verkauf liegender Güter; nicht der dritte Theil des Preises wurde angegeben. Das Beispiel, welches Oberitalien nach dem Vorgang Brescias am Ende des Jahres 1864 durch Vorausbezahlung der Steuer gab, beweist, daß im Nothfall Italien nicht blos zu Opfern seines Bluts in Freischaarenzügen bereit ist. Und mit Recht sind die Italiener stolz darauf, daß sie noch nie das Mittel des Staatsbankerotts, wie Oestreich ihn machte, im Ernst erörtert haben. Oestreich verwendet 40 Prozent, Italien die Hälfte seines Staatseinkommens auf die Zinsen seiner Staatsschuld.

Das Ministerium vom 8. December 1862 wurde, wenn auch nicht unversehens, nach wenigen Monaten von einem Unfall betroffen. Es war bald klar, daß der Ministerpräsident Farini nicht blos die Worte, sondern auch die Gedanken mit Mühe zusammenbrachte. Die ungewohnte Geduld, welche das Parlament gegen ihn bewies, durfte nicht ohne Schaden für die Staatsgeschäfte länger auf die Probe gestellt werden. Die Gehirnerweichung entwickelte sich rasch. Man betrachtete ihn bisher als das Einheitsband des Ministeriums, welches um so nöthiger schien, da man an die Uebereinstimmung Minghettis und Peruzzis nicht glauben wollte. Dieser galt als Toscaner für hinterhaltig. Der Familie Farini wurden als Staatsdank 200,000 Lire und ihm eine schöne lebenslängliche Pension votirt. Er lebte noch bis in das Jahr 1866 in einer Irrenanstalt, in nicht düsterem Wahnsinn, stets mit der römischen Frage beschäftigt, von Zeit zu Zeit beglückt durch die Meinung, Antonelli, das Haupthinderniß der Verständigung, sei getödtet. — Minghetti, die Finanzen beibehaltend, trat den 24. März 1863 die Ministerpräsidentschaft an, Peruzzi blieb im Innern. Der fein gebildete, unentschlossene Pasolini wurde im Aeußeren durch Visconti-Venosta ersetzt, welcher der besten Gesellschaft Mailands angehört. Von melancholisch-weichem Gemüth zeigte er in Krisen Entschlossenheit. Die Piemontesen waren nicht befriedigt, denn daß Krieg und Marine ihnen blieb, betrachteten sie als selbstverständlich. Aber die anderen Italiener trauten ihnen weniger schöpferische Ideen zu*).

*) Es war auch von Lasarina die Rede gewesen. Dieser starb im September 1863 ohne Krankheit an Erschöpfung. Seine Gattin, die er einst vor dem Kloster gerettet hatte, verwendet ihre schmalen Einkünfte dazu, ihm in den Städten, wo sie zusammen gelebt, Denkmale zu errichten. Am glänzendsten ehrte ihn, der Aktionspartei zum Trotz, seine Vaterstadt Messina durch ein Denkmal. Dieselbe Stadt wählte kurz darauf Mazzini ins Parlament, in welches er aber nicht zugelassen wurde.

Der junge Minister des Aeußeren fand sich einer interessanten europäischen Situation gegenüber. Die durch die polnischen Unruhen veranlaßten diplomatischen Schritte hatten im Frühjahr 1864 mit einer entschiedenen Isolirung Frankreichs abgeschlossen. Oestreich hatte sich an Rußland angelehnt, England zog sich von den Angelegenheiten des Festlands zurück. Bismarck hatte diese Sachlage theils befördert, theils in Schleswig benutzt. Die persönliche Annäherung des Königs von Preußen und Bismarcks an die napoleonische Familie sollte offenbar nur die Neutralität Frankreichs erzielen. Wenn Frankreich einen Bundesgenosse sich sichern, ein Princip vertreten wollte, so mußte es mit Italien das Nationalitätsprincip betonen. Dieses konnte gegen Oestreich in Venetien zugespitzt werden. Allein Cavour hatte in seinen letzten Zeiten seinen Vertrautesten stets eingeschärft, auch zu diesem Zwecke dürfe Italien nie einen Krieg als Bundesgenosse des unverhältnißmäßig zu starken Frankreichs führen. Im Falle der gemeinsamen Niederlage müßte Italien allein den Schaden tragen. Deßhalb ziehe Napoleon gern an der Seite eines Schwächeren in den Krieg. Zumal wegen der Nähe Turins an der französischen Gränze, und so lange die Franzosen in Rom stehen, sei diese Vorsicht von Nöthen. Minghetti war von dieser Wahrheit durchdrungen. Wie aber, wenn es gelang, die Franzosen aus Rom zu entfernen und die Hauptstadt in eine militärisch sichere Stadt hinter den Apennin zu verlegen? Jenes konnte Napoleon nur thun, wenn Italien durch die Hauptstadt Florenz und sonst Bürgschaft bot, daß es vorerst auf die Hauptstadt Rom verzichte. Napoleon konnte ferner seine Truppen aus Rom erst dann zurückziehen, wenn Oesterreich seine Stellung in Italien aufgegeben hatte. Es konnte für Italien nur erwünscht sein, wenn die römische und die venetianische Frage so verknüpft wurden. Das italienische Volk war überzeugt, daß mit der Lösung derselben auch die der inneren Aufgaben so gut als gelöst wäre, zumal da durch Entfernung des Regierungssitzes aus Turin die Abneigung der ganzen Halbinsel gegen die Regierung versöhnt wäre; bisher hatte jedes Gesetz, schon weil es aus Turin kam, ungünstige Aufnahme gefunden. Dennoch war Napoleon geneigt, diese Verlegung des Regierungssitzes als ein ihm gemachtes Zugeständniß anzunehmen. Italien verlangte außer der Räumung Roms nur diplomatische Unterstützung durch Frankreich bei Ankauf oder bei Eroberung Venetiens. Es scheint, daß Minghetti schon daran dachte, durch Frankreichs Vermittlung die Bundesgenossenschaft Preußens zu erwerben. Diese Grundgedanken hatten sich in verschiedenen Stadien zu verkörpern. Günstig war, daß eben im September die Eisenbahn von Florenz durch den Apennin nach Bologna eröffnet wurde. Dadurch war die Verbindung zwischen Florenz und dem Pothal hergestellt.

Der Abschluß eines Vertrags zwischen Frankreich und Italien über

die Räumung Roms durch das französische Occupationscorps entsprach also völlig dem von Cavour im März 1861 vorgelegten, vom Parlament angenommenen Programm. Gleichzeitig hatte ja Cavour in Paris einen Vorschlag gemacht, worin Italien dem Erbtheil St. Peters volle Neutralität und Sicherheit verbürgte. Den durch Cavours Tod und durch die folgenden Ereignisse abgebrochenen Faden der Unterhandlung hatte Minghetti ruhig liegen lassen, bis Frankreich sich entgegenkommend zeigte. Im Sommer 1864 besprach General Menabrea in Vichy die Mittel, Italien in der römischen und venetianischen Verlegenheit zu fördern, mit Napoleon. Dieser verlangte eine materielle Bürgschaft für die Sicherheit des Pabstes. Pepoli bot offiziell Florenz als solche an. So ermuthigt schrieb Visconti-Venosta an Nigra, seinen Gesandten in Paris, Italien nehme im Geiste Cavours die Last, wie das Recht des Nichteinmischungsgrundsatzes in Betreff des Erbtheils St. Peters auf sich, sofern Frankreich kraft desselben Rom räume. Es suche dem Pabste die Ruhe zu sichern, um so eine Verständigung mit ihm über Abtretung seiner weltlichen Souveränität reifen zu lassen. Natürlich verlangte Frankreich bestimmt formulirte Zugeständnisse. Die Kurie wurde ihrer Halsstarrigkeit wegen nicht mit in die Unterhandlungen gezogen. Erst durch eine Depesche vom 12. September, als der Vertrag zwischen Frankreich und Italien so gut als abgeschlossen war, erließ Drouyn an seinen Gesandten in Rom eine Depesche, durch welche die Kurie davon in Kenntniß gesetzt wurde. Frankreich habe seinen Ehrenposten in Rom stets als eine Anomalie, als ein Provisorium betrachtet. Es habe wiederholt (Frühjahr 1860), selbst auf Wunsch des Pabstes, Anstalten getroffen, von diesem Posten abzuziehen und sei nur durch Zwischenfälle daran verhindert worden. Frankreich wünsche längst den Conflikten ein Ende zu machen, welche aus dem Nebeneinanderbestehen des für die Sicherheit seiner Truppen besorgten französischen Militärcommandos und der auf die Erhaltung der päbstlichen Territorialsouveränität eifersüchtig wachenden Civilbehörden entstehen müßten. „Die beiden Regierungen wurzeln auf ganz verschiedenen politischen Anschauungen; die Kurie hat ihr eigenthümliches mit den Ideen der Zeit in Widerspruch stehendes Recht. Frankreich kann diese weder ändern, noch beschützen. Italien bietet hinreichende Bürgschaft, daß es eine Invasion in das Erbtheil St. Peters verhindern wird. Frankreich ist bereit, dem Pabst zur Bildung einer Truppe behilflich zu sein, welche zur Erhaltung der inneren Ruhe genügen könnte. Dazu würde besonders die Uebernahme eines Theils der Zinszahlung für die Schuld des Gesammtkirchenstaats dienen." Die Kurie rührte aber keinen Finger zu einer Verständigung, außer daß sie 400 Verbrecher aus den verlornen Provinzen den italienischen Behörden übergab.

In sicherer Voraussicht dieser Unbeugsamkeit galt es, sofort eine voll-

endete Thatsache zu schaffen. Dieß geschah durch die am 15. September 1864 abgeschlossene (daher „September-") Convention. „Artikel I. Italien verpflichtet sich, das gegenwärtige Gebiet des Pabstes nicht anzugreifen und, selbst mit Gewalt, jeden von außen darauf versuchten Angriff zu verhindern. II. Frankreich wird seine Truppen allmälig, nach Maßgabe der Reorganisation der päbstlichen Truppen zurückziehen. Die Räumung soll in 2 Jahren vollzogen sein. III. Die italienische Regierung verzichtet auf jede Reclamation gegen die Bildung einer päbstlichen Armee in einer zur Aufrechthaltung der Autorität des H. Vaters, der Ruhe im Innern und an den Gränzen genügenden Zahl aus katholischen Freiwilligen, unter der Voraussetzung, daß diese Macht nicht in ein Angriffsmittel gegen die italienische Regierung ausarte. IV. Italien erklärt sich bereit, in ein Uebereinkommen zu treten, nach welchem es einen verhältnißmäßigen Theil der Schuld der früheren Kirchenstaaten übernimmt. V. Die gegenwärtige Uebereinkunft wird nach Verfluß von 14 Tagen ratificirt sein." — Dieser Convention war ein Protokoll vom gleichen Tage beigefügt: „Die Convention vom heutigen wird nur dann executorische Kraft haben, wenn der König die Verlegung der Hauptstadt des Königsreichs in eine später von ihm zu bestimmende Stadt decretirt haben wird. Die Verlegung soll in der Frist von 6 Monaten von Abschluß der Convention an stattfinden. Das gegenwärtige Protokoll hat die gleiche Wirksamkeit, wie die Convention selbst." — Diese Form war gewählt, weil die Bestimmung über die neue Hauptstadt offenbar eine innere Frage war. Beide Theile mußten sich das Ansehen geben, als ob Italien aus freier Wahl diese Bestimmung getroffen hätte. Aber der Schleier war trotz dem strengsten diplomatischen Geheimniß zu durchsichtig; die diplomatischen Unbestimmtheiten, wodurch die Convention beschleunigt oder sogar ermöglicht worden war, riefen bald sehr unangenehme Auslegungen und Erörterungen hervor.

Wohl hatte Cavour die Turiner auf den schweren Verlust der mehr als 400jährigen Hauptstadt vorbereitet und an ihre Opferwilligkeit appellirt. Aber je gründlicher seitdem alle Versuche der Realisirung der „Hauptstadt Rom" gescheitert waren, um so sicherer war man, König und Parlament noch eine längere Reihe von Jahren zu behalten. Da platzte plötzlich, wie eine Bombe, um den 20. September in Turin die Nachricht, daß in kurzer Frist die Hauptstadt nach Florenz verlegt werden würde. Die Aufregung war eine ungeheure. Der Municipalrath, vom Podesta Rora und von dem Grafen Ponza di San Martino geführt, nahm eine drohende Haltung an. Menabrea berichtete ihm, daß trotz dem Festhalten des Königs an Turin, keine andere Bürgschaft von Napoleon angenommen worden sei, als die Verlegung. Da die Räumung Roms eine Lebensfrage für Italien sei, müsse das lokale Interesse zurücktreten. Dennoch erklärte sich der

Municipalrath (außer Balbos Sohn einstimmig) gegen die Verlegung. Er blieb in Permanenz. Die mißhandelten Gensdarmen auf dem Platze hieben ohne Befehl in Nothwehr ein. Municipalisten, Klerikale, Mazzinisten stachelten die Masse auf, indem man weitere Gebietsabtretungen an Frankreich fingirte. Das Ministerium wurde ganz unvorbereitet von den Ereignissen überrascht. Ein deutscher Diplomat, welcher als Bewohner des Hôtels Europa dem Anfang des Blutvergießens zusah, erzählt uns denselben folgendermaßen: Auf der Piazza del Castello, in dessen Mitte der alte burgartige Palazzo Madama steht, waren Nachmittags die Eleven der Carabinieri, welche in einem nahen Gebäude einige Jahre geschult werden, in Linie aufgestellt. Ihnen gegenüber standen Volkshaufen, welche tumultuirten, aber durchaus keine Absicht zeigten, Unheil anzurichten. Erst als einige Neuangekommene unter ihnen herumgegangen waren, fing man an, mit Steinen auf die künftigen Carabinieri zu werfen. Aus ihrer Linie geschah ein Schuß, vielleicht durch einen auf ein Gewehrschloß gefallenen Stein verursacht, und ihm folgten ohne Befehl mehrere Schüsse in die Haufen. Diese, einige Todte und Verwundete zurücklassend, liefen in die Poststraße und wandten sich bald gegen die Druckerei der Gazetta di Torino, welche sich für die Verlegung ausgesprochen hatte. Auf dem Platz vor dem Gebäude hatte sich eine große Menge gesammelt, als, aus dem Lager herbeigerufen, längs der entgegengesetzten Häuserreihen je ein Bataillon, die Volksmasse in die Mitte nehmend, Front gegen Front sich aufstellte. Als die Volksmasse immer gewaltthätiger gegen das Gebäude wurde und aus ihr ein Schuß fiel, so feuerten mehrere Soldaten des einen Battaillons in und über die Masse weg; eine Kugel traf den vor seiner Truppe zu Pferd haltenden Kommandanten der gegenüberstehenden Truppe. Als man ihn vom Pferd sinken sah, gab seine Mannschaft Feuer, welches nicht nur in den Volkshaufen, sondern auch unter der jenseits derselben stehenden Truppe verheerend wirkte. Eine lange Reihe Leichen wurde in einer anstoßenden Halle niedergelegt. Das waren ganz unerhörte Dinge in dem gesetzmäßigen, auf seine Ruhe stolzen Turin.

Durch die Verlegung war die Häuserspeculation und der Kleinhandel in Turin aufs äußerste verletzt und zwar noch mehr in der Person nicht eingeborener Speculanten. In mehreren Stadttheilen waren ganze Quadrate von Häusern der Vollendung nahe. (Wir sahen viele noch nach 4 Jahren beinahe in demselben halbfertigen Zustande.) Es war aber noch mehr das gerechte Selbstbewußtsein der braven turiner Urbevölkerung und der Altpiemontesen, welches sich durch die Verheimlichung, durch den Mangel an Zutrauen tief verletzt fühlte. Also darum hatte man seit nahezu einem Menschenalter sein und seiner Söhne Blut für Italien opferbereit vergossen, ungeheure Geldopfer gebracht, um nun hinterlistig um die Früchte betrogen

zu werden! Nicht ein freier Akt der Opferwilligkeit war ehrlich und offen von dieser ehrenhaften Bevölkerung gefordert worden. Rom, Rom allein hätte man dem höchsten Rang abgetreten. Aber Florenz! Was hatte diese egoistische, schlaue, energielose Bevölkerung für Italien erlitten? Und Florenz war der Verzicht auf das Recht Italiens auf Rom. Turin, durch ein ihm, Piemont fremdes, feindliches Ministerium zu wüstem Tumult gereizt, hatte seine eigene Ehre verletzt, das Blut seiner wehrlosen Kinder war in seinen Straßen geflossen. Der gute Name Turins war befleckt. Und nun, statt diesen gerechten Schmerz Turins zu theilen und zu besänftigen, schleuderten alle anderen Städte und Provinzen, nicht am wenigsten die Mailänder, Vorwürfe und Spott auf den „Eigennutz Turins", gegen das herrschsüchtige Piemont. Wie eine lang aufgestaute Schlammmasse, welcher die Schleußen geöffnet werden, ergoß sich der Haß gegen Piemont, der Neid auf Turin. Man wetteiferte in raffinirten Bezeugungen desselben. Und die Italiener haben eine Virtuosität darin. Der mittelalterliche Haß von Staat gegen Stadt concentrirte sich jetzt von allen Seiten gegen Turin. Auch jetzt war viel Concurrenzneid dabei. Turin hatte mit ausdauerndem Fleiß und industriellem Geschick die ungeheuren Lieferungen besonders für das Heer großentheils besorgt. Dazu kam, daß die Radikalen, an der Festigkeit der Piemontesen gescheitert, überall schalten: wir haben nur ein vergrößertes Piemont! kein Italien der Italiener! Die Piemontesen hatten sich über die rohen Zustände im Süden oft verächtlich geäußert. Jetzt wurde dafür und für die rasche, oft rücksichtslose Unification unter piemontesischen Gesetzen Rache genommen.

Die Minister hatten beabsichtigt, nach dem Abschluß des Vertrags die öffentliche Meinung von Piemont vorzubereiten, sich an seine Großmuth zu wenden. Minghetti war eben in den ersten Flitterwochen. Er hatte eine brillante neapolitanische Principessa geehelicht, welche jung und geistreich berufen schien, als Ministerpräsidentin den Mittelpunkt der besten politischen Gesellschaft zu bilden. Selbst der Kriegsminister, geborner Piemontese, hielt es, im Vertrauen auf den bewährten Ordnungssinn der Turiner, für überflüssig, alte Bataillone zur Verhinderung von Conflikten in die Stadt zu ziehen. Meist neapolitanische Rekruten sollen aktiv gewesen sein. — Wer hatte denn das Geheimniß vorzeitig, plötzlich verrathen? Die Radikalen rühmten sich, der allwissende Mazzini habe es gethan. Andere riethen auf untergeordnetes Büropersonal. Sonst Wohlunterrichtete sagten im strengsten Vertrauen, der König, dem die Entfernung von seinem bewährten Turin sauer geschah, habe im verschlossenen Schloßgarten im einsamen Selbstgespräche seinem Schmerz ungestüm Luft gemacht. Ein von ihm unbeachteter Gärtner habe dieß gehört und das schwere Geheimniß seiner Frau anvertraut. Jedenfalls war es ein schweres Unglück. In das

Blut des gesundesten Volksstammes war ein Tropfen scharfen Giftes gegossen, welches auch nach heftigen Ausstoßungen noch nicht ganz entfernt ist. Sobald die Turiner wieder zu sich kamen, erkannten sie, daß sie vor allem der französischen Politik den Dank für diesen nachbarlichen Freundschaftsdienst schuldig waren. Seitdem ist Piemont von der Franzosensucht geheilt. Die kleineren turiner Blätter öffneten jetzt ihre Spalten den Mazzinisten. Sie verlangten die Anlegung eines befestigten Lagers bei Turin, denn die Franzosen würden es nach Abzug der Regierung überfallen und besetzen.

Florenz entsprach durch seine gesichertere, centrale, geschützte Lage, durch seine Erinnerungen, seine Kultur und reine Nationalsprache den Forderungen an die Hauptstadt. Aber den Turinern war jede neue Hauptstadt ein Gräuel und da vor Verlauf eines Halbjahrs an die Uebersiedlung nicht zu denken war, so mußte ihrem Groll das Ministerium weichen. Da die anderen Städte und Provinzen großentheils für die Verlegung waren, war zwar dieser Rücktritt nicht parlamentarisch motivirt, aber nichts desto weniger eine Nothwendigkeit. Der König gab den Ministern die Entlassung und dieß wirkte um so beruhigender auf die Turiner, als sie damit den Vertrag für beseitigt hielten. Schon vor dem Zusammentritt des Parlaments trat das von Lamarmora gebildete Ministerium am 24. September 1864 ein. Der König ließ sich bei der Wahl desselben durch seine wenn auch tief gekränkte Liebe zu Piemont und durch seinen praktischen Takt leiten. Nicht ein Mitglied des gefallenen Ministeriums war in dem neuen; dieses hatte eine vorherrschend piemontesische Färbung. Den für Piemont so peinlichen Akt der Verlegung konnten Piemontesen am schonendsten vollziehn. Sie forderte von ihnen die äußerste Selbstüberwindung. General Alfonso Lamarmora bürgte im Nothfall für energische Aufrechthaltung der Ordnung und war Napoleon erwünscht. Er hatte die Präsidentschaft und das Aeußere, Lanza, der Führer der alten cavourischen Majorität, das Innere, Sella die Finanzen, zwei Lombarden Luigi Torelli und Stefano Jacini Handel und den Ackerbau nebst den öffentlichen Arbeiten, welche jetzt besonders wichtig wurden. Von diesem Moment an ist uns Jacini ein erwünschter Berather durch seine Due anni di politica italiana. Milano 1868. Jacini deutet mit Recht an, daß die Piemontesen sich selbst ihr Unglück bereitet hatten. Sie besonders hatten die Centralisation durchgesetzt. Dazu paßte die Lage Turins auf der Peripherie durchaus nicht. Cavour hatte die öffentliche Meinung geleitet, seit seinem Tode wurden von ihr die Ministerien unwiderstehlich fortgeschleppt. So auch jetzt. Selbst dieses piemontesische Ministerium mußte der Ungeduld, welche auf Rom zielte, eine vorläufige Befriedigung, eine Abstreichszahlung geben, indem es den Sitz der Regierung halbwegs, auf die Straße nach Rom verlegte. Das neue Ministerium motivirte seine Adoption des Vertrags durch die Förderung, welche dadurch die Stellung Italiens der römischen und venetianischen Frage, Oestreich, ja

Frankreich gegenüber finde. Das alte Defensivsystem Piemonts genüge seit dem Verlust Savoyens nicht mehr. Die Hauptstadt Turin liege nach Osten wie nach Westen offen. Während man bisher in der römischen Frage um keinen Schritt weiter gekommen sei, stehe zu hoffen, daß man Rom näher gerückt, besonders nach dem Abzug der Franzosen mehr moralischen Druck auf die Kurie werde üben können. Die Schattenseiten des Vertrags wurden anfangs nur von der piemontesischen Presse aufgedeckt. Einer der wenigen Nichtpiemontesen, welche in diesen Tagen der Leidenschaft sich der Turiner annahmen, ein venetianischer Flüchtling zeigte in einer Brochüre, daß die Vortheile, welche man sich von der Septemberconvention verspreche, größtentheils illusorisch seien. Der Schatten der französischen Fahne schütze Rom und die Kurie eben so gut als einige Regimenter. „Auch nach 2 Jahren wird es in Frankreich mächtige Parteien und Männer geben, welche dabei interessirt sind, daß der wenn auch verkleinerte päbstliche Staat fortbestehe, wie ein Steinsplitter zwischen Wundrändern, welcher die Vernarbung verhindert. Die Zahl derjenigen ist sehr groß, welche es für ein Fundamentalprincip jeder französischen Regierung, ob sie nun absolutistisch oder constitutionell oder republikanisch sei, halten, die vollkommene Einheit Italiens zu verhindern. Man wird der Priesterregierung mittelbar Geld, Soldaten und Waffen liefern, so daß ein Selbstbefreiungsversuch den Römern sehr erschwert wird, während wir durch den Vertrag selbst zu Gensdarmen des Pabstes gemacht werden. Lassen wir aber Freiwilligen, welche den Römern zu Hülfe kommen, den Weg offen, lassen wir sogar regelmäßige Truppen in den Kirchenstaat einrücken, so wird Frankreich kraft des Vertrags interveniren, welcher zwar den Schein hat der Intervention ein Ziel zu setzen, aber sie in der That zuläßt. Und so wird die französische Intervention in Rom, welche bisher eine Rechtsverletzung war, conform dem von uns selbst anerkannten internationalen Rechte, sobald entweder die Convention von uns verletzt ist, oder wenn wir ihre Verletzung durch Andere zugelassen haben." Dieses hat sich Wort für Wort, besonders im Jahre 1867 erfüllt. Weniger das Wort d'Azeglios: „Das Geschrei nach dem Kapitol hat 2 Motive: den Haß gegen den Pabst und den gegen Piemont. Nachdem dieser Haß gesättigt ist, wird das Geschrei nachlassen." Oestreich erkannte den Septembervertrag an. In Schleswig bereits mit Preußen überworfen suchte es dadurch sich Frankreich zu verbinden, damit dieses nicht Italien gegen Venedig ableite.

Die Italiener hatten stets Napoleon gegenüber eine große Spitzfindigkeit erwiesen, seine Worte und sein Schweigen auf die ihren Wünschen entsprechendste Weise auszulegen. So war auch jetzt der Vertrag von der Majorität der Italiener in der Hoffnung begrüßt, daß kurz nach dem Abzug der Franzosen die Italiener in Rom einziehen würden. Die Römer, selbst ein

Theil der Garibaldiner begrüßten deßhalb den Septembervertrag mit Jubel. Die „moralischen Mittel", die der Civilisation, welche sich Italien vorbehielt, um die Kurie zu einer Versöhnung, d. h. zur Abtretung ihres Gebietsrestes zu drängen, konnten eine sehr weite Auslegung erhalten. Drouyn erklärte aber, daß darunter nicht „unterirdische" Machinationen, Aufreizung der päbstlichen Unterthanen verstanden werden dürften. Nigra verständigte sich mit Drouyn in Gegenwart des Kaisers dahin, daß mögliche Fälle von Aufständen der Zukunft zu überlassen seien und daß eintretenden Falles jeder der beiden contrahirenden Regierungen die Freiheit ihrer Entschließungen und Schritte bleibe. Diesen heiklen Erörterungen machte Lamarmora ein Ende durch die Erklärung vom 7. November 1864, „die italienische Regierung werde aus Loyalität, aus Gewissenhaftigkeit und aus Politik die der gegenwärtigen Sachlage entsprechende Convention pünktlich halten. Dabei habe Italien die feste Ueberzeugung, daß die Civilisation hinreichen werde (durch Beruhigung der öffentlichen Meinung der katholischen Völker) die aspirations Italiens nach der Hauptstadt Rom zu realisiren. Solche aspirations seien Sache des Gewissens einer Nation, nicht Gegenstand eines Vertrags. Im Falle einer Revolution in Rom behält Italien wie Frankreich Freiheit für seine Politik." — Besonnene Männer hofften, Italien werde sich schließlich mit der definitiven Hauptstadt Florenz zufrieden geben und Rom unter irgend einer Form italianisiren.

Das Parlament mußte binnen kurzer Frist die Entscheidung aussprechen. Der grundbesitzende Mittelstand von Turin hatte eine beinahe drohende Haltung. Aber nicht blos die höheren Klassen, auch die zahlreiche Arbeiterbevölkerung erwog, daß jetzt auf Turin die Augen der Welt gerichtet waren. Der große Arbeiterverein Turins gehörte seit Jahren zu den ehrenwerthesten. Er sorgte für seine Kranken, für Wittwen und Waisen. Seine religiöse Basis entfremdete ihn nicht der nationalen, freisinnigen Idee. Als seit 1860 Leute wie Guerrazzi das radikale Thun in Politik als die erste Pflicht des Arbeiters verkündeten, so fand dieß in Turin keinen Beifall. Die Verlegung der Hauptstadt versprach zwar wohlfeilere Hauszinse, aber der größere Theil der Industrie litt dadurch empfindlichen Schaden. Dieß hielt den großen Arbeiterverein nicht ab, am 20. Oktober sämmtlichen Bewohnern Turins vorzuhalten, daß die Pflicht und die Ehre der Stadt fordere, die Entscheidung des nationalen Parlaments in männlicher Ruhe abzuwarten und anzunehmen. Und so geschah es. Im Parlament zeigte sich zwar bereits, daß der alte feste piemontesische Kern nicht mehr bestand. Die Majoritäten waren in vielen Fragen ebensowenig vorauszuwissen, „als die Figuren des Kaleidoscops". Die von den piemontesischen Ministern beantragte Verlegung aber wurde mit großer Mehrheit beschlossen. Den 12. December gab der König mit schwerem Herzen die Bestätigung. Es war dieß

ein noch viel größeres Opfer als Savoyen-Nizza. Das Band der Anhänglichkeit der Bevölkerung wurde sehr erlockert; die alte Dynastie wurde in einen ganz neuen, fremdartigen Boden verpflanzt.

Die Mehrdeutigkeit des Vertrags trug viel zur Annahme desselben durch die beiden Körper des Parlaments bei. Auch die Stimmung der Provinzen hatte sich mittlerweile beruhigt und die Billigkeit gegen Turin war soweit erwacht, daß das Parlament sich willig zeigte seinen schweren Verlust möglichst zu entschädigen. Es wurde der Stadt eine Rente von mehr als 1 Million Lire zugesprochen, um seiner Industrie und seinen Lehranstalten aufzuhelfen.

Dieses war um so höher anzuschlagen, als gleichzeitig (wie wir schon unter den „Finanzen" gesehen haben) der Finanzminister Sella dem Parlament erklären mußte, wenn nicht durch außerordentliche Maßregeln geholfen werde, so werde binnen Monatsfrist die Staatsmaschine ihre Funktionen versagen. Damals ging Brescia mit dem Anerbieten voran, die Grundsteuer für 1865 vorauszubezahlen. Und wirklich waren durch schwere Opfer der Steuerpflichtigen, der Gemeinden und Provinzen am Schlusse des Jahres 1864 von 121,118,828 Lire Grundsteuer 95,695,000 Lire bezahlt. Die Staatsdomänen wurden verkauft, die Beamtenbesoldungen herabgesetzt, der König verzichtete auf $3\frac{1}{2}$ Millionen an seiner Civilliste. Aber das alles genügte nicht nachhaltig den Staat gegen Bankerott sicher zu stellen. Den 23. November 1864 machte der Justizminister dem Parlament eine Gesetzesvorlage, kraft welcher die Klöster aufgehoben, das Kirchengut, auch die Pfarrgüter vom Staat verkauft und die gesammte Geistlichkeit vom Staat besoldet werden sollte. War damit Rom noch mehr verletzt, so wurde die niedere Pfarrgeistlichkeit großentheils besser gestellt, dem hohen Klerus die Mittel zu Agitationen gemindert. Zehntausende von Bürgern wurden durch Kauf solcher Güter solidarisch mit dem Staat verbunden, der Nationalwohlstand durch bessere Bearbeitung derselben gehoben. Den nächsten Nutzen hatten allerdings große Geldconsortien, welche weite Gütercomplexe bald bezahlen konnten und sie zerstückelt theurer verkauften. Durch die Gesammtheit dieser Maßregeln, durch das energische Zusammenwirken der Regierung, des Parlaments und des Volks, durch die Convention und durch die der öffentlichen Meinung gegebene neue Richtung waren die Plane der Restaurationspartei, namentlich der Kurie überraschend gekreuzt. Diese Partei hatte eben noch die größten Hoffnungen gehegt. Der Staatsbankerott hätte die conservativen besitzenden Bürger dem Einheitsstaat entfremdet, die Radikalen hätten sich dann in der Verwirrung auf Rom geworfen, Frankreich hätte dann vielleicht den Staat, welchen es halb widerwillig hatte bauen helfen, zerschlagen müssen. Jetzt aber hatte die italienische Regierung, wie es schien, der Ungeduld der öffentlichen Meinung Italiens eine Frist von 2 Jahren

abgewonnen. Die äußere Politik war eine würdige. Die Regierung konnte mit Recht ihre Nichtbetheiligung an den Unruhen in Friaul, an den Waffenansammlungen in Südtirol und den Komplotten der venetianischen Jugend beiderlei Geschlechts erklären. Die Gränze am Mincio wurde den Zuzüglern aus Italien ernstlich geschlossen. Lamarmora erklärte sich im Senat gegen die Ansprüche Italiens auf Südtirol und auf Triest, bestätigte aber eben damit die auf Venetien.

Darum war aber das Ministerium Lamarmora durchaus nicht auf Blumen gebettet. Die inneren Verlegenheiten blieben sehr reale, zumal den Piemontesen und der Kurie gegenüber. Die Turiner, dürstig nach einer Genugthuung für ihre Ehre, hatten das Versprechen einer strengen Bestrafung der blutigen Vorfälle im September 1864 erhalten. Den 23. Januar 1865 wurde der zweiten Kammer der Bericht darüber vorgelegt. Sie beschloß aber auf Ricasolis Vorschlag zur Vermeidung neuer Aufregung zur Tagesordnung überzugehen. Dieß hatte die gegentheilige Wirkung, zumal eben viele Arsenalarbeiter entlassen wurden. Nachdem Turin einige Tage tumultuirt hatte, wurden am 30. Januar 1865 die auf den Hofball Fahrenden aufs Gröblichste insultirt. Der Stadtrath verweigerte darüber sein Bedauern auszusprechen. Darauf beschloß das Ministerium sofortige Uebersiedlung des Königs nach Florenz. Der König reiste den 3. Februar, nachdem er den Armen von Turin 100,000 Lire geschenkt und vor dem Sacrament auf der Straße gekniet hatte, mit Lamarmora ab. Man war in Florenz noch lange nicht auf die Unterbringung vieler Tausende gefaßt, sondern bestürzt über die Störung der Gemächlichkeit und über die neuen Pflichten. Die Turiner sahen jedoch bald ein, daß sie ihren guten Namen jetzt erst recht beschmutzt hatten, und entsandten eine Loyalitätscommission an den König. Am 23. Februar kehrte er nach Turin zurück und wurde von der Nationalgarde und von den Arbeitergesellschaften feierlichst empfangen. Er ertheilte eine allgemeine Amnestie für politische Vergehen, namentlich auch für pflichtvergessene Nationalgarden (Turins). Am 28. April war die letzte Sitzung der zweiten Kammer in Turin, am 14. Mai die letzte des Senats. Seit 3 Jahrhunderten war es mit kurzer Unterbrechung Residenz gewesen. Die Versöhnung der Turiner mit Viktor Emanuel galt nur seiner Person. Man sah ein, daß dieser selbst wieder mit bitterem Schmerz wie bei Savoyen sich dem Willen der Mehrzahl der Italiener und der französischen Politik unterworfen habe. Turin blieb stets seine Heimat.

Die politischen Männer Piemonts hätten sich wohl eher nach und nach versöhnen lassen, wenn die vollzogene Verlegung die von den contrahirenden Staatsmännern und von dem zustimmenden Parlament beabsichtigten Folgen gehabt hätte. Aber die Leidenschaft der Italiener, welche dem Traktat zugejauchzt hatte, die Romsucht, sah sich bald enttäuscht, die Be-

friedigung der Eifersucht auf Piemont war vorübergehend. Die Centralisation blieb und zwar zunächst größtentheils in der Hand von Piemontesen. Diese selbst aber, die Minister, waren in den Augen ihrer engern Landsleute Abfällige. Der piemontesische Partikularismus zog sich daher starr in sich selbst zurück und setzte sich dem centralisirten nationalen Einheitsstaat feindlich entgegen. Wir haben die Wirkung davon schon unter „Regionalsystem" betrachtet. Die Cadres der alten cavourischen Majorität waren großentheils Piemontesen gewesen. Sie bilden von jetzt an eine eigenthümliche, negative Opposition, die Partei der „Permanenten". Die gut geschulte höhere Büreaukratie, großentheils Piemontesen, nahm ihre Entlassung oder folgte mit Widerwillen, zum Theil vorerst ohne Familie mit dem Ministerium nach Florenz, wo die mannigfaltigsten Entbehrungen ihrer warteten. Die Florentiner ließen sich die Störung ihrer Behaglichkeit theuer bezahlen, zumal sie ihre Stadt nur als provisorische Hauptstadt ansahen. Für eine bloße Haltstation auf dem Wege nach Rom sah man Florenz trotz der französischen Proteste in Italien an. Schon nach einem Jahre sollte der Verzug im Vorrücken die Ursache von allen möglichen Mißständen sein. Die Minister mußten auf „neue Ideen" sinnen, um die Phantasie von Rom abzulenken. Die Oberitaliener, auch der König und die Florentiner blieben einander fremd.

Das Parlament hatte während des letzten Halbjahrs seines Zusammenseins einen ganzen Berg von Gesetzesvorlagen zu bewältigen. Sie betrafen alle möglichen Rechtsverhältnisse, besonders die des Staats zur Kirche. Die Einheit der Gesetzgebung*), die Einheit der Staatsverwaltung wurde wenigstens gesetzlich durchgeführt, während den Provinzen und Gemeinden in ihrem Bereich mehr Selbstthätigkeit zugestanden wurde. Diese wirkte natürlich in verschiedenen Orten sehr verschieden. Die Verlegung der Hauptstadt machte dem Staat große Kosten, auch weil die oberitalienische Eisenbahngesellschaft zum Ausbau eines Eisenbahnsystems verpflichtet blieb, dessen Knotenpunkt Turin war. Jetzt verlangte die Gesellschaft vom Staat Garantie für eine bestimmte Einnahme und erhielt sie. Der Staat mußte große Eisenbahnlinien verkaufen. Jacini bezeichnet den 25. Mai 1865, an welchem der letzte südlichste Theil der von Oberitalien herabkommenden Eisenbahn, das Stück von Foggia bis zum Hafen von Brindisi eröffnet wurde, als den letzten warmen hoffnungsstrahlenden Festtag, welchen Italien feierte.

*) Diese wurde oft durch die im Süden herrschende Sittenlosigkeit gehemmt. Das Parlament war um so mehr geneigt unnatürliche Laster streng zu bestrafen, als geistliche Lehrer in Knabenanstalten derselben angeklagt waren. Aber es fand sich, daß diese Laster in Neapel sehr verbreitet waren. Der Abschaffung der Todesstrafe trat Lamarmora mit seinen Erfahrungen in Neapel entgegen. In den Kerkern des Südens herrschte die Camorra. Niemand galt für entehrt auch durch längere Kerkerstrafe, auch wegen gemeiner Vergehen.

Als nach anderthalb Jahren die Eisenbahnverbindung mit dem befreiten Venetien hergestellt wurde, war dieser Jugendmuth der Italiener schon erkaltet. An die von Cavour begonnene Emancipation von Rothschild war nicht mehr zu denken. Sella jagte das Parlament durch eine ganze Spießruthengasse von Steuergesetzen. Die Steuerkraft mußte wirklich aufs äußerste angestrengt werden.

Besonders heikel waren die sich verschärfenden Verhältnisse zur Kurie und zum Klerus. Weit entfernt, sich durch den Septembervertrag zur Mäßigung drängen zu lassen, veröffentlichte die Kurie am 22. December 1864 die bekannte Encyklica vom 8. December nebst dem Syllabus (Zusammenstellung) der Irrthümer, auch derer über die Kirche und ihre Rechte, über die bürgerliche Gesellschaft sowohl an sich, als in ihren Beziehungen zur Kirche, über das natürliche und das christliche Sittengesetz, der Irrthümer über die christliche Ehe (natürlich gegen den Civilakt bei ihrer Abschließung). Der Pabst im Harnisch jesuitischer Scholastik rückte gegen die ganze Lebensanschauung des Jahrhunderts in die Schranken. Zugeständnisse, welche er den Staaten in Koncordaten gemacht hatte, wurden damit principiell zurückgenommen. Die Völker sollten ohne Volksvertretung den Fürsten, diese der Kurie unbedingt gehorchen. Der gesammte Unterricht ist der Kirche auszuhändigen. Gewissensfreiheit ist den Akatholiken nicht zu gewähren. Natürlich wird auch die Lehre verdammt, daß durch Abschaffung der weltlichen Herrschaft des Pabstes die Freiheit und das Glück der Kirche befördert würde. — Das war die Antwort auf „die freie Kirche im freien Staat". Wenn das Königreich Italien mit dieser Strafpredigt ganz besonders gemeint war, so waren damit auch alle bestehenden, selbst absolutistischen Staaten betroffen. Der italienische Justizminister theilte den Bischöfen mit, er werde ihnen die für die kirchliche Veröffentlichung der Encyklica nöthige Instruktion geben, namentlich darüber, welche Sätze als verurtheilt veröffentlicht werden dürften. Er erwartete von ihnen wohl selbst keinen Gehorsam. Nach einem Monat erlaubte daher derselbe Justizminister, unter Vorbehalt der Rechte des Staats, den Bischöfen die Veröffentlichung der Encyklica, indem er gegen sie die Hoffnung aussprach, sie würden die Sätze nur als abstrakte Lehre hinstellen, und nur „einen gemäßigten Gebrauch" von ihrem Inhalt machen. Den 29. März 1865 nahm selbst der Senat mit der legislativen Union die Civilehe an. Das französische Ehehinderniß des Gelübdes der Ehelosigkeit wurde entfernt. Aber noch 1872 wurden in Italien sehr viele Ehen nur in der Kirche geschlossen. Der Staat straft den Geistlichen dafür nicht; im Klagefall verlieren aber Kinder aus solchen Ehen als uneheliche ihr Erbrecht. Ein Sprüchwort sagt, die beste Ehe bestehe da, wo der Mann sagen könne, was er wolle, und die Frau thun, was sie wolle. Wenn dieß richtig ist, so leben in Italien Staat und Kirche in bester

Ehe. Der Minister macht dem Parlament Gesetzesvorlagen, dieses nimmt sie vielleicht an, aber darüber, ob der Klerus sie befolgt, wird nicht streng gewacht. Es ist meistenorts wohl auch nicht möglich. Aber wozu dann die Gesetze? darf man so den Klerus allein anklagen, daß er ihre Autorität untergrabe? Den 7. April 1865 machte Lanza der zweiten Kammer eine Gesetzesvorlage über Auflösung der geistlichen Körperschaften, welche hauptsächlich auf ihre Güter das Auge warf. Den 27. April zog die Regierung dieselbe vorerst gänzlich zurück. Da die 5jährige Vollmacht des Parlaments eben erlosch, reichte die Zeit nicht mehr. Allein es sollte durch Zurückziehung dieses Gesetzes auch ein Versöhnungsversuch mit der Kurie ermöglicht werden.

Der Septembervertrag steigerte Pius' Haß gegen den Bonaparte. Wenn dieser der leibeigen geborene Thürsteher des Vatikans gewesen wäre, so hätte er nicht leicht eine demüthigendere Behandlung erfahren können, als die ihm zeitweise wurde. So bei der Neujahrsaufwartung des französischen Generalstabs 1865 im Vatican. Dem Kaiser selbst wurde der Segen nur unter der Bedingung besseren Verhaltens versprochen. Zu Anfang März belobte Pius den Bischof von Orleans dafür, daß er die Betrügereien und Frechheiten derer aufgedeckt habe, welche den Räubervertrag vom 15. September 1864 abschlossen. Und doch schrieb Pius am 6. März 1865 eigenhändig an Viktor Emanuel, daß er bereit sei, sich mit ihm über die Besetzung der vielen seit Jahr und Tag erledigten italienischen Bisthümer ins Vernehmen zu setzen. Der König wünschte nichts sehnlicher. Die Kaiserin Eugenie, während der Algierer Reise Napoleons Reichsverweserin, drängte die italienische Regierung zur Verständigung mit der Kurie. Der Pabst sollte verhindert werden, seinen Sitz in Venedig aufzuschlagen. Thiers sprach am 14. April im gesetzgebenden Körper für Erhaltung des Kirchenstaats gegen die Septemberconvention. Am 17. April erschien Vegezzi, persona gratissima, mit Instruktionen in Rom, um zunächst über Besetzung der bischöflichen Stühle zu unterhandeln. Einige Bischöfe waren als kecke Renitenten gegen die Gesetze gerichtlich verbannt, oder als Verschwörer nach Rom entflohen; mehrere dieser Bisthümer waren durch Todesfall erledigt und nicht besetzt, weil die vom Pabst Ernannten die königliche Bestätigung nicht nachgesucht hatten, welche kraft der Koncordate im größten Theil Italiens der Krone zustand. Der Pabst wollte aber die unumschränkte Freiheit der Kirche üben, ohne irgend ein Zugeständniß seinerseits zu machen. Vegezzi sollte sich auf die Bisthümerfrage beschränken, Aeußerungen über politische Fragen schweigend hinnehmen und berichten. Für dieses Mal sollten die vom Pabst Ernannten größtentheils auf die erledigten Stühle zugelassen werden, wenn sie nur irgend auf eine Weise Gehorsam gegen die Gesetze des Staats geloben würden. Mehr als eine statistische Notiz ist nemlich die

Bemerkung in Vegezzis Instruktion: Italien zählt nicht weniger als 230 Bischofssitze, von denen einige nur vier Gemeinden zählen, während Frankreich mit einer Bevölkerung, welche die Italiens um die Hälfte übersteigt, nur 87, Belgien nur 4 Bisthümer zählt. Für die Zukunft, besonders für die Bisthümer des früheren Kirchenstaats, sollten der Kurie weitgehende Rechte in Aussicht gestellt werden. Aber eine Reduktion der Bisthümer Italiens durch die Kurie wurde als Gegengewährung angedeutet. Der Staat behielt sich die Unabhängigkeit seiner Gesetzgebung vor, forderte aber nicht einmal seine Anerkennung durch die Kurie. Oestreich, eben jetzt von der Kurie befragt, ob sie von Oestreich beim Abzug der Franzosen Hilfe zu erwarten habe, hatte verneinend geantwortet. Vegezzi fand daher beim Pabste und bei Antonelli gute Aufnahme und reiste nach Florenz zurück, in der Ueberzeugung, daß er vom Ministerium bevollmächtigt würde, unter der Bedingung in Rom abzuschließen, daß die nach Vernehmung der Regierung vom Pabst ernannten Bischöfe die Krone um ihr Exequatur (Anerkennung) angingen und ihr einen mild gefaßten Eid leisteten. Er täuschte sich darin nicht. Aber als er nach Rom zurückkam, hatten in einer von Jesuiten beherrschten Commission ganz andere Grundsätze gesiegt. Was beinahe allen anderen Regierungen von der Kurie längst zugestanden war, wurde der italienischen verweigert. Die offizielle römische Zeitung erklärte, der Kurie allein stehe es zu, die Regeln herzustellen. In Glaubenssachen war dieß nicht bestritten. Aber die Kurie beanspruchte dieß auch in Beziehung auf Fragen gemischter Natur, auf viele in das bürgerliche Leben tief eingreifende Gesetze. Selbst in streng katholischen Männern, wie Lamarmora, Vegezzi, war das altpiemontesische Staatsbewußtsein so mit dem Gewissen verwachsen, daß sie sich weigerten, die Rechte der Nation maßlosen Forderungen der Kurie preiszugeben. Zu Anfang Juli waren abermals alle Unterhandlungen abgebrochen. Ein Regierungscircular bekannte, daß man gern nur je einen Bischof in jeder der 59 Provinzen gehabt hätte. Dann würde ein bischöflicher Sprengel im Durchschnitt 350,000 Seelen zählen. In Belgien zählt er 1,200,000 Seelen. Die Regierung ließ jedoch eine Anzahl Bischöfe, welche bei ihrer Heerde keinen Widerstand zu befürchten hatten, ihre Sitze wieder einnehmen. Bis zur Stunde (1872) suchen auf Befehl Roms die vom Pabst ernannten Bischöfe die königliche Bestätigung nicht nach und werden daher von der Krone nicht in ihre Temporalien eingesetzt. Inconsequent, aber billig handelt diese, indem sie den von diesen Bischöfen ernannten Pfarrern auf ihr Ansuchen die Besoldung bezahlt. — Die Mission Vegezzi hatte die öffentliche Meinung Italiens zu Hoffnungen und Befürchtungen tief erregt. Sie wurde in dem 1865 erstmals veröffentlichtem Grünbuche durch die Dokumente eingehend beleuchtet. Da im November 1865 die Franzosen mit der Räumung des Kirchenstaats einen Anfang machten

— es blieben noch 10,000 zurück — so begann die Kurie an den Ernst des Septembervertrags zu glauben. Am 19. November protestirte Antonelli bei allen Höfen gegen dieselbe. Der päpstliche General Kanzler bildete wieder ein kleines päbstliches Heer.

Das neugewählte Parlament wurde am 18. November 1865 in Florenz vom Könige eröffnet. Er konnte die Anerkennung Italiens durch Spanien, Baiern und Sachsen verkünden. Der Grünen (neonati) im Parlament waren 195. Viele brachten realere Lungen als Kenntnisse mit. Lamarmora behandelte sie wohl etwas oben herab als Rekruten. Das Schlimmste war, daß die alte cavourische Partei durch den Uebergang der meisten Piemontesen zur Opposition gelähmt war. Im December 1865 entbrannte ein heftiger Streit über die Uebertragung der Verwaltung des Staatsschatzes auf die Bank, welche vom Ministerium einseitig verfügt worden war. Die Kammer trat ihm wiederholt beinahe mit Einstimmigkeit entgegen. Bisher, so lange die Majorität und das Ministerium aus Mitgliedern der Consorterie bestand, hatte dieses die wichtigsten Angelegenheiten durch seine Dekrete geordnet und hernach von der Kammer sich Entlastung geben lassen. Nun aber ergriff die Kammer die Gelegenheit, zu zeigen, daß solche bedenkliche Eigenmächtigkeit nicht mehr gestattet werde. Sie wollte auch in Florenz gegen den engen, piemontesischen Büreaukratismus protestiren, welcher z. B. das Salz- und Tabakmonopol mit unfruchtbarer Peinlichkeit ausübte. Er seigte allerdings oft Mücken und verschluckte Kameele. Das Ministerium wurde zu Anfang Januars 1866 modificirt. Lamarmora blieb sein Präsident; er war besonders in Betreff des Septembervertrags ein Napoleon angenehmer Bürge für die Treue Italiens, er war in seine und in Englands Pläne auf Erlangung Venetiens tief eingeweiht. Die Opposition, jetzt Majorität, war zu buntscheckig, als daß sie das Ministerium hätte beanspruchen können. Rattazzis Trauerzeit war also noch nicht abgelaufen. Der gelehrte Finanzschriftsteller Scialoja, Neapolitaner, gab dieser Ummodlung des Ministeriums den Stempel. Er wollte als Finanzminister die von Pepoli vermißte Logik in die Finanzen bringen und zwar unter dem Druck der herrschenden Entmuthigung, im Geiste der strengsten Sparsamkeit. Die Aushebung der Rekruten wurde auf unbestimmte Zeit verschoben. Alles wurde gethan, das Heer auf den 1. März 1866 mit 140,000 Mann auf den bloßen Friedensstand zu bringen. General Bixio bekämpfte diese Entwaffnung, weil Italien sich durch Eroberung Venetiens, vielleicht bald, sittlich heben müßte. Lamarmora erwiederte, die Regierung habe, durch die öffentliche Meinung gespornt, in den letzten 5 Jahren einen Zuvielaufwand von einer halben Million für das Heer gemacht. Gute Finanzen seien eine Hauptbedingung selbstständiger Kriegführung. Wir werden die ihn bestechenden Friedenshoffnungen bald kennen lernen. Die Na-

tion, von dem Eifer Scialojas ergriffen, Turin voran, eröffnete eine Subscription zur Tilgung der Nationalschuld. Der Vertrag zur Ausführung der Gotthardsbahn beschäftigte ganz Oberitalien. Dieser Alpenübergang war als der zugleich von der französischen und von der östreichischen Gränze entfernteste, also für das Zukunftsdeutschland erwünschteste von der italienischen Regierung, wie von Genua befördert. Alles erwärmte sich für friedliche Pläne. Mit dem deutschen Zollverein wurde ein Zollvertrag unter Sympathiebezeugung für Deutschland geschlossen. Da wurden zu Anfang des April plötzlich die Rekruten und die Marinemannschaft, mit einer Frist von nur 5 Tagen, einberufen.

Der Ruf zu den Waffen wirkte wie ein rauher Windstoß auf eine trägschwüle Atmosphäre. Diese lastete seit den wiederholten Enttäuschungen über die äußerlichen Universalheilmittel auf ganz Italien. Das Volk lernte in den großentheils von persönlichen Gehässigkeiten erfüllten Lokalblättern lesen. Da jeder etwas hervorragende Mann darin heruntergerissen wurde, war die Betheiligung an den Wahlen eine schwache; sie wurden durch die Minderheit der Wähler entschieden. Die Wahlen, auch die municipalen, wurden von den beiden Extremen benutzt, den Präfecten zu ärgern. Neapel verweigerte deßhalb den Aufwand zum Feste des Königs und verwilligte den für den Namenstag Josef Garibaldis. Der König rächte sich, indem er sich sofort beim Ausbruche der Cholera nach Neapel begab. Die einst gediegene turiner Presse bekämpfte jedes von Florenz kommende Gesetz. Von allen Seiten war das Gelächter der Schadenfreude über die Enttäuschung der Hoffnungen hörbar. Jeder wollte das vorausgesagt haben, wenn man sein Orakel nicht befolge. Die Abgeordneten, sobald der erste Eifer verraucht war, machten einzeln Strike, so daß in mancher Sitzung nicht der sechste Theil anwesend war. Wohl fühlten sich nur unabhängige Männer, wenn sie das Ministerium niedergelegt hatten und gegen die Schamlosigkeit der Steifbettler gesichert waren. Es war den Italienern nicht gegeben, stetig, still an ihren öffentlichen und privaten Aufgaben fortzuarbeiten und so die Aneignung Roms und Venedigs anzubahnen. Die Ruhe wird ihnen bald zur Trägheit; der Egoismus kann nur durch eine edle Leidenschaft bei Seite geworfen werden. Seit Jahr und Tag hatte man, mit sich und noch mehr mit allen andern unzufrieden, auf ein Sturmzeichen geharrt. Jetzt war es gegeben, von einer Seite, wo nur wenige Einsichtige es erwarteten.

Achtundvierzigster Abschnitt.

Die Genesis des italienisch-preußischen Bündnisses. Napoleons Verhältniß dazu.

Das Bündniß Preußens mit Italien wurzelt weder in einer genialen Laune, oder in einem schlauen Kunststücke der leitenden Minister, oder gar Napoleons, noch in einer zufälligen Sachlage, es kann und wird daher auch nicht damit fallen. Der harte Fruchtkern Italiens war Piemont, wie Preußen für Deutschland. Beide Staaten haben von Anfang an ähnliche innere (militär-aristokratische und bürgerliche) Elemente und äußere Lebensstellungen zwischen Frankreich und Habsburg gehabt. Wir haben schon längst (Band I, S. 7) darauf hingewiesen, wie die beiden Dynastien und Staaten sich gegen Ende des Mittelalters wie Zwillinge in erhöhter Würde und Macht erhoben. Die mittelalterliche Welt, beherrscht durch das Doppelgestirn des Kaiserthums und Pabstthums, neigte sich damals zum unwiederbringlichen Niedergang. In ihnen beiden hat sich das Wort Cäsar Balbos bewahrheitet, daß festgeordnete Partikularstaaten die Vorbedingung des Nationalstaats seien. Piemont besaß Fürsten, welche, wenn auch feiner geschliffen, dem großen Kurfürsten glichen. Beinahe gleichzeitig setzten sie sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Königskrone auf. Es war der große Oranier, welcher damals die Hände Piemonts und Preußens zum Kampf für die Freiheit Europas gegen Ludwig XIV. in einander legte. Preußens Bajonnete wirkten entscheidend mit, im September 1706 unter der Führung des Prinzen Eugen das von dem französischen Heere hart bedrängte Turin zu entsetzen. Die Turiner haben dieß nie vergessen. Oftmals ruhte der eine Staat, während der andere bis aufs Blut rang. Der große Friedrich plante eine preußisch-piemontesische Allianz. Doch Piemont war während des 7jährigen Kriegs zu fest zwischen Frankreich und Oestreich eingeklemmt und mußte ruhmlos ruhen. Aber das, allerdings grotesk nachgeahmte Militärsystem Friedrichs war das Ideal der Könige von Sardinien bis zum französischen Revolu-

tionskriege. Nach Niederwerfung Napoleons I. gewährte Preußen, Rußland folgend, Piemont manchen diplomatischen Dienst, um sein Gebiet und seine Selbstständigkeit gegen die Gelüste Oestreichs zu schützen. Aber die Hinneigung Preußens zu den dem König Karl Albert verhaßten Orleans und Preußens Unterthänigkeit gegen das demselben auflauernde Oestreich ließen keine Intimität zwischen Berlin und Turin aufkommen. Schon die bigotte Unduldsamkeit Karl Alberts mußte die protestantische Vormacht auf dem Kontinent abstoßen. Die geistigen Spitzen der piemontesischen Militäraristokratie, Graf Cäsar Balbo und General Colegno, wiesen Piemont umsonst auf das Brudergestirn Preußen hin, auf das Preußen von 1813, auf das Macedonien Deutschlands. Sie stachelten damit das Pflichtgefühl. Sobald der geistreiche Wecker Italiens, Gioberti, im Herbst 1848 Ministerpräsident Piemonts geworden war, erinnerte er seine Gesandten daran, daß Preußen denselben Beruf in Deutschland habe, wie Piemont in Italien, so namentlich in Frankfurt den Valerio (den 10. Oktober 1848). „Oestreich und Deutschland," schreibt ihm Gioberti, „seien zu trennen, Preußen an die Spitze Deutschlands zu stellen, damit Nationalität und Freiheit in Deutschland erblühen." Während aber 1848 und 1849 das kleine Piemont mit Oestreich bis zur Erschöpfung um die Unabhängigkeit Italiens rang, fühlte sich ein Hohenzoller nicht stark genug, die ihm angebotene deutsche Kaiserkrone anzunehmen. Bereits hörte man in Italien, daß es Radowitz gelungen sei, sein „Deutschland hat den Rhein am Mincio zu vertheidigen", den entscheidenden Kreisen anzupredigen. Dennoch faßte man bei der deutschen Krise vom Herbst 1850 in Turin Hoffnung auf eine gemeinsame Schilderhebung gegen Oestreich. Allein die Krise endete zu schnell bei Bronnzell und in Olmütz, als daß es auch nur zu näheren Besprechungen gekommen wäre. Es ist den Italienern nicht zu verargen, daß sie auch während der Bündnißverhandlungen im Frühjahr 1866 diese Erfahrungen nicht vergaßen. Seit das Frankfurter Parlament, auch die Mehrzahl der preußischen Hegemoniepartei den Siegen Radetzkys zugejubelt hatte, nahmen sich die Italiener nicht die Mühe, die knorrige Verwachsung der nationalen Idee in Deutschland zu studiren. Cavour wünschte Preußen zu gewinnen, da es denselben Beruf in Deutschland, wie Piemont in Italien, da beide denselben Feind, Oestreich, haben. Er plante eine Heirath des 1870 vielgenannten Prinzen Leopold von Hohenzollern mit der Prinzessin Klotilde von Savoyen. Unmittelbar nach Plombieres besuchte er den Prinzregenten in Baden. Aber er fand keinen festen Anhaltspunkt, da er Bismarck nie kennen lernte. Die Klage Cavours in seinem Briefe vom 29. März 1859, daß die italienische Sache schlecht eingeleitet sei, bezieht sich wohl auf die Vernachlässigung der Beziehungen zu Preußen.

Und war das Folgende der Art, daß die Italiener mit sympathischem Sinn Preußens Wege hätte betrachten können? Napoleon schob im Juli 1859 nicht ohne Grund die Schuld seines Verzichts auf Venetien auf die drohende Haltung Preußens. Als Italien sich in Mittelitalien schadlos dafür zu machen suchte, interessirte sich Preußen mit Rußland für die entwichenen legitimen Herzöge gegen die „Revolution". Minister von Schleinitz stellte im Oktober 1859 dem piemontesischen Gesandten ihre Restauration als unabweislich dar (N. Bianchi, storia documentata VII. 238). Ja, er muthete Piemont deren Restauration als constitutioneller Fürsten zu. Preußen war mit Napoleon einig im Wunsche eines italienischen Staatenbundes, mit Piemont nur in dem Grundsatz, keinen napoleonischen Prinzen auf einen italienischen Thron zuzulassen. De Launay, der Gesandte Piemonts, drückte dagegen seine Hoffnung aus, daß sich Preußen so wenig, als Viktor Emanuel, zum Vollstrecker der Willensmeinung Oestrejchs machen würde. „Die in Italien so gewaltige Nationalitätsbewegung," sprach er, „erregt auch Deutschland, und wie es Piemont nicht zusteht, sie dort zum Stillstand zu bringen, so liegt es auch nicht in Preußens Interesse, ihr in Deutschland entgegenzutreten. Bei der Regelung der italienischen Territorialfrage hat Preußen ein großes Interesse, das Königreich Sardinien derart zu verstärken, daß es von der Suprematie Oestreichs und Frankreichs entfesselt werde. Es ist Zeit, daß sich Preußen als den natürlichen Verbündeten Italiens ansehe. Seine diplomatische Aktion muß die Gelegenheit ergreifen, ein Königreich Italien so zu constituiren, daß es fähig sei, Preußen gegen Oestreich zu unterstützen." Die Idee, daß ein neuer Krieg mit Oestreich Preußen und Italien einigen könnte, tauchte schon auf. Schleinitz war offenbar schon halb zu diesen Ansichten bekehrt, aber die Legitimitätstheorie des Regenten gab den Ausschlag. Dieser stieß sich an der Entscheidung der Souveränitätsfrage durch die Volksabstimmung. Die Folge davon war die Nothwendigkeit der Abtretung von Savoyen-Nizza, womit Piemont bei den Annexionen in Mittelitalien Frankreichs Schutz erkaufen mußte. Es war für Italien keine es davon erlösende Allianz in Sicht. Die immer revolutionärer werdende Politik Cavours stieß Preußen immer mehr ab. Für den legitimen König von Neapel interessirte sich die preußische Diplomatie. Schleinitz antwortete auf die neapolitanischen Hilferufe, es könne sich nicht in innere Wirren, namentlich auf diese Entfernung einlassen. (Bianchi VIII, P. 691, den 9. Juli 1860.) Als aber im September 1860 die päbstlichen Truppen von den piemontesischen auseinandergesprengt wurden, konnte Schleinitz nicht umhin, Cavour über diese rasche, rücksichtslose Manier durch seinen Gesandten, Grafen Brassier de St. Simon, den Text zu lesen. Cavour erwiederte lächelnd, es werde der Tag kommen, an welchem Preußen Ita-

lien für das ihm gegebene Beispiel dankbar sein werde. Es war dieß die Begegnung zweier Auguren. Der phantasiereiche preußische Graf unterhielt sich öfters eifrig mit Cavour über die Nothwendigkeit, daß die Frage der Führerschaft in Deutschland zwischen Oestreich und Preußen mit den Waffen entschieden werden müsse und daß Italien dann Preußens natürlicher Verbündeter sein werde. Aber wann? Schon 1856 hatte sich der Bevollmächtigte Preußens auf dem pariser Friedenscongreß, Graf Hatzfeld, gegen Cavour ähnlich ausgedrückt, indem er diesem darlegte, daß Preußen von Oestreich dieselbe Behandlung erfahre, wie Piemont. War die seitherige Haltung Preußens nicht ein Beweis, daß uns diesseits der Alpen beim Denken und Discutiren die Zeit nie lang werde? Der den zweiten Januar 1861 durch den Tod Friedrich Wilhelms IV. erfolgte Regierungsantritt Wilhelms I. gab Cavour Gelegenheit, den Berliner Hof zu sondiren. Schon Karl Albert hatte den General Lamarmora dahin geschickt. Seine männliche Liebenswürdigkeit und Rechtschaffenheit, noch mehr seine Tüchtigkeit als Militärorganisator, vielleicht auch seine riesige Statur schienen ihn dazu besonders zu befähigen. Sechs Brüder von ihm waren Militärs; dieß mochte ihn dem Junkerthum empfehlen. Lamarmora suchte den Faden einer gemeinsamen gegen Oestreich gerichteten nationalen Politik anzuspinnen. Aber die Legitimität galt in den obersten Kreisen noch für die höchste, ja für die einzige Loyalität. Nichtsdestoweniger blieb dieser „letzte Gedanke Cavours", welchen dieser noch auf seinem Sterbebette fragend und ungeduldig aussprach, tief in Lamarmoras festem Sinn eingepflanzt, zumal Cavour davor gewarnt hatte, nicht auch Venetien mit Frankreichs Hilfe zu erobern. Ebenso fest war Lamarmoras Ueberzeugung gewurzelt, daß für Staaten wie Preußen und Italien, denen ihre Constellation schwere Pflichten bei unverhältnißmäßigen Kräften auferlegte und große Kämpfe in Aussicht stellte, das preußische Heerwesen das allein entsprechende sei. Er übertrug, im Gegensatz zu Fanti, welcher sich mehr das französische Heer zum Muster nahm, das ihm in der preußischen Organisation Passende auf die des italienischen Heeres. Seitdem hat Lamarmora beinahe jedes Jahr in militärischen Fragen eine Reise nach Preußen gemacht, weßhalb er auf den Karikaturen durch den preußischen Helm bezeichnet wird.

Während in Süddeutschland die 1859 von den Ultramontanen eingefangene Demokratie erst durch Garibaldis Wunderthaten in Sicilien für Italien gewonnen wurde, war in Norddeutschland Cavour früher gewürdigt und als Muster für Preußen betrachtet. Am 3. Februar 1861 nahm das Abgeordnetenhaus das Amendement Binckes zur Antwortsadresse: „Der fortschreitenden Consolidirung Italiens entgegenzutreten, erachten wir weder im preußischen, noch im deutschen Interesse" mit 159 gegen 146 Stimmen an, obgleich der Minister v. Schleinitz dringend bat, dasselbe als prä-

judicirlich abzulehnen. Jedoch war damit bei den Meisten kein weiterzielender, klarer politischer Allianzgedanke verbunden, sonst hätte die Kammer nicht die vom König als nothwendig erkannte Heeresverstärkung abgelehnt, obgleich dieser als Gegengabe durch liberale Minister liberale Gesetze anbot. Man sah in Cavour eben nur den Minister, welcher die Freiheit und die Einheit in gleichem Schritte vorführte, und übersah, daß er die Schlagfähigkeit seines Landes bis zur Erschöpfung seiner Kräfte anstrengte. Es war die kindliche Zeit des Glaubens an die „moralischen Eroberungen". Es war auch gewiß viel weniger das Amendement Vincke, als das Beispiel Rußlands, was die preußische Regierung bewog, am 21. Juli 1862 das Königreich Italien anzuerkennen. Angesichts der national-klerikalen Bewegungen Polens glaubten diese Regierungen, Italien dadurch conservativer zu stimmen. Preußen erklärte ausdrücklich, daß es damit die bisher in Italien gethanen Schritte nicht billige.

Am 24. September 1862 trat Bismarck an die Spitze des preußischen Ministeriums. Er war entschlossen, der Krone Preußens die Mittel zu Durchführung einer großen Politik zu schaffen. Er sah, daß Interessenconflikte, wie die Preußens und Oestreichs schließlich nur durch Blut und Eisen zur Entscheidung kommen könnten. Er scheute zunächst den Conflikt mit der liberalen Kammer nicht. Reaktionären Angedenkens, schien er uns nicht die Bürgschaft dafür zu bieten, daß er der Cavour Deutschlands werden würde. Was Wunder, daß die Italiener dem vielgeschmähten Junker 1866 ihr Vertrauen versagten? Merkwürdig ist, daß, wie wir sicher wissen, Cavour den doch bereits der diplomatischen Welt als energischen scharfen Geist wohl bekannten Staatsmann nicht erkannte. Und doch hatte Bismarck im Sommer 1859 Preußen sehr abgerathen, durch seine Intervention den Dank Habsburgs zu verdienen. Er war allerdings weit davon entfernt, durch die schönen Augen der Italia sich bezaubern zu lassen. Seine italienische Politik war ganz durch das Benehmen Oestreichs gegen Preußen bestimmt. Er dachte nur daran, Preußen und Deutschland zu erheben; um die Mittel dazu zu schaffen, war ihm jede reale Hilfe genehm. Trotz seinen bitteren Erfahrungen mit dem k. k. Bundestagspräsidenten war er bereit, es zuerst nochmals mit Oestreich zu versuchen. Im August 1860 soll in Teplitz zwischen östreichischen und preußischen Staatsmännern die Garantie Venetiens durch Preußen besprochen worden sein und der damalige Prinzregent von Preußen und Bismarck sollen sich dafür ausgesprochen haben. Aber als sie verlangten, daß Oestreich dafür die Hand dazu biete, daß Preußens Stellung in Deutschland auf eine seinen Kräften entsprechende Weise verbessert werde, so zeigte es sich abermals, wie im Juli 1859, daß Oestreich mehr Gewicht auf seine Oberherrschaft in Deutschland lege, als auf die in Italien. Dadurch vollends gewitzigt, scheint Bismarck kurz nach seinem Ministeriumsantritt Oestreich einen Wink gegeben zu haben, es

solle seinen Schwerpunkt nach Ofen und Pesth verlegen. Er würde keinen Anstand nehmen, sich mit jedem Feinde Oestreichs zu verbinden, wenn dieses sich fürder weigere, den gerechten Ansprüchen Preußens auf die Führerschaft in Deutschland gerecht zu werden. Zu Ende des Jahres 1862 erschien der italienische Gesandte beim Berliner Hofe in Turin, im Auftrag Bismarcks anzufragen, welches die Haltung Italiens bei dem Ausbruch eines preußisch-östreichischen Kriegs sein würde? Sofortige Antwort: „Betheiligung Italiens auf Seiten Preußens." Darauf kein weiterer Bescheid aus Berlin! Hier war Bismarcks Politik noch nicht angenommen.

Aus Furcht, Oestreich werde die Kräfte Deutschlands für Behauptung Venetiens sich verpflichten, hatte Italien gegen den Antrag Oestreichs auf dem bekannten Fürstentag in Frankfurt im August 1863 protestirt. Preußen sah dabei wieder Oestreichs Herzenswunsch, Oestreich erkannte die Unfähigkeit ihn zu erfüllen*). Mit Ende des Jahres 1863 sah die verwunderte Welt die östreichischen Truppen an der Seite der preußischen gegen Dänemark rücken. Das hatte nur noch gefehlt, um die Italiener von jedem Gedanken an eine preußische Allianz zu Eroberung Venetiens gründlich zu heilen. Die italienische Presse hatte ihre Ansichten über die verwickelte schleswig-holsteinische Frage ohne Prüfung den pariser Blättern entnommen. Die längst gewohnte Phrase von der Unterdrückung des Kleinen durch den Starken paßte vortrefflich hierher. Wenn man vollends gewußt hätte, daß Preußen im Februar 1864 Oestreich, um dieses in dem schleswig-holsteinischen Kampfe fest an seiner Seite zu behalten, seinen Beistand

*) Als Oestreich sich bei Gelegenheit des polnischen Aufstands in der ersten Hälfte des Jahres 1863 England und Frankreich näherte und von ihnen gehätschelt wurde, hatte Italien nichts von den Westmächten zu hoffen. Auch Preußen wurde damals isolirt, da es, wie im Krimkrieg, sich von ihnen nicht gegen Rußland gebrauchen lassen wollte. Oestreich suchte die Isolirung Preußens auszubeuten, indem Kaiser Franz Josef im August seine Auffahrt im Römer in Frankfurt hielt, um die deutschen Fürsten unter der Form einer Bundesreform zu einem starken militärischen Bündniß zum Schutz auch der außerdeutschen Staaten Oestreichs zu bewegen. Dadurch wären die venetianischen Wünsche Italiens vereitelt worden und Preußen selbst sollte gezwungen werden, ihnen als Bundesglied entgegenzutreten. Preußen vereitelte diesen habsburgisch-partikularistischen Plan durch bloßes Wegbleiben und Oestreich, enttäuscht und durch seinen Plan Frankreich verdächtig geworden, suchte nun seine Anlehnung durch Preußen an Rußland. Italien machte im Sommer 1863 zum Ueberfluß den pariser Hof auf die gefährlichen Pläne Oestreichs aufmerksam. Aber schon im Dezember sagte Kaiser Napoleon zu Nigra und zu dem Grafen Pasolini, die Stunde Italiens zur Befreiung Venetiens werde bald schlagen; aus der gemeinsamen Aktion Preußens und Oestreichs in Schleswig müsse sich ein Krieg zwischen diesen beiden entwickeln. Nous amènerons les puissances allemandes à se tirer des coups de canons. Das mußte dem Kaiser mehr als einem Anderen das Wünschenswertheste sein; denn nur dadurch konnte die Gefahr einer Erneuerung der heiligen Allianz gegen Frankreich abgewendet werden. Gewiß machte Bismarck bei seinem ersten Besuche in Biarritz im Herbste 1864 dieses Dilemma geltend, um dem Kaiser einen östreichisch-preußischen Krieg als eine Rettung erscheinen zu lassen.

gegen einen etwaigen Angriff auf Venetien versprach! Die H. Allianz der nordischen Mächte wurde damals wieder „gegen die Revolution" erneuert. Dieses galt Polen, Italien und einigermaßen Frankreich. Auch die Hoffnung Italiens, die Westmächte würden sich Dänemarks annehmen und Italien, mit ihnen verbündet, könnte Venetien erobern, schwand bald. Das Mitleid mit dem freien Dänemark, der Zorn auf Preußen waren groß. Die Lobrede des Grafen Pfeil für die Prügelstrafe ließ Preußen, das junkerliche, auf gleich tiefer Kulturstufe stehend erscheinen, wie Oestreich. Als der Dissens zwischen Preußen und Oestreich über das eroberte Schleswig-Holstein ausbrach, sah Italien mit bitterer Schadenfreude darin nur den Neid der zu einer Schandthat verbündeten Räuber bei der Theilung der Beute. Da man aber nicht ahnte, daß dabei im Grunde die deutsche Frage als stärkeres Grundmotiv wirke, hoffte man nicht mehr auf Krieg. Man glaubte, da Oestreich doch kein Interesse habe, ein Landstück an der Ostsee zu besitzen, so werde es gegen eine kleine Entschädigung in Oberschlesien gern sich beruhigen. Selbst im Ministerium beachtete man wenig die Mittheilung des italienischen Gesandten in Berlin, daß Bismarck das Zusammengehen Preußens mit Oestreich zur Befreiung Schleswig-Holsteins nur als eine Episode bezeichne. Daher entwaffnete Italien. Dem preußischen Gesandten in Florenz war nicht eben auf Rosen gebettet. Umsonst stellte er vor, daß die Persönlichkeit Bismarcks ein Bündniß Preußens mit Italien ermögliche, da er nicht mit jener legitimistischen Principienreiterei behaftet sei, sondern sein Ziel fest im Auge voraussetzungslos die Mittel wähle und kühn gefahrvolle Situationen erfasse, ja schaffe. „Es erschien", schreibt Bonghi, „als kein kleiner Triumph des Ministeriums Farini, daß im Februar 1863 Graf Usedom als Gesandter Preußens in Turin beglaubigt wurde, ein Freund Italiens, ein Mann voll geistiger Frische, Beweglichkeit und Bildung, von solchem Ansehen in der preußischen Diplomatie, daß er beim Austritt von Schleinitz für den ersten Minister galt. Indeß glaubte man, daß Bismarck ihn nicht für seinen Freund ansehe, so daß es immer zweifelhaft blieb, wie vieles von seinen Worten den innersten Gedanken seines vorgesetzten Ministers ausdrücke." — Man sagt, daß Graf Usedom, welcher wiederholt Ministerstellen abgelehnt hatte, beim Eintritt Bismarcks an die Spitze des Ministeriums aus freisinniger Ueberzeugung seine Gesandtschaft am Bundestag aufgeben wollte. Bismarck aber habe ihn festgehalten, da er nach Turin einen Nationalliberalen nöthig gehabt habe. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der unabhängige Charakter und die freie Stellung Usedoms nicht ganz nach Bismarcks Wunsch war. Ihr für Italien so wichtiges Verhältniß beruht wohl nur darauf, daß jeder dieser Männer den andern als unentbehrlich erkannte. Sie hatten beide als preußische Bundestagsgesandte dem höhnischen Uebermuth des östreichischen ent-

gegenzutreten gehabt. Dieser gerechte Zorn stachelte ihren deutsch-preuß
schen Patriotismus.

Sobald Bismarck entschlossen war, die Elbherzogthümer zum Hebe
punkt der Lösung Preußens aus der Abhängigkeit von Oestreich, zu
Springbrett für die deutsche Frage zu machen, sobald er auf Mittel zu die
sem Zwecke sann, mußte er erkennen, daß Preußen nicht berufen sein könn
die falsche Stellung Oestreichs in Venetien in die Länge zu theilen, da
Italien nicht sowohl ein natürlicher Feind sei, als ein nützlicher Verbündete
Preußens werden könne. Als Oestreich, durch den französisch-italienische
Vertrag vom 15. September 1864 allarmirt, Preußen daran erinnerte, da
General Manteuffel im Februar die Bürgschaft Preußens für Venetien nac
Wien gebracht habe, so antwortete Bismarck, dieselbe habe natürlich nich
auf ewige Zeiten Geltung, sondern sie habe eine verpflichtende Kraft nu
für den Fall, wenn Oestreich während des gemeinsamen Kriegs mit Däne
mark in Venetien angegriffen worden wäre. Dieser Krieg aber sei jetzt been
digt, somit auch die Verpflichtung Preußens erloschen *). Natürlich wurd
durch diese Erklärung die bereits eingetretene Erkältung in dem Verhältni
zwischen Oestreich und Preußen verstärkt. Die Gegner der Politik Rech
bergs, welche die Fahnen Oestreichs wieder, aber ganz anders als im
Jahre 1850 nach den Elbherzogthümern geführt hatte, erhoben ihre An
klagen immer lauter. Und mit Recht; denn Graf Usedom sprach in der
höchsten Kreisen von Turin seine Ueberzeugung aus, der gemeinsame Waf
fengang und Besitz Preußens und Oestreichs müsse endlich zu einem Krieg
zwischen ihnen führen. Preußen sei Oestreich keinen Dank schuldig, welches
nur zur Ueberwachung Preußens an die Ostsee marschirt sei. In den höhe
ren Kreisen von Berlin herrschten indeß noch die etwas junkerhaft ehrlichen
Ansichten und Phrasen der Legitimität. Man hoffte, sich über die Thei
lung der Beute mit dem Waffengenossen Oestreich abzufinden, um an seiner
Seite auch ferner die Revolution zu bekämpfen. Als im Winter 1864 auf

*) Die dänischen Kämpfe waren noch nicht zu Ende, erzählt man sich, als Bismarck schon dem italienischen Gesandten De Launay einen Wink gab, daß Italien sich fertig halten sollte, mit Preußen gegen Oestreich zu gehen. Auf einem Ball begegnete ihn Bismarck und zog seinen Degen einige Finger breit aus der Scheide mit den Worten: das ist also das Schwert Italiens! Ja, aber Sie haben lieber ein anderes benutzen wollen. — Allerdings, aber der andere ist nur gemiethet, et l' Autriche s'apercevra qu'elle travaille pour le roi de Prusse. Und dieses sein Wort lachend wiederholend ging Bismarck weiter. Bald darauf brachte Bismarck einen Handelsvertrag des Zollvereins mit Italien in Anregung; aber er gab dem Geschäft bald keine Folge mehr, so daß es de Launay schien, als hätten Excellenz sowohl mit Italien als mit Oestreich Ihren gnädigen Scherz getrieben. Bismarck hatte offenbar auf beiden Webstühlen seinen Zettel, um bald da, bald dort sein Weberschiffchen in Flug zu setzen, je nachdem es König Wilhelm zuließ.

1865 der Kronprinz von Preußen mit seiner Gemahlin nach Mailand kam, gab sich Prinz Humbert alle Mühe, ihr Interesse und die hohen Gäste hier zu fesseln; diese beeilten sich jedoch, nach Verona abzureisen, wo sie ein ihnen von Benedek bereitetes großes militärisches Schauspiel erwartete. Immer noch Mincio und Rhein! Gewiß, Bismarck durfte die ihm aufsteigenden italienischen Allianzgedanken kaum sich selbst gestehen. Aber er durfte es der zwingenden Macht der logisch sich entwickelnden Thatsachen überlassen; die Streitfrage der östreichischen oder der preußischen Führerschaft in Deutschland mußte ihre Lösung fordern. Aber wann? Der Mangel einer einheitlichen festen Politik Preußens erschwerte es Oestreich und Italien, selbst eine solche zu befolgen.

Es erschien als unmöglich, daß Oestreich mit seinen inneren Schwierigkeiten zu gleicher Zeit gegen Rußland im Orient, gegen Preußen in Deutschland und gegen das nun doch einigermaßen erprobte Italien Front machen könnte. Diese Situation konnte Italien in den Stand setzen, Oestreich entweder auf friedlichem oder auf kriegerischem Wege um Venetien zu erleichtern; Italien konnte durch ein wirkliches Bündniß mit einem der beiden andern Feinde Oestreichs, ja durch Hinweisung auf diese Möglichkeit zu seinem Zweck kommen. Der Ruf der Loyalität, welchen Lamarmora bei allen Höfen genoß, erleichterte jedem der Höfe den Entschluß zu Anspinnung von Unterhandlungen; deßwegen entließ der König Lamarmora nicht bei der letzten Modification des Ministeriums und dieser selbst wollte deßhalb darin bleiben, ad utrumque paratus. Doch gab er dem Bund mit Preußen den Vorzug. Zu Anfang des Jahres 1864 war Preußen geschäftig, vor Ablauf des Zollvereinsvertrags mit verschiedenen Staaten Handelsverträge abzuschließen. Da der für den freien Verkehr begeisterte Minghetti Präsident und Minister der Finanzen war, so begegnete es auf Seiten Italiens bereitwilligstes Entgegenkommen. Er theilte überdieß Lamarmoras Hoffnungen auf ein Bündniß mit Preußen. Durch die Schwierigkeiten, welche die ihr Auge auf Oestreich richtenden Höfe von München, Stuttgart und Wiesbaden machten, um Italien nicht thatsächlich anzuerkennen, wurde der Abschluß verzögert. Mittlerweile schienen die Wünsche Preußens durch ein gütliches Abkommen mit Oestreich sich in den Elbherzogthümern festzusetzen so gereift, daß Preußen nun auch Oestreich zu Liebe die Unterhandlungen mit Italien vorläufig fallen ließ. Erste Enttäuschung des indeß Ministerpräsident gewordenen Lamarmora. Im Frühjahr 1865 waren über den schleswig-holsteinischen Angelegenheiten die Beziehungen Preußens zu Oestreich erkaltet. Im Mai bezeigte sich Preußen gegen Italien geneigt, die Unterhandlungen wegen eines Handelsvertrags wieder aufzunehmen, obgleich dieß nach Erneuerung des deutschen Zollvereins jetzt umständlicher war. Das Ministerium Lamarmora, im Begriff seinen Sitz von

Turin nach Florenz zu verlegen, erklärte, für den Abschluß des Handelsvertrags genüge ihm die Unterschrift Preußens, aber für die Ausführung desselben machte Italien den successiven Beitritt auch der anderen deutschen Zollvereinsstaaten zur Bedingung, und zwar so, daß dieselbe als nothwendige diplomatische Folge auch die Anerkennung Italiens durch diese sämmtlichen Staaten in sich schlösse. Diese erfolgte erst in Folge des Aergers der Mittelstaaten über die abermalige Ignorirung des Bundestags durch Oestreich im Gasteiner Vertrag. Und auch da noch beharrten Hannover und Nassau in ihrer legitimistischen Weigerung. Die italienischen Schriftsteller machen mit Genugthuung darauf aufmerksam, daß diese beiden Staaten binnen Jahresfrist aufhörten zu existiren.

Doch kehren wir von diesen kleinlichen Intriguen zu den Thatsachen zurück. Wir müssen um einige Monate zurückgehen. Mitten im Sommer 1865 war der italienische Gesandte de Launay plötzlich von Berlin „in Familienangelegenheiten" nach Florenz abgereist. Wir wissen, daß ihn Familienverhältnisse dazu nicht bestimmten. Es ist mehr als Vermuthung, daß ihn Bismarck Eröffnungen und Anträge gemacht hatte, welche weder dem Papier, noch einem untergeordneten Agenten anvertraut werden konnten, sondern nur einem solchen Manne, welcher die Verhältnisse gründlich kannte und das Vertrauen seiner Regierung wie Bismarcks verdiente und besaß. Er sollte den von dem preußischen Gesandten, dem Grafen von Usedom, in Florenz schon angesponnenen Faden weiter spinnen. Lamarmora, Ministerpräsident und Minister des Aeußern, hatte die ihm vom Grafen Usedom in den ersten Tagen des Augusts gemachte Anfrage deßhalb gut aufgenommen, weil er dadurch einen Grund fand, das Drängen des Parlaments nach Entwaffnung abzulehnen, welches schon wegen der Gebahrung der Aktionspartei unthunlich war. Er verlangte aber von Preußen klare Darlegung seiner Absichten und Mittel. Er theilte das Geheimniß dem Kriegsminister mit, welcher Offiziere an den Po schickte, um die Verfassung des östreichischen Heeres zu studiren. Diese Annäherung Preußens an Italien hatte seinen Grund in einer Verschärfung des östreichisch-preußischen Gegensatzes in den Herzogthümern. Umsonst versuchte Oestreich die Herzogthümerfrage nach und nach wieder an den auch von ihm bisher bei Seite gesetzten Bundestag zurückzubringen, bei welchem dieselbe, wie ein Proceß bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar, lange Jahre gehangen hatte. Dieser östreichischen Majorisirungsmaschine konnte sich aber das selbstbewußter gewordene Preußen nicht wieder zur Bearbeitung überliefern. Zunächst schien es sich zwischen den beiden deutschen Großmächten nur um die Verständigung über die ihnen gemeinsam von der Krone Dänemark abgetretenen Elbherzogthümer zu handeln. Oestreich beanspruchte die Hälfte. So kam es gegen Ende Juli 1865 zu jener Krise, welche, während das königliche

Hoflager von Diplomaten und Generalen in Böhmen und Salzburg tagte, einen Krieg zwischen Oestreich und Preußen beinahe als unvermeidlich erscheinen ließ.

Es unterliegt durchaus keinem Zweifel, daß die unmittelbare Lage in Deutschland damals für Preußen zu einem Krieg viel günstiger war. Oestreich war nicht kriegsgerüstet und brauchte viel mehr Zeit, um seine verwickelte Kriegsmaschine in Gang zu bringen als Preußen. Die ultramontane und die radikale Presse hatten die Bevölkerungen Süd- und Westdeutschlands noch nicht in jenen blinden Kriegseifer zur „Zerstücklung Preußens" gehetzt, in den Mittelstaaten war die Begierde nach Fetzen Preußens noch nicht so krankhaft gesteigert. Auch Frankreich war nicht gerüstet, mit Oestreich auf sehr gespanntem Fuße. In Italien war eben das allgemeine Mißbehagen, die bitterste Stimmung an die Stelle der stolzen Glückseligkeit getreten. Das Ministerium, auf welches diese Mißstimmung sich drohend warf, mußte auf eine Ableitung desselben nach außen denken. Da die Piemontesen, bisher die Schutzwache der Ordnung, jetzt mit der Aktionspartei fraternisirten, so mußte gerade ein auf diese beide berechnetes Ventil geöffnet werden. Das Heer Italiens war zahlreich. Nicht bloß die liberale öffentliche Meinung hoffte Sicherung des Königreichs und des Friedens durch die Gewinnung Venetiens, sondern selbst Konservative gewöhnten sich an diesen Gedanken. So lange der Oestreicher vom Festungsviereck aus das Werk der italienischen Revolution noch bedrohte, so lange mußte Italien stets in schwerer Waffenrüstung und auf der Warte sein, ob am europäischen Horizont nicht ein Kriegsfunke aufliege, welchem man Nahrung geben könnte, um Oestreich auch an einem anderen Ende anzuzünden. Im Inneren aber war die Aktionspartei berechtigt zu erklären, das Werk, welches unter ihrer Mitwirkung soweit geführt worden war, sei noch nicht vollendet, noch gesichert, sie könne und dürfe daher ihre Waffen nicht niederlegen. Oestreich war seit der Umgehung des Zürcher Friedens durch die mittelitalienischen Annexionen im Rechte, jeden Augenblick Italien mit Krieg zu überziehen. Es wartete offenbar nur auf den ihm günstigen Augenblick. Die Regierung fühlte diese peinliche Lage am bittersten und sie mußte Sorge tragen, daß Italien daraus erlöst werde. Ihre Pflicht war den für Italien günstigen Augenblick zu erfassen. Dieser schien jetzt da zu sein. Wenn das geheime Entgegenkommen Preußens und eine Zögerung des italienischen Ministeriums dasselbe anzunehmen ruchbar wurde, so war es sicher, daß die Aktionspartei mit allen Mitteln versuchen würde ihre Drohungen auszuführen. Längst hatte sie auf einen ähnlichen Fall mit einer Revolution gegen die Krone selbst gedroht.

War in dieser Partei viel abenteuerlicher Thatendrang und überreiztes, die Mittel nicht erwägendes nationales Ehrgefühl, so erfüllte doch alle ehr-

liebende Italiener der Instinkt, die Ahnung, es handle sich nicht blos, ja nicht in erster Linie um den materiellen Besitz dieser Städte und Länder, um Entfernung des östreichischen Damoklesschwerts, sondern nicht minder um den Erweis mit blutigen Waffen, daß Italien mannhaft, mündig sei, um mit Ehren auch diesen Besitz anzutreten und mit Ehren neben die selbstständigen Nationen zu treten. Die bezahlte französische Hilfe dünkte doch Tausenden ein Brandmal. Trotz allen Piemont erschöpfenden Vorbereitungen und der Tapferkeit hatte das piemontesische Heer im Feldzug 1859 nicht einmal die Lorbeern von 1848 aufgefrischt. Es war eben eine Hilfstruppe der Franzosen gewesen. Seitdem hatte das italienische Heer sich nur gegen Neapolitaner, gegen Schlüsselsoldaten — und Banditen, also nicht einen großen Krieg, geschlagen, meist Italiener gegen Italiener. Das Kühnste war nicht durch das königliche Heer, sondern durch die Garibaldiner geleistet. Homberger sagt mit Recht (Pr. Jahrbücher 1871): „Wohl war die Einheit durch lediglich italienische Initiative und Kraft zu Stande gekommen; aber sie hatte nur geringen Widerstand zu überwinden gehabt und die Anstrengung hatte wenig bewiesen für die innere Gesundheit und Stärke des neuen Staats, für seine Tüchtigkeit zu selbstständiger Existenz. Diesen Beweis zu erbringen gab es nur Ein Mittel. Wie das Recht junger Völker die volle bürgerliche Selbstständigkeit nur dem wehrhaften jungen Mann zuerkennt, der seine Freiheit und sein Haus mit seiner Hand zu vertheidigen vermag, so erwerben auch die Nationen das Recht der Existenz nur, indem sie zeigen, daß sie dafür zu kämpfen vermögen. Italien brauchte also einen Krieg, einen ernsthaften gegen einen ernsthaften Feind (um zum berechtigten Bewußtsein seiner selbst, seiner Tüchtigkeit und Selbstständigkeit, zur moralischen Anerkennung bei den andern Nationen zu gelangen); erst wenn es daraus ehrenvoll hervorging, konnte es mit Selbstgefühl, mit Vertrauen der Zukunft entgegengehen. Italien wäre dann alsbald aus dem Mündel Frankreichs eine persona sui juris geworden. Um die moralische Emancipation des Staats handelte es sich bei der Erkämpfung Venetiens vor allem." Diese Ueberzeugung theilte sicher auch Lamarmora, wenn auch mehr vom Standpunkt der Ehre des Heeres aus. Er hatte seit Jahrzehnten dasselbe zur Erkämpfung der nationalen Unabhängigkeit schaffen helfen. Sicher hatte er über dem Mittel den Zweck nicht vergessen.

Der Kriegsminister hatte aber 1864 offen der Kammer gesagt, ohne Hilfe von Verbündeten sei das italienische Heer nicht im Stande Venetien zu befreien. Wer sollte nun der Verbündete sein? — Frankreich sollte, durfte es nicht sein, wenn die Vormundschaft, so schon drückend, sich nicht in Sklaverei verwandeln sollte. Oder England?? Rußland lag ferne und sammelte sich noch. Eine gewisse geographische Entfernung des Verbündeten war wohl wünschenswerth, denn sie sicherte dem italienischen Heere eine

selbstständige Kriegsführung, also auch die volle Frucht des Erfolgs. Wenn auch der Verbündete militärisch stärker war, so durfte er doch nicht unverhältnißmäßig stärker sein. Das alles war bei Preußen der Fall, oder man glaubte doch in Italien Letzteres. Deßhalb hatten alle italienischen Ministerien (etwa Rattazzi ausgenommen) sich Preußen zu nähern gesucht. Ein Bündniß mit Preußen bot auch den Vorzug vor einem französischen, „daß es nicht der persönlichen Stimmung eines einzelnen Mannes (Napoleons) gedankt wurde, sondern einer gegebenen großen historischen Situation als nothwendiges Postulat entsprach, daß es Italien keine Opfer an Gebiet, keine Zahlung, keine dauernde Lehnsfolge gegen den Verbündeten auferlegte."

Daher als jetzt Preußen in ernstem Conflikt mit Oestreich sich Italien näherte, reckte ihm das Ministerium Lamarmora trotz allem wieder die Hand entgegen, um sich zu gemeinsamem blutigem Kampfe zu verpflichten.

Da lief die ganz unerwartete Nachricht ein, der König von Preußen habe trotz Bismarck den Vertrag von Gastein am 14. August 1865 abgeschlossen, durch welchen der König die Freundschaft mit Habsburg neu zu befestigen glaubte. Die Indignation der Eingeweihten in Florenz über Preußen war im Moment groß; Bismarck wurde der Feigheit und der Treulosigkeit beschuldigt. Wie es scheint, war es ein höherer östreichischer k. k. Beamter, welcher (Beilage der A. A. Zeitung 8. Mai 1868) schreibt: „Das gerüstete Preußen wollte im Sommer 1865 sogleich Krieg oder einen rechten Frieden. Es ließ sich aber durch den Gasteiner Vertrag täuschen, als ob Oestreich den Frieden wollte, während dieses, um zu rüsten, den Krieg nur bis zum Frühjahr verzögern wollte." Die Wahrheit ist, daß Bismarck sich getäuscht hatte, indem er glaubte, seiner Ueberzeugung von der Unvermeidlichkeit des Kriegs höchsten Orts den Sieg zu verschaffen. Jacini, damals im Ministerium, erzählt den Hergang gewiß ebenso richtig als billig: „Die mündliche Interpellation durch Preußen über unsre Geneigtheit, Oestreich in Gemeinschaft mit Preußen zu bekriegen, war unerwartet gekommen. Auf diese Anfrage wurde sogleich auch mündlich geantwortet, die Gefühle der italienischen Regierung gegen Oestreich seien bekannt; indeß möge das Berliner Kabinet seinen Vorschlag concret fassen, dann würden ihm auch die Absichten der italienischen Regierung sofort concret mitgetheilt werden. Statt einer Antwort kam die Nachricht von der Convention von Gastein." Weiter war man noch nicht gewesen. Jacini nennt es einen „Halbvorschlag". Der treuherzige König Wilhelm hatte sich von der List der östreichischen Diplomatie an seiner Abneigung gegen einen Krieg mit dem seinem Hause so nahestehenden Haus Habsburg fassen lassen. Er hoffte, man werde sich auch über die deutsche Frage endlich verständigen. Der östreichische Hof aber suchte nur Zeit zur Heeresrüstung und zur Kirrung der deutschen Mittelstaaten zu gewinnen. Der ultramontanen Partei war er sicher, die Mehrzahl

der demokratischen ließ sich durch Versprechungen der Bundesreform und den Kitzel ihres Preußenhasses leicht gewinnen.

Der Zorn Lamarmoras war nur zu gut begründet. Die Lage nicht blos des Ministeriums Lamarmora, sondern auch die Italiens war mit dem Erlöschen dieser Kriegshoffnung wieder eine sehr düstere geworden. Jetzt wurden die Folgen der Verlegung der Hauptstadt bitter fühlbar, die Verdopplung der Macht einer blos im Verneinen starken Opposition im Parlament und im Lande. „Die Monarchie," schreibt Homberger, „aus ihrem heimathlichen Boden gerissen, hörte auf piemontesisch zu sein, ohne ihrer italienischen Zukunft sicherer zu werden. Die einzige wahre conservative Grundlage, keine bloße Stütze von Außen, sondern der tüchtige Unterbau, der bisher, während alles ringsum gewankt hatte, unerschütterlich festgestanden, war aufgegeben und zerstob und zerbröckelte sich. Zu gleicher Zeit machten sich die Schwierigkeiten, Folgen der Revolution und der übereilten Unification, immer fühlbarer. Während bisher der Streit der Parteien sich vornehmlich um Fragen der äußeren Politik, um Rom und Venedig, gedreht hatte, fand nun die Opposition an der administrativen Verwirrung, in der finanziellen Noth neuen reichlichen Stoff zu Klagen und Anklagen, welche von den Massen gehört und wiederholt wurden. Die Neuwahlen im Herbst 1865 trugen den Charakter eines Straf- und Rachegerichts gegen die „Consorteria"; viele der bedeutendsten Mitglieder des ersten Parlaments, namentlich jener bisher regierenden Partei wurden nicht wieder gewählt. Eine Kammer trat zusammen, in welcher die Radicalen und die sich ihnen nähernden piemontesischen Permanenten zwar nicht überwogen, aber die Rechte völlig paralysirten. Die dringend erforderten finanziellen Maßnahmen wurden nicht votirt; der Staat trieb mit jedem Tage einem Abgrund näher, dessen Tiefe niemand ermessen konnte. Italien war bedroht von der Unmöglichkeit, eine legale Regierung zu haben." — Das Ministerium hatte gehofft Italien aus diesen fürchterlichen Nöthen durch den venetianischen Krieg mit Hilfe Preußens herauszureißen.

Das kriegsbereite Heer war eine Hauptursache des riesenhaften Ungeheuers Deficit. Um dieses zu vermindern, um dem Staatsbankerott zu entgehen, mußte auf Mittel gesonnen werden, sich mit Oestreich so zu verständigen, daß man entwaffnen konnte. Dazu lag ein Mittel vor, welches zwar nichts weniger als eine moralische Hebung der Nation, aber den Bestand des Staats versprach, auf das Cavour, aber hauptsächlich nur weil er an der Möglichkeit des Erfolgs zweifelte, wenig gehalten hatte. Der Gedanke war aber durchaus nicht neu. Die von der provisorischen Regierung der Lombardei adoptirte Idee des Loskaufs Venetiens durch Italien war seit dem Mai 1848, seit der Mission Hummelauers nach London (s. Band II, erste Hälfte, S. 162) fortgesponnen worden. Zu Ende des Jahres nahm

Gioberti sie wieder auf. Pasini und Pincherle spannen sie seit den Unterhandlungen der Manin'schen Republik Venedig fort und fort. Bei den Züricher Friedensunterhandlungen im Herbst 1859 wurde ein Versuch gemacht, allein der Kaiser von Oestreich lehnte ihn stolz ab. Besonders England fand den Handel wünschenswerth. Napoleon, Palmerston, Russel und Italiens Freund der Gesandte Hudson waren dem Gedanken gewogen. Jene Staatsmänner riethen in Wien fort und fort dazu.

Im Jahre 1848 hatte der östreichische Reichstag den Antrag der Lombarden abgelehnt, weil ihm der Finanzminister erklärte, daß die Lombardei jährlich 25 Millionen, Venetien 18 Millionen reinen Ueberschuß in die östreichische Staatskasse liefere. Pasini hatte dagegen bewiesen, daß Oestreich diese Summe reichlich auf die fortwährende Besetzung dieser Provinzen verwenden müsse. Die finanzielle Seite der Frage war für Oestreich seit dem Verlust der reichen Lombardei eine schlimmere geworden. Der Versuch eines Freikaufs Venedigs war daher für Lamarmora nichts weniger als ein Akt der bittern Enttäuschung. Es war schon gegen Ende des Jahres 1864, daß er sein Programm, „daß eine friedliche Lösung der venetianischen Frage ein Glück für Italien wie für Oestreich sein würde", formulirte. Weit davon entfernt, Florenz als den sichern Weg nach Venedig zu betrachten, war er überzeugt, daß die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz Italien in seinen Fundamenten erschüttern müßte, weßhalb es nicht sobald im Stande sein könnte Venetien mit den Waffen zu gewinnen. Er hatte seinem Vaterland und der Freundschaft Napoleons ein schweres Opfer gebracht, indem er eben jetzt die Ministerpräsidentschaft übernahm. Er glaubte dafür von Napoleon wieder einen Freundschaftsdienst hoffen zu dürfen. Schon als er durch die Berufung eines Erzherzogs durch Napoleon auf den mexikanischen Thron überrascht worden war, hatte sich in ihm die Hoffnung geregt, daß dieß durch die Befreundung des Kaisers der Franzosen mit dem von Oestreich einen Einfluß auf das Schicksal Italiens haben könnte. Er zweifelte nicht mehr, daß Napoleon den Willen und den Einfluß in Wien habe, den Mittler behufs einer friedlichen Verständigung über Venetien zu machen. Die Abtretung der Jonischen Inseln von England bestätigte ihn als Vorgang in dieser Hoffnung. Den 12. November 1864 sagte er im Parlament: „wenn ich betraut wäre, direkt mit dem Kaiser von Oestreich zu reden, so würde ich ihm Erwägungen des gegenseitigen (gemeinsamen) Interesses vorzutragen haben, welche, wie mir scheint, ihn überzeugen müßten." Homberger erzählt weiter (Preußische Jahrbücher 1872, Augustheft): Einige Wochen später, in der Kammersitzung vom 17. Dezember 1864, interpellirte der Abgeordnete (General) Bixio das neue Ministerium bezüglich der von demselben sofort im Heer und in der Flotte vorgenommenen Abrüstungen. „Der Ministerpräsident, rief Bixio aus, hat von der Abtretung Venetiens

gesprochen. Ich bin dieser Idee schlechtweg entgegen. Ich ziehe den Verlust von 100,000 Mann auf dem Schlachtfeld der Cession Venetiens vor. Es ist nothwendig, daß ganz Italien mit seinem Blute seine Freiheit (Unabhängigkeit) besiegle; es ist nothwendig, daß alle unsere Provinzen sagen können: auch wir haben gestritten für die Größe des Vaterlands." Lamarmora antwortete im Tone des Elihu Burrit: „Wahrhaftig, ich kann nicht glauben, daß der ehrenwerthe Bixio wirklich blutgierig genug sei, um dafür zu halten, daß auch dann Krieg geführt werden müsse, wenn sich das gewünschte Ergebniß erlangen ließe ohne diese ungeheuren Kosten des Kriegs und zumal ohne Tausende und Tausende von Menschen zu opfern." Daß dennoch bald darauf auch Lamarmora die preußischen Kriegsgedanken begrüßte, beweist nur, daß er jeden praktischen Weg nach Venetien zu gelangen begrüßte. Um dieses Ziel zu erreichen war er in den Mitteln nicht exclusiv.

Für die entscheidenden Persönlichkeiten Oestreichs durften die finanziellen Motive nicht den Ausschlag geben; dieß durften nur große politische thun. Die Stellung Oestreichs war von mehreren Seiten eine sehr bedrohte, besonders in Folge der Absicht des wiener Hofs, Preußen mit Krieg zu überziehen und den siebenjährigen Krieg um Schlesien wieder aufzunehmen. Dabei mußte es auch gegen Rußland Front machen und so lange Venetien nicht auf irgend eine Weise an Italien übergegangen war, mußte Italien, sobald der nordische Krieg entbrannte, sich auf den Rücken Oestreichs werfen. Aber vielleicht, ja wahrscheinlich nicht blos Italien. Die Geschichte der letzten Jahrhunderte zeigte deutlich, daß Frankreich die Herrschaft Oestreichs in Italien nicht duldete. Seit sich Frankreich verpflichtet hatte Rom zu räumen, war dieses Motiv dringender geworden. Frankreich mußte suchen seiner Pflicht entbunden zu werden, am Mincio sein Werk von 1859 zu beschützen. Geschah dieß ohne Kampf, so war Frankreich Oestreich zum Dank verpflichtet, die Rivalität beider Mächte war beinahe beigelegt. Im Frühjahr 1848 hatte der östreichische Minister Wessenberg dem französischen Gesandten gesagt, sobald Oestreich die oberitalienische Ebene aufgebe, so bestünden keine Reibungspunkte zwischen ihnen mehr, sie wären vielmehr natürliche Verbündete. In diesem Sinne befürwortete jetzt Drouyn de Lhuys in Wien den Verkauf Venetiens, um das Einvernehmen der nordischen Mächte zu sprengen und eine Allianz Frankreichs, Englands, Oestreichs und Italiens anzubahnen. Dann konnte Oestreich seine Absichten auf Unterwerfung Preußens und damit Deutschlands mit guten Aussichten ins Werk setzen, zumal wenn es schließlich an dem ihm fernen Rhein auch Frankreich etwas verwilligte. Ueber Letzteres ließen sich damals östreichische Agenten sehr leicht vernehmen. Deutschland war ihnen nur ein geographischer Begriff. Es brauchten hier die Riemen ja nicht aus dem Felle Oestreichs geschnitten zu werden. Die Frage war nur, ob zu Einleitung des

großen Geschäfts Oestreich auf sein Venetien verzichten wollte, oder ob es wagen würde zugleich in Italien und in Deutschland die Herrschaft anzustreben.

Der erste offiziöse Versuch wurde in Wien schon zu Anfang des Jahres 1865 gemacht, als Preußen und Oestreich, im Norden Sieger, noch gut mit einander zu stehen schienen. Im September 1865, also nach Abschluß des Gasteiner Vertrags, begann ein gewandter Italiener seine Unterhandlungen, oder vielmehr seine Ueberzeugungsversuche in den hohen Kreisen von Wien. Er versuchte nachzuweisen, daß Venetien für die äußere und innere Politik des Kaiserstaats eine Last, daß seine Abtretung gegen Geld und gegen Uebernahme eines entsprechenden Antheils an der östreichischen Staatsschuld eine Erleichterung wäre. Der Industrie Oestreichs wurde ein vortheilhafter Handelsvertrag in Aussicht gestellt. Der Groll gegen Preußen, welcher in der Hofburg alles Andere beherrschte, bot einen günstigen Anknüpfungspunkt. Italienische Waffenhilfe bei Rückeroberung Schlesiens, eine gemeinschaftliche orientalische Politik, wenn diese Frage einmal zum Austrag käme, mochte Italien später ein Anrecht auf Wälschtyrol geben. Kurz, die Interessen beider Staaten wurden als sich deckend dargestellt. Die Vermählung des Kronprinzen von Italien mit einer Erzherzogin sollte das Bündniß besiegeln, das Werk krönen*). Nicht wenige einflußreiche Männer erkannten diese Motive als richtig an.

Mochte nun der Italiener unmittelbar auf die östreichische Presse wirken, oder durch einen für seine Pläne gewonnenen östreichischen Minister, diese Presse nahm gegen Italien einen anderen Ton an, sie erkannte an, daß Italien ein namhafter Nachbar sei, mit dem man im Frieden und im Kriege zu rechnen habe; es sei entschieden wünschenswerther ihn auf alle Fälle zum Freunde, als zum Feinde zu haben. In allen Theilen Oestreichs cirkulirten Bittschriften an die Regierung, sie möchte einen Handelsvertrag mit Italien abschließen. Die Geldmächte und die Finanzmänner fanden, daß eine Geldabfindung diesen nützlich wäre. Selbst die offiziöse Presse sprach in anderem Ton von Italien. Die diplomatischen Beziehungen beider Staaten wurden weniger gespannt. Die radikale Partei im italienischen Parlament erhob Anklage darüber, daß eine bei mäßigem Sturm in den Hafen von Pola einlaufende italienische Flottille mit Kanonensalven begrüßt wurde. Die offiziöse italienische Presse machte hoffnungsvolle Andeutungen.

*) Bonghi (Antologia nuova Febr. 1869) behauptet mit Recht, Lamarmora sei den Plänen der Insurgirung Ungarns abgeneigt gewesen und habe die bisherigen Geldunterstützungen der Agenten abgestellt; aber bei dieser Mission habe er hauptsächlich im Auge gehabt, Preußen zum Bündniß mit Italien und zum Krieg mit Oestreich zu spornen durch Darlegung der Gefahr, daß Italien sich mit Oestreich abfinde(?). Dieß mochte ein Trost für den Nothfall sein.

Andererseits waren die in ihren Spitzen in der Regel verbündeten ultramontanen und aristokratisch-militärischen Parteien in Wien nicht gewöhnt, den Interessen des industriellen und Handel treibenden Bürgerthums Rechnung zu tragen. Erst am Hofe scheiterte an ihrem Einfluß die Unterhandlung. Italien war ihnen ein gebannter Feind des Pabsts, das Festungsviereck ein Hauptecksstein des Reichs, die Basis zur Wiedereinsetzung der vertriebenen Erzherzöge, die italienischen Garnisonen waren die dem Offiziercorps angenehmsten im ganzen Reiche. Die Waffenehre verlangte, daß die Wahlstätten, auf welchen vor zwei Jahrzehnten den östreichischen Waffen so schöne, hochgepriesene Lorbeeren gewachsen waren, das Lager, in welches Oestreich damals geflüchtet war, in welchem es sein Selbstbewußtsein behauptet oder wiedergefunden hatte, nicht um „schnödes Geld" verkauft würden. Und an wen sollte man es verkaufen? — an einen Feind, welchen man sich längst gewöhnt hatte gar zu verächtlich anzusehen? Wäre dieß nicht eine Ermunterung für die Slaven gewesen, im Namen des damit anerkannten Nationalitätsprincips sich an Rußland anzuschließen? Mußte es nicht ein Sporn für das gereizte Ehrgefühl der Ungarn werden, auch ihre Selbstständigkeit zu fordern? Mußte durch diesen Handel nicht bei allen andern Völkern ringsum, selbst bei den geduldigen Parteigängern Oestreichs in Deutschland, welche man eben dem Kriegswagen Habsburgs vorspannen wollte, der Glaube an das Gestirn Oestreichs erschüttert werden? Die ultramontane Partei hätte darin eine Preisgebung des Pabsts in die Hände Italiens gesehen, das Lösegeld Italiens für Venetien wäre ihr als ein Judaslohn erschienen. Auf die Hilfe dieser Partei rechnete Habsburg beim deutschen Kriege besonders. Deßhalb beschloß man, sich groß zu zeigen, die Anerbietungen Italiens abzulehnen.

Nachdem die Sondirung fehlgeschlagen hatte, stellte man sie als unbedeutend dar. Der sie betreibende Graf Malaguzzi aus Modena soll kaum ein „homme sérieux" gewesen sein. Auch Mazade nennt es eine kaum faßbare négociation fuyante. Lamarmora fühlte wohl, daß seine im November 1863 dem Parlament eröffnete Perspektive des Kaufs bei der öffentlichen Meinung Italiens wenig Anklang gefunden hatte. Sobald die italienische Regierung sich hatte überzeugen müssen, daß die Wiener Hofburg nicht zur friedlichen Abtretung Venetiens zu bewegen sei, erließ Lamarmora am 25. November 1865 ein scharfes Rundschreiben an seine Gesandten, worin er die venetianische Frage als eine die Ruhe und den Frieden Europas bedrohende constatirte. Das Volk in Venetien habe seine Willensmeinung, mit Italien vereint zu werden, entschieden dargethan, indem es sich geweigert habe, durch die Wahl von Abgeordneten sich an dem constitutionellen Staatsleben zu betheiligen. Darum sei für Italien jede diplomatische Annäherung an Oestreich schwierig, sofern sie nicht als eine Einleitung zur Ge-

währung der Forderung der Venetianer und Italiens sei. Ein Congreß müßte die venetianische Frage erörtern. Napoleon bezeigte sich mit dieser schroffen Haltung Italiens nicht einverstanden. Er fürchtete, Oestreich könnte dadurch zu einem Bruche gereizt werden und Italien, unmächtig, ihn allein zu bestehen, könnte in eine Lage kommen, durch welche Frankreich die Betheiligung daran aufgedrungen würde. Dagegen aber, daß Italien durch alle diese Gebahrungen Preußen zum Kriege gegen Oestreich zu reizen suchte, hatte Napoleon nichts einzuwenden. Oestreich nahm diese Beleidigungen nicht bloß mit Geduld entgegen, es machte sogar im December 1865 Italien durch Frankreich das Anerbieten, ferner die Produkte der verschiedenen Provinzen Italiens nicht mehr nach den verschiedenen früheren Zollverträgen zu behandeln, sondern alle auf denselben Fuß, als aus Einem Zollgebiete kommend, was mittelbar eine Anerkennung war. Italien nahm dieses Zugeständniß an, aber nicht ohne seine Ansprüche auf Venetien geltend zu machen. Das Motiv Oestreichs war sicher, Frankreich dadurch gefällig zu sein. Die italienischen Minister sahen darin auch ein Zeichen, daß Oestreich nicht mehr tödtlichen Haß gegen Italien hege, eine Bürgschaft dafür, daß Oestreich nur aus militärischem Ehrgefühl den Freikauf Venetiens verweigert habe; sobald demselben durch ein kriegerisches „Duell" genug gethan sei, werde sich Oestreich schon dazu bereit finden lassen. Dieses Gleichniß, welches Jacini harmlos aussprach, wurde in den späteren Federkriegen als ein Beweis gegen Lamarmora zugespitzt, als hätte er nicht einen ernstlichen Krieg gegen Oestreich führen wollen. Dieser Verdacht sollte noch durch spätere vergebliche Versuche, doch noch einen Loskauf in Wien durchzusetzen, begründet werden. Allein diese Versuche wurden von bloßen Privatpersonen ohne offiziellen Auftrag gemacht. Nigras gelegentlicher Gedanke, Oestreich für Venetien mit den Donaufürstenthümern abzufinden, hatte bei dem Ministerium keine Zustimmung gefunden. Richtig ist nur, daß Lamarmora theils aus Ueberzeugung, theils als langjähriger Mitarbeiter der cavourschen Politik, Blutvergießen soviel wie möglich zu vermeiden suchte, und wer wollte ihn darum tadeln? Aber wenn er einmal überzeugt war, daß es nicht zu vermeiden sei, sobald er ein Kriegsbündniß geschlossen hatte, so konnte man sich unverbrüchlich auf ihn verlassen. Soweit war es im Anfang des Jahres noch lange nicht. Italien konnte nur unter der Bedingung einen Finanzminister finden, daß es bedeutende Abrüstung versprach. Indeß suchten Ministerium und Parlament die preußischen Beziehungen zu stärken, indem sie besonders aus politischen Motiven den Handelsvertrag mit dem deutschen Zollverein durch Preußen vollzogen.

Bismarck dagegen, seit Frankfurt über die östreichische Politik gründlich enttäuscht, war durch reiche bittere Erfahrung überzeugt, daß Deutschland ohne Krieg mit Oestreich kein politischer Körper werden, daß Preußen

auch seine gerechtesten Ansprüche nicht durchsetzen könne. Er hatte bitter Kämpfe durchgefochten, um die Mittel zu Kampf und Sieg zu schaffen Italien war Preußens natürlicher Bundesgenosse, da auch ihm Oestreich das Leben verkümmerte. Eine der ersten Vorbedingungen eines günstigen Kriegs und Friedens war für Preußen, für Deutschland, daß Napoleon sich in den deutschen Krieg nicht einmische. Dahin hatte Bismarck diesen schon bearbeitet, indem er demselben vorstellte, Preußen könne sich von Rußland dem Feinde Napoleons, nur dann emancipiren, wenn es in Deutschland eine starke Stellung errungen habe. Preußen und Italien könne und müsse zu gleich geholfen werden. Der Kaiser der Franzosen werde, indem er ihr Bündniß vermittle, sein Programm: „Italien frei bis zur Adria" realisiren, ohne selbst Gefahr zu laufen. Napoleon glaubte, in dieser Rolle den Regulator des deutschen Kriegs in der Hand zu halten, indem er Italien gegen Oestreich anfeure oder es zügle. Bismarck erkannte klar, daß Italien nicht nur durch sein Heer, sondern auch durch die Mitgift der französischen Neutralität von großem Werth für seine Zwecke sei. Aber dieser konnte man nur dann versichert bleiben, wenn der Krieg zur Entscheidung kam, ehe die 40,000 französischen Truppen aus Mexiko zurückgekommen waren. Deßhalb drängte er zu baldigem Ausbruch des Kriegs. Temperament, die Lage der Finanzen, des Heeres trieben auch Italien zur Beschleunigung der Entscheidung an.

Aber der Charakter oder vielmehr die Charakterlosigkeit der preußischen Politik während langer Jahrzehnte und der eben so mißtrauische als heißblütige Charakter der Italiener gab diesen Preußen gegenüber starke Motive zur Vorsicht. Namentlich die Piemontesen, größtentheils von den Jesuiten erzogen, also auch Lamarmora und Govone, besitzen eine rückhaltige Vorsicht. Die rücksichtslose Offenheit Bismarcks war ihnen kaum verständlich. Wie viele Deutsche hatten nach langen, immer wieder getäuschten Hoffnungen sich endlich verzweifelnd von Preußen abgewandt. Eben die ungeheuern, im Kriegsfall Preußen bedrohenden Gefahren machten es mehr als möglich, daß die Sache auch dießmal in den Sand verlaufe. Von der Kühnheit Bismarcks glaubte man zwar, daß sie vor nichts zurückschrecken würde. Wenn es den junkerlichen und den liberalen Parteien gelang, ihn, welcher bereits um seine ganze Mannesgröße über sie hinausgewachsen war, vom Ministerium zu verdrängen! Italien war nicht so reich, daß es ohne Gefahr sich dazu hergeben konnte, nur als eine Vogelscheuche benutzt zu werden, um Oestreich in den Elbherzogthümern bessere Bedingungen für Preußen abzuängsten. Die Opposition hätte dem Ministerium mit Schadenfreude die bittersten Vorwürfe der Leichtgläubigkeit, der Kurzsichtigkeit, der Verschleuderung des Nationalvermögens gemacht. Lamarmora war im Ministerium geblieben, um den preußischen Faden in seinen Händen zu halten,

um ihn je nach Umständen entweder fester zu spinnen oder bei Zeit fallen zu lassen. Auch von Paris kamen zu Zeiten zur Zurückhaltung mahnende Winke und Lamarmora unterschätzte sie gewiß nicht. Schon aus Dankbarkeit und Gewöhnung, in der Ueberzeugung, daß Napoleon es mit Italien gut meine, achtete er sehr auf dessen Winke. Wir dürfen nicht verschweigen, daß Lamarmora bald den Verdacht faßte, Bismarck pflege, aus Mißtrauen gegen Lamarmoras napoleonische Gesinnung, hinter dessen Rükken unmittelbare Unterhandlungen mit Viktor Emanuel. Dieser Verdacht steigerte seine Vorsicht zum Mißtrauen.

Die Entschließungen in Wien, in Berlin und in Florenz wurden durch die wortkargen Räthsel der Sphinx in Paris erschwert. Sie harrten auf die leisesten Anzeichen, wohin sich die Gunst des Kaisers der Franzosen wenden würde. Er aber, dessen Gattin und Sohn durch die feinsten Aufmerksamkeiten, durch die höchsten Orden der beiden deutschen Großmächte wetteifernd umschmeichelt wurden, blieb unerforschlich. Kein Wunder, daß auch Lamarmora den Versuch machte, den letzten Gedanken des Kaisers Napoleon zu errathen. Es handelte sich vor allem darum, zu wissen, ob nicht der Kaiser der Franzosen eine Allianz Italiens mit Preußen, zur Ausführung seines Programms von 1859 geschlossen, Italien als einen Abfall von der französischen Allianz anrechnen würde. Man stellte ihm die innere Lage Italiens in Folge seiner mangelhaften äußeren Vollendung in sehr trüben Farben dar; es handle sich um Tod und Leben; man hoffe daher, der alte Gönner und Helfer Italiens werde diesem nicht verwehren, den Streit der deutschen Großmächte zu einer rettenden That zu benutzen. Auch für Preußen war es von Werth, durch diesen Kanal sich der Pläne Napoleons zu vergewissern. Viktor Emanuel wählte zu dieser vertrauten Mission den besten Mann, den Genossen und Vertrauten Napoleons aus den Zeiten ihres Exils, welcher schon Cavour in den heikelsten Momenten mit seiner warmen Vaterlandsliebe gedient hatte, welcher stets zu jedem Opfer, nur nicht zu dem der Verletzung der zartesten Diskretion gegen seinen kaiserlichen Freund, geneigt war. Der lombardische Graf Arese reiste im März, beinahe gleichzeitig mit dem Abgang Govones nach Berlin, nach Paris ab. Das florentiner Cabinet hätte sich gerne versichert, ob in Paris ebensowohl die Absichten des Königs Wilhelm in Deutschland, wie die Viktor Emanuels gebilligt würden und „ob nicht Frankreich, wie man fürchtete, dem Fortschritt Preußens in Deutschland dieselben Hindernisse bereiten würde, welche Preußen im Sommer 1859 dem Fortschritt Frankreichs in Italien gemacht hatte.“ Aber selbst Graf Arese konnte darüber keine Versicherung erlangen. Er mußte sich mit der Antwort begnügen, man begreife vollkommen das Verlangen Italiens, von den Verlegenheiten Oestreichs in Deutschland Nutzen zu ziehen, „um

seine Bestimmung, seine Geschicke zu ergänzen", aber man reservirte sich die volle Freiheit der Aktion für jede Eventualität, durch welche die Interessen Frankreichs gefährdet werden könnten. Nur darüber ließ man keinen Zweifel, daß die Vereinigung Venetiens mit Italien von Frankreich nimmermehr als eine solche gefährliche, vielmehr für eine, dem Interesse ganz Europas entsprechende Eventualität angesehen würde. Dieses letztere war offenbar ermunternder für Italien, als für Preußen.

Wir haben die Motive des Bündnisses vorangeschickt. Es folgen nun die gleichzeitigen offiziellen Schritte.

Kaum hatte das italienische Ministerium, gedrängt durch die brennende Finanznoth, mit der Reduktion des Heeres begonnen, als Bismarck den 26. Januar 1866 an das k. k. Kabinet seinen Protest gegen die Deteriorirung des gemeinsamen Eigenthums der Herzogthümer durch das Gebahren des östreichischen Statthalters in Holstein als gegen eine Verletzung des Gasteiner Vertrags erließ. Den 8. Februar antwortete Graf Mensdorff, das Verfahren der k. k. Regierung hänge lediglich von ihren eigenen Entschließungen ab. Damit war vorerst der Gedankenaustausch der beiden Höfe abgebrochen. Oestreich suchte durch Verweisung der Herzogthümerfrage an den Bundestag die Unterstützung der Mittelstaaten zu gewinnen. Daher suchte nun auch Preußen sich der italienischen Allianz zu versichern. Im Verlaufe des Februar pflogen Bismarck mit dem italienischen Gesandten, dem Grafen Barral, Graf Usedom mit Lamarmora Unterredungen. Den 28. Februar fand in Berlin eine Conseilsitzung unter dem Vorsitze des Königs statt, welcher außer den Ministern auch der Chef des Generalstabes und der aus Paris herbeigeeilte Gesandte Graf von der Goltz beiwohnten. Man war entschlossen, es eher auf einen Krieg ankommen zu lassen, als ein neues Olmütz zu erleben. Der florentiner Hof wurde von dem nach Paris zurückgekehrten von der Goltz durch den dortigen italienischen Gesandten Nigra eingeladen, einen zu Unterhandlungen behufs einer Allianz Bevollmächtigten nach Berlin zu schicken, damit Bismarck persönlich unterhandeln könnte. Am 10. März wurde in Wien ein Marschallsrath abgehalten, zu welchem auch der Befehlshaber des k. k. Heeres in Venetien, der gefürchtete Feldzeugmeister Benedek berufen war; sogleich zeigte sich eine erhöhte Thätigkeit in der k. k. Politik und im Heere, während Preußen mit seiner stets fertigen Heeresorganisation dieß noch nicht nöthig hatte. Jene preußische Aufforderung war am 6. März in Florenz angelangt. Am 14. März langte der italienische Bevollmächtigte, der eben so kluge als tapfere Schweiger General Govone in Berlin an und hatte noch an demselben Tage eine Besprechung mit dem Ministerpräsidenten. Er war zugleich in militärischen und diplomatischen Dingen bewandert, auch von seltener wissenschaftlicher Bildung. Er hatte sich 1850 während des schleswig-holsteinischen Feldzugs

im preußischen Lager befunden. Seine Aufgabe war, der preußischen Regierung die nöthigen Aufklärungen und dem eventuellen, durch chiffrirte Telegramme zwischen Berlin und Florenz festzustellenden Uebereinkommen eine concrete Gestalt zu geben.

Das Beglaubigungsschreiben des Generals Govone lautete nach der Versicherung, daß er das volle Vertrauen des Königs und des Ministeriums genieße, folgendermaßen: „Der General kennt die Anschauung des Königs über das Verhältniß Preußens und Oestreichs. Sie wissen, Herr Minister, daß unsere Entschlüsse von denen abhängen, welche Preußen fassen wird, von den Verpflichtungen, welche dieses übernehmen wird, von der Bedeutung des Ziels, welches dieses sich setzt. Wenn Preußen geneigt ist, entschlossen und gründlich in eine Politik einzutreten, durch welche seine Größe in Deutschland gesichert würde, wenn Angesichts des Beharrens Oestreichs, eine gegen Preußen und Italien feindselige Politik zu verfolgen, der Krieg eine von der preußischen Regierung wirklich angenommene Eventualität ist, wenn man endlich in Berlin entschlossen ist, mit Italien Verträge mit bestimmten Zielen einzugehen, so glauben wir, daß der Augenblick gekommen ist, nicht länger zu zögern und seine Gesinnung zu erschließen und wir sind geneigt, mit ihm in einen Umtausch von Mittheilungen einzutreten, welcher Ihnen Gelegenheit geben wird, sich zu überzeugen, wie ernstlich unsere Dispositionen sind." „Der Zweck der Sendung des Generals Govone ist, sich der militärischen Combinationen zu versichern, welche Angesichts der gegenwärtigen politischen Lage die Regierung S. M. des Königs von Preußen mit uns zu gemeinsamer Vertheidigung zu verabreden Willens sein könnte. Die Glieder des Berliner Kabinets können sich mit ihm mit aller erforderlichen Klarheit und Bestimmtheit, welche der Gegenstand dieser Sendung erfordert, entwickeln und gewiß sein, daß wir dem, was uns durch seine Vermittlung übermacht wird, besondere Bedeutung geben werden."

In die Augen springt von vorn herein eine Art von Rüge der früheren der italienischen durch die preußische Regierung bereiteten Täuschungen, weßhalb man dießmal alles klar und fest machen wolle. Die Verabredungen sollten also erst in Florenz durch Gutheißung des Ministers rechtskräftig werden. Der General hatte Auftrag, das italienische Ministerium stets durch Chiffern über den Gang der Unterhandlungen auf dem Laufenden zu erhalten. Die „Vertheidigung" ist eine der stereotypen diplomatischen Phrasen. Der König von Preußen nahm die bloße „Vertheidigung" etwas ernstlicher, was nachher das Einverständniß bedrohte.

Bismarcks Persönlichkeit hatte nicht verfehlt, auf Govone einen bedeutenden Eindruck zu machen; dieser berichtete, derselbe sei Cavour, wie er leibte und lebte, das heißt wohl, ein großer Staatsmann. Bismarck sprach aber offen aus, daß er mit seiner Ueberzeugung von der Unvermeidlichkeit des

Kriegs isolirt stehe. Der König wolle zuvor noch das Aeußerste versuchen, nur wenn er vollkommen überzeugt sei, daß man von Wien aus ihm ein zweites Olmütz bereiten wolle, werde der König dem Kriege zustimmen, dann aber sicher. Er werde sich nicht, wie 1859 versucht war, als den dem „Kaiser" lehenspflichtigen Kurfürsten von Brandenburg behandeln lassen. Mit den Mittelstaaten stehe man noch in lebhafter Unterhandlung (und wirklich wurden die mit Baiern erst den 5. Mai abgebrochen). Auch die öffentliche Meinung in Preußen sei gegen den Krieg. Zum Beweise, daß es ihm nicht nur mit dem Kriege Ernst sei, sondern daß er auch die Mittel und Wege kenne, die kriegerische Situation zu schaffen, erbot sich Bismarck, alle Einzelheiten, alle noch zu durchlaufenden Phasen genau anzugeben. Dazu werde es noch etwa 5 Monate brauchen. Die Reform des deutschen Bundes in einer Preußens Recht anerkennenden Weise sei es, was Oestreich zum Krieg entscheiden werde. Dann erst sei die Zeit für eine Allianz zwischen Italien und Preußen, zum Zweck der Erwerbung Venetiens für das eine und einer Gebietserweiterung in Norddeutschland für das andere. Govone und die italienische Regierung wurden dadurch abermals sehr enttäuscht, schlimme Erinnerungen stiegen auf. Ihr Wunsch nach einem raschen Kriegsausbruch hatte ihnen vorgespiegelt, Preußen sei in derselben Stimmung. In romanischen Völkern ist ein Verlöbniß auf lange Sicht eine große Seltenheit; so ist es auch in der Politik. Beide Theile meinten es ehrlich, aber jeder in seinem nationalen Charakter. Daher verstanden sie sich nicht und darum mißtrauten sie sich. Benedetti, der französische Gesandte in Berlin, obgleich Napoleons Vertrauter, war nicht in das Geheimniß eingeweiht. Er versichert, der Zweck der Erscheinung Govones sei ihm anfangs ein Räthsel gewesen. Graf Barral, seit Januar 1865 italienischer Gesandter in Berlin, wußte wohl, wie weit König Wilhelm noch von dem Entschluß eines Kriegs mit seinem alten Bnndesgenossen entfernt war, wie sehr er verlangte, einen leidlichen Vergleich anzubahnen. Govone wurde dem stürmischen Wesen Bismarcks gegenüber kalte Vorsicht. Bismarck wollte die deutsche Verfassungsreform mit Parlament zum Kriegsfall machen. Viktor Emanuel sah dieß als kriegsschwanger an, aber Govone hielt es für eine unendliche Fernsicht. Auf eine allgemeine preußisch-italienische Allianz, welche bei guter Gelegenheit ein Kriegsbündniß würde, wollte Govone nicht eingehen; dieser drang auf klaren Kriegsvertrag mit kurzer Frist. (Bonghi, antologia Febr. p. 263.) Bismarck glaubte, dieß nur eventuell für den Kriegsfall thun zu können. Mefistofelisch berichtet Benedetti über diese Differenzen. Im Februar habe Bismarck zu ihm gesagt, Italien würde besser thun, Venedig durch einen 200 Millionen kostenden Krieg zu bekommen, als es für 500 zu kaufen. Den 28. März schreibt er, Bismarck und Govone mißtrauen sich gegenseitig, der Andere werde die Unterhandlungen in Wien

verrathen, um durch Einschüchterung Oestreichs nur seine Zwecke zu erreichen. Alle wirklichen oder mißtrauisch vermutheten Schwankungen der preußischen Entschlüsse wurden von Govone Tag für Tag nach Florenz berichtet. Den 22. März schreibt Govone an Lamarmora, es scheine ihm nicht, daß sein Aufenthalt in Berlin von irgend welchem Nutzen sein könne. Und 2 Tage darauf erließ Graf Bismarck an die deutschen Höfe ein Rundschreiben, worin er ihnen seine Ueberzeugung aussprach, die deutsche Bundesverfassung biete keine Sicherheit, sie entspreche den Bedürfnissen der Nation nicht und heische eine Reform.

Auch Jacini, durch dessen Hand die meisten laufenden Geschäfte des Aeußeren liefen, behauptet, der Wunsch Bismarcks sei gewesen, daß Italien den Krieg beginne und dadurch den König Wilhelm nöthige, auch zu den Waffen zu greifen. Lamarmora fürchtete immer, Oestreich könnte durch den Verdacht eines Bündnisses veranlaßt werden, Preußen große Zugeständnisse zu machen und ihm so jedes Interesse zum Kriege zu benehmen, während Preußen sich noch auf keine Weise zum Krieg für Italien verpflichtet hätte. Daher ertheilte er seinen beiden Unterhändlern die Instruktion, sofern es durchaus nicht gelänge, von Preußen das unbedingte Versprechen des Kriegs zu erhalten, solle man sich als conditio sine qua non jedes Vertrags dahin binden, „daß Italien den Krieg an Oestreich erkläre, wenn Preußen nicht selbst die Initiative des Kampfs ergreifen wolle, daß Italien aber geneigt sei, Oestreich den Krieg zu erklären unmittelbar nach der Mittheilung dieser von Preußen ergriffenen Initiative", endlich, „daß diese Verpflichtung Italiens nur auf 3 Monate giltig sei auf den Fall, daß von Preußen vor Verlauf dieser Frist die Feindseligkeiten nicht eröffnet würden." — Der 3monatliche Termin sicherte Italien vor einer seine Finanzen ruinirenden Verschleppung der Entscheidung. So lange brauchte es ohnedieß Frist zu voller Kriegsbereitschaft. Die Initiative des Kriegs überließ Preußen Italien nicht, um nicht durch einen Freischaarenzug hineingerissen zu werden.

In Florenz war man mit Recht überzeugt, daß auch Preußen nicht ohne Bundesgenossen in den Krieg eintreten würde. Da nun Italien den Krieg heiß und so bald wie möglich ersehnte, suchte es die preußische Regierung auf jede Weise zu überzeugen, daß Italien fest entschlossen und im Stande sei, „durch eine Diversion Preußen eine starke Hilfe zu leisten." In dieser Absicht drängte es und brachte es zu einem Traktat. Lamarmora schrieb den 3. April an den italienischen Gesandten in Berlin (Grünbuch S. 644): „Die k. Regierung autorisirt Sie und den General Govone, auf folgenden Grundlagen einen Vertrag mit dem König von Preußen abzuschließen: Die beiden Souveräne, beseelt von dem Verlangen, die Bürgschaften des allgemeinen Friedens zu befestigen und indem sie den Bedürfnissen und dem berechtigten Verlangen ihrer Unterthanen Rechnung tragen,

werden eine Allianz abschließen mit dem Ziele: 1) nach Umständen selb
mit den Waffen die Vorschläge aufrecht zu halten, welche S. M. der Köni
von Preußen für die Reform der Bundesverfassung den Bedürfnissen de
deutschen Nation gemäß gemacht hat; 2) die Abtretung der Oestreich unter
worfenen italienischen Gebiete (absichtlich unbestimmt!) zu erlangen. Pie
mont begann im Jahre 1859 das Werk der Befreiung des italienischen Bo
dens mit der edeln Unterstützung Frankreichs. Wir hoffen, daß dieses Wer
in nicht ferner Zukunft von Italien vollendet werde, vielleicht durch einen
Unabhängigkeitskrieg, den es an der Seite der Macht ausficht, welche die
Zukunft des deutschen Volks darstellt und im Namen desselben Nationali-
tätsgrundsatzes. Unter allen Lösungen, welche in den letzten Zeiten für die
venetianische Frage vorgeschlagen wurden, würde diese besser als jede andere
uns erlauben, in der Logik unserer politischen und internationalen Situa-
tion zu bleiben und unsere natürlichen, auch entferntesten Allianzen (Rußland?) zu erhalten. Ueberdieß wird es uns freuen, Preußen im Widerstand gegen die Pläne des östreichischen Kaiserreichs zu unterstützen, indem es sich entschlossen an die Spitze der nationalen deutschen Partei stellt, das längst von der Nation ersehnte Parlament beruft, und so auch in Deutschland, wie es in Italien sich vollzog, den Fortschritt der freisinnigen Institutionen durch den Ausschluß Oestreichs sichert."

Der Vertrag wurde, wie man jetzt weiß, den 8. April in Berlin abgeschlossen, den 14. in Florenz, den 20. April in Berlin ratificirt. Die Unterhandlungen waren gleichzeitig in Paris betrieben worden. Ein Deutscher in Florenz, welcher während dieser Krisis mit einem höheren Beamten des Ministeriums des Aeußeren täglich verkehrte, hatte von demselben viele Aeußerungen des Unwillens über Preußen zu hören, daß dieses den kaiserlichen Mittler auch nicht mit dem geringsten Lohn an der Saar honoriren wollte. Dennoch förderte Napoleon das Bündniß, wohl in der Hoffnung, daß er sich denselben nach Erschöpfung der deutschen Mächte als Friedensmittler in größerem Maße nehmen könnte.

Der Traktat war nicht blos in der Ueberschrift, sondern dem ganzen Charakter nach ein wirklicher Offensiv- und Defensivtraktat. Preußen behielt sich das Recht der Initiative des Angriffs vor, aber für den Fall eines östreichischen Angriffs, also der eigenen Vertheidigung waren beide Theile gleichberechtigt, die Hilfe des andern Contrahenten zu fordern. Dieses erhellt auch aus dem Wortlaut der wichtigsten Stellen des Vertrags: „Sobald S. M. der König von Preußen im Falle ist (fosse stato poste in misura di) zu den Waffen zu greifen, um seinen Vorschlägen der deutschen Bundesverfassung Geltung zu verschaffen, wird S. M. der König von Italien, nach der Initiative Preußens, sobald er von dieser benachrichtigt ist, an Oestreich den Krieg erklären. Von diesem Augenblicke an wird der Krieg von Ihren

Majestäten mit allen ihren Kräften verfolgt werden und weder Preußen, noch Italien wird ohne gegenseitige Zustimmung Frieden oder Waffenstillstand schließen. Diese Zustimmung kann nicht verweigert werden, sobald Oestreich zustimmt, daß Italien sich das lombardisch-venetianische Königreich und daß Preußen sich Nachbarprovinzen von gleichem Werthe annektire." Preußen hatte sich nicht bewegen lassen, auch Wälschtyrol an Italien zu versprechen. Auf Verlangen Italiens wurde der Vertrag nur auf 3 Monate giltig erklärt. Alle Stipulationen des Traktats waren von Seiten Preußens (nicht Bismarcks) durch die Hoffnung beeinflußt, daß die andern deutschen Bundesstaaten bestimmt werden könnten, bei dem Kampfe der beiden deutschen Großstaaten neutral zu bleiben, in welchem Falle Oestreich allein den Waffengang nicht gewagt hätte. Da trotz aller Bemühungen Oestreichs, sich der Waffenhilfe derselben zu versichern, diese noch einige Zeit besonders Seiten Baierns ungewiß blieb, trat auch bei Oestreich ein Schwanken zwischen Kriegs- und Friedenstendenzen ein. Da aber Bismarck sah, daß die Wahrscheinlichkeiten sich immer mehr zu Gunsten Oestreichs neigten, soll er dem Grafen Barral erklärt haben, er könne zwar in Betreff des Trentino durchaus keine Verpflichtungen übernehmen, Preußen würde sich jedoch hüten, seinerseits Schwierigkeiten in Betreff desselben zu erheben, sobald im Verlaufe oder am Ende des Kriegs der Erwerb desselben durch Italien materiell möglich werde. Dieses genügte, Italien bei gutem Willen zu erhalten. Preußen suchte die Italiener von Tyrol abzulenken, theils aus Nationalgefühl, theils damit die unzersplitterten italienischen Streitkräfte über den untern Po direkt auf Wien gingen. Die Italiener willigten ein, denn sie hatten eine große Meinung von den Truppen der deutschen Mittelstaaten und Lamarmora wollte die Baiern nicht zu einem Vorbruch über den Brenner reizen.

Die großen und die tausend kleinen Hindernisse, welche der Politik Bismarcks in den Weg gelegt wurden, die übermenschliche Ueberhäufung mit Geschäften verhinderten Abmachungen mit Italien, welche Viktor Emanuel mit Recht dringend wünschte, ja welche damals Lamarmora um so wünschenswerther waren, als er selbst doch eine Ahnung haben mußte, daß er den allseitigen Aufgaben, den Pflichten eines großen Entscheidungskriegs geistig nicht ganz gewachsen war. Sie hatten den General Govone, einen der ausgezeichnetsten der den König umschließenden „piemontesischen Militärconsorterie", nach Berlin geschickt, um mit Bismarck und Moltke Methode und Plan des Kriegs zu verabreden und diesen dem Allianzvertrag anzuhängen. Bismarck bezweifelte, daß bei der weiten Entfernung Einzelnes stipulirt werden könnte. Oestreich habe ein zähes Leben. Kein Theil dürfe sich darauf beschränken, nur das Gebiet zu besetzen, was er im Frieden behalten wolle, sonst würde die Hauptmacht Oestreichs, sich bald gegen Nor-

den, bald gegen Süden wendend, durch wiederholte Stöße den Gegner aus dem Besitz zu vertreiben suchen. Man müßte den Krieg nach der Methode Napoleons I. führen und auf Wien losgehen, so daß man gleichzeitig vor demselben anlange. Diese Methode war durch Preußens Wehrsystem und durch das Naturell der Italiener, wie durch die italienischen Finanzen geboten. Das Heer durfte nicht auf Kosten des besetzten Venetiens leben. Ein berühmter Stratege fand, daß das östreichische Heer in Venetien für Italien verletzend schwach sei. Es konnte einem italienischen Heere von 200,000 Mann, welches geschlossen marschirte, nicht im offenen Feld entgegentreten, um dasselbe an seinem Marsch auf Wien zu verhindern. Was Viktor Emanuel wie Preußen am meisten fürchtete, war, daß die Oestreicher sich in ihre Festungen einschlössen und so entweder die Verbindung des gegen Wien vorgehenden italienischen Heeres mit Italien abschnitten oder dieses zu einem Belagerungskrieg nöthigten. Doch verließ man sich auf die Ueberlegenheit der italienischen Flotte. Auf die Feststellung eines gemeinsamen Kriegsplans ging der König von Preußen noch nicht ein, weil dieses einem Versprechen, auf alle Fälle Krieg zu führen, zu nahe gekommen wäre. Obgleich Lamarmora später es vergaß, scheint sicher, daß er mit dem Grafen Usedom über eine Landung bei Fiume zur Insurgirung zunächst Kroatiens sich besprach. Garibaldi ging mit Begeisterung auf den von preußischen Strategen eventuell vorgelegten Kriegsplan ein. Die Hälfte seiner Freiwilligen sammelte sich in Bari; 25,000 Auserlesene sollten, nachdem die Flotte das Meer gefegt, landen. Diese, zum Theil die Söhne der besten Familien, hätten Preußen den guerre à fond, den Vormarsch des italienischen Heeres auf Wien verbürgt, da man dieselben nicht der Gefahr, von Oestreich gefangen und als Räuber behandelt zu werden, aussetzen durfte. Andrerseits wäre dadurch der Vormarsch des italienischen Heeres in seiner rechten Flanke gegen östreichisch-ungarische Streitkräfte sicher gestellt worden. Der Hof und die Regierung konnten sich aus Wien nicht nach Ungarn zurückziehen, sondern mußten Frieden machen, ehe sich Frankreich thätlich einmischen konnte. Große materielle Hilfe versprachen sich die Militärs von der Insurrektion, welche ihren Heerd östlich von der Theis haben sollte, nicht, dagegen um so größern Eindruck auf den Hof, wenn er das Gespenst von 1849 sich erheben sähe. Denn eine, wenn auch schwache Wiederholung schon Erlebten wirke auf die Phantasie und auf Lähmung des Willens viel stärker als neue, reale Thatsachen. Der große Rechnungsfehler des ganzen Plans war, daß Preußen von dem Vertrauen Italiens auf die große Ueberlegenheit der italienischen Flotte sich anstecken ließ. Die Ungarn, mit welchen man paktirte, zielten zunächst auf Personalunion mit Deutschöstreich. Kossuth ging schließlich auch darauf ein, und man hoffte, im Fall des Siegs auch Deak da-

für zu gewinnen. Die Besprechungen mit den Ungarn waren in Florenz, wenn auch nicht von Lamarmora geführt.

In dem Grade, in welchem der Anschluß der deutschen Mittelstaaten an Oestreich wahrscheinlicher wurde, in demselben wurde die Kriegsentschlossenheit und die Unnachgiebigkeit Oestreichs fester und Bismarck wurde es ermöglicht, Preußen Italien und damit dem Krieg zuzuführen. Während die Ultramontanen und viele Demokraten, die Partikularisten Süddeutschlands sich gegen die treulose Habsucht und Mordlust Preußens kriegsschnaubend ereiferten, graute es der Mehrzahl der Preußen vor einem Bruderkriege.

Seit der Mitte Aprils hatten die vereinten junkerlichen und nationalliberalen Parteien am Hofe und im Volke Preußens einen combinirten Friedenssturm auf den König unternommen. Bismarcks Gesundheit war, seine Stellung schien tief erschüttert. Wohl im Zusammenhang damit zeigte Graf Mensdorff in Berlin die Geneigtheit des Wiener Hofs an, die auf Kriegsbereitschaft Bezug habenden Maßregeln einzustellen, wenn auf preußischer Seite dasselbe geschähe. Auf dieses Anerbieten ging Preußen den 21. April ein*). Aber schon die östreichische Depesche vom 26. April verrieth, daß Oestreich nur in Böhmen die Truppen zurückziehen wolle.

*) In diesem Moment (nicht den 2. Mai) mag Bismarck nach Florenz geschrieben haben, man solle sich in Acht nehmen, Oestreich nicht zum Kriege zu reizen. In diesem Falle wäre Preußen, wenn Oestreich sich an Italien vergriffe, formell nicht zur Waffenhilfe verpflichtet. Es wäre zwar entschlossen, aus derselben eine Kabinetsfrage zu machen, allein Vorsicht sei nöthig. Die von einem tief eingeweihten Augenzeugen geschriebene Brochüre: „General Lamarmora und die preußisch-italienische Allianz. Leipzig. Wigand 1868", stellt es so dar: „Oestreich bot Preußen den 26. April eine sehr beschränkte Entwaffnung an, um sich der schon versprochenen ausgedehnteren zu entziehen. Dadurch ließ sich Lamarmora ganz unnöthig allarmiren, als könnte Preußen Italien allein stecken lassen. Allein schon am 30. lehnte Bismarck die Entwaffnung ab, wenn Oestreich nicht auch Italien gegenüber entwaffne. Darauf brach Oestreich den 4. Mai die Unterhandlungen ab. Preußen wollte sich gegen Anfang Mai von Italien nur nicht zu einem unreifen Angriff hinreißen lassen und mahnte Italien davon ab, durch Hinweisung darauf, daß Preußen nicht streng verpflichtet wäre, das angreifende Italien zu unterstützen. Und das mit Recht, denn Preußen hatte sich im Traktat das Recht vorbehalten, die Stunde des Angriffs zu bestimmen." Auch war im Allianzvertrag, vielleicht durch bloßes Versehen, die bei solchen Verträgen gewöhnliche Formel weggelassen worden, daß die beiden contrahirenden Theile, sobald der Kriegsfall irgendwie eintrete, dieselben Freunde und Feinde haben sollten. Bismarck benutzte jetzt diesen Umstand, um die Ungeduld der Italiener zu zügeln, welche seinen Plan, den Krieg zur geeignetsten Stunde zum Ausbruch zu bringen, stören konnte. Wie wenig er daran dachte, Italien in der Noth allein zu lassen, erhellt aus Bismarcks Antwort auf Oestreichs Erklärung vom 26. April; in dieser Antwort verlangte er die Herstellung des Friedensfußes in der gesammten k. k. Armee in Italien sowohl, als in Deutschland. Die Erklärung Oestreichs vom 26. April war so plump, daß sie wohl nicht auf Annahme rechnete; wir sind versucht zu glauben, daß Mensdorff nur sondiren wollte, ob das Bündniß Preußens und Italiens gefestet sei.

Mensdorff theilte darin mit, daß neuere Nachrichten aus Italien augenscheinlich bewiesen, daß dieses einen Angriff auf Venetien vorbereite. Man befinde sich daher in der Lage, seine Vertheidigungsmittel, besonders in Betracht der langgestreckten Küste Oestreichs, nach anderer Richtung hin verstärken und die k. k. Armee in Italien auf den Kriegsfuß setzen zu müssen; „dieß dürfe indessen die preußische Regierung nicht verhindern, ihre mobil gemachten Truppencorps zu reduciren." Also wollte Oestreich versuchen, Italien durch ernste Kriegsdrohungen zu Einstellung seiner erst begonnenen Rüstungen und zu Bürgschaften des Friedens zu zwingen, um sodann mit denselben Truppenkörpern, die es in Italien aufgestellt hatte, Preußen zu nöthigen, sich in den deutschen Fragen dem Ausspruch des Bundestags zu unterwerfen, dessen Truppen, wenn Preußen sich weigerte, sich diesem Ausspruch zu unterwerfen, Oestreich sicher waren. So etwas hätte sich kaum ein Friedrich Wilhelm IV. bieten lassen!

Obgleich der Traktat vom 8. April ein geheimer war, so hatte Oestreich natürlich Wind davon. Das Wiener Cabinet erhielt seine Nachrichten über die italienischen Rüstungen aus Verona. Diese lauteten, bei der Lüsternheit des dortigen k. k. Offizierscorps nach Erneuerung der Lorbeern von 1848 und 1849, übertrieben. Das Wiener Kabinet machte davon an die anderen Kabinette Mittheilung. Deßhalb richtete an dieselben am 27. April auch das Florentiner Kabinet eine Cirkularnote. Es berief sich darauf, daß Italien, ganz mit Ordnung seiner inneren Angelegenheiten beschäftigt, noch vor wenigen Monaten sein Heer auf den Friedensfuß gesetzt und den gesetzlichen Termin der neuen Aushebung vertagt habe. Erst in Folge der Zerwürfnisse in Deutschland habe es einige elementare Vorsichtsmaßregeln getroffen; es seien aber (und das war in der Hauptsache wahr) weder die Reserven, noch die Urlauber einberufen worden, noch haben Truppenconcentrirungen Statt gehabt. Dennoch sehe sich Italien jetzt von Oestreich bedroht. Während in Deutschland eine Verabredung zur Entwaffnung Statt habe, werden von Oestreich mit einer Hast, als wäre es mitten im Kriege, die Kriegsbereitschaft vollendet, die Regimenter der Militärgränze werden ins Venetianische geworfen, alle Eisenbahnen dahin seien ausschließlich für Militärbeförderungen in Anspruch genommen. „So schwere Thatsachen legen der Regierung des Königs die Pflicht auf, für die Sicherheit des Königreichs zu sorgen. Es ist unvermeidlich, daß unsere Streitkräfte zu Land und zur See ohne Verzug verstärkt werden. Damit entspricht sie nur den Anforderungen einer Situation, welche ihr von Oestreich bereitet ist." Und nun erst kamen, wie wir später eines näheren sehen werden, die Rüstungen Italiens wirklich vorwärts. Das Ministerium wurde dabei von der Kammer und von der Nation mit Begeisterung unterstützt. Jene billigte „zur Vertheidigung", d. h. zum Angriff alle verlangte Vollmachten. Bixio befür-

wortete besonders diejenigen Maßregeln, in welchen eine Herausforderung gegen Oestreich lag. Da Geld besonders Noth that, waren die Motive zur Aufhebung der religiösen Körperschaften, welche im Juni von der Kammer beschlossen wurde, auch finanzielle. Zugleich wurde der Kredit aufs Aeußerste in Anspruch genommen und die Steuern erhöht. Kaum war der Versuch Oestreichs, Italien einzuschüchtern, gescheitert, so nahte sich dem Ministerium der Versucher nicht als brüllender Löwe, sondern in gefährlicherer Gestalt als gleißender Fuchs, welcher ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche gegen das bloße Versprechen des Nichtsthuns gelobte. „Der treueste Freund Italiens" machte überdieß den Fürsprech*).

Der Hauptstoß mit Finte, welcher eben jetzt gegen die aufrichtige Politik Italiens geführt wurde, ist uns von Lamarmora und von Jacini halb enthüllt. Beide veröffentlichten ihre Darstellungen verschleiert, weil mit der Gewißheit, daß sie vom Kaiser Napoleon gelesen würden, also mit Verschweigung seiner bedeutenden Rolle. Wir bemerken nur, daß Prinz Napoleon am Abend des 4. Mai in Florenz anlangte und lassen Jacini das Wort: „Den 5. Mai wurde der italienische Ministerpräsident von einer (ihm von Paris übermittelten) Anerbietung der Abtretung des Venetianischen an Italien, unter der einzigen Bedingung der von diesem zu beobachtenden Neutralität, überrascht. Es war ein schrecklicher Moment (Lamarmora versichert, es habe ihm eine schwere, schlaflose Nacht vom 5. auf den 6. Mai verursacht); denn eben war dem Kriegseifer Preußens scheinbar eine seltsame Kühle gefolgt und Graf Bismarck legte den Traktat haarspaltend aus. Italien durfte nur den Kriegsausbruch bis zum 8. Juli hinausziehen, um von den Vertragsverpflichtungen entbunden zu sein und Venetien ohne Krieg anzutreten. Dennoch lehnte Italien durch den Mund seines Ministerpräsidenten die Versuchung ab, um den Geist des auch seinerseits aufrichtig angenommenen Vertrags zu wahren. Italien vollzog damit einen Akt sowohl voraussichtiger Politik, wie der Loyalität. Denn wenn General Lamarmora das Anerbieten angenommen hätte, so würde die ganze k. k. Heeresmacht aus Venetien sich nach Norden zur Verstärkung des zur Bekämpfung Preußens bestimmten Heeres gewendet haben und Preußen wäre erdrückt worden. Dadurch aber wären für die Zukunft unsere Interessen schwer geschädigt worden. Deßhalb blieb für uns an diesem Scheidewege kein Zögern über die zu ergreifende Partei. Die Unabhängigkeit der italienischen Nation wird

*) Dieser Vorgang ist längere Zeit verschwiegen geblieben. Freunde Lamarmoras haben zu dessen Ehrenrettung 1868 den Schleier zuerst gelüftet.

Bedeutsam sagte Graf Bismarck in der Sitzung des Herrenhauses vom 13. Februar 1869: „Die Enthüllungen über die Periode unmittelbar vor dem Kriege von 1866, die namentlich in italienischen Schriften gegeben sind, lassen es in hohem Grade wahrscheinlich erscheinen, daß Oestreich sich zum Opfer Venetiens schon vor dem Krieg hatte bereit finden lassen und daß es sich um die Frage handelte, ob für dieses Opfer eine Entschädigung in Deutschland zu finden, oder in Geld gewährt werden müsse."

durch die Coexistenz eines preußischen Deutschlands viel mehr gesichert, als durch ein Oestreich, welches nach Zertrümmerung Preußens seine alte Uebermacht in Deutschland wieder erlangt hätte und dadurch früher oder später zur Wiederaufnahme seiner alten Politik gegen Italien geführt worden wäre." Soweit Jacini.

Schon offener spricht Bonghi im Februarheft 1869 der antologia nuova, S. 272: „Der Vereinigung Italiens mit Preußen vergewissert, dachte Oestreich auf Mittel, jenes von diesem zu trennen und zugleich den Kaiser der Franzosen beim Kriege zu desinteressiren. Deßhalb machte es den 4. Mai den formulirten Vorschlag, ihm Venetien (an Napoleon) abzutreten, damit es Viktor Emanuel übergeben würde unter der Bedingung, daß Frankreich und Italien neutral blieben und zuließen, daß Oestreich vermittelst der Eroberung Schlesiens sich auf Kosten Preußens entschädige. In diesem ersten Vorschlag sollten die Erwerbung Schlesiens und der Verzicht auf Venetien zwei gleichzeitige Akte sein, so daß jene die Bedingung dieses wäre. Da man (Napoleon?) aber sogleich aufmerksam darauf machte, daß der an diese Bedingung geknüpfte Verzicht auf Venetien nicht als annehmbar erscheinen würde, verbesserte die östreichische Regierung sogleich ihren Vorschlag, indem sie ihn nur an die Bedingung unserer Neutralität knüpfte."

Italien hätte die Vertragstreue gegen Preußen nicht offen zu brechen gebraucht. Napoleon konnte den Krieg bis Mitte Juli hinziehen; dann wäre der vierteljährige Allianztraktat abgelaufen gewesen. Allein außer der Gewissenhaftigkeit wurde Lamarmora in der Vertragstreue auch durch den Gedanken befestigt, daß die Krone in Italien durch den Sieg ihrer Waffen eine stärkere Grundlage bekäme. Man wollte nicht wieder eine Provinz aus der Hand Frankreichs nehmen!

Wir wissen, daß Napoleon mit dem Anerbieten an Lamarmora den General Fleury betraute; Lamarmora machte Mittheilung an den König. Der König fragte seinen Ministerpräsidenten um seine Ansicht darüber. Dieser antwortete, wenn der König annehmen würde, so würde er seine Entlassung verlangen. Darauf lehnte Viktor Emanuel freudig ab. Nach zwei Tagen reiste Fleury mit der Ablehnung zurück.

Die geheime Versuchung war abgewiesen, ohne daß man Preußen davon Mittheilung gemacht hätte. Doch blieb der Entschluß der italienischen Regierung in Berlin nicht unbekannt. Bonghi vermuthet, daß Bismarck, durch seine Agenten unterrichtet, seinen König mit dieser Nachricht zum Krieg für Italien geneigter gemacht habe. Das Attentat, dessen Ziel in diesen Tagen Bismarck war, zeigte den Italienern, daß nicht blos die Ministerveränderung in Berlin den Krieg hintertreiben konnte. Die Entrüstung über das Attentat war daher in Italien allgemeiner als in Deutschland.

Napoleon überließ Italien vorläufig seinem Schicksal, seine Beziehun-

gen zu Preußen wurden von nun an kälter. Er selbst hatte zur Annäherung Italiens gegen Preußen geholfen, aber unter Voraussetzungen, an deren Verwirklichung er allmälig zweifeln mußte.

Je mehr die Wahrscheinlichkeit des Kriegs wuchs, desto größer erschien Preußen in seiner männlichen Ruhe. Die Winke, die ihm zukamen, schien es nicht zu verstehen, es machte keine Miene die freundnachbarliche Neutralität Frankreichs durch ein Versprechen in Betreff der Rheingränze zu erkaufen. Ja, während der Sieg Oestreichs bisher für sicher gehalten worden war, bemächtigte sich Frankreichs eine Vorahnung, eine Furcht vor preußischen Siegen. Thiers gab am 3. Mai unter einem gewaltigen Beifallssturm des gesetzgebenden Körpers dem Instinkt des französischen Volks Worte. Preußen, dem unheimlichen Gränznachbar Frankreichs, sollte die Hilfe Italiens entzogen werden. Oder hatte Frankreichs Heer darum in der Lombardei für Italien geblutet, damit das geeinigte Italien diesem Preußen zur Macht verhülfe? Und was sollte aus der Vormacht Frankreichs auf dem Continent werden, wenn Frankreich fortfährt selbst oder durch Andere jeder Nationalität, auch der deutschen, zur Selbstständigkeit zu verhelfen? Die französischen Nationalinstinkte stellten sich den napoleonischen Ideen unerschütterlich entgegen. Die Folge war, daß diese nun entschieden ihre jenen verwandte Seite herauskehrten. Auch Usedom berichtete aus Florenz im Mai über bedenkliche Erkältung Frankreichs gegen Preußen. England, wie Frankreich hatten Sorge, daß Oestreich, daß seine Widerstandskraft gegen Rußland nicht zu sehr geschwächt werde; beide waren auch deßhalb gegen eine italienische Invasion auf die dalmatinische Küste. Mit Rußland vereint stellten sie den 16. Mai in Paris ein von Drouyn formulirtes Programm für den Versuch einer Friedensvermittlung vermittelst eines Congresses auf. Er sollte sich auf die Frage der Elbherzogthümer, auf die italienische und auf die Reform des deutschen Bundes beschränken. Der östreichisch gesinnte Bundestag wollte, während er die schleswig-holsteinische Frage als innere deutsche sich vorbehielt, in der italienischen mitsprechen (Grünbuch S. 686, Nigras Bericht). Preußen mußte dem Congreßprogramm zustimmen; Italien konnte es nur angenehm sein, daß die venetianische Frage auf dem Congreß zur Sprache kommen sollte. Lamarmora begründete seine Zusage damit, „daß sicher der Congreß zu der einzigen Lösung führen werde, welche bereits von dem Gewissen ganz Europas angenommen sei." Oestreich wiederholte seine Bedingungen vom Frühjahr 1859. Es knüpfte seine etwaige Theilnahme an der Conferenz an die Bedingung, daß von der Berathung jede Kombination ausgeschlossen bleibe, welche darauf abziele, einem der eingeladenen Staaten eine territoriale Vergrößerung (Elbherzogthümer und Venetien) oder einen Machtzuwachs (bessere Stellung Preußens am Bundestag) zu verschaffen. Ueberdieß erklärte Oestreich, daß es in der Stel-

lung, welche es gegenüber der Regierung des Königs Viktor Emanuel (nicht des Königs von Italien) eingenommen habe, nichts ändern könne. Die alten Verträge müßten als Ausgangspunkt dienen. Schließlich forderte es wieder, daß zu den Unterhandlungen über „die italienische Differenz" die päbstliche Regierung zugezogen werde, denn „la souverainité du St. Père est un fait reconnu, à ce qui me semble, par tous les gouvernements". In Folge dessen mußte der Moniteur vom 7. Juni ankündigen, die Unterhandlungen über den Congreß seien abgebrochen. Jeder Politiker hatte von Anfang einsehen müssen, daß die Interessen sich bereits in Brand gerieben hatten, daß solche Heeresaufstellungen nicht mehr ohne eine kriegerische Lösung rückgängig gemacht werden konnten. Die ultima ratio regum stand jetzt allein zu Recht. Der Streit konnte unmöglich wie ein Proceß entschieden werden, da die eine Partei das alte Recht der ihm günstigen alten Congreßverträge und den Züricher Frieden von 1859, die andere nebst dem uralten Rechte der Eroberung das neue der Nationalität anrief. Alle wollten aus einer unleidlichen Lage sich herausschlagen, die Kleinen wie die Großen hofften Kriegsbeute.

Preußen und Italien ermangelten natürlich nicht, die Minister der neutralen Großmächte und ganz Europa unter Verweisung auf die Unmöglichkeit der von Oestreich gestellten Bedingungen zu Zeugen aufzurufen, daß Oestreich die Friedensvermittlung scheitern und den Krieg zur Nothwendigkeit mache. Das Petersburger Kabinet stimmte dieser Darstellung bei. Oestreich, jetzt der Waffenhilfe der deutschen Mittelstaaten und vorerst der Neutralität Frankreichs versichert, erließ aber außer der für die Oeffentlichkeit bestimmten Antwort noch vertraute Instruktionen an seine Gesandten in London, Petersburg und Paris, welche seinen Standpunkt, seine Weltlage mit aller Klarheit und Energie darlegten. Es gelang Nigra das Wesentliche derselben zu erhalten, welches er den 4. Juni nach Florenz übermachte. Wir theilen es (aus Grünbuch S. 690 bis 692) mit: „Oestreich verbirgt sich nicht, daß durch seine Antwort sein Beitritt zur Conferenz von Bedingungen abhängig gemacht wird, welche ihren Zusammentritt unmöglich machen können. Aber das Wiener Kabinet zieht diesen Schritt vor, weil es von der Conferenz kein günstiges Resultat hofft. Trotz der rücksichtsvollen Fassung des Italien betreffenden Artikels ist es doch einleuchtend, daß die Worte „différend italien" die Abtretung Venetiens bedeuten und Oestreich könnte einer solchen Forderung nur eine unbedingte Weigerung entgegensetzen. Die Abtretung einer unter dem militärischen und dem maritimen Gesichtspunkt so wichtigen Provinz wäre ein Selbstmord, welcher Oestreich von seinem Rang einer Großmacht herabstürzen würde. Oestreich kann als Ersatz für Venetien keine Geldentschädigung annehmen; dieß ist für Oestreich eine Frage der Ehre und der Würde, worüber eine Transaktion nicht

möglich ist. Eine Gebietsentschädigung ist nur nach dem Kriege möglich. Und wo soll sie gefunden werden? Die Zerstücklung der Türkei ist nicht an der Tagesordnung; auch wären die Donaufürstenthümer, Bosnien, die Herzegowina für Oestreich kein Aequivalent für Venetien; diese armen, rohen Provinzen wären für Oestreich ein Element der Schwäche, seine Hilfsmittel würden dadurch nicht vermehrt, sondern vermindert. Weiter hat man (wer? — wer anders als Frankreich?) insinuirt, daß Oestreich durch Schlesien entschädigt werden könnte. Das östreichische Kabinet ist weit entfernt, diese Kombination zu wünschen, sie gäbe der Erhaltung jeder Macht in ihrem rechtlichen Besitz den Vorzug. Wenn aber der Krieg ausbräche, wenn die Macht Oestreichs durch große kriegerische Erfolge befestigt wäre, und dadurch sichere Eroberungen in seinen Händen blieben, dann könnte Oestreich auf eine alte Provinz verzichten, um eine neue zu behalten, da eine siegreiche Macht im Interesse des Friedens Zugeständnisse machen kann, welche ihr Drohungen gegenüber unmöglich sind, weil deren einzige Folge ihre Schwächung und die Ermuthigung ihrer Feinde wäre. Das Wiener Kabinet würde durch seine Einwilligung zu einer Unterhandlung über die Abtretung Venetiens das Gefühl seiner Völker und seines Heeres verletzen. Da eine derartige Lösung unmöglich ist, so wäre Oestreich gezwungen, im Schooße des Congresses diese Unmöglichkeit zu erklären und es würde dadurch die Verantwortlichkeit für die Erfolglosigkeit der Congreßverhandlungen auf sich fallen machen. Oestreich kann die italienischen Angelegenheiten nur unter dem Gesichtspunkte der Verträge betrachten; folglich besteht das angebliche Recht der Nationalität für Oestreich nicht. Oestreich kann keinen anderen Ausgangspunkt für die Erörterung der italienischen Angelegenheiten zulassen, als den Züricher Vertrag, dessen Nichtausführung die Quelle der Europa so sehr beschäftigenden Situation ist. Diese Beweisführung müßte im Schooße der Conferenz jeden Augenblick Schwierigkeiten schaffen. Oestreich würde dadurch nur seinen Feinden Waffen liefern und sie würden ihm die Verantwortung für den Nichterfolg zuschleudern, und je größer die bei dem Zusammentritt des Congresses gefaßten Hoffnungen wären, um so lebhafter würden die Vorwürfe gegen Oestreich, wenn sich die Chefs der europäischen Kabinette ohne irgend ein Resultat trennen müßten. Das Wiener Kabinet würde den Congreß annehmen, ja es würde ihn wünschen, wenn es die Bürgschaft hätte, daß keine Macht die Absicht hege sich desselben als Mittels zu bedienen, auf bequemere Weise denselben Zweck zu erreichen, welchen sie mit den Waffen zu erreichen noch Anstand nimmt. Das östreichische Kabinet hofft, daß die wahrhaft neutralen und nicht interessirten Mächte begreifen, daß keine friedliche Lösung dieser Frage zu hoffen ist, es sei denn, daß die mit dem Frieden unvereinbaren Begehr-

lichkeiten zurückgewiesen werden. Und wenn die neutralen Mächte die Frage nicht dadurch lösen können, daß sie den unaufhörlichen Ansprüchen und den unausgesetzten Angriffsplänen einen Damm entgegensetzen, so müssen sie wenigstens die Vertheidigung ebenso freigeben wie den Angriff. Oestreich ist stark in seinem Rechte, es ruft Niemandes Hilfe an, aber es fordert das Recht, das ihm Gehörige zu erhalten, so lange es ihm nicht durch Gewalt entrissen ist."

Nigra sandte diese Erklärung an Lamarmora, damit er sich überzeuge, daß jetzt der Krieg die einzige Losung sei, woran dieser immer noch gezweifelt haben will. Oestreich war gewiß dem Verlangen der Nationen nach Verkörperung gegenüber nicht minder in seinem alten Besitzrecht, als China gegenüber den Forderungen Englands und Frankreichs auf Oeffnung seiner Häfen für den Handel. Italien berief sich darauf, daß sich Venetien 1848 durch das allgemeine Stimmrecht mit ungeheurer Majorität an Piemont ergeben habe; waren aber wohl England und Rußland bereit, durch dasselbe über ihre Rechte auf Irland und Polen entscheiden zu lassen?

Dieses Aktenstück, dessen Inhalt von Frankreich bei dem Congreßvorschlag sicher vorausgesehen war, ist für uns auch deßhalb wichtig, weil es offenbar die Basis des wenige Tage darauf zwischen Frankreich und Oestreich eingeleiteten Einvernehmens ist. Schlesien ist darin von Oestreich ausdrücklich genannt, der Krieg als das einzige Mittel zu dieser Compensation für Venetien angezeigt. Frankreich und Oestreich standen bereits im Begriff sich gegen Preußen zu vereinigen, wie Talleyrand und Metternich auf dem Wiener Congreß gethan, gegen dessen Werk jetzt die jungen Lebenskräfte ankämpften. Die Solidarität Preußens und Italiens betrachtete Oestreich als seine größte Gefahr. Sie zu lösen oder zu zerreißen betrachtete es als seine Hauptaufgabe. Die namentlich in Verona herrschende Kriegspartei wollte zuerst und rasch das italienische Heer vernichten, um dann die größere Hälfte des k. k. Heers aus Italien nach dem Norden zur Mithilfe bei der Zertrümmerung Preußens zu führen. Unbekümmert um anderweitige politische Rücksichten heischte sie dieß. In Wien aber mußte man auf alle Fälle an Frankreich denken. Man suchte das in Paris bereits eingeleitete Einverständniß weiter zu treiben, zu befestigen und concreter zu gestalten. Dieß waren die realen Unterhandlungen, welche hinter dem Vorhang der Congreßunterhandlungen auf Grund der Instruktion, welche der Minister Mensdorff seinem Gesandten in Paris um den 1. Juni noch genau formulirte, gepflogen wurden. Er erklärte ganz richtig, daß Compensationen, welche Oestreich für Venetien und für seinen Antheil an Schleswig-Holstein, sei es in der Türkei, sei es in Deutschland, geboten werden wollten, vor dem Krieg eine Unmöglichkeit seien. Während Drouyn diese Idee aus dem Congreß entfernte, wurde vorläufig verabredet, daß Oestreich für Ve-

netien in dem vorausgesetzten Fall seines Siegs voll entschädigt werden sollte. Zwar nannte Frankreich, in den nach Klaczko schon im April in Paris geführten Unterhandlungen, Schlesien nicht ausdrücklich, aber es meinte dasselbe ebensowohl als Oestreich. Im Mai schrieb ein östreichischer Minister an eine hochgestellte Persönlichkeit: „unsere Flanke ist gedeckt, wir haben uns mit Frankreich arrangiren können." Bonghi hält für wahrscheinlich, daß Oestreich zu Anfang Juni an Frankreich versprach, „sein Werk in Italien zu schonen". Ein siegreiches Oestreich hätte dieß blos auf die Lombardei auslegen können, indem es die Fürsten der Halbinsel, namentlich den Pabst restaurirte. Wir erhielten 1868 aus Florenz von einem sehr gut unterrichteten Manne folgende Mittheilung: Ueber das genaue Datum des französisch-östreichischen Junivertrags von 1866 auf Grund des Gramont'schen Programms ist man auch hier nicht unterrichtet, meint aber, daß die Formulirung, über welche man sich einigte und die nur einen eventuellen Charakter getragen haben wird, von Klaczko richtig in die zweite Woche des Juni gesetzt wird. Die Besprechungen und Vereinbarungen aber sind schon früheren Datums, ja scheinen schon mit jenen ersten durch Frankreich an Italien vermittelten Propositionen vom 5. Mai begonnen zu haben und seitdem fortgesetzt worden zu sein. Schon am 19. Mai traten Oestreichs Ansprüche auf territoriale Entschädigung für die Cession Venetiens in Gesprächen französischer Diplomaten im Auslande hervor und wurden von denselben befürwortet. Kurze Zeit darauf wurden sie auch in der offiziösen pariser Presse erörtert und Preußens Verpflichtung behauptet, Oestreich für den Verlust Venetiens zu entschädigen. Aus Aeußerungen des Kaisers und seiner Minister konnte man schon damals die Grundzüge des Briefs an Drouyn herauslesen.

Gegen Ende des Mai waren die militärischen Vorbereitungen Oestreichs vollendet, soweit sie überhaupt dieß je wurden. Sein diplomatischer Garn war gezettelt. Wie Weberschiffchen flogen seine Agenten hin und her. Den 1. Juni löste es den Vertrag von Gastein, indem es, seine seit zwei Jahren an Preußens Seite befolgte Politik ignorirend, die Entscheidung über das Schicksal der Elbherzogthümer dem Bundestag übertrug. Den 9. wurde, wenn Klaczko gut berichtet ist, in Paris der Vertrag zwischen Frankreich und Oestreich abgeschlossen, kraft dessen dieses Venetien, gegen Entschädigung auf Preußens Kosten, an den Kaiser Napoleon abtrat. „Kaiser Franz Josef konnte damals Venetien nicht an Viktor Emanuel abtreten, weil dieser an Preußen sich gebunden hatte. Hauptsächlich aber war dieß unthunlich, weil eine solche unmittelbare Schenkung den Krieg verhindert hätte, indem Preußen isolirt den Krieg gegen Oestreich und seine zahlreichen Verbündeten nicht gewagt hätte. Der Krieg aber war gerade die bewegende Kraft (le mobile) und die conditio sine qua non der Abtretung, da nur er die Compensation

für Venetien vermitteln konnte. Deßhalb mußte der französisch-östreichische Vertrag geheim gehalten werden." So sagt der von Oestreich die Wiederherstellung seines Vaterlands hoffende Klaczko, welcher auf derselben Seite Preußen den treubrüchigen (félon) Vasallen, den Verräther des großen (deutschen) Vaterlands, den Brudermörder*) nennt. Die Verständigung vom 9. Juni, wodurch sich Oestreich der Neutralität Frankreichs während des Kriegs und seines Wohlwollens nach dem Siege versichern wollte, blieb, obgleich ihr Text nicht veröffentlicht wurde, nicht verschwiegen. Um die aufgeregte öffentliche Meinung Frankreichs und den gesetzgebenden Körper bei dem nun gewissen Kriegsausbruch in Schranken zu halten, schrieb den 11. Juni Napoleon an Drouyn einen Brief, welchen Rouher vor jenem Körper verlas. Darin war ausdrücklich für Frankreich „eine Ausdehnung seiner Gränzen vorbehalten für den Fall, daß die Karte Europas zum ausschließlichen Vortheil einer Großmacht verändert würde." Dieses wäre eingetreten, wenn Oestreich für Venetien das viel größere Schlesien bekommen sollte. Der Prospekt war „die Vereinigung Venetiens mit Italien zur Sicherung seiner Unabhängigkeit, eine große Stellung Oestreichs in Deutschland, ein homogenes im Nordosten starkes Preußen, eine stärkere Organisation der secundären Bundesstaaten," das heißt wohl ein Rheinbund als Puffer zwischen Oestreich und Frankreich, der dessen Oberleitung und Protektorat genösse, während Oestreich, durch Schlesien verstärkt, eine starke Vormauer Frankreichs gegen Rußland bilden sollte. Dasselbe sollte Preußens Rolle werden, welches für seine Abtretungen mit Schleswig-Holstein und Mecklenburg zu entschädigen war. Nach Neutralisirung der Rheinbundsfestungen und Bildung eines zweiten „freien" Belgiens aus den westrheinischen deutschen Landen hätte sich Frankreich großmüthig mit mäßiger Verbesserung seiner Ostgränzen begnügt. Eine wahrhaft französische Weltschöpfung, welche Richelieu und Ludwig XIV. in Schatten stellte! Der sie verderbende Sündenfall ereignete sich vor Monatsfrist bei Königgrätz. Und zwei Tage nachher veröffentlichte der Moniteur vom 5. Juli einen bescheidenen Theil der Wahrheit, indem er sagte, Oestreich habe schon vor dem Kriegsausbruch Venetien an Frankreich abgetreten. Offenbar war der Imperator, indem er den Folgen des Kriegs, wie er sich auch entscheide, die hauptsächlichsten Grundlinien vorzeichnete, gemeint, auch den deutschen Krieg zu einem „Duell" zu stempeln. Dieser französisch-östreichische Vertrag soll sofort nach Florenz mitgetheilt worden sein, um die italienische Kriegsführung zu lähmen, sie zum bloßen Duell zu machen, um im unwahrschein-

*) Wir würden der nicht dokumentirten Erzählung Klaczkos nicht das Wort ertheilt haben, wenn nicht ein tief eingeweihter Staatsmann, welcher von Klaczko nicht geschont ist, uns versichert hätte, daß von diesem viele Geheimnisse meist richtig enthüllt wurden. Allerdings urtheilen andere Betheiligte, er gebe zu viel Romanhaftes.

lichen Fall eines italienischen Siegs den Angriffskrieg gegen die k. k. Erbstaaten zu verhindern. Von jetzt an wurde Italien angesonnen, wie Lamarmora in seinem Brief an seine Wähler sagt, dafür auf Rom als Hauptstadt, wohl überhaupt auf den Rest des Kirchenstaats zu verzichten. Dieß war aber für Lamarmora unmöglich.

Das schon erwähnte Schreiben Napoleons an Drouyn vom 11. Juni schickte Nigra den 13. an Lamarmora, welcher es den 15. erhielt. Die für Italien wichtigste und erfreulichste Stelle desselben lautet: „Wir wünschen für Oestreich die Aufrechthaltung einer großen Stellung in Deutschland und daß Oestreich gegen eine billige Entschädigung Venetien an Italien abtreten könne. Denn wenn Oestreich im Verein mit Preußen, ohne sich um den Vertrag von 1852 zu kümmern, im Namen der deutschen Nationalität Dänemark bekriegen konnte, so schien es nur gerecht, daß es durch Vervollständigung der Unabhängigkeit der Halbinsel dasselbe Prinzip in Italien anerkenne." Nigra sagt in seinem begleitenden Berichte: „Die Generaldiscussion des Budgets bot der kaiserlichen Regierung wieder Gelegenheit, über ihre Ideen und Haltung gegenüber den Eventualitäten, welche sofort eintreten werden, eine Erklärung abzugeben. Rouher verlas in der gestrigen Sitzung des gesetzgebenden Körpers den Brief des Kaisers an Drouyn. Der Eindruck dieses Dokuments war ein ungeheurer, Italien durchaus günstiger. War es doch schwer, dem Verlangen des Kaisers, daß Venetien mit Italien vereinigt werde, einen energischeren Ausdruck zu geben. Die Erklärung, daß Seine kaiserliche Majestät die Nothwendigkeit anerkenne, worin sich Italien befinde, seine eigene Unabhängigkeit zu sichern, und die andere nicht weniger gewichtige, daß *der Krieg, welches auch sein Ausgang sein möge*, das Gebäude, welches Frankreich in Italien hat bauen helfen, nicht zerstören könne, müssen auf die öffentliche Meinung einen großen Einfluß üben."

Durch die neue Stellung, welche Frankreich jetzt in dem Kampf der beiden deutschen Großmächte einnahm, wurde die Stellung Italiens, aber ohne seine Schuld, gefälscht und voll innerer Widersprüche. Der Brief Napoleons war nur eine öffentliche Wiederholung des Versuchs vom 5. Mai. Italien war der Besitz Venetiens auf alle Fälle zugesagt, auch von Oestreich, wenn nur Italien den Krieg nicht so führte, daß es nicht zur Erschütterung der großen Stellung Oestreichs in Deutschland beitrug. Italien hatte sich aber vor ein Paar Monaten mit Frankreichs Zustimmung verpflichtet, dieß zu thun, mit allen seinen Kräften mitzuwirken, Preußen an die Spitze Deutschlands zu bringen. Jetzt war der innere Widerspruch gereift, welcher darin lag, daß Italien zugleich Preußens Verbündeter und Frankreichs Schützling und Werkzeug sein sollte. Dieser Widerspruch war Lamarmora nicht von vorn herein klar. Erst seit Frankreich sich überzeugte, daß es um-

sonst von Preußen Abtretung deutschen Gebiets erwarte, seit es Oestrei zur Abtretung Venetiens drängte und die Annahme des Geschenks od Kaufs in Florenz befürwortete, wurde dem italienischen Ministerium d Wendung der napoleonischen Politik klar. Lamarmora wollte für Italie den Besitz Venetiens sichern, aber nicht durch Treubruch gegen Preuße sondern indem er nun alle revolutionären, tollkühnen Kriegspläne verwa Mann des regulären Kriegs konnte und wollte er das östreichische Heer Venetien beschäftigen. Schon um des Geistes, um der Ehre des italien schen Heeres willen wollte er mehr als ein Duell, als einen Scheinkrie Allerdings mußte das „Venetien in der Tasche" unbewußt seine Willenskra lähmen. Das liegt nicht blos in seiner, sondern in der Wirkung des Unb wußten in der menschlichen Natur.

Es wäre jetzt für Preußen sehr wünschenswerth gewesen, wenn La marmora durch einen gemeinsamen Kriegsplan gebunden gewesen wär Preußen aber hatte, wie wir sahen, im April dem Ansinnen Govone einen combinirten Kriegsplan als Anhang des Traktats vom 8. April abzu schließen, nicht entsprochen, denn Preußen hatte ja immer noch Mittel ur Wege zum Frieden gesucht. Bismarck hatte für den Kriegsfall nur verlang daß die beiderseitigen Heere unmittelbar und gerade auf Wien losgehen sol ten, um so die letzte Entscheidung und die Friedenspräliminarien rasch z erzielen, ehe Frankreich Zeit zu einer Einmischung gewänne. Mehrere war in Berlin und in Florenz eventuell besprochen. Benedetti berichte daß er am 20. Mai Govone wieder in Berlin gesehen habe, und so war e Während Lamarmora in Paris auf rasche Entscheidung, sei es durch eine Congreß, sei es durch die Waffen, drängte (Grünbuch S. 669, vom 11. Mai schrieb er am 20. nach Berlin: „Das Heer des Königs ist bereit zur Ver theidigung, wie zum Vorrücken mit dem preußischen Heere in combinirte Operationen gegen den gemeinsamen Feind." Und am gleichen Tag schreibt er seinem Gesandten in Berlin, „daß man den der preußische Gesandtschaft beigegebenen H. v. Burg zu würdigen gewußt und seine Nachfolger H. v. Lucadou vertrauensvoll aufnehmen werde." Aber beid Herrn waren nur Majore! Erst als alle Friedensaussichten verschwunde waren, wurde der berühmte Kriegsgeschichtschreiber Professor von Bernhard welcher in Moltkes Kriegsplan tief eingeweiht war, nach Florenz geschick Dieser wurde den 6. Juni von dem Grafen Usedom bei Lamarmora einge führt und enthüllte diesem das große Geheimniß mit genauer Darstellun auf den Landkarten. Lamarmora wollte sich später dieser wichtigen Unter redung nur unklar erinnern. So trefflich die Wahl des Mannes von preu ßischer Seite war, so war sie doch insofern ein Fehler, als Lamarmora of fenbar um der Gleichheit der Würde Italiens willen auch wieder einen Ge neral, wie Govone, erwartete. Einem altpiemontesischen Militäradeliger

wie Lamarmora mußte ein Mann ohne volle Epauletten als nicht ebenbürtig erscheinen*).

Graf Usedom hatte die ganze staatsmännische und militärische Größe des über das Schicksal Europas, Preußens in erster Linie, entscheidenden raschen Entscheidungskampfes erfaßt und war unermüdlich in dessen Vorbereitung. Ungarn war ihm ein wesentliches Glied desselben. Er wollte durch Eingehen auf die von der ungarischen Linken beabsichtigte bloße Personalunion Ungarns mit Westöstreich es für alle Zeiten unmöglich machen, daß Oestreich mit den Truppen der zum Theil halbbarbarischen Anhängsel Ungarns wieder Deutschland überschwemme. Zugleich war der ungarische Plan der beste Fühler, ob Lamarmora entschlossen sei, wie Viktor Emanuel, jenen großen nationalen Entscheidungskrieg à fond zu führen. Um den 12. Juni brachte Graf Usedom denselben bei Lamarmora wieder zur Sprache. Italien, welches über Belgrad Verbindungen mit den Ostheisgegenden hatte, solle wie Preußen darauf 1½ Millionen Lire verwenden. Allein Lamarmora wollte jetzt von diesem Aufwand und selbst von einer Freiwilligenlandung bei Fiume oder Zeng nichts mehr wissen. Zwei Jahre später sagte er, einen solchen Revolutionirungsplan habe man weder denken, noch weniger aussprechen dürfen! — Von diesem Momente an mußte

*) Man hat gesagt, in Florenz habe man Moltke persönlich erwartet; so kindisch war man wohl doch nicht. Von einer Zusammenkunft mit ihm unweit des Bodensees oder in Nizza mochte früher die Rede gewesen sein. Lamarmora hatte aber noch einen weiteren Grund, auf die preußischen Pläne nicht tiefer, sich selbst verpflichtend einzugehen. Lamarmora hatte, nach Bonghi, dem General Govone bei seiner zweiten Sendung Mitte Mai aufgetragen, Bismarck nun doch die Insurgirung Ungarns vorzuschlagen. Bismarck hatte diesen Vorschlag abgelehnt, weil ihm die ungarischen Stimmungen nicht bekannt genug seien (Bonghi). Da aber mit jedem Tage die Zahl der Gegner größer, die Haltung Frankreichs bedenklicher wurde, so gab Bismarck den ungarischen Anerbietungen endlich Gehör und ihren Fürsprechern Geld. Mittlerweile verließ Visconti-Venosta seinen Gesandtschaftsposten in Constantinopel und reiste über Pesth nach Florenz. Dort hielt er mit den angesehensten Parteiführern eine Besprechung, worin er sich überzeugte, daß die Deakpartei ihre Opposition gegen ihren König nicht bis zu offener Insurrektion treiben wolle. So blieb nur eine Verbindung mit der ungarischen Linken möglich, deren Ziele zwar mit denen der Deakpartei übereinstimmten, aber welche nicht dieselben persönlichen Garantien des Erfolgs bot. So kam es, daß Bernhardi mit seinem Plane, welcher auf Lamarmoras Vorschlägen von Mitte Mai fußte, jetzt bei diesem übel ankam. Namentlich wollte dieser keinen Mann von seinen regulären Truppen nach Dalmatien abgeben. Er behandelte den Civilisten nicht als Bevollmächtigten, sondern beinahe als Touristen; sprach vom Wetter, vom Aufenthalt in Florenz. Dieses war die Ursache langwieriger bitterer Reibungen. Bernhardi berichtete über diese Besprechung nach Berlin. Moltke drückte in seiner Antwort darauf sein Bedauern, daß Lamarmora nicht auf den Plan eingehe und seine Befürchtung aus, es werde, besonders wegen Unterlassung der Garibaldischen Expedition nach Dalmatien, mit dem italienischen Kriege übel gehen; Preußen werde an Italien nicht die gehoffte Hilfe finden. Das gegenseitige Zutrauen der leitenden Staatsmänner und Generale war dadurch gewiß nicht befestigt.

der preußische Gesandte, welcher jetzt die Magie zu fürchten hatte, die Napoleon auf Lamarmora übte, den Verdacht schöpfen, daß Lamarmora nur einen halben Krieg, die Belagerung der Festungen, daß er eine „Bernadottische Kriegsführung" beabsichtige. Dann konnte Oestreich mit der gleichen Truppenzahl in Venetien auskommen, wie wenn Italien bewaffnete Neutralität hielt, und es konnte 5 Sechstheile seiner Heere gegen Preußen verwenden. Ein Bruch des Buchstabens des Vertrags war dieß nicht! Um seinen Plan durchzuführen, um alle Fäden in seiner Hand zu behalten, soll Lamarmora um diese Zeit im Ministerrathe beinahe flehentlich darum gebeten haben, ihm auch im Lager neben dem Obercommando das Portefeuille des Aeußeren zu lassen, weil er Geheimnisse besitze, welche er Niemandem anvertrauen könne (?).

Und jetzt schlug die von den patriotischen Politikern Italiens aller Parteien seit Jahren ersehnte Stunde des Befreiungskampfes um Venetien, welcher allein den Boden Italiens behufs seiner inneren Organisirung entlasten konnte. Preußen warf alle Bedenken hinter sich, um mit seinem ganzen Volk in Waffen sich in den Kampf zu stürzen, der über seine Stellung an der Spitze Deutschlands oder über seine Vernichtung entscheiden sollte. Es mußte auf den zum Aeußersten entschlossenen Beistand der ganzen Kraft Italiens rechnen, welches seit Monaten zum Kriege drängte. Oestreich, im Vertrauen auf sein gewaltiges, tapferes Heer, auf seine deutschen Bundesgenossen, auf das Wohlwollen Frankreichs, legte die Lunte an die längst vorbereiteten Minen. Bismarck stachelte es und half ihm dazu, indem er sich mit einem großartigen Reformplane für Deutschlands Verfassung an das deutsche Volk wandte. Er hatte dessen nothwendige Wirkung längst vorausberechnet und vorbereitet. Ueber dem Bundestag ging der erste und der letzte große Tag auf. Den 14. Juni sprach er auf Oestreichs Antrag mit einer Art von Majorität die Reichsacht über Preußen aus und bot die eilende Kriegshilfe auf. Der Boden Deutschlands erdröhnte auf dieses Signal von dem ehernen Schritt der leider an seine inneren Gränzen rückenden Hunderttausende Bewaffneter. Am 17. Juni Vormittags 9 Uhr 15 Minuten ließ Lamarmora an seinen Gesandten in Berlin das Telegramm abgehen: „Indem wir von der uns vom Grafen Bismarck offiziell gemachten Anzeige Akt nehmen, daß die Feindseligkeiten in Deutschland begonnen haben, werden wir getreu unseren Verpflichtungen ohne Verzug Oestreich den Krieg erklären."

In diesem erhabenen Augenblick, auf diese Nachricht faßte Graf Usedom in seiner Note vom 17. Juni die Motive zu einem auf Wien, das Herz Oestreichs zielenden, auch auf Ungarn rechnenden Kriege in mannhaften, flammenden Worten zusammen. Er fühlte sich nicht blos als Gesandter Preußens, sondern als freisinniger deutscher Patriot. Er wollte damit Lamarmora nur frühere Verabredungen auffrischen. Es war jetzt der Mo-

ment, vielleicht der letzte dazu. Je größer die Aufgabe war, welche er Italien stellte, desto größer mußte für Italien der Nutzen, für den General die Ehre sein. Persönlich konnte der Graf dieß nicht thun; seit mehreren Tagen war Lamarmora auch für seine Mitminister unzugänglich. Er ließ daher das Schreiben am Abend des 17. im palazzo vecchio, dem Sitz des Ministers, abgeben. Das Schreiben kam jedoch nicht, wie dieser voraussetzen mußte, sofort in die Hand Lamarmoras. Der Obergeneral war ohne Wissen seiner meisten Freunde auf dem Wege nach dem Apennin am Morgen desselben 17. abgereist. (Offizieller Kammerbericht der Sitzung vom 21. Juni 1868, S. 4384.) Usedom hatte am Schluß seiner Depesche um baldige Antwort gebeten, ob Lamarmora auf seine Kriegsidee eingehe. Er sollte erst nach 2 Jahren eine Antwort erhalten. Preußen erfuhr also nicht, wessen es sich zu seinem Bundesgenossen zu versehen hatte.

Italien mochte sich bisher beklagen, daß Preußen so lange zögere den Krieg definitiv zu beschließen, aber es war stets über die Stadien dieser Entwicklung in Kenntniß erhalten worden. An Viktor Emanuel und Lamarmora waren von Anfang des offenen Streits zwischen Oestreich und Preußen von Berlin aus alle den preußischen Standpunkt verfechtenden Schriftstücke, namentlich die an den Wiener Hof gerichteten Depeschen mitgetheilt worden. Wie sehr Bismarck auch auf das Detail einging, zeigt sein Schreiben an Usedom vom 22. Juni, worin er nachweist, daß bei der entscheidenden Abstimmung des Bundestags am 14. Juni von Rechts wegen Stimmengleichheit gewesen sei, daß aber durch ganz widerrechtliche, falsche Zählung der Stimmen der 16. Kurie, in welcher nur Lippe und Lichtenstein wirklich für Oestreich gestimmt hätten, und durch Ignorirung Braunschweigs eine Scheinmajorität für den östreichischen Mobilisationsantrag erzielt worden sei. — Nachdem die allen andern Nationen und der ungeheuern Mehrzahl der Deutschen selbst unbekannte und unbegreifliche Bundesverfassung längst zum Kinderspott geworden war, fehlte nur noch dieser Akt der Unehrlichkeit und die Unterlassung des Austrägalgerichts, welches nach dem Bundesvertrag vor jeder Bundesexekution einzutreten hatte, — auch davon hatte Bismarck nach Florenz berichtet — um den deutschen Bund vor dem Ausland moralisch zu vernichten!!

Bismarck schließt sein den Stimmenunterschleif betreffendes Schreiben vom 22. Juni: „Die Thatsache, welche ich Ihnen, Herr Graf, hiermit anzeige, wird Ihnen erlauben, die Regierung Sr. M. des Königs von Italien über die Mittel aufzuklären, welche angewendet wurden, um die Abstimmung des Bundestags über einen an sich selbst gesetzwidrigen Antrag zu fälschen. Diese Thatsachen werden dazu beitragen den Zerfall zu erklären, in welchen der Parteigeist, die Intriguen und die Corruption die Bundesinstitutionen längst stürzten; sie rechtfertigen nur zu sehr die Mißachtung, in

welcher das höchste Organ der deutschen Gemeinschaft stand. Wollen Sie, Herr Graf, die oben erwähnten Thatsachen zur Kenntniß der italienischen Regierung bringen."

Wir haben die mühselige Arbeit der Kabinette bei Abschließung des Bündnisses gesehen. Wie stand es mit der öffentlichen Meinung Italiens ihm gegenüber? So begeistert jetzt die Mehrzahl des italienischen Volks für Preußen ist, so wenig war dieß damals der Fall. Die ungeheuere Mehrzahl derer, welche bald darauf betheuerten und darum auch glaubten, sie haben stets ihre Hoffnung auf das preußische Bündniß gesetzt, war zu Anfang des Jahres 1866 himmelweit davon entfernt. Die prosaische Knappheit, der herbe Ton der Preußen stieß die Phantasie und die Urbanität der Italiener ab. Die Consorterie fürchtete über der preußischen Bundesgenossenschaft den bewährten Schutz Napoleons zu verlieren. Von der Aktionspartei hatte nur Mazzini Glauben an den Beruf und an die Kraft Preußens. Bismarck war seit Jahren nicht nur von der östreichischen, ultramontanen Presse, sondern auch von den demokratischen, fortschrittlichen Blättern Süddeutschlands, ja Preußens als ein freiheitsfeindlicher Unhold geschildert. Diese mußten ihn doch kennen! Sobald daher ruchbar wurde, daß Lamarmora etwas mit ihm plane, so witterte die demokratische Partei in Italien ein Komplott derselben gegen die Freiheit auf beiden Seiten der Alpen. Doch nicht blos Bismarck galt die Abneigung. Die Schulen Preußens ließ man gelten. Aber das preußische Heer erschien nur als eine militärische Schule; war es doch ohne größere kriegerische Erfahrung seit einem halben Jahrhundert. Privatim und offiziös wurde Italien vor großem Vertrauen in das preußische Heer von Franzosen gewarnt. Und diese mußten es doch verstehen. Man war geneigt in vielem Betracht dem italienischen Heere den Vorzug zu geben. Derselbe Fall war es mit den Generalen. Preußen hatte nicht einen einzigen von europäischem Rufe, während Italien in seinen Lamarmora, Cialdini die alte italienische Feldherrnschule wieder erstanden glaubte. Im Grunde hatte man doch einen tiefen Respekt vor dem kriegsgewöhnten östreichischen Heere, heimlich stellte man es zunächst nach dem besten, dem französischen. Man fürchtete also sich in eine Associéschaft einzulassen, welche viel mehr Aussicht auf Verlust als auf Gewinn bot. Aber mußte denn der Verlust ein gemeinsamer sein? Merkwürdig ist, daß offiziöse Blätter vor dem Kriegsausbruch von Abtretungen deutschen Gebiets am Rhein sprachen.

Schon Graf Cäsar Balbo hatte vor mehr als 20 Jahren die Hoffnung Italiens auf Lombardo-Venetien an die Verlegung Oestreichs in den Südosten, Preußens in den Nordosten Mitteleuropas geknüpft. Letzteres beabsichtigte jetzt Napoleon. So mochte Preußen geschlagen das linke Rheinufer verlieren, Italien sieghaft Venetien gewinnen. Es hatte dabei die öffent-

liche Meinung Europas und Napoleon für sich. Man glaubte sich mit solchen Gedanken nicht an Preußen zu versündigen, denn man traute ihm zu, daß Preußen, wenn nur seine Waffen siegen würden, auch Italiens Ansprüche fallen lassen würde. Das ist hart, aber wahr.

Jene Ansichten, namentlich über das preußische Heer, theilte auch das italienische Heer. Sie waren ihm ja schmeichelhaft. Der ganz zuverlässige Major Corsi erzählt, wie man sich selbst nach Custozza im italienischen Lager ungünstig über die Unthätigkeit des preußischen Heeres aussprach. Derselbe sagt, Lamarmora sei nahezu der Einzige gewesen, welcher einen unerschütterlichen Glauben an die Tüchtigkeit des preußischen Heeres gehabt habe. Seit seiner Mission nach Preußen 1860 wurde er deßhalb verspottet. Aber nach den wiederholten Enttäuschungen in seiner Hoffnung auf eine preußische Kriegsallianz hatte er die vorherrschende Meinung getheilt, Preußen werde nicht mit Oestreich brechen. Ricasoli wünschte dieselbe ebenso heiß, um durch den großen Nationalkrieg Italien besonders innerlich zu erheben. Aber niemand zweifelte hartnäckiger daran, daß Preußen den Krieg wagen werde. Dieses hatte sehr fatale Folgen. Lamarmora konnte den Krieg nicht an Ort und Stelle studiren, die Kriegspläne nicht klären, so lange er als Ministerpräsident an Florenz gebunden, alle, namentlich auch die Hauptsachen der äußeren Politik zu besorgen hatte. Ricasoli war der einzige mögliche Ministerpräsident für den großartigen Nationalkrieg. Lamarmoras Aufforderung an ihn, dieß jetzt schon zu werden, lehnte er aus Unglauben an den Krieg ab. Ricasoli sagte: „sobald, wie vorauszusehen ist, der Krieg als unmöglich erscheint, muß das Ministerium, welches in Hoffnung auf ihn Italien und seine Finanzen überangestrengt hat, fallen — unter Hohngelächter und tiefer Erbitterung. Ich bin bereit mich dann der Last der Präsidentschaft zu unterziehen. Deßhalb muß ich mich jetzt für Italien sparen. Denn wenn ich mit Lamarmoras Ministerium fiele, so bliebe nur der princip- und würdelose Rattazzi als Ministerpräsident möglich." Daher übernahm Ricasoli erst, als der Krieg für Preußen unwiderruflich war, am 17. Juni die Ministerpräsidentschaft.

Woher kam aber, bei diesem herrschenden Unglauben der Italiener an Preußens Wollen und Können, jetzt die brennende Ungeduld nach der Realisirung des Bündnisses mit Preußen? Wie kam es, daß man auf die bloße Möglichkeit derselben hin die Finanzen an den Rand des Abgrunds brachte? Die Ungeduld Italiens über seine innere und äußere Mißlage war auf dem Siedpunkt. Man war überzeugt, daß nur der große Nationalkrieg gegen Oestreich davon erlösen könne. Ohne Bundesgenossen war er aussichtslos. Darum war man in Italien bereit, jeden, auch den unangenehmsten Verbündeten an der Hand zu fassen, um einen großen, starken italienischen Staat zu schaffen. Nicht weil dieser Verbündete Preußen war,

sondern trotzdem, fand endlich die Politik des Ministeriums die Billigung die Absolution der öffentlichen Meinung. — Groß war das begeisterte Vertrauen auf das eigene junge, kriegserprobte, nationale Heer, besonders auf die theure Flotte, auf die Volkskraft, groß die Freude, endlich einmal allein auf italienischem Boden für Italien zu kämpfen; dazu kam die Berechnung daß dieß nicht blos ehrenvoller, sondern auch wohlfeiler sei, als an Oestreich eine halbe Milliarde Kaufpreis zu zahlen. Nicht blos der König und seine kriegerische Umgebung witterten mit Genuß den Pulverdampf der Schlachten. So furchtbar das Festungsviereck war, dort galt es die Manen der 1848 Gefallenen zu sühnen. Man hatte an Gaeta die neuesten Mittel des Belagerungskampfes geprüft und vervollkommnet. Waren Heer und Flotte jung, so hatten sie auch, wenigstens in der Artillerie und Mechanik, die neuesten Entdeckungen der Kunst zu verwerthen. Die reifen Politiker mußten außer einigen Axiomen Macchiavells vor Allem die Erfahrung aller Jahrhunderte, namentlich die zuletzt von Italien gemachte anerkennen, daß ein entfernterer Bundesgenosse, welcher keine an ihn gränzenden Provinzen als Lohn verlangen kann, weit ungefährlicher für die Unabhängigkeit ist, als ein stärkerer unmittelbarer Nachbar. Wie vielen Nutzen hatte Piemont, zumal im spanischen Erbfolgekriege, aus dem Bündniß mit dem entfernten England und Holland gezogen. In den entscheidenden Kreisen in Florenz, wie in denen von Wien gab für den Krieg vor allem die Furcht vor dem Auseinanderfallen des Staats in seine provinziellen Elemente den Ausschlag. Nur eine kriegerische Glorie schien sie zusammenschweißen zu können. Denn in beiden Staaten ist die Staatseinheit am entschiedensten im Heere dargestellt.

Neunundvierzigster Abschnitt.

Der Krieg und der Frieden von 1866.

Während wir in Deutschland im Frühjahr 1866 mit düsterem Blick dem Kampfe Deutscher gegen Deutsche entgegensahen, hatte die hoffnungssichere Aussicht auf den „letzten", gerechten Krieg zur Befreiung Venetiens alle italienischen Gemüther gehoben. Ein sympathischer Zug vereinte alle Klassen, alte Feinde versöhnten sich, man liebte beinahe die Oestreicher, welchen man diesen geistigen Frühling verdankte. Die Oeffentlichkeit des italienischen Lebens wurde durch das Bedürfniß der Mittheilung, der Poesie, der Musik von Balkon zu Balkon, von Stadt zu Stadt gesteigert. (Die Nuova antologia vom Juli 1869 enthält eine treffliche Schilderung dieser ächt südlichen, specifisch italienischen Stimmungen und Szenen.) Und jede Stadt drückte ihre patriotische Theilnahme auf ihre Weise aus. Turin freute sich der Waffen und der Männer, seiner Söhne, Neapel schwamm besonders für die Flotte in schrankenlosen Siegeshoffnungen, nein in der Gewißheit desselben. In einigen Kreisen Roms, in Venedig war die Freude, die spannende Erwartung am intensivsten. Der herrschende Trost war die Gerechtigkeit der Sache Italiens, welche siegen müsse. In allen den zarten Zügen der Trennung, der Correspondenzen während des Krieges, so viel Ehre sie dem Familienleben der Italiener, zumal dem Verhältnisse der Mütter und der Söhne machen, tritt neben Anwandlungen alfierischen Heroismus eine Sensitivität, eine poetische Reizbarkeit an den Tag, welche uns für die Kaltblütigkeit in den Stunden der Schlacht bange machen. Offiziere und Freiwillige schreiben nach Hause, welche Strophen aus Dichtern, welche Liederverse ihnen während des Gefechts in der Seele klangen. Auch von Soldaten erzählten uns Offiziere die zartesten Züge, z. B. wie sie, obgleich todmüde, über ihren Offizier eine Hütte aus grünen Reisern bauten, ohne daß er erwachte.

Da der König mit seinen Söhnen und Lamarmora ins Feld zu ziehen im Begriffe stand, so mußten ein Regent und ein Ministerpräsident er-

nannt werden. Für die Regentschaft war der Prinz von Carignan schon durch Herkommen die gegebene Persönlichkeit. Er soll die Präsidentschaft Ricasolis zur Bedingung seiner Annahme der Regentschaft gemacht haben. „Der Abgang Lamarmoras ins Feld", sagt Bonghi (Antologia Nuova, Aprile 1869 P. 676), „machte eine sonst durch nichts motivirte also unnöthige, störende Ministerveränderung nöthig. Das gemäßigte Ministerium hatte das Vertrauen des Landes; es, namentlich Lamarmora, hatte die Situation geschaffen und hätte sie also auch weiter entwickeln sollen. Nur ein einziger Staatsmann konnte ihn ersetzen, Baron Ricasoli, welcher am wenigsten an die Wahrscheinlichkeit eines Krieges geglaubt hatte und nur durch die Nothwendigkeit zur Uebernahme der Regierung sich bestimmen ließ. Denn er ist ein Mann ohne jeden gemeinen Ehrgeiz; er nimmt die Regierung nur wie eine Pflicht, nicht wie eine Belohnung auf sich. Gerade seine Entfernung von der Tagespolitik macht ihn manchmal geeignet, einer Situation einen Ton zu geben, mehr kraft der Tinten des Adels seiner Seele, als der Natur der Verhältnisse und der Menschen entsprechend. Ricasoli hätte die bisherige Politik des Ministeriums blos fortsetzen sollen. Aber ein mehr sittliches, als politisches Motiv leitete Ricasoli auf einen ganz anderen Weg. Er glaubte den Augenblick gekommen, allen Parteigeist auszulöschen, indem er die ausgezeichnetsten Männer aller Parteien in die Regierung berief, um gemeinsam das edle Werk zu vollbringen. Dachte er doch daran, Mazzini eine amtliche Stellung zu geben, womit selbst Napoleon einverstanden gewesen sein soll. Allein diese Männer verweigerten ihm größtentheils den Beitritt; indeß traten genug neue ein, um die bisherige Einheit der Regierung zu stören, ohne daß das Ansehen derselben gewonnen hätte. Namentlich waren die Beziehungen Lamarmoras, als Ministers ohne Portefeuille im Felde und als Chefs des Generalstabs, zum Ministerium so unklar und unsicher, wie diejenigen zu Cialdini." Der Mailänder Visconti-Venosta kam von dem Gesandtschaftsposten in Constantinopel, um das Ministerium des Aeußern anzutreten. (Das erste von ihm unterzeichnete Aktenstück ist vom 2. Juli.) Die andern Ministerveränderungen waren ohne Belang.

„Der 20. Juni 1866 war ein wahrhaft feierlicher Tag: Baron Ricasoli stellte dem Parlament das neue Ministerium vor und erklärte unter unbeschreiblicher Erregung der beiden Versammlungen: S. M. der König hat Oestreich den Krieg erklärt. Für das Ministerium wurden auf Kriegsdauer außerordentliche Vollmachten verlangt und ohne Schwierigkeiten verwilligt. Deren war mehr als die andern das Finanzministerium benöthigt. Die Dauer des Krieges war nicht vorauszusehen. Im Ausland wäre nur unter sehr fatalen Bedingungen Geld zu haben gewesen, da unsere Staatsrente bis auf 37 gefallen war. Deßhalb waren die Emission eines den Kräften

des Landes angemessenen Nationalanlehens und der Zwangscurs für die Bankbillete eine wahre Nothwendigkeit geworden." (Hier bricht leider Jacini seine Geschichte ab.) Damit begannen für Italien die Leiden der Papierwirthschaft und des Silberagios.

Vortrefflich paßten Ricasoli und Graf Usedom zusammen, sofern sie den Krieg mit tiefem Ernst auffaßten. Die Ziele ihres Ringens waren geistige Hebung ihrer Völker, mehr noch als Erwerb an Land und Leuten. Sie scheuten auch vor revolutionären Mitteln nicht zurück. Das ungarische Comité trat wieder zusammen. Kossuth wurde zum Programm der Personalunion bekehrt. Aber der überseeischen Expedition wurde durch die Abberufung Garibaldis von der adriatischen Südküste nach Tyrol die Seele entzogen. Lamarmora hielt für nöthig, die Oestreicher zuerst in die Festungen, ihre Flotte in die Häfen einzuschließen. Dann könne Garibaldi mit regulären Truppen und mit Freiwilligen gegen Ungarn vorgehen. Im königlichen Heere waren Sirtori, Bixio, Medici, die sicilianischen Kampfgenossen Garibaldis, Brigadegenerale. Cerale hatte sich vom Tambour im piemontesischen Heere dazu aufgedient. Sie standen dem Heere besser an, als die meisten der altadeligen Adjutanten des Königs, welche, durch Gunst erhoben, in Folge ihrer Unfähigkeit im Recognosciren eine der Hauptursachen des Mißerfolgs waren.

Ganz Italien war einig, daß der Krieg als Angriffskrieg geführt werden müsse. Dieser allein entsprach der nationalen Ungeduld, dem feurigen Temperament des italienischen Soldaten und der politischen Natur des Kampfes. Nur durch Vorrücken konnte man mit dem entfernten Bundesgenossen cooperiren. Ja, man glaubte der preußischen Unentschlossenheit einen Sporn geben zu müssen, damit sie nicht wieder zurücktreten könne. Also mußte das zu befreiende Venetien angegriffen werden. Dabei lag das Festungsviereck Verona-Peschiera-Legnago-Mantua den Paß sperrend vorn im Wege; das, wie Peschiera, seit 1849 viel stärker befestigte Venedig lag für das Landheer im Hintergrund.

Der Streit, ob überhaupt und von welcher Basis aus das Festungsviereck anzugreifen, oder ob es über den untern Po zu umgehen sei, war eben 20 Jahre alt. Schon während des Feldzuges von 1848 wurde nicht blos von Venetianern behauptet, Karl Albert hätte, sich an die päbstlichen Truppen anschließend, über den untern Po gehen, so das Viereck umgehen und auf die Hauptverbindungslinie des in den Festungen eingeschlossenen k. k. Heeres mit den Erbstaaten treten sollen, was Durando mit den schwachen päbstlichen Truppen versuchte. Diese Behauptung wurde nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzugs 1848 zur Anklage. Die piemontesischen Offiziere machten mit wenigen Ausnahmen eine Ehrensache aus der Rechtfertigung des von ihnen verfolgten Planes; Cäsar Balbo tritt in

seiner italienischen Geschichte dieser Ansicht bei. Sie lag auch dem Feldzugsplane Napoleons von 1859 zu Grunde, zumal dieser die päbstlichen Staaten nicht betreten wollte. Aber ganz anders lagen die Sachen seit dem Jahre 1860, seit Italien sich die Romagna annektirt hatte. Fanti, ein eben so tüchtiger Stratege als Organisator, befestigte Bologna, damit es zur Basis einer Umgehung des Festungsvierecks über den unteren Po dienen könnte. Er soll einen Plan dazu mit bis ins genaueste studirtem Detail ausgearbeitet haben und dieser Plan soll nach seinem Tode in Cialdinis Hände gekommen sein. Seine Bemühungen, Lamarmora für seinen Plan zu gelingen, scheiterten an dessen piemontesischem Eigensinn. Fanti sagte seinen Freunden, mit dem Finger auf die Landkarte zwischen Peschiera und Verona weisend, wenn wir in Krieg mit Oestreich kommen, so wird Lamarmora seinen Kopf da herein stecken. Da Oestreich überall seine Affilirte hatte, erhielt es von diesen Erörterungen sicher Kunde.

Die Streitfrage wurde besonders für die Piemontesen noch vergifteter, als für die Verlegung der Hauptstadt von Turin nach Florenz die strategischen Motive und namentlich der Plan der Umgehung des Festungsvierecks über den untern Po in den Vordergrund gestellt worden war. Sie bekämpften längst diesen Plan mit strategischen Gründen. Schon den 18. November 1864 hatte bei Berathung des Septembervertrags der Turiner Professor Ricotti im Parlament sich also ausgesprochen: „Oestreich wird uns angreifen und indem es aus dem Mangel an Voraussicht, daß man ihm den Distrikt von Sermide auf dem linken Poufer ließ, Nutzen zieht, wird es hier bei Borgoforte mit starken Streitkräften debouchiren, um, nach seinem Gutdünken sich gegen Piacenza oder gegen Bologna wendend, die italienischen Streitkräfte in 2 Theile zu schneiden. Es ist an der Zeit, daß ich erkläre, daß die der Voraussicht ermangelnde Maßregel der Uebersiedlung der Hauptstadt neben anderen ungeheuren Nachtheilen auch den sehr in die Wagschale fallenden Nachtheil haben wird, daß sie den italienischen Obergeneral zwingen wird, seine Streitkräfte in 2 Corps zu theilen, um mit dem einen die neue Hauptstadt, mit dem andern Piemont zu decken, welches, man mag wollen oder nicht, noch viele Jahre das große militärische Depot der Nation bleiben wird, wobei man den großen strategischen Irrthum begeht die innere Linie dem Feind zu überlassen, während wir die beiden äußeren Linien besetzt halten, welche durch den weiten Landstrich getrennt sind, der zwischen Toscana und Piemont liegt. Dann werden Sie sehen, wie groß der Irrthum war, die Hauptstadt von Turin nach Florenz zu verlegen." — Diese Bedenken verhinderten Strategen wie Rüstow nicht, die Umgehung des Festungsvierecks durch Ueberschreitung des unteren Po für das Richtigere zu halten. Er sagte zum voraus: „das oberitalienische Kriegstheater ist nach einem Dutzend Feldzüge in 70 Jahren das wissen-

schaftlich durchdachteste der neuern Zeit, und man sollte auf ihm einen Fehler für am meisten unmöglich halten. Das Festungsviereck war im Jahre 1848 noch lange nicht das, was es heute ist, Peschiera und Verona haben sich zu einem unendlich höheren Werthe aufgeschwungen. Es ist also heut viel weniger als damals erlaubt, den Stier an den Hörnern packen zu wollen. — Da die italienische Flotte der östreichischen wenigstens materiell weit überlegen sein muß, verlohnt es sich wohl, an eine Cooperation des Landheeres mit der Flotte zu denken. Eine solche Cooperation ist aber unmöglich, wenn die Landarmee sich die Hauptoperationslinie Mailand-Verona wählt; sie wird dagegen sehr wohl möglich, ja nothwendig, wenn die Landarmee auf der Hauptoperationslinie Bologna-Vicenza, Venedig zur rechten Hand, vorschreitet." — Graf Usedom hatte Italien die Wahl gelassen ou de tourner ou de traverser le quatrilatère. Nur die Belagerung der Festung bezeichnete er mit Recht als einen Akt, durch welchen aller Werth des italienischen Bündnisses für Preußen verloren ginge.

Diese beiden mit größter Bitterkeit seit 2 Jahrzehnten sich bekämpfenden Kriegspläne hatten sich in 2 italienischen Generalen personificirt, im „Agememnon und im Achill" des italienischen Lagers.

Cialdini, eine von der Natur mit reichen Gaben des Verstandes, der Energie und der Phantasie ausgestattete Persönlichkeit, ist ein mittelbarer Sprößling der napoleonischen Kriegsschule in seinem Heimathlande Modena. Da er sich lebhaft an dem Aufstande von 1831 betheiligt hatte, mußte er vor dem Zorn des rückkehrenden Herzogs Franz IV. flüchten. Zuerst diente er der constitutionellen Sache in Portugal, dann in Spanien, wo er sich durch persönliches Verdienst zum Oberst des Generalstabs aufschwang. Im Jahre 1848 kehrte er nach Italien zurück und wurde bei der Vertheidigung Vicenzas schwer verwundet. Als der Pabst sich von der nationalen Sache ganz abzog, trat er in piemontesische Dienste und focht 1849 namentlich in der Schlacht bei Mortara. Seitdem blieb er im piemontesischen Heere. Seine Tüchtigkeit fand besonders in Neapel, vor Gaeta und im Kampfe gegen das Brigantenthum einen größeren Schauplatz und die Anerkennung der ganzen Nation. Er fühlt sich großen Dingen im Krieg und im Staate gewachsen, er hat das Bedürfniß großer Erregungen; obgleich von energischem Ehrgeiz für die nationalen Waffen, obgleich der Pracht nicht abgeneigt, ist ihm eine gewisse Scheu vor Verantwortlichkeit gegenüber der öffentlichen Meinung und dem Parlamente eigen. Er weiß nicht, wie Bixio, politische Opposition im Parlament und strengen Gehorsam als Militär zu vereinigen. Wenn Lamarmora nicht zu befehlen wußte, so verstand Cialdini nicht recht zu gehorchen. Man will dieses Gewohnheiten zuschreiben, welche in dem an Auflehnungen gewöhnten spanischen Heere herrschen, die dem italienischen zum Glück fremd sind. Nicht einmal das Ober- und

Unterordnungsverhältniß, die Vollmacht und die Verantwortlichkeit Lamarmoras und Cialdinis waren genau bestimmt. Dieß war bei der Verschiedenheit der Temperamente, der Ansichten, bei der Rivalität der Generalstäbe nur zu folgenreich. Von Seiten Lamarmoras wird behauptet, diese habe, in Voraussicht der Schwierigkeiten, welche er mit Cialdini als untergeordnetem General bekommen würde, diesen im Mai in Gegenwart des Kriegsministers zur Uebernahme des Obercommandos zu überreden gesucht aber umsonst. Lamarmora soll damals geäußert haben, Cialdini würde als Oberbefehlshaber eine viel bessere Stellung haben als jeder andere, da Cialdini keinen Cialdini als Untercommandanten hätte.

Je wärmer die besonders seit 1859 aus dem übrigen Italien zahlreich in das Heer eingetretenen Söhne des übrigen Italiens für die ächt italienische Persönlichkeit Cialdinis schwärmten, um so eifersüchtiger, kritischer verhielten sich die altpiemontesischen Offiziere ihm gegenüber. Eduard Arbib, ein tüchtiger Exoffizier des piemontesischen Heeres, sagt in seinem l'esercito italiano e la campagna del 1866 (Torino e Firenze tip. Cassone 1867): „Das Armeecorps Cialdinis war nicht blos zahlreicher, man könnte dem Anschein nach auch sagen ausgewählter als jedes andere. Nicht sowohl der Kriegsminister, als der General hatte seine Divisionscommandanten ausgewählt und von Anfang an war es Thatsache, daß dem 4. Armeecorps, auf die hartnäckigen und, ich weiß nicht weßhalb, unwiderstehlichen Forderungen desselben ein unbestreitbarer Charakter der Bevorzugung gegeben wurde. Diejenigen, welche ihm angehörten, schmeichelten sich, daß Cialdini, sobald er ins Feld rücke, für sich allein und vermöge seiner Initiative die größten Dinge vollführen würde. Es schien, daß keiner der Meinung war, daß über ihm ein Generalstabschef des ganzen Heeres stehen würde, welchem es zustände, wenn auch nicht direkt zu commandiren, so doch die Operationen und die Bewegungen aller Heereskörper zu leiten. Den meisten erschien das italienische Heer nicht als ein Körper, welcher in 4 von Einem Haupte abhängige Glieder sich vertheile, die gemeinsam operiren würden, sondern sie betrachteten das Heer als bestehend aus dem Corps Cialdinis einerseits, und aus den 3 anderen Armeecorps andrerseits." Der Hauptvertheidiger Lamarmoras im Jahre 1868 fragt: „Welche Motive bestimmten einen Mann von der Zähigkeit, um nicht zu sagen, von dem Eigensinn Lamarmoras, einem Kriegsplan zuzustimmen, welcher nicht ganz der seinige war? Ließ er sich durch die dramatische Beredsamkeit seines Collegen bestimmen oder wich er der beinahe ehrfurchtsvollen Achtung, welche er für einen Geist hatte, den er als sich überlegen schätzte? Oder war, wenn Lamarmora nicht nachgegeben hätte, vielleicht zu fürchten, daß General Cialdini, dessen Macht schrankenlos war, sich nicht darein

ergeben hätte, selbst nachzugeben?" Derselbe Verfasser sagt, Cialdini habe jeden Fuß breit Land jenseits des Po studirt gehabt.

Lamarmora in seiner Aufregung über die Usedom'sche Note, welche ihn erst in Bologna ereilte, muß hier in einer sehr unfreundlichen Stimmung am Vormittag des 18. Juni Cialdini begegnet sein. Er kannte diesen ja als einen Anhänger der von Preußen vertretenen Idee, den untern Po zur Operationsbasis zu machen. Die Lage Lamarmoras war Cialdini gegenüber eine um so peinlichere, da er auch ihm den preußischen Kriegsplan und die Usedom'sche Note verschwieg. Cialdini bekam jenen erst einen Monat später in Treviso zu Gesicht und verschlang ihn. Die späteren Streitschriften beweisen, daß man selbst in Bologna noch nicht zu einer Präcisirung eines Plans zu combinirter Wirksamkeit gelangte. „Jeder hätte auf seiner Seite mit der nöthigen Energie zu handeln, um den Feind entweder zu schlagen, oder im Schach zu halten. In Folge dessen, und unabhängig von den erzielten Erfolgen, hätte sich entweder die Armee ganz auf irgend einer Stelle vereinigt, oder die Poarmee wäre nach gelungener Einnahme von Rovigo beträchtlich verstärkt worden und hätte sich gegen die Etsch gewendet. Nur unter dieser Voraussetzung läßt sich die vorausgegangene Theilung der Armee in 2 Heerkörper rechtfertigen und dieß um so mehr als ein jeder der beiden letzteren stärker war als die feindlichen Truppen im Felde." So Lamarmora.

Ein tief eingeweihter, beiden Generalen befreundeter Mann stellt uns das Uebereinkommen derselben so dar: „Nachdem Cialdini sich in die Theilung geschickt hatte, waren beide einverstanden, daß das eine Heer einen ernstlichen Streich führen, das andere gleichzeitig demonstriren sollte. Dabei dachte sich jeder, daß er die Hauptaktion ausführen, der andere demonstriren sollte." Diese Auffassung bewährt sich auch vollkommen in den folgenden Ereignissen. Beide Angriffspläne waren discutirt. Aber statt, daß für einen derselben bestimmt entschieden worden wäre, ließ man beide gleichzeitig probiren. Das Vertrauen auf die eigene Ueberzahl, die Persönlichkeiten der beiden unvermeidlichen Führer, von denen der eine mehr das piemontesische, der andere das südliche Wesen darstellte, führte zu diesem verhängnißvollen unklaren laisser aller. Der König von Italien vermochte die Differenzen seiner Generale nicht zu schlichten, wie 1870 der von Preußen so trefflich that, ohne ihre nöthige Selbstthätigkeit zu lähmen. Die Theilung des Heeres hatte aber auch ein von keinem der Generale ausgesprochenes Motiv. Keiner von ihnen hatte je in einem regelmäßigen Kriege ein annähernd gleich starkes Heer befehligt, keiner war fähig dazu und jeder war wohl insgeheim froh, einer so großen Verantwortung enthoben zu sein.

War Cialdini auch muthmaßlich den gegnerischen Streitkräften nume-

risch ebenbürtig, so war seine Aufgabe, vielleicht angesichts derselben angreifend über 2 Ströme und über mehrere große Kanäle zu gehen und die Hauptstadt zu decken, während die Oestreicher von Borgoforte aus seine Linke und seine Rückzugslinie angreifen konnten, eine sehr schwierige. Er fühlte daher nach wenigen Tagen, als er ans Werk ging, das Bedürfniß eines Zusammenwirkens, einer Unterstützung durch den stärkeren Lamarmora. Die ihm von diesem gemachte Mittheilung, daß die k. k. Feldarmee bei Lonigo (Lonigo liegt etwas südlich von der Bahn von Vicenza nach Verona) stehe, machte es sehr wahrscheinlich, daß sie sich zunächst gegen ihn wenden würde. Cialdini schrieb daher den 20. Juni an Lamarmora: „Die Nachricht, die Sie mir von der Entfernung der östreichischen Truppen von Mincio in der Richtung gegen Lonigo geben, wäre eine ernste; **es will mir scheinen, daß sie unsern Plan kennen** *) und sich meinem Uebergang mit Nachdruck entgegensetzen wollen. Ich hoffe, daß Sie am Vorabend meines Versuchs zum Poübergang die Aufmerksamkeit der feindlichen Streitkräfte auf sich ziehen werden." Gleichzeitig mit diesem Schreiben erhielt Lamarmora ein Telegramm: „Ferrara, 21. Juni 8½ Uhr Abends. Meinem Uebergangsversuch über den Po **muß** eine ernste **Demonstration** am Mincio vorangehen. Benachrichtigen Sie mich aufs schnellste, ob Sie dieselbe am 24. zu machen gedenken, auf daß ich den Uebergang auf die Nacht vom 25. auf den 26. vorbereite. Cialdini." Aus dem späteren Federkrieg der Generale erhellt, daß der Obergeneral das „muß" sehr übel nahm, desgleichen, daß ihm mit seinen 120,000 Mann eine bloße „Demonstration" zugemuthet wurde. Er wollte das klassische Hügelland nehmen, vielleicht Peschiera zur Uebergabe zwingen, ob er gleich dadurch in den von Cialdini entferntesten Winkel des Festungsvierecks sich eingekeilt hätte. Dadurch kamen die Streitkräfte des italienischen Staats dem Erzherzog gegenüber in eine ähnliche Lage, wie das bairische und das schwäbisch-hessische Armeecorps Vogel von Falkenstein gegenüber.

Wir haben jetzt die verschiedenen Ansichten und Absichten, die Persönlichkeiten der Hauptakteure des politisch-kriegerischen Dramas kennen gelernt und es ist uns jetzt vergönnt, den Vorhang aufzurollen. Die tief einschneidenden Differenzen werden nur zu bald in der Leitung des Krieges und in

*) Dieß war vielleicht ein persönlicher Stich, da man in florentiner Kreisen behauptete, Lamarmora habe öfters an einem bestimmten Wochentage bei einer englischen Dame en petit comité Kriegsrath gepflogen, und diese sei mit ihrem früheren Verehrer, dem Fürsten Metternich in Paris, in lebhaftem Briefverkehr gestanden. Eine andere Behauptung können wir vollends nicht glauben, die daß der Kriegsplan Lamarmoras, durch einen italienischen Generalstabsoffizier um ein hübsches Vermögen in Dukaten verkauft, in die Hände des k. k. Generals Möring gekommen sei. Die Klerikalen und die Mazzinisten hatten längst den Verdacht gegen Verrath ausgestreut.

seinen Mißerfolgen zum realen Ausdruck kommen. Zum Glück war die Uneinigkeit der Führer, die Unklarheit des Planes nur Wenigen bekannt. Italien war von dem Bewußtsein erfüllt, daß jetzt die besonders für einen jungen Nationalstaat entscheidende Stunde nahe, sich als solchen zu bewähren und vor der Welt seine Berechtigung zu besiegeln. Nur die Klerikalreaktionäre und wenige verbissene Radikale hofften das Gegentheil.

Bei der Schilderung der Aufstellungen und der Bewegungen der beiderseitigen Heere, welche der großen Probe der organisirten Kräfte beider Staaten vorangingen, namentlich bei Angabe der Zahlen, der Tage, legen wir den 2. Band von der nach Feldakten durch das k. k. Generalstabsbüreau für Kriegsgeschichte bearbeiteten Schrift „Oestreichs Kämpfe im Jahre 1866" zu Grunde, welche den 1. Band des 9. Jahrganges der östreichischen Militärzeitschrift, Wien 1868, bildet. Waltet darin auch das handgreifliche Bestreben, die numerischen Verhältnisse durch Ueberschätzung der italienischen Streitmassen zur Ehre der östreichischen Fahnen zu modificiren, so ist auf italienischer Seite noch weniger Klarheit und Zuverlässigkeit*). Die Oestreicher kannten auch die feindlichen Verhältnisse viel genauer als umgekehrt.

Die Schrift beginnt: „Die italienische Armee zählte im Beginn des Jahres 1866 ungefähr 180,000 (?) Mann unter den Fahnen. Die mißliche finanzielle Lage des Landes hatte die Regierung bewogen, am 2. Jänner die Aushebung des Contingents für das laufende Jahr (Altersklasse 1845) zu sistiren. Doch schon am 11. März ward durch das k. Dekret die Einberufung der 2. Kategorie und am 25. März die rasche Durchführung jener sistirten Rekrutirung angeordnet. Die hierdurch erreichte Verstärkung der Armee betrug 110,000 Mann. Auf dem Schlachtfeld machte sich der Nachtheil sehr bald fühlbar, daß sie erst 10 Wochen bei den Fahnen waren. Die Einberufung der Beurlaubten der Jahrgänge 1834 bis 1840 erfolgte willig und rasch. Die reichlichen Transportmittel wurden in geschickter Weise ausgenützt. Zuerst wurden aus den Besatzungen Neapels 50,000 Mann herangezogen. Beinahe der dritte Theil der Artillerieresserven, besonders die bei Cialdinis Corps und des Trains konnte nur mit Ochsen bespannt werden." Dadurch wurde die Ueberbrückung des Po verzögert, zumal die Wege bei Ferrara tiefen Sand haben. Sowohl die neapolitani-

*) Die beste italienische Geschichte des Feldzugs ist: Corsi, vicende del primo corpo. Der k. k. Generalstab nennt dieselbe mit Recht „durch Wahrheitsliebe und durch seltene Offenheit ausgezeichnet." Außerdem sind zu nennen: Rapport du general Lamarmora. — La guerra in Italia nel 1866. Milano 1867. — La battaglia di Custoza per L. A. Casati. Firenze. — Custoza par Charles de Mazade, in der revue des deux mondes 5. August 1867. — Rüstows Geschichte des Kriegs von 1866. Später sind noch mehrere eingehende italienische Darstellungen erschienen, namentlich Corsis Selbstergänzung in 2. Bande seiner venticinque anni.

schen, als die toscanischen und romagnolischen Pferde bewährten sich nach Corsi bei der Reiterei durch Feuer und Ausdauer. So hatte nach dem Oestreicher Italien Ende Juni 483,000 Mann mit 42,500 Pferden unter den Waffen oder vielmehr auf dem Papier. Im Süden blieben 30,000 Mann, ebensoviel in den nördlichen Festungen. Von den 40,000 mobilisirten Nationalgarden kamen nur einige Hundert Mann ins Feld. Der Oestreicher gibt den **Sollstand** der drei ersten Armeecorps, also der italienischen Operationsarmee in der Lombardei auf 162,400 Streitbare mit 6700 Pferden und 282 Geschützen, den des 4. Corps unter Cialdini am untern Po auf 108,000 Streitbare mit 3360 Pferden und 168 Geschützen an; er reducirt jedoch selbst die Streitbaren desselben auf 88,000, was sicher immer noch zu hoch gegriffen ist. Wenn er selbst jedes der 3 Corps unter Lamarmora in der Lombardei auf 40,000 Streitbare herabsetzt, so dürfte er damit der Wahrheit nahe kommen. Wir werden sogleich sehen, daß man die Zahl der Italiener noch niedriger anschlug. Den **Effektivstand** der k. k. Südarmee gibt derselbe auf 191,000 Mann und zwar bei der operirenden auf 95,000, die Streitbaren bei derselben auf 72,000 mit 3500 Pferden der Reiterei und 168 Geschützen an. Weiter waren 13,228 Streitbare in Tyrol, 15,800 in Istrien und Friaul, 29,000 in Festungen, über 8000 in Streifbrigaden.

Rüstow giebt uns folgende Uebersicht über das italienische Heer im Jahre 1866: Jährlich werden 50,000 Mann, mit den herkömmlichen Ausnahmen und mit Stellvertretung conscribirt. Die eine Hälfte hat eine Dienstzeit von 11 Jahren mit Präsenz während der ersten 5 Jahre; die zweite Hälfte soll nothdürftig ausgebildet, entlassen, kann aber während ihrer 5jährigen Dienstzeit unbedingt einberufen werden. Die Infanterie besteht aus 80 Regimentern, worunter 8 Grenadierregimenter, jedes mit einem ausrückenden Stand von 2534 Mann, Summa 202,720 Mann. Dazu kommen 40 Bataillons Versaglieri mit 25,120 Kombattanten. Die Reiterei in 19 Regimentern jedes zu 700 Säbeln zählt 13,300 Säbel. Die Artillerie hat beinahe nur fahrende Batterien von je 6 gezogenen Geschützen. Ein Dritttheil der Batterien hat Sechzehnpfünder, zwei Dritttheile haben Achtpfünder. Abgesehen von der Festungsartillerie rücken 480 Feldgeschütze aus. Die Nationalgarde, aus der begüterten Klasse und ihren Stellvertretern bestehend, hat nur als Sicherheitswache und die mobilisirten Bataillone als Festungsgarnisonen Bedeutung. Die 20000 Carabinieri sind für den inneren Sicherheitsdienst nöthig. Zwei Regimenter der Infanterie bilden eine Brigade. 2 solche Infanteriebrigaden, 2 Bataillone Versaglieri, 1 Regiment leichter Reiterei, 3 Batterien bilden eine Division von also 10—11,000 (in Wirklichkeit 8500) Infanteristen, 700 Reitern, 18 Geschützen. Die Brigade erreicht aber in der Praxis diese Stärke um so weniger, als sie bei

Zusammenlegung mit andern Brigaden zu einem Armeecorps zur Bildung einer Reserve Truppentheile aller Waffen abgeben muß.

Während der ersten Hälfte des Mai hatten die Oestreicher die Anzeichen der Sammlung der italienischen Hauptmacht am untern Po bemerkt. Aber schon den 29. Mai konnte mit Vergnügen an den Kaiser telegraphirt werden, daß sich das italienische Heer theile und daß nur die kleinere Hälfte bei Ferrara geblieben sei. Erzherzog Albrecht erkannte sogleich die Vortheile, welche ihm aus dieser Theilung erwuchsen, und schickte sich an, sie zu benutzen. Er erkannte den feindlichen Plan, mit der Hauptmacht in das Festungswerk einzudringen, sich dann über die Etsch mit Cialdini zu verbinden, um das ganze Venetianische zu überschwemmen, während das k. k. Heer in seine Festungen gebannt würde. Dann konnte dieses bei längerer Kriegsdauer nach Abschneidung aller seiner Verbindungen mit dem Innern des Reichs zur Kapitulation oder doch zu einer Schlacht gegen große Uebermacht gezwungen werden. Diesen feindlichen Plan von vorn herein zu durchschneiden, war der Erzherzog entschlossen; er entwarf mit Klarheit und Entschlossenheit seinen Plan und theilte ihn den 3. Juni dem Kaiser mit. „Die Frontveränderung der Feinde," berichtet diesem der Erzherzog, „ist bereits vollendete Thatsache geworden; nahe der Minciogränze stehen drei feindliche Armeecorps von 80,000 Mann Infanterie und 2500 Reitern; Cialdini hat 48,000 Mann. Als Verbindungsglied stehen in Modena 5000 Mann. Jene beiden Heere beabsichtigen, wohl noch verstärkt, nach Forcirung des Po in Voraussetzung glücklicher Erfolge sich vor Verona die Hand zu bieten. Das k. k. Heer ist allenthalben vom besten Geiste beseelt und in seiner kriegsmäßigen Ausrüstung schlagfertig. Die drei die mobile Hauptarmee bildenden Corps liegen in und um Verona, Vicenza, Padua. Sie können in längstens 2 Märschen vereinigt werden." Auf dieser thatsächlichen Grundlage baut der Erzherzog seinen offensiven Defensivplan folgendermaßen auf: „Man kann sich nicht verhehlen, daß die nur auf 2, höchstens 3 Märsche von unserem Hauptdepotplatze und von dem Schlüsselpunkte unseres Vertheidigungssystems Verona entfernt in der Lombardei stehenden 100,000 Mann ganz geeignet sein müssen, uns an unserer Befestigungsgruppe festzuhalten, wenn wir von selber (derselben), bei etwaigem Versuche, dem gleichzeitig am unteren Po vordringenden feindlichen 4. Armeecorps uns entgegenzustellen, nicht von Verona abgedrängt und bei ungünstigem Ausgange eines Gefechts nicht selbst zwischen beide feindlichen Heereshälften eingekeilt sein wollen. Es ist aber ebenso als positiv vorauszusetzen, daß ein gelungenes, ganz widerstandloses Ueberschreiten des unteren Po dem Gegner in kürzester Zeit unsere Verbindungen in die Hände spielen und der im Lande angehäufte bisher schlummernde revolutionäre Zündstoff ihn die Mittel wird finden lassen, alle Ressourcen zu seinem eigenen Besten auszubeuten und sich in diesen Provinzen mehr und

mehr festzusetzen. Unter diesen Umständen nun kann ich, um beide Gegner gleichmäßig im Auge und in Schach zu halten, mir nur eine Centralstellung an der Etsch zwischen Montagnano und Lonigo (beide südlich von Vicenza) als zweckdienlich denken, weil ich von dieser aus, theils von Verona, theils von der unteren Etsch bei Badia, nur eines forcirten Marsches bedarf, um den zunächst mir eine Blöße bietenden Gegner mit mehr oder minderer Chance des Erfolges zu fassen." — Der strategische Gedanke dieser drei Sätze ist ungleich klarer als ihr Oestreichisch-Deutsch.

Cialdini brauchte, um über den unteren Po und die Etsch und über den breiten zwischen beiden gehenden Kanal (canale bianco) zu gehen, einige Tage. Natürliche und künstliche Hindernisse setzten auch ein kleines Beobachtungscorps in Stand, sein weiteres Vorrücken zu verlangsamern. Daher hatte der Erzherzog Zeit, sich auf das größere feindliche Heer, das Lamarmoras, zu werfen, sofern dieses gleichzeitig mit jenem Poübergang Cialdinis seinen Mincioübergang ausführte. Das Heer Lamarmoras zu schlagen, mußte von um so größerer, auch moralischer Wirkung sein, weil sich bei demselben der König befand. Bewegte dasselbe sich durch die Ebene zwischen Verona und Mantua mit seinem großen Train gegen die Etsch, so konnte es in seiner linken Flanke angegriffen werden. Suchte Lamarmora zur Abwehr dagegen das klassische strategische Hügelland zwischen Peschiera und Sommacampagna zu besetzen, so konnte es hier von der mobilen östreichischen Armee, indem diese die Flügel an Peschiera und Verona anlehnte, in den ihr genau bekannten Stellungen angegriffen werden. Trotz der italienischen Uebermacht waren dabei die Aussichten für die Waffen Oestreichs günstig, wenn man den italienischen Generalstab in die Meinung versetzte das östreichische Heer sei jenseits der Etsch. Um dem sich auch gegen Mantua deckenden Gegner die Kräfte Oestreichs concentrirt entgegenzustellen, wurden die Festungsbesatzungen vorerst sehr karg bemessen und die zur bloßen Beobachtung des Feindes längs des Mincio aufgestellten leichten Truppen erhielten Befehl, sich plänkelnd über Villafranca gegen Verona zurückzuziehen. Jetzt zeigte sich auch der große Vortheil, welchen der Oestreich im Frieden von Villafranca südlich vom Po gelassene Landstrich von Luzzara bis Sermide mit dem Brückenkopf von Borgoforte bot. Die Verbindung der beiden feindlichen Heere auf dem südlichen Poufer war dadurch erschwert, die Eisenbahn von Turin nach Bologna bedroht, Nachen und Schiffsmühlen konnten von weither im Po und im unteren Mincio von den Oestreichern gesammelt werden.

Auf die den 10. Juni eingelaufene Nachricht, daß die Kriegsrüstungen der Italiener vollendet und ihre Truppen im Anmarsch gegen den Mincio und gegen den unteren Po seien, wurden die 3 Armeecorps, aus welchen das mobile östreichische Heer bestand, auf dem linken Ufer der mittleren

Etsch concentrirt. Das 1. Corps wurde in und um St. Bonifacio längs der Eisenbahn von Vicenza nach Verona, das 9. südöstlich davon um Lonigo-Cologna, das 7. südlich davon um Montagnana concentrirt. Für das vereinigte Fahrmaterial der Eisenbahn wurde eine Fahrordnung für 24 Züge auf der Strecke Rovigo-Verona angeordnet und am 14. vollzogen. Den 12. Juni brachte der Telegraph die Nachricht von dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Oestreich und Preußen in Folge der Verdrängung der Oestreicher aus Holstein. Darauf folgte das Manifest des Kaisers an seine Völker. Der Verkehr Venetiens mit „Fremditalien" wurde abgebrochen.

Am Morgen des 20. Juni überreichte ein italienischer Oberst den Vorposten vor Mantua ein Schreiben Lamarmoras an den Erzherzog. Es lautete: Armeehauptquartier Cremona, den 20 Juni 1866. Der österreichische Kaiserstaat hat mehr als jeder andere Staat dazu beigetragen, Italien zerstückt und unterdrückt zu erhalten, und er war die hauptsächlichste Ursache der unberechenbaren materiellen und moralischen Nachtheile, welche Italien seit vielen Jahrhunderten zu erdulden hatte. Heute noch, nachdem 22 Millionen Italiener zu einer Nation sich vereinigt haben, verweigert Oestreich allein von allen Staaten der civilisirten Welt ihm seine Anerkennung. Indem es noch immer eine unsrer edelsten Provinzen, die es in ein ungeheures befestigtes Lager verwandelt hat, unterjocht hält, bedroht es von dort aus unsere Existenz und verhindert es unsere äußere und innere Entwicklung. Vergeblich blieben in den letzten Jahren die Versuche und Rathschläge befreundeter Mächte, um diesem unerträglichen Zustande abzuhelfen. So wurde es unvermeidlich, daß Italien und Oestreich bei der ersten europäischen Verwickelung sich als Gegner fänden. Die neuerliche Initiative Oestreichs mit Rüstungen und sein Widerstand gegen die friedlichen Vorschläge dreier Großmächte machten es der Welt offenbar, wie feindselig seine Absichten seien, und regten Italien von einem Ende zum andern auf. S. Majestät der König als eifersüchtiger Hüter der Rechte seines Volks und als Vertheidiger der nationalen Integrität erachtet es daher als seine Pflicht, dem Kaiserthum Oestreich den Krieg zu erklären. Ich setze demgemäß auf Befehl meines erlauchten Souveräns Eure kaiserliche Hoheit, als Befehlshaber der kaiserlichen Truppen im Venetianischen, in Kenntniß, daß die Feindseligkeiten 3 Tage nach dem Datum dieses Schreibens beginnen werden — es wäre denn, daß Eure kaiserliche Hoheit diesem Verzug nicht zustimmen wollten, in welchem Fall ich bitten würde, mir dieß mitzutheilen.

Alfons Lamarmora.

Der Erzherzog gab auf dieses Schreiben, welches etwas dem Ton einer ritterlichen Duellforderung glich, keine Antwort. Aber am folgenden Tage erließ er an seine Truppen folgenden „Befehl": Soldaten! Der

längst erwartete Augenblick ist endlich gekommen: der Krieg beginnt! Be neuem streckt der räuberische Nachbar die Hand nach diesem schönen Ju wel in der Krone unseres Monarchen aus, welches Eurem Schutze anve traut ist. Die Ehre der Armee, die Ehre jedes einzelnen Mannes unt uns ist an die Behauptung dieses Pfandes geknüpft. Ich kann Euch ke nen kräftigeren Beweis meines Vertrauens geben, als indem ich Eu offen sage, daß der Feind mächtig gerüstet und uns an Zahl bedeuter überlegen ist. Schwer mag unsere Aufgabe sein, aber sie ist Eurer wü dig. Mit entschlossner Tapferkeit im Kampfe, mit unermüdlicher Ausdau in Anstrengungen aller Art, mit altösterreichischer Zähigkeit, die noch n an sich selbst gezweifelt hat, werden wir sie mit Gottes Hilfe auch dies mal ruhmvoll lösen, denn unser ist das heilige Recht, welches zuletzt sie gen muß. Was immer auch sich ereignen möge, Nichts wird Euren fes rigen Muth, Nichts das feste Vertrauen auf den endlichen Sieg in Euc erschüttern. Verblendet durch leichte Erfolge, die unser Gegner im Bund mit Verrath, Treubruch und Bestechung anderwärts gefunden hat, kenn er in seiner Anmaßung, seiner Raubsucht keine Gränzen, vermeint e seine Fahne auf dem Brenner und auf den Höhen des Karstes aufpflanze zu können; doch dießmal gilt es einen offenen Kampf mit einer Mach welche fühlt, daß es sich jetzt um Sein und Nichtsein handelt, welche en schlossen ist, zu siegen oder ruhmvoll zu fallen, wenn es sein muß.

Mögt Ihr den Feind daran erinnern, wie oft schon er vor Euch ge flohen! Auf denn, Soldaten! Erwartungsvoll sehen Kaiser und Vaterland mit begeisterter Theilnahme Euere Mütter, Euere Frauen und Brüde auf uns. Auf denn zum Kampf in Gottes Namen und mit dem weit hin schallenden Rufe: es lebe der Kaiser!

Die persönlichen Vorgänge zwischen den beiden Häuptern des italie nischen Minciohеeres vor, während und unmittelbar nach Custozza werde wohl nie ganz aufgeklärt werden. Es muß aber am 23. Juni zwische beiden zu einer heftigen Szene gekommen sein. Viktor Emanuel hatt die Gefahren und die Schrecken des Kriegs innerhalb des Festungsviereck im Feldzug 1848 von Anfang bis Ende als tapferer Soldat mitgemacht Lamarmora war am Anfang verwundet worden. Der König wußte, da man darin sich in der Lage befinden würde, wie ein in einen feindliche Hafen eingedrungenes Kriegsschiff, welches von Batterieen und Torpedo in jedem Moment bedroht ist, in die Luft gesprengt zu werden. Deßhalb wollte er, daß das Heer fest geschlossen jenseits des Mincio marschire und sich geschlossen auf einer Art niedrigen Plateaus zwischen Valleggio und Goito aufstelle, um von hier aus nach allen Richtungen starke Recognosci rungen zu entsenden. Lamarmora, welcher, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, unfähig ist, auf andere Ansichten einzugehen und

starrer als der Pabst an seine seit Jahren verfochtenen Lehrsätze und Entschließungen glaubt, soll es beinahe für eine Feigheit erklärt haben, mit solcher Vorsicht durch ein wohlbekanntes ebenes Land zu ziehen, während weit und breit kein beachtungswerther Feind stehe. Er machte wohl seine Verantwortlichkeit unbeugsam geltend. — Deßgleichen scheint auch der tapfere, aber bequem gewordene Giacomo Durando die ihm vom König angerathenen Recognoscirungen am 23. Juni sorglos unterlassen zu haben. Als die Schlacht entbrannt war, soll der König, die Schwäche der vereinzelten Corps als Gefahr sofort erkennend, Aneinanderschluß Roccas und Govones gewünscht haben. Umsonst!

Gleichzeitig mit der piemontesischen Kriegserklärung lief beim Erzherzog die Nachricht ein, daß die Freischaaren Garibaldis sich am Westufer des Gardasees sammeln, was vermuthen ließ, daß sie durch eine Landung auf dem Ostufer die Verbindung Veronas mit dem Innern der Monarchie über Trient zu bedrohen suchen würden. In den Städten der Lombardei stellten sich viele Söhne der besten Familien unter seine Fahne als Gemeine. Ein Herr aus Brescia brachte seine 5 Söhne. Mehr Befürchtungen flößte im k. k. Hauptquartier die Nachricht ein, daß sich bei Mirandola, von wo ab östlich die Truppen Cialdinis standen, sich Streitkräfte sammeln. Dieß ließ befürchten, daß am untern Po nur demonstrirt worden sei und daß Cialdini sich zur Vereinigung mit dem Hauptheere Lamarmoras bewege. Cialdini hatte sich dieß auf den Fall vorbehalten, daß der untere Poübergang unthunlich werden sollte. Allein das Compromiß zwischen den beiden in Italien herrschenden Kriegsplänen blieb unglücklicher Weise fest. Jene Befürchtung drängte indeß im östreichischen Hauptquartier zum Entschluß der Beschleunigung der Entscheidung am Mincio; sie sollte selbst auf dem Westufer desselben gesucht werden, wenn der König nicht über den Fluß käme. „Um Lamarmora vollends zu täuschen und zu überraschen, sollte nach erfolgter Kriegserklärung die k. k. Armee bis zum 22. ruhig in der Stellung hinter der Etsch bleiben, dann aber mittelst einer rasch und geheim durchgeführten Bewegung auf das Hügelterrain am Mincio versetzt werden, und den Gegner anfallen, wo sie ihn findet. Es ward daher die Versammlung der Armee für den 23. bei Verona, und zwar in Beiwachten westlich vor seinen Thoren, eingeleitet." Außer der strengsten Gränzsperre wurde zur Verheimlichung dieser Bewegung längs der Etsch eine abschließende Kette leichter Truppen gezogen. Am untern Po blieben zur Beobachtung Cialdinis nur ein Husarenregiment und ein Jägerbataillon zurück. Oberhalb Veronas hatte ein starkes Corps am 22. über die Etsch und über Pastrengo südlich auf Castelnuovo vorzugehen (Castelnuovo liegt an der Straße von Verona nach Peschiera,

$1\frac{1}{2}$ D. Meilen östlich von diesem). Dieses Corps war also der rechte Flügel der östreichischen Schlachtaufstellung.

Auch Lamarmora war von seinen Erinnerungen an 1848 beherrscht. Die ihm freundliche Streitschrift il gen. Lamarmora sagt: „Auf Nachrichten von General Rocca hin, die er den 23. Juni erhielt, glaubte Lamarmora, der Erzherzog ahme Radetzky nach, er schließe sich in die Festungen ein, werde aber, wie dieser zu Anfang Juni 1848 gegen Vicenza, so gegen Cialdini einen Stoß versuchen. Er wollte daher diesem zu Hilfe eilen, sobald er durch eine Aufstellung zwischen Peschiera und Verona, ganz wie Karl Albert gethan, diese östreichischen Festungen getrennt hätte. Er hoffte in dem Hügelland südlich von dieser Linie nur feindlichen Streifcorps zu begegnen. Seine Rechte und sein Rücken waren durch die Aufstellung des dritten Armeecorps vor Mantua gedeckt." Er hoffte, den Oestreichern am Mincio zu begegnen und sie durch seine Uebermacht zu schlagen. Wenn sie sich hier nicht stellten, so wäre dieß ein Zeichen der Schwäche. Daher wollte er, nach Besetzung des Hügellands zwischen Peschiera und Verona, mit 60,000 Mann Cialdini entgegen über die Etsch gehen. In dieser Absicht überschritt er mit dem rechten Flügel am 23., mit dem linken in der Früh des 24. Juni den Mincio. Lamarmora war von seinen Voraussetzungen so fest überzeugt, daß eine Anzeige, welche Patrioten ihm aus Venetien über eine plötzliche Westbewegung des östreichischen Heeres mit Lebensgefahr machten, verächtlich abwies. „Er saß auf unsrer Kriegslist, wie auf einer Leimruthe," sagte uns ein k. k. Generalstabsoffizier. In der Nacht vor dem 24. breitete sich das Heer Lamarmoras auf einer 40 Kilometer langen Linie aus. Er wurde in seiner Voraussetzung, daß die Oestreicher noch auf dem linken Etschufer weilten, und in seinem Plane dadurch bestärkt, daß die schwachen, leichten Vortruppen derselben unter Pulz sich am Mittag des 23. ohne Gefecht hinter Villafranca nordöstlich zurückzogen. Die Oestreicher schienen also auf das Land zwischen dem Mincio und der Etsch zu verzichten. Auch die Oestreicher wurden durch vom Wind aufgejagte Staubwolken getäuscht, sie glaubten, die Italiener ziehen der mittleren Etsch zu. Die offizielle k. k. Kriegsgeschichte urtheilt: „Der Feind dachte sich in aller Gemächlichkeit und ohne angefochten zu werden, vor Verona einige Zeit zu etabliren und wie es scheint, dem General Cialdini das Wichtigste zuzumuthen. Da dieser nur langsam die Wasserhindernisse mit seinen Massen überwinden konnte, so mußte diese Zwischenzeit (von den Oestreichern) zu einem Stoß gegen die, wie man glaubte, in der Ebene vorübergehenden Armeecorps Lamarmoras benutzt werden. Um diesen vorzubereiten, sollten am Vormittag des 24. von Norden her das längliche, die Ebene beherrschende Hügelland bis zu Monte Vento und Custozza von den k. k. Truppen herab besetzt werden." So wiederholte sich der im Grund von beiden Theilen nicht vorausgesehene

Zusammenstoß, ähnlich wie an demselben Johannisfeiertag 7 Jahre früher bei Solferino. Corsi widerlegt ausdrücklich die Behauptung der italienischen Presse, daß die Oestreicher sich in ihren Gefechtsstellungen vom 24. befestigt gehabt hätten. Schon in der Frühe des 23. Juni stand das erste italienische Armeecorps unter Durando, welches den linken Flügel von Lamarmoras Heer bildete, im Halbkreis südwestlich von Peschiera. Ein Armeecorps mit seinen 4 Brigaden sollte mit den Spezialwaffen gegen 40,000 Mann stark sein. Mit seiner Rechten lehnte sich Durando an den Mincio bei Borghetto, welches Valleggio gegenüber auf dem westlichen Ufer desselben liegt. Er besetzte auch Valleggio. Durandos 1. Division befehligte der Piemontese Cerale, die 2. stand unter dem früheren neapolitanischen General Pianell, die 3. unter dem Soldatenvater Brignone, einem Piemontesen, die 5. unter dem Venetianer Sirtori, Garibaldis Generalstabschef auf Sicilien. Südlich von Durando stand das 3. Armeecorps unter Della Rocca von dem hochgelegenen Volta bis an den Mincio bei Goito herab. Da beide Armeecorps den folgenden Tag eine mehr nördliche Front haben sollten, machte das 3. am 23. eine Linksschwenkung, so daß es Abends auf dem östlichen Ufer, von Pozzolo bis Roverbella stand, seine Reiterposten waren in der Ebene bis in die Nähe von Villafranca vorgeschoben, in dessen Richtung das Corps mit der Morgendämmerung vorzurücken hatte. — Noch am Abende des heißen 23. besetzte die bei Pastrengo über die Etsch marschirte östreichische Infanteriereservetruppendivision Castelnuovo, das 5. Infanteriearmeecorps Sona auf dem Ostabfall des Hügellands. Da man auf keinen Feind stieß, schob man noch Truppen gegen Sommacampagna vor. Nur mit Patronen und mit reichlichen Lebensmitteln für 2 Tage bepackt, hatten diese k. k. Truppen nach dem Frückstück um 3 Uhr in der Frühe des 24. mit Entschiedenheit südlich vorwärts zu rücken. Um Mitternacht lief das beruhigende Telegramm ein, daß Cialdini mit seinen 8 Divisionen den Uebergang beginne, also sich nicht direkt über den Po mit Lamarmora vereinige.

Hören wir, wie Rüstow einige Monate nach der Schlacht Lamarmoras Plan zerlegt: „Man hätte kaum glauben dürfen, daß die Schlacht von Custozza sich wiederholen dürfte (die vom 25. Juni 1848, in welcher Radetzky Karl Albert schlug (siehe unsere Gesch. Zweiter Theil, erste Hälfte, S. 260 bis 263), noch viel weniger durfte man nach den Gesetzen der Vernunft glauben, daß sie sich unter ganz anderen Kräfteverhältnissen mit einem gleich glücklichen Ausgange für die Oestreicher ereignen könne. Indessen das Unglaubliche hat sich ereignet. Wie man (im italienischen Hauptquartier) voraussetzen konnte, der östreichische Feldherr werde das Gebiet zwischen Mincio und Etsch, nach der Rolle, welche Verona schon im Jahre 1848 gespielt hat und die zu spielen es seitdem zehnmal fähiger geworden war, nicht

vertheidigen*), das mögen die Götter wissen. Die Stellungen zwischen den bedeutenden Festungen Verona und Peschiera sollten also ohne Kampf eingenommen werden! Für die ganze Vorrückung des 1. und 3. Corps ward die Annahme eines Reisemarsches gemacht. Der Tagesbefehl des Königs, welcher die Truppen auf die bevorstehenden Kämpfe vorbereiten sollte, ward nicht verlesen; die Truppen kochten vor dem Abmarsch aus dem Bivouak nicht ab (dieses war wegen zu später Lieferungen bei vielen Regimentern schon am Abend des 23. nicht möglich gewesen), sie wurden mit ein wenig Risotto oder Polenta abgefüttert, wie es den Kriegskommissarien der Divisionen eben bequem war. — Um den vollen Unsinn solcher Anstalten zu begreifen, muß man nur überlegen, daß die Zielpunkte des Marsches Castelnuovo wenig über eine halbe Meile von Peschiera, Sommacampagna wenig über eine Meile von Verona entfernt sind." So Rüstow. Wir verschmähen nicht, auch die kleineren Züge zu geben. Ein so entscheidender Schlachttag zieht die Summe der Eigenthümlichkeiten der Nation und des Staats. Wir überlassen es dem Leser, sich zu überzeugen, wie dieselben Fehler der phantastischen Unklarheit, der Unpünktlichkeit, des Wechsels von blinder Hitze und blasser Enttäuschung, der Mangel an Umsicht, welche die Consolidirung des Staats verhinderten, sich im Heere wiederfinden. Der Eigensinn, das „Scheuleder", das Beharren an falschen Voraussetzungen liegt im Wesen der braven Piemontesen und hängt (wie bei den „blinden Hessen") mit ihren besten Charaktereigenschaften zusammen.

Laut der k. k. Generalübersicht war am Vorabende der Schlacht das k. k. Heer, welches für den andern Morgen schlagfertig auf der Linie Verona-Peschiera und vorwärts derselben stand, 71,824 Mann Infanterie, 3536 Reiter und 168 Geschütze stark. Laut derselben konnten die Italiener demselben 120,000 Mann entgegenstellen, wenn nemlich das zweite Armeecorps nicht vor Mantua, 3 bis 4 Meilen vom Hügelrand, geblieben wäre. In Wirklichkeit waren die beiden gegen jene östreichische Linie anrückenden zwei Armeecorps mit der Reiterei 80,000 Mann stark. Erst am Abend des 23. erhielten die Divisionsgenerale vom Hauptquartier ihre Marschordres für die Morgenröthe des 24. Während der große Generalstab sich für den 24. keines ernsten Zusammenstoßes versah, deßhalb auch nicht versammelt war, so daß der König nur zwei, Lamarmora nur einen Hauptadjutanten bei sich gehabt haben sollen, waren die meisten Hauptleute, wie uns versichert wird, überzeugt, daß sie einen Schlachttag anbrechen sahen. Ein Fuhrmann aus Verona hatte am Nachmittag des 23. dem General Sirtori

*) Dieser Vorwurf ist unbegründet. Wir wissen aus bester Quelle, daß Lamarmora die Oestreicher am Mincio zur Schlacht bereit zu finden meinte, ihm den Uebergang streitig zu machen. Erst als er sie hier nicht fand, ging er rasch zu jener entgegengesetzten Ansicht über, als würden sie vorerst nur ihre Festungsrayons vertheidigen.

Mittheilung über die Bewegungen der Oestreicher gemacht, dieser machte aber an Lamarmora keine Anzeige davon.

Die Oestreicher hatten den Vortheil, durch ein ihnen äußerst bekanntes Terrain ziemlich gerade vorzurücken, während die Italiener eine Linksschwenkung, besonders mit dem rechten Flügel in der Ebene von Villafranca zu machen hatten. Drei Brigaden des ersten Corps hatten sich von Valleggio aus fächerartig auszubreiten. Der Angelpunkt des italienischen Heeres, seine äußerste Linke war in seinen Bewegungen durch die Vorwerke von Peschiera bedroht. Beinahe in einem Kreise um diese kleine Festung, von Seeufer zu Seeufer lagen, auf eine Entfernung von 5—20 Minuten vorgeschoben, mit gezogenen Geschützen gespickte Vorwerke. Vom Mincio aus sollten die Divisionen Cerale (erste) und Sirtori (fünfte), diese rechts von jener, nordnordöstlich gegen Castelnuovo und Sona vorrücken. Diese von Valleggio ausrückende Division Sirtori hatte einen Unstern, oder vielmehr die Unpünktlichkeit in der Orientirung und der Instruktion der Generale trennte ihre Truppen. Der Vorhut der Division Sirtori wurde nemlich um 2 Uhr vor Tag der Befehl überbracht, „über Fornelli und St. Rocco nach St. Giorgio" vorzugehen. Nun gibt es in dieser Gegend zwei Fornelli; eines 2 Marschstunden gerade nördlich von Valleggio, und eines eine halbe Stunde von Valleggio, von wo rechts ein schlechter Weg in die Hügel führt. Die 2000 Mann starke Vorhut der Division Sirtori rückte mit Tagesgrauen auf jener guten Straße links bis unweit Oliosi vor; hier machte sie Halt, um das Gros ihrer Division zu erwarten. Sie wurde hier durch die Nachricht überrascht, daß vor ihr ein italienisches Corps von den Oestreichern bedrängt werde. Es war dieß die Vorhut der ersten Division Cerale, welche auch einen weiten Vorsprung vor dem Gros ihrer Division hatte. Ihr eilte nun die Vorhut der Division Sirtori zu Hilfe. Die beiden Vorhuten waren durch ihre Eile ganz von ihren Divisionen abgekommen. Diese selbst wurden, in Kolonne marschirend, von den Oestreichern überrascht. Sirtori, ohne irgend eine Fühlung mit seiner Vorhut, war rechts ab in sehr verwickeltes Hügelland am Tionebach gerathen. Er wurde hier, Cerale weiter links in Kämpfe mit den Oestreichern verwickelt, welche in Folge des Terrains sehr verwirrt wurden. Die östreichische Artillerie war durch genaue Kenntniß der Distanzen sehr im Vortheil. Es zeigte sich auch hier, daß der impressionable italienische Soldat bei Ueberfällen leicht die Ordnung, das Vertrauen zu den Führern verliert. Einzelne Häufchen erprobten viele Tapferkeit. Um Mittag kam der Kampf bei dem Engpaß von Monte Vento, eine Meile nördlich von Valleggio, zum Stehen. Die italienischen Geschichtschreiber haben diesen Kämpfen viel Sorgfalt gewidmet. Für uns sind sie nicht von Bedeutung.

Wenden wir uns östlich zu den andern Kampffeldern. Für den öst-

reichischen Generalstaab mußte es, als er am Mittag des 23. sein Heer schon vorwärts Verona lagern sah, eine große Genugthuung sein, daß seine Muthmaßungen über den Marsch des feindlichen Hauptcorps sich zu bewahrheiten begannen. Ihm war es klarer als dem italienischen Generalstab, daß das wie ein Vorgebirge in die Ebene von Villafranca hereinragende Sommacampagna zugleich diese und das anstoßende Hügelland beherrsche, daß hier der Angelpunkt der beiderseitigen Heeresbewegungen sei. Daher brach das zu seiner Besatzung bestimmte 9. Armeecorps unter F. M. L. Hartung schon um 3 Uhr in der Frühe des 24. aus seiner unweit Verona gehabten Beiwacht auf und rückte in 3 Kolonnen seinem Ziele zu. Da von 11—2 Uhr in der Nacht sich auf die lagernden Heere ein tropischer Regen ergossen hatte, so waren die Oestreicher, welche kürzere Entfernungen auf dem durchweichten Boden zu machen hatten, im Vortheil. Ihre Reiterpatrouillen durchforschten überall das zu durchziehende Land und erhielten die Verbindungen der Corps untereinander. Die östlich von Sommacampagna bis an die Etsch zwischen Verona und Villafranca sich ausbreitende Ebene zu decken, war die Aufgabe des Obersten Pulz, seiner 15 Schwadronen und leichter Artillerie. Um 7 Uhr war nicht blos Sommacampagna, sondern auch die eine halbe Wegstunde südwestlich liegende Casa del Sole (eigentlich Sale) besetzt.

Italienischer Seits war schon vor 6 Uhr als Spitze des 3. italienischen Armeecorps unter della Rocca nach 3stündigem Marsch die Brigade Humbert in Villafranca eingetroffen; sie stellte sich östlich rechts davon, links die nachfolgende Brigade Bixio auf. Der Schweizer Stratege Lecomte rühmt, daß diese Stärke des rechten Flügels trefflich darauf angelegt gewesen sei, „um den aus dem Hügelland herabgeworfenen Feind von Verona abzuschneiden." Schade, daß die Anstalten, ihn herabzuwerfen, nicht ebensogut getroffen waren. Die vorgeschobene Reiterei wurde schon um diese Zeit von Husaren angegriffen und durch Artillerie gegen diese unterstützt. Charakteristisch ist, was Corsi erzählt, Lamarmora, um 6 Uhr, eben in Valleggio, habe jenen Kanonendonner für einen Angriff seiner Truppen unter Pianelli auf Peschiera gehalten und seine Hoffnung ausgesprochen, die Einleitung zu dessen Belagerung werde gut von Statten gehen. Lamarmora, endlich benachrichtigt, daß man sich bei Villafranca schlage, aber ohne Nachrichten von den Kämpfen Sirtoris und Cerales, ritt von Valleggio nach Villafranca. Von Ganfardine, unweit der Straße von Sommacampagna nach Villafranca ließ Pulz um halbacht links das polnische Regiment Traniulanen, rechts das Regiment Kaiserhusaren vorbrechen. Mitten durch feindliche Schützenklumpen und durch in Eile sich formirende Bataillonsvierecke, in deren eines sich der Kronprinz Humbert rettete, sprengten sie, da und dort einhauend, vor und durch, bis viele Ulanen in einen Graben stürz-

ten. Ihr Regiment mußte daher denselben Feuerweg wieder zurück und brachte nur 200 Mann durch. Weniger Verlust hatten die Husaren. Die italienische Reiterei hatte sich zu schwach gezeigt. 7 k. k. Reserveschwadronen Husaren gingen vor und hielten jedes Nachdringen der Italiener im Zaume. Dieser bewunderungswürdige Durchbruch der Reiterei wurde ohne Wissen des Erzherzogs ausgeführt; als Pulz davon zurückkehrte, traf er den Befehl, die Reiterei noch ausruhen zu lassen. Die Kriegsgeschichte des östreichischen Generalstabes sagt gewiß wahrheitsgemäß: „Groß waren die Opfer des Kampfs; doch sie waren nicht umsonst gebracht. Der Gegner war durch die rücksichtslosen Angriffe der kaiserlichen Reiterei völlig eingeschüchtert; die bei Villafranca befindliche massenhafte feindliche Infanterie, nämlich die Divisionen Prinz Humbert und Bixio, im Ganzen bei 36 Bataillone und 6 Batterien, beschränkte sich fortan auf die Defensive. Die feindliche weit überlegene Reiterei (3500 Reiter unter Sonnaz) wagte es den ganzen Tag nicht mehr ernstlich vorzubrechen." Dieses wird uns nicht blos stillschweigend durch italienische Berichterstatter bestätigt. Auf allen Punkten war die Voraussetzung der „sprichwörtlichen östreichischen Langsamkeit" glänzend widerlegt. Sommacampagna hatten die Italiener ohne Anstand zu besetzen geglaubt.

Bald nach 8 Uhr standen die Brigaden Bixio, Cugia und Govone, der größte Theil von della Roccas Armeecorps, bei Villafranca, größerntheils westlich davon in der Ebene. Hinter ihnen hielten 3500 Reiter. Nach Corsi hätten die Reiter genügt, die an sich unhaltbare Ebene zu besetzen. An Zahl war sie der östreichischen Reiterei weit überlegen. Die Brigade Brignone, die 3. des 1. Armeecorps, war um 3 Uhr in der Früh von Pozzolo am Mincio nordöstlich durch die Ebene gerückt. Sie sollte über Custozza, Sommacampagna nach Sona marschiren. Schon in der Ebene hörte sie den Kanonendonner von Cerale und Sirtori. Nahe bei Villafranca marschirte sie gegen Custozza hinauf. Während Brignone hinauf marschirte, begegnete er Lamarmora. Dieser befahl ihm, Custozza links zu lassen und sich rechts auf Monte Torre und auf dessen nordöstliche Verlängerung, den Monte della Croce, zu ziehen und hier seine Hauptmacht aufzustellen. Diese schmale Bergrücken bilden den südöstlichen Eckstein des Hügellandes. Von hier aus bestrichen die Geschütze die Straße Villafranca-Sommacampagna und bedrohten also einen von Verona und Sommacampagna etwa hervorbrechenden östreichischen Angriff auf das um Villafranca stehende 3. Armeecorps, dieses Angstkind Lamarmoras. Nicht mit Unrecht sagte man, daß Lamarmora diese brave 3. Brigade, welcher er Front gegen Villafranca, also nach Südosten befahl, mit dem Rücken gegen den Feind aufgestellt habe; denn bald begann der Feind, nachdem er sich Sommacampagnas versichert hatte, von hier südwestlich vorgehend, von Casa del Sole

die auf jenen kahlen Höhen stehenden 10 Geschütze und Sardiniengrenadiere mit Geschützkugeln einer dreifachen Uebermacht zu überschütten. Durch das Staffalothal und von Monte Godio her drangen seine Infanteriemassen dagegen vor. Die beinahe doppelt so starken Oestreicher erklommen die nördlichen Abhänge, zweimal drangen sie bis in die italienischen Geschütze auf Monte Croce, aber auch ihre dritte Sturmcolonne wurde von den Sardiniengrenadieren wieder hinuntergeworfen. Es war ein mörderisches Ringen. Mochten auch die links davon stehenden Lombardengrenadiere, an deren Spitze der zweite Sohn des Königs, der Herzog von Aosta, verwundet wurde, sich heldenmüthig dem Feind entgegenwerfen, um 10 Uhr wurden sie aus Custozza, wo 400 Gefangene gemacht wurden, hinabgedrängt. Die meisten zogen sich nach Valleggio zurück. Brignone schickte seine Bedeckung ab, um für die Artillerie auf Monte Torre und Monte della Croce Munition zu holen, nur ein paar Offiziere an der Seite zeigten den größten persönlichen Muth, immer auf ein entschiedenes Vordringen des nur eine halbe Stunde rechts von ihm, in der Ebene bei Villafranca stehenden 3. Armeecorps harrend, welches nur schwere Seitendemonstrationen in die Linke der Oestreicher machte. Endlich räumte Brignone mit äußerster Anstrengung, aber mit Verlust von 5 Geschützen Monte Croce, den nun ein Theil der Brigade Cugia eben noch besetzte. Aber Custozza blieb den Oestreichern, was auch für Sirtori am Tionebach eine Bedrohung seines rechten Flügels war. Denn Brignone hatte die Verbindung zwischen dem 1. Armeecorps im Hügelland und dem 3. bei Villafranca gebildet.

Bald entspann sich hier im Centrum auf dem blutigen Boden von Custozza bis Monte Croce ein neuer entscheidender Kampf. Hätte hier Brignone vor 10 Uhr von den nicht viel mehr als einige Büchsenschüsse entfernten Brigaden Hilfe bekommen, so konnte dieser Boden behauptet und die Oestreicher hinter Monte Godio gegen Sommacampagna zurückgeworfen werden. Und wenn gleichzeitig der tapfere Bixio, Humbert und das Reitercorps Befehl zu entschiedenem Vorrücken bekommen hätten —! Nun beschoß aber Govone erst um 11 Uhr Custozza, welches die im Detailkampf auseinander gekommenen schwächeren Oestreicher, nordwärts sich über Monte Godio nach Zerbara zurückziehend, räumten. Klumpen der Lombardengrenadiere der Brigade Brignone schlossen sich Govone an. Rechts von ihm auf Monte Torre und Monte Croce faßte der äußerst vorsichtige Cugia Fuß. Nicht so lang besann sich der das 9. k. k. Armeecorps in und vorwärts Sommacampagna kommandirende Feldmarschalllieutnant Hartung. Um Cugia zu schwächen, um ihn für seinen Rückzug besorgt zu machen und ihn dann selbst anzugreifen, beschloß er, bald nach 11 Uhr von Norden her über Belvedere Custozza wieder zu nehmen. Das erste anstürmende Regiment wurde von überlegener Artillerie und Reiterei zurückgeworfen, aber

es wurde nicht energisch verfolgt. So konnten sich hinter Monte Godio und dem Staffalothal 20,000 Oestreicher sammeln. Diese brachen um 4 Uhr vor und erstürmten die Hügel und Gehöfte nördlich von Custozza, auch das wichtige unweit des Friedhofs liegende Belvedere. Dann wurde aus 40 Geschützen das Feuer gegen Custozza, Monte Torre und Monte Croce eröffnet, das italienische Geschütz zum Schweigen gebracht und der Infanterie viel Schaden zugefügt. Um 4 Uhr begann auch von dem, von Sirtori verlassenen Hügelland aus östreichisches Geschütz über das untere Tionethal weg auf eine Entfernung von 30 Minuten gegen die Westseite von Custozza zu spielen. Schon ihr Donner übte als Siegeszeichen begeisternd auf die vordrängenden Oestreicher. Govone und seine Soldaten sahen, daß ihre Rückzugslinie ernstlich bedroht war.

Da auf dem ganzen linken Flügel der Italiener um 4 Uhr kein Mann mehr auch nur auf den Vorhügeln stand, so konnten auch die k. k. Truppen, welche gegen Sirtori vorgedrungen waren, jetzt in die linke Flanke Govones verwendet werden. Wir erzählen diese letzte Katastrophe ganz nach dem Bericht des östreichischen Generalstabs. In Custozza standen etwa 1000 Italiener; es war Munitionsmangel eingetreten. Von Norden, von Belvedere her drängten 3000 Oestreicher vor. Jetzt stürmten gegen 5 Uhr auch 7 Compagnien, welche durch das Tionethal herangekommen waren, die Westseite von Custozza und nahmen diese. Der in der Mitte des Orts gelegene Palazzo Bevilacqua, welcher von den Italienern stark besetzt war, wurde gleichzeitig auch von den von Norden herandrängenden k. k. Massen bestürmt. Trotz tapferen Widerstands drangen sie in Park und Palast. Hier mußten sich 359 Italiener gefangen geben. Was noch entkommen konnte, flüchtete den Südabhang des Berges hinab. Custozza bot einen fürchterlichen Anblick dar; Haufen von Leichen lagen im Hofraum, Schwerverwundete und Verstümmelte füllten alle Räume des Palasts, die Wirthschaftsgebäude brannten. Weniger Widerstand leisteten die gleichzeitig angegriffenen jetzt isolirten Truppen Cugias, sie räumten den auf der Ostseite von Custozza liegenden Monte Torre. Die Oestreicher erstürmten die auf Monte Croce stehenden Geschütze und beschossen daraus die sich in die Ebene zurückziehenden Italiener, welche sich in Folge dessen in Flucht auflösten. Endlich brach der von Lamarmora den ganzen Tag erwartete Angriff in der Ebene von Verona her los. Jetzt gab der in der Ebene südöstlich von Sommacampagna stehende Pulz seinen Schnittern Befehl, diese reife Ernte einzuheimsen. Seine Schwadronen brauchten nur zwischen Monte Torre und Villafranca vorzugehen. Bald waren über 1000 Gefangene zurückgeschickt. Aber sich etwas zu sehr links haltend, kam die Hauptmasse der Reiter nahe an die Nordecke von Villafranca. Da man dessen Besatzung auch für demoralisirt hielt, wurde sie aufgefordert, sich zu ergeben. Bixio verneinte dieß höflich,

aber fest; entschieden antwortete das Feuer seiner Vierecke und Geschütze, denen die reitende östreichische Batterie zu antworten suchte. Die östreichische Reiterei mußte sich zurückziehen, ohne von der italienischen viel behelligt zu werden. Während die bisher östlich von Villafranca gestandene Brigade Prinz Humbert nebst Reiterei hinter Villafranca den Rückzug nach Goito antrat, muthete Pulz seinen Reitern einen neuen Angriff auf die vorgeschobenen Geschütze Bixios zu. Aber diese wurden durch Versaglieri tapfer vertheidigt. Der bis in die italienische Batterie mit einem Reiter gelangte Lieutnant Krisztiany fiel unter sein gestürztes Pferd und wurde liegend mit Kolben und Bajonetten mißhandelt. Bixio gab dem Gefangenen seinen Säbel zurück mit den Worten: Sie sind würdig, ihn zu tragen. Ein beim tollkühnen Vorgehen gefangen genommener k. k. Jäger war an einen Baum gehängt, aber noch von seinen nachdrängenden Kameraden abgeschnitten worden. Er wurde irrsinnig. Wir beschränken uns auf diese Beispiele. Auch auf dem Schlachtfelde zeigte es sich, daß im italienischen Volk, vielleicht mehr als bei einem andern, die Gegensätze des Edelmuths und der sittlichen Verwilderung schroffer sind. Ist dasselbe der Fall mit dem kriegerischen Muth? Bixio hatte natürlich mit brennender Ungeduld den Tag über die ganz nahe an seiner Linken fortgekämpfte Schlacht gesehen und gehört. Aus authentischer Quelle wissen wir, daß Prinz Humbert der Reihe nach 7 Offiziere seines Generalstabes an seinen Corpskommandanten della Rocca mit der Bitte geschickt, gegen den Feind vorgehen zu dürfen. Della Rocca fuhr fort, seinen Muth durch Limonade abzukühlen und wiederholte, er werde schon Befehl geben. Und am Abende gab er Befehl zum Rückzug. Lamarmora aber, welcher bald auf dem gefährlichsten Posten bei Brignone, bald in Villafranca verweilt hatte, war durch die ihn von allen Seiten bestürmenden Anfragen und Bitten um Verstärkung so sehr außer Fassung gekommen, zumal die Schlacht ihn ganz gegen seine feste Ueberzeugung überfiel, daß er Nachmittags nach dem dritthalb Meilen entfernten Goito zurückritt. Es scheint ihn das Gefühl übermannt zu haben, daß er dieser ungeheuren Verantwortung nicht gewachsen sei. Ihm, dem nebst Fanti hauptsächlichsten Schöpfer des italienischen Heeres, können wir in diesen Stunden die Theilnahme nicht versagen. Er hatte den Kopf, nicht das Herz verloren. Das italienische Heer macht den General della Rocca zum Sündenbock, da er sich ganz außer dem Feuer hielt. Sehr auffallend ist, daß Corsi, auch in seiner neuesten Geschichte des Kriegs, vom 1. Corps bei Villafranca schweigt. Kann er die Wahrheit nicht sagen? Wir haben gute Gründe zu glauben, daß della Rocca an der Verzweiflung Lamarmoras sich weidete. Als Günstling des Königs wußte er, daß dieser das blinde Vorrücken tadelte und durfte vor Strafe sicher sein. Das Kriegsgericht sprach ihn frei.

Mittlerweile hatte auch die Brigade Bixio, gedeckt durch Genua- und

Savoyenreiterei, den Rückzug durch die Ebene nach Roverbella unter klingendem Spiel angetreten. Bonghi sagt, es sei auf Befehl Lamarmoras geschehen. Dessen bedurfte es nicht. Erst um 10 Uhr war Villafranca ganz geräumt. — Weßhalb verfolgten die Oestreicher den Rückzug und die Fliehenden nicht? War es, da das Duell mit Ehren ausgefochten war, Rücksicht auf die Wünsche des Kaisers Napoleon? — Möglich. — Aber schon die anderen Gründe genügen. Die ohnedieß nicht zahlreiche k. k. Reiterei war äußerst erschöpft, die italienische großentheils noch geschont. Ueberhaupt war der Widerstand des italienischen Heeres ein solcher gewesen, daß von Seiten der Oestreicher bis auf 2 Bataillone und 1 Batterie alles ins Feuer gekommen war. Dagegen war die Brigade Humbert nur durch den Marsch und durch das Stehen in Ausrüstung und, wie alle, durch die große Hitze ermüdet. Ihr und der Brigade Bixio geordneter Abmarsch war für die Sieger auf Custozza und Monte Croce nicht zur Verfolgung einladend. Ganz besondere Umstände wirkten auf die am Monte Vento stehenden Oestreicher, welche dem italienischen Rückzugsziele am nächsten standen.

Der östreichische Generalstab sagt, der Plan des Erzherzogs sei gewesen, auf die Rückzugslinie der Italiener hervorzubrechen. Diese waren die Minciobrücken bei und um Valleggio. Es drängt sich uns die Frage auf: weßhalb krönte der Erzherzog nicht seinen Sieg, indem er „selbst auf die Rückzugslinie des Feindes (gegen den Mincio) hervorbrach"? — Dazu waren bereits Vormittags Befehle erlassen; das den rechten k. k. Flügel bildende Armeecorps ließ um 11 Uhr, nachdem die Brigade Cerale, der linke Flügel der Italiener, aus Oliosi (halbwegs zwischen Valleggio und Castelnuovo) zurückgeworfen war, etwa 5000 Mann rechts abmarschiren, um die oberen Minciobrücken von Salionze und von Monzambano, welche vom Feinde besetzt waren, zu zerstören und die von Monte Vento dahinfliehenden gefangen zu nehmen. Weiterhin konnte man mit dem Hauptreservecorps sich auf die höchst wichtige Brücke von Valleggio werfen. Allein dieses k. k. Corps fand bei Monte Vento hartnäckigen Widerstand. Diese Aufstellung der Oestreicher gerieth bald in die größte Gefahr, umgangen und abgeschnitten zu werden. Die Besatzung von Peschiera war von Lamarmora sehr in Erwägung gezogen worden. Ihr stand Pianell auf dem westlichen Minciouser gegenüber, dessen Behauptung seine Aufgabe war. Schon am Morgen, als er den Kanonendonner Cerales von Oliosi her hörte, sah er über diese seine nächste Aufgabe hinaus, orientirte sich auf dem östlichen Ufer persönlich und schickte Truppen hinüber. Auf diese stieß das wider Erwarten am östlichen Ufer am Mincio herab gegen Valleggio vorgehende östreichische Ausfallcorps aus Peschiera. Die Spitze desselben, das 36. Jägerbataillon hatte die Brücke bei Salionze zerstört und rückte gegen die von Monzambano vor, als es von Pianells Truppen eingeschlos-

sen wurde. Nach vergeblicher Anstrengung, sich zu befreien, mußte es sich Pianell übergeben. Der k. k. Generalstab gibt diesen Verlust auf 700 Mann an, Corsi rechnet 560 Gefangene. Damit hatte der zu schwache Umgehungsplan der Oestreicher ein Ende. Dieses geschah um halb 2 Uhr.

Dennoch mußten kurz darauf die Truppen Cerales, auf die Nachricht von Sirtori, daß er seine Stellung am Tione aufgeben müsse, den Monte Vento aufgeben. Beide Divisionen zogen sich zum Theil noch in guter Ordnung gegen Valleggio zurück. Bei anderen Abtheilungen liefen die Offiziere, welche unter den Fliehenden die Ordnung herzustellen suchten, Lebensgefahr. Je siegesgewisser die Truppen ausgezogen waren, um so größer war jetzt ihre Entmuthigung. Die zahlreichen requirirten Fuhrwerke waren zuerst geflohen und ihre Masse verbreitete Verwirrung und Stockung in Valleggio, welches auf dem östlichen Ufer gelegen, dem Feinde offen lag. Um 3 Uhr kam auch die aus Custozza geworfene Truppe Brignone hier an. Der bei Monte Vento verwundete Obergeneral des 1. Armeecorps Durando hatte das Obercommando an den General Ghilini übergeben. In Valleggio wurden die höheren Offiziere befragt und diese erklärten Sirtori für ihren Führer. Die Unklarheit des Verhältnisses von Lamarmora und Cialdini wiederholte sich also hier innerhalb eines Armeecorps, und dieß in dieser Angststunde. Sirtori wollte Valleggio räumen; aber entschlossene Offiziere der Artillerie, namentlich Oberst Bonelli, setzten es durch, daß der oberhalb Valleggios und des ummauerten Parks Maffei auf dem östlichen Ufer gelegene Hügel, welcher die von Monte Vento und vom Tione herkommmenden und hier sich vereinigenden Straßen weithin bestreicht, mit Artillerie und Infanterie stark besetzt wurde. Schon das martialische Ansehen war von Werth; es konnte denn auch den feindlichen Vorposten nicht entgehen, welche die äußersten Hügel südlich von Monte Vento besetzten. Die k. k. Truppen, welche vom Tione aus noch verfügbar waren, rückten, wie wir sahen, gegen Custozza, und das k. k. Reservecorps hätte bei einem Vormarsch von Monte Vento gegen Valleggio zu fürchten gehabt, von Pianell in der Rechten und im Rücken gefaßt zu werden. Dennoch hielt es Sirtori für gerathen, Abends mit seinen 2000 Wiedergesammelten Valleggio zu räumen, um nach Volta sich zurückzuziehen, ja die Brücke von Valleggio hinter sich abzubrechen. Die Vollendung des Abbruchs wurde durch den Corpsgeneralstab verhindert. Aber selbst über die halb gethane Arbeit äußerte sich Govone mit Recht ungehalten, welcher mit einbrechender Nacht mit seinen noch besterhaltenen Truppen hier anlangte. Er übernachtete in Valleggio, ohne vom Feinde behelligt zu werden. Erst nach seinem Abzug besetzten die Oestreicher in der Früh des 25. Valleggio, deßgleichen Villafranca. Beide Theile wetteiferten im Zerstören der Brücken.

Rüstow rühmt die tapfere Haltung, die große Bravour und Ausdauer der italienischen Regimenter, er weist die Ueberlegenheit der Oestreicher an Geschützen nach. „Aber in jedem Momente des Kampfes fällt der Mangel an Zusammenhang, an tüchtiger Leitung auf und das Hervortreten einer schnellen Ermattung namentlich der Führer, der Mangel an Zähigkeit.“ Lamarmoras Bericht hauptsächlich folgend sagt Rüstow: „Der Obergeneral gab die Schlacht sehr früh verloren. Als um 9 Uhr Vormittags die Division Brignone gezwungen war, zurückzugehen, bestimmte er den König, welcher der Schlacht zwischen Villafranca und Custozza beiwohnte, sich nach Valleggio und von dort ans rechte Ufer des Mincio zu begeben. Lamarmora selbst aber eilte nach Goito — gegen 3 deutsche Meilen von Custozza — da nun ersichtlich jeder Oberbefehl auf dem Schlachtfelde fehlte. Er deutet in seinem Berichte an, er habe noch darauf gerechnet, mit von Mantua herbeigezogenen Divisionen des 2. Corps noch den Sieg bei Custozza zu erringen. Als Lamarmora zwischen 3 und 4 Uhr in Goito ankam, fand er nur eine schwache Vorhut desselben, welche nach Villafranca gesendet (nach äußerster Anstrengung) dort an den letzten Momenten des Rückzugsgefechts Theil nahm. Der Hauptkörper des 2. Corps war in seiner befohlenen Aufstellung westlich von Mantua geblieben“ (also 4 starke deutsche Meilen von Villafranca-Custozza.) Es wird behauptet, daß Lamarmora sich in Goito krampfhaften Ausbrüchen der Verzweiflung überlassen habe. Rüstow schildert weiter den Eindruck, den diese Zurückwerfung auf die erschöpften Truppen und auf die Verpflegung machen mußte. Dazu kam der Mangel eines weiteren Planes. „So that denn allerdings eine längere Ruhe Noth, damit man erst wieder zur Besinnung kommen und die Dinge auf den Stand vor dem Uebergang über den Mincio einigermaßen zurückführen könne.“

Die Verluste an Menschen waren auf beiden Seiten schwer. Oestreich gibt den seinigen an auf 71 todte, 223 verwundete, 20 vermißte, d. h. gefangene Offiziere; Soldaten todt 1099, verwundet 3761, vermißt 2782, wovon wohl auch nicht wenige desertirten; Gesammtverlust 7956. Nach den offiziellen italienischen Berichten hatte Italien 61 todte, 165 verwundete, 121 gefangene und vermißte Offiziere, wovon 61 verwundet gefangene; Soldaten todt 651, verwundet 2915, gefangen und vermißt 4272; Gesammtverlust 8185. Das k. k. Heer hatte mehr Todte und Verwundete, trotz seiner besseren Schießwaffen, weil es der angreifende Theil war. Da die Lebensmittel nicht an alle italienische Truppentheile vertheilt waren und die meisten einen weit größeren Marsch auf den Kampfplatz hatten als die Oestreicher, so hatte ihre äußerste Erschöpfung ihre Gefangennahme vermehrt. Die italienische Infanterie hatte mehr Feuer im Angriff, die östreichische mehr Ausdauer bewiesen. Man will ausgerechnet haben,

daß die Oberitaliener mehr Todte und Verwundete hatten als die Süditaliener. Der östreichische Generalstab kann sich dem italienischen gegenüber rühmen, daß er mit 10,000 Mann weniger gesiegt habe. Sein großes Verdienst war es, daß seine Truppe, wie er selbst nachweist, auf den entscheidenden Punkten im rechten Momente meist zahlreicher, oft doppelt so stark war als die italienische. Der italienische Soldat aller Waffengattungen kann mit ebensoviel Wahrheit behaupten, daß er auf den meisten Punkten tapfer gefochten habe. Daß der östreichische Feldherr dieß öffentlich anerkannte, that den Italienern wohl *). Die Trophäen des Siegers bestanden aus 14 Kanonen, 9 Wagen, 2 Feldschmieden und 5000 Gewehren. Letzteres schlimmste Symptom war wieder eine Folge der Erschöpfung. Das noch neuorganisirte italienische Heer hat in seiner ersten Probe gegen ein alterprobtes Heer geleistet, was man von ihm unter solchen Umständen vernünftiger Weise irgend erwarten konnte. Die Vollendung der inneren Einigung Italiens vermochte es nicht darzustellen. Dieselbe „Impressionabilität und Sensitivität", welche wir im politischen Charakter der Italiener, auch im Parlament so oft beobachteten, hebt Corsi als eine Hauptursache der militärischen Mißerfolge hervor. Cavour und Garibaldi hatten sie im Glück verwerthet, in der Stunde des Unglücks steigerte diese Nervosität dasselbe.

Erzherzog Albrecht hatte am Abend des 24. nebst dem wohlverdienten Lob auf die Tapferkeit und Ausdauer der Truppen telegraphisch berichtet: „Heute im Vorrücken gegen den Mincio vom Könige mit einem Theil seines Heeres angegriffen, beendete die Armee während des Kampfes die begonnene Frontveränderung nach Süden, stürmte den Monte Vento und schließlich nach 5 Uhr Custozza. Mehrere Kanonen erobert, viele Gefangene. Unsrerseits namhafter Verlust." Dieser ebenso wahrhaftige als männlich bescheidene Bericht hat Schmeichlern der Italiener den Vorwand gegeben zu behaupten, die Oestreicher hätten erst am andern Morgen scheu vorgehend gemerkt, daß sie Sieger seien. Das erschöpfte k. k. Heer rastete am 25. hart bei dem Schlachtfelde. Den 26. wurde das Hauptquartier nach Verona und das Heer in gedrängte Cantonnirungen an die Eisenbahn zwischen Castelnuovo und Verona verlegt. Das Motiv dazu erhellt aus den an dem untern Po vorgeschobenen Beobachtungscorps. Mit angestrengter Thätigkeit wurde das Material ergänzt, um zu einem raschen Schlage fertig zu sein. Man

*) Beinahe verletzend für das feinere reale Ehrgefühl des gebildeten Italieners ist die Darstellung der Schlacht, welche Charles de Mazade, der Freund der Italiener, in der Revue des deux mondes gab. Nach ihm war der Verlust der Schlacht unglücklicher Zufall; Flüchtlinge gab es nicht. Wir suchten die Widersprüche zu sichten, die Dunkelheiten möglichst zu klären. Effektvolle Szenen, die sich meist als unwahr herausstellten, verschweigen wir. Manches wird erst später enthüllt werden.

überzeugte sich, daß von Lamarmora kein Angriff mehr zu gewärtigen sei. Der Erzherzog hoffte nun, nach der Geschichte des k. k. Generalstabs, den General Cialdini zwischen dem untern Po und der Etsch zu fassen. Aber die kleinen Abtheilungen, welche Cialdini über den Po hatte gehen lassen, zogen sich über diesen auf die ihm aus dem Hauptquartier Lamarmoras zugekommne telegraphische Mittheilung von der Niederlage des Heeres wieder zurück. Auf die Nachricht, daß Cialdini sich den Po aufwärts wende, befürchtete der k. k. Generalstab abermals, er wolle sich mit Lamarmora vereinigen. Cialdini sah wenigstens jetzt ein, daß es besser sei, das ganze italienische Heer vereint zu halten. Sein stolzes Selbstvertrauen war erschüttert. Aber der Grundfehler blieb. Bonghi (Nuova antologia Aprile 1869) formulirt ihn also: „Die Vollmachten der Befehlshaber vom Höchsten herab waren unklar bestimmt, besonders die des Obercommandanten Lamarmora zum König und zu Cialdini. Jeder dieser drei hatte den Schein, keiner die Realität des Oberbefehls. Gemeinsam war ihnen nur das Mißtrauen jedes gegen jeden, die andern könnten ihn hindern. Und jetzt hoffte jeder, die andern würden sich zu seinem Plane bekehren." — Aber war auch nur in Einem jene den Feldherrn stempelnde Einheit von Einsicht und Willenskraft?

Die Befehle, welche am späten Abend des 24. Juni vom italienischen Generalstab ausgingen, beweisen, daß man sich als geschlagen betrachtete, daß man daher den Rückzug nach Westen für nöthig erachtete, daß man aber den Kopf nicht ganz verloren hatte, vielmehr die hiezu nöthigen Mittel wählte. Gegen Mitternacht langte in Volta als dem natürlichen Hauptquartier des 1. Armeecorps ein Offizier des obersten Generalstabs mit einem von Lamarmora unterzeichneten Befehl an, da Valleggio geräumt sei, so sei das auf der Spitze eines Hügels gelegene Volta, wie von dem Rückzug im Sommer 1848, um jeden Preis zu behaupten. Zu diesem Zweck würden sich südlich davon in Cerlungo das 3. Armeecorps (della Rocca) und weiterhin in Goito 2 von Mantua herausgezogene Brigaden des 2. Armeecorps Cucchiaris anschließen, um den Rückzug des Trains und dann den des Heeres zu decken. Diesem Befehl folgte der weitere, daß Pianell wegen Durandos Verwundung das Commando des 1. Armeecorps zu übernehmen habe, was derselbe um 2 Uhr Nachts seinen Truppen nach Volta voraneilend that. Für den Militär ist die Beschreibung der Hindernisse, welche besonders der ineinander gefahrene Armeetrain in den engen und steilen Gassen Voltas einer Vorbereitung der Vertheidigung machten, und die Charakteristik der festen klaren Haltung Pianells, wie sie Corsi als Augenzeuge giebt, von großem Interesse. Viele Zerstreute des 1. Armeecorps stellten sich ein. Den ersten Stoß des etwa von Valleggio andringenden Feindes auszuhalten, war die in der Morgendämmerung des 25. von

dort abmarschirte Division Govones, dieselbe, welche noch Abends 4 Uhr Custozza gehalten hatte, bereit. Indeß war doch bei den Divisionen, welche am 24. am meisten gelitten hatten, ein fühlbares Nachlassen der Disciplin eingetreten. Der Soldat ließ seinen Mißmuth über die Oberleitung die ihm zunächst vorgesetzten Offiziere fühlen. Zur Wiederherstellung der Disciplin brauchte es mehrere Tage Sicherheit. Dennoch hätte man nach Bonghi am Mittag des 25. im Hauptquartier wieder so viel Muth gefaßt, daß man in Volta beschloß, am Mincio zu bleiben, um den allerdings jetzt gefährlichen weiteren Nordmarsch Cialdinis zu begünstigen und ihm dabei die Hand zu reichen. Allein bald kam die telegraphische Nachricht, daß Cialdini auf die Nachricht der Schlappe des Hauptheers über den Po zurückgehe. Auf dieses hin beschloß Lamarmora, darüber erzürnt, nunmehr den Mincio aufzugeben und sich bis Cremona und Piacenza hinter den Po zu ziehen *).

*) Wir vermuthen, daß bei diesem Plan Lamarmoras des Rückzugs hinter den Po bei Cremona-Piacenza eine piemontesische kriegsgeschichtliche Erinnerung mitwirkte: es ist allgemein von den Sachverständigen getadelt worden, daß Karl Albert, nachdem er den 25. Juli 1848 von Radetzky bei Custozza geschlagen war, sich nicht hinter den Po bei Cremona-Piacenza, sondern nach Mailand zurückzog; man wußte ihn damals nur mit politischen Motiven zu entschuldigen. Die militärischen und die politischen Verhältnisse waren jetzt ganz andere. Corsi sagt: „Da der Feind nicht verfolgte, da er (wie er selbst einsehen mußte) durch ein Vorbrechen über Mantua seine Rückzugslinie gefährdet hätte, so mußte jeder Schritt rückwärts, den wir thaten, in den Augen der Welt, in denen unseres Heers, wie in denen der Feinde die Bedeutung ihres Sieges bei Custozza erhöhen. Allein vielleicht hatten die Oberbefehlshaber unseres Heeres in jenen Tagen noch größeren Schwierigkeiten die Stirne zu bieten als den unmittelbaren militärischen Folgen der Schlacht bei Custozza." — Diejenigen, welche glauben, Lamarmora sei bei all seinem Thun und Lassen durch die Rücksicht auf Frankreich geleitet und durch das Versprechen der Abtretung Venetiens fascinirt gewesen, sagen: „Das Duell, welches die militärische Ehre Oestreichs verlangte, um Venetien großartig abtreten zu können, war ganz nach Wunsch der Tuilerien ausgefallen und dabei sollte es bleiben. Würden die Italiener noch einmal, also ganz real geschlagen oder siegten sie, so hatte die Abtretung beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten. Auf die Entschließungen des Siegers, Oestreichs war selbst von Paris aus schwerer einzuwirken; also mußte von der französischen Politik auf den Besiegten ein Druck ausgeübt werden, um einen weiteren Entscheidungskampf zu verhindern. Lamarmoras militärisches und persönliches Ehrgefühl mußte sich dagegen sträuben. Allein nachdem einmal der Feldzugsplan den Wünschen Frankreichs gemäß entworfen und ausgeführt war, so sicherte man sich den Erwerb Venetiens immer noch am besten, wenn man Frankreichs Wünschen auch jetzt entsprach. Die Verpflichtungen gegen Preußen und die Wünsche desselben hatte man ja bereits in zweite Linie zurückgestellt. — Wie peinlich aber für Lamarmora das Bewußtsein der zum Theil von ihm verschuldeten Schlappe und der dadurch geschaffenen Situation war, erhellt aus seinem, den Tag nach Custozza, gegen den König ausgesprochenen Wunsch, den Oberbefehl niederzulegen; und dieser Wunsch mußte sich dahin bestärken, einer Entscheidung auszuweichen. Als provisorischer Oberbefehlshaber konnte Lamarmora keine neue schwere Verantwortung auf sich nehmen. In der Schrift il Generale Lamarmora e la campagna del 1866, risposta, Firenze 1868

Obgleich die Oestreicher im Verlauf des 25. nirgends Anstalten machten, auf das westliche Ufer des Mincio überzugehen, was nicht einmal am 26. geschah, so erhielt Pianell am Mittag des 25. Befehl, sich mit einbrechender Nacht von Volta zurückzuziehn. Das 2. Armeecorps (Cucchiari), welches Mantua beobachtet hatte, sollte südlich als rechter Flügel langsam auf Cremona zurückgehen, das 3. nach Piacenza, das 1., welches am meisten gelitten hatte, sollte als Centrum am 2. Juli in Monticelli, südlich von Cremona auf dem rechten Poufer einrückend, die Bewegung beendigen. Es wurden alle Maßregeln getroffen zu Verhinderung jeder Veranlassung eines blinden Lärmens während des Marsches, und zur Wiederherstellung der Disciplin während desselben. Diejenigen Soldaten, welche Theile ihrer Armirung auf der Flucht weggeworfen hatten, wurden je nach deren Wichtigkeit zusammengestellt und so an der Ehre gestraft.

Sobald sich am Abend des 28. Juni das 1. und 3. Armeecorps hinter dem Chiese befand, ohne daß von einer Verfolgung etwas gefühlt wurde, machten sich Zweifel über die Nothwendigkeit und über den Nutzen des weiteren Rückzugs geltend. Diese Zweifel siegten im Obercommando, sei es, daß es den Rückzug bis an den Po für unnöthig ansah, so lange der Feind nicht über den Mincio ging, oder in Folge neuer Verabredungen mit Cialdini (seines Beharrens auf seiner Annäherung an das Hauptheer bis über Modena her) oder kraft aller dieser Motive. Das Obercommando befahl, daß die Armeecorps ihre Aufstellung längs dem Oglio zu nehmen hätten und zwar von Pontevico (nördlich von Cremona) abwärts bis Gazzuolo an der Ogliomündung, von wo aus man sich über Guastalla mit Cialdini in Verbindung setzen konnte. In der richtigen Voraussetzung, daß der Erzherzog am ehesten über Peschiera vorgehen würde, wurde die Reiterei nordöstlich von Pontevico bis gegen den Chiese vorgeschoben. Weiter unten über diesen Bach gehende Streifschwadronen stießen den 2. Juli in der Ebene vor Solferino auf östreichische Geschwader, mit denen sie sich rühmlich, zum Theil mit Glück herumhieben.

Aus der Nachricht, daß Cialdini vom unteren Po flußaufwärts ziehe, schloß der Erzherzog (und dieß ist ein Beweis, daß Cialdini das Richtige wählte), daß sich sämmtliche italienische Streitkräfte vereinigen wollten, um gemeinsam über den Mincio zu gehen. Er zog daher alle anderwärts irgend entbehrlichen Truppen, namentlich vom untern linken Etschufer, nach Verona an sich. Den 30. Juni erließ er an die Corpscommandanten eine Instruktion, worin er sagt: „Wir müssen unsere Kräfte schonen und für die

wird offen bekannt, Lamarmora habe befürchtet, daß nach dem Unterliegen der Preußen die Oestreicher eine starke Offensive gegen die Italiener ergreifen würden. Diese Ansicht über die Preußen war damals die in Italien vorherrschende und es ist daher ungerecht, Lamarmora in Anklagestand zu versetzen, weil er sie theilte."

nächste Schlacht zusammenhalten, welche — wenn zu unseren Gunsten — wahrscheinlich das Schicksal des Feldzugs entscheiden dürfte. Diese Schlacht wollen wir, wenn thunlich, abermals auf unserem Ehrenfeld von Custozza liefern." Er ließ daher mehrere Punkte des Schlachtfeldes befestigen. Er befahl gleichzeitig, von Peschiera bis Goito und zwar mit dem rechten Flügel schräg voran über den Mincio zu gehen, um den Rücken des seine Schaaren in Brescia sammelnden und einübenden Garibaldi zu bedrohen und diesen dadurch von Tyrol abzuhalten. Gefechte ernsterer Natur sollten vermieden werden. Die k. k. Truppen in Tyrol erhielten Befehl, gleichzeitig ins obere Ogliothal vorzugehen. Den Commandirenden wurde bekannt gemacht, „daß damit nicht Besitzergreifung oder dauernde Besetzung des feindlichen Landes bezweckt werde; darnach sei das Benehmen gegen die Behörden und gegen die Bewohner einzurichten, besonders aber seien Demonstrationen, welche Veranlassung zu der Vermuthung geben könnten, als wolle sich Oestreich zum Herrn des Landes machen, mit Entschiedenheit zu verhindern." Dieß war wohl weniger wegen der Bewohner, als wegen Frankreichs gesagt*).

Den 2. Juli war das k. k. Armeehauptquartier in Pozzolengo, südwestlich von Peschiera, Vortruppen standen in Desenzano und um Solferino. Die 20 Schwadronen starke Reiterbrigade Pulz stieß schon um Medole, südwestlich von Solferino, auf feindliche Cavallerie. Aber von den ersten unglücklichen Treffen des k. k. Heeres in Böhmen benachrichtigt, zog der Erzherzog sein Heer am 3. hinter den Mincio in das Hügelland zwischen Peschiera-Sona-Villafranca zurück, um hier festen Fußes den Feind zu erwarten. Die italienische Bevölkerung sah diesen Rückzug als ein Wunder der Tapferkeit der italienischen Reiterei an. Noch war keine Stunde seit Ausgabe der betreffenden Disposition des Erzherzogs verflossen, als am 4. Vormittags 10 Uhr 35 Minuten ein Telegramm des Kaisers anlangte, welches lautete: Die Nordarmee gestern total geschlagen. Ich befehle, daß Du die Südarmee auf das linke Mincioufer ziehst und dort eine solche concentrirte Stellung einnehmest, um etwaige feindliche Angriffe zurückzuschlagen, oder, wenn ein solcher nicht erfolgen sollte, Meine weiteren Befehle erwarten zu können." Der Erzherzog antwortete, daß der Befehl bereits ausgeführt

*) Durch diese Recognoscirung der Oestreicher in der Lombardei wird die Angabe sonst Wohlunterrichteter geschwächt, nach welcher gegen das Versprechen Oestreichs, nicht über den Mincio in die Lombardei einzufallen, Frankreich sich schon im Mai verpflichtet hätte, Italien eventuell streng von der Ueberschreitung des Isonzo abzuhalten. Die Politik Frankreichs suchte allerdings dahin zu wirken, um einer empfindlichen Schwächung der Streitkräfte Oestreichs wie Italiens vorzubeugen, und weil Frankreich durch die „Lokalisirung des Kriegs" England zu kirren suchte, aber wir kennen keinen dahin zielenden Vertrag, und die Thatsachen widersprechen dieser Behauptung. Die Oestreicher zogen sich aus strategischen Rücksichten über den Mincio zurück.

sei und fügte bei: „Es ist noch nichts verloren; 1809 folgte auf die Niederlage bei Regensburg der schönste Sieg bei Aspern. Auch dießmal steht ein Gleiches in Aussicht, wenn man weder bei der Armee, noch im Volke Kleinmuth aufkommen läßt.“ Noch am Abende desselben Tages langte ein kaiserlicher Befehl an, 4 Brigaden und 2 Reiterregimenter mittelst der Eisenbahn nach Wien zu schicken. Dieser Befehl wurde nicht blos rasch vollzogen, sondern der Erzherzog, gewiß von der Abtretung Venetiens an den Kaiser der Franzosen unterrichtet, stellte auch vor, daß damit allein die Nordarmee nicht genügend verstärkt werde, während die Südarmee jetzt zu schwach sei, den Italienern im offenen Feld entgegen zu treten und stärker als nöthig, um die Festungen zu vertheidigen. Er bot daher dem Kaiser noch mehrere Truppen an. Um den Abmarsch zu decken, wurde das Hügelland auf dem linken Tioneufer von Castelnuovo ab, desgleichen Padua besetzt. Die Besatzung von Verona wurde auf 20, die von Venedig auf 12, die von Mantua auf 17 Bataillone verstärkt. Allen Festungen wurde befohlen, sich, im Nothfall auch durch Requisitionen, auf 4 Monate mit Lebensmitteln zu versehen.

Wir müssen uns nun um eine Woche zurück und östlich an den unteren Po versetzen. Cialdini, welcher bislang einem etwaigen Vorbrechen der Oestreicher aus Mantua über den Brückenkopf von Borgoforte gegenüber sich bei Mirandola aufgestellt hatte, machte am 24. Juli einige seinen Poübergang vorbereitende Bewegungen, indem er sich nordöstlich rechts, flußabwärts zog. Sein Corps stand in der Früh des 25. zwischen Magnacavallo (südöstlich von Revere) und Ferrara, zwischen diesen beiden Endpunkten bei Bondeno der gesammte Brückentrain. Denn in der Nacht vom 25. auf den 26. sollte hier unweit der Panaromündung der Po auf 3 Brücken überschritten werden, voran 14 Versaglieribataillone und 50 Geschütze. Medici sollte sich links ziehend das Heer gegen einen feindlichen Angriff von Legnago her decken, Ricotti den Etschübergang bei Badia (unterhalb Legnago) einleiten. Von hier wollte Cialdini mit 6 Brigaden auf Vicenza losgehen, um von hier Lamarmora die Hand zu bieten, während 2 Rovigo nehmen sollten, welches, wie mir ein dort commandirender k. k. Stabsoffizier versicherte, sich gegen Geschütz nur 24 Stunden halten konnte.

Ohne Zweifel war Cialdini indeß benachrichtigt, daß Lamarmora am 23. den Mincio überschritten hatte. Die Dispositionen zum Poübergang waren an die einzelnen Befehlshaber vertheilt, als Cialdini am Abende des 24. in Ferrara ein Telegramm erhielt, welches ihn von einem ungünstigen Zusammenstoß in Kenntniß setzte. Er ließ sich jedoch dadurch nicht abhalten, den vorbereiteten Poübergang zu beginnen. Inseln wurden besetzt, kleine Abtheilungen auf das feindliche Ufer übergesetzt, „als Cialdini durch Telegramme (sagt der k. k. Generalstab), welche die Niederlage der Mincio-

armee in der grellsten Weise schilderten, von der Schlacht bei Custozza Nachricht erhielt." Das von Cerlungo abgeschickte Telegramm lautet: „Den 25. Juni 4 Uhr 40 Minuten Nachmittags*). Oestreicher, mit allen Corps auf die von Durando und Della Rocca sich werfend, haben diese über den Haufen geworfen (rovesciati). Bis jetzt scheint es nicht, daß sie verfolgen. Stand des Heeres kläglich, für einige Zeit unfähig, zu handeln, weil 5 Divisionen in Unordnung sind." Lamarmora sagt, daß in der Mitte des Telegramms gestanden habe: „Seien Sie auf Ihrer Hut!" er will diesen Worten kein Gewicht beilegen, während Cialdini sie auslegte: „Hüten Sie sich, der Feind könnte sich jetzt mit aller Macht auf Sie werfen." Angesichts dieses merkwürdigen Telegramms ohne Instruktion an den untergebenen General berief Cialdini seine Brigadegenerale zu einem Kriegsrath nach Bondeno zusammen. Einstimmig wurde beschlossen, ohne Verzug mit 6 Brigaden nach Modena zurück zu gehen. Motive: 1) um sich der Mincioarmee zu nähern, welche man (mit Recht) im Rückzuge nach Cremona und Piacenza annahm**). 2) Um in der Lage zu sein, Bologna und die Straßen nach Florenz zu schützen, sollte die im untersten Podelta stehende Brigade Franzini zurückberufen werden. Von diesem Beschlusse wurde Lamarmora sogleich telegraphisch in Kenntniß gesetzt. Cialdinis Hauptquartier war am 26. Juni in Ferrara. Am folgenden Tage telegraphirte er auf dem Marsche an Lamarmora, daß er flußaufwärts gehe. Cialdini mußte sich zu diesem Entschluß für berechtigt halten, da Lamarmora jedem der beiden Heere eine relative Selbstständigkeit zugestanden hatte. Am 21. Juni war ihm die Vollmacht ertheilt: „di cominciare e di proseguire le operazioni di guerra in quel senso che gli sembrasse piu opportuno a seconda delle circostanze." Diese war ihm nicht entzogen; er machte also Gebrauch davon, zumal auch nach Custozza Lamarmoras Telegramme an ihn nicht sowohl Befehle, als Rathschläge waren. Dieß und Lamarmoras wechselnde Mittheilungen über den Stand seiner Truppe verursachten viel Verwirrung. Wie nahm Lamarmora die ihm von Cialdini dargebotene

*) In einer Streitschrift von 1868 erklärt Lamarmora großmüthig, er nehme die Verantwortlichkeit für das Telegramm auf sich. Aber zuerst müsse das Datum rektificirt und halb 5 Uhr Morgens gesetzt werden. Wer sich um 12 Stunden irrte, erfahren wir von ihm nicht. Es soll von dem Adjutanten des Königs, dem Grafen Verasis geschrieben sein.

**) Wie wir oben sahen, sollte es laut der Besprechung vom 18. Juni Cialdini, im Fall er nicht über den untern Po setzen könnte, frei stehen, auf der Eisenbahn flußaufwärts sich mit Lamarmora zu vereinigen. Daß er nicht über den Po gehen würde, es sei denn, daß die Oestreicher gleichzeitig durch eine Diversion auf dem östlichen Minciouser getheilt würden, hatte er den 20. Juni nur zu deutlich erklärt. Daß das geschlagene Heer nicht verfolgt wurde, ließ vermuthen, daß das siegreiche sich auf den Sprung gegen den untern Po mache.

starke Hand auf? Er antwortete offenbar augenblicklich: „Cerlungo (nordwestlich von Goito) 26. Juni halb 7 Morgens. Der König hat Ihr Telegramm erhalten. Ich begreife, daß Sie nach dem 24. Ihren Plan auf Rovigo aufgaben; aber ich bitte Sie mit aller Wärme (caldamente), den Po nicht zu verlassen, sogar Ihre Demonstrationen zu einem Uebergang fortzusetzen, auf daß wir eine bessere Stellung nehmen können. A. Lamarmora.“*) Lamarmora behauptet in seinen Streitschriften, nachdem er erfahren, daß Cialdini sich dennoch nach Modena zurückgezogen habe (Cialdini kam erst den 28. nach Modena), habe er mit Unterdrückung jedes andern Gefühls nach einer neuen Rücksprache mit dem König an demselben 26. Juni an Cialdini ein neues Telegramm geschickt: „Obgleich die Sachen auf unserer Seite schlecht gegangen sind, so verzweifle ich nicht. Wir haben einige schlechte Elemente, aber wir haben auch sehr gute. Es muß Vieles geändert werden. Vor allem sind zu viel Commandirende da. Ich schlage dem König vor, daß Sie den Oberbefehl über das Landheer und über die Flotte übernehmen und zwar mit vollster Freiheit, alle jene Ernennungen vorzunehmen, die Sie für nöthig halten.“ Und an demselben 26. schickte Lamarmora noch ein blos priora repetirendes, raisonnirendes, nichts befehlendes, nichts über den Oberbefehl entscheidendes Telegramm: „Cerlungo 26. Juni. Es ist nothwendig, daß Sie wissen, daß die Schlacht kein Unglück war. Wenn wir gelitten haben, so müssen auch die Oestreicher beträchtliche Verluste erlitten haben, denn sie wagten nicht, uns zu verfolgen, und wie es scheint, wagen sie nicht, herüberzukommen. Für uns ist es eine Hauptnothwendigkeit, uns zu vereinigen, und ich glaube, daß es passender sein wird, wenn wir auf die rechte Poseite kommen, anstatt Sie einzuladen, herüber zu marschiren. Ich wiederhole Ihnen, wir haben gute Elemente im Heer, aber wir dürfen keine Zeit verlieren, uns der schlechten zu entledigen und jene Einheit im Commando und in der Leitung herzustellen, wie ich Ihnen bereits anzeigte. A. Lamarmora.“

Auf diese Telegramme, welche wie Rathschläge eines vom Obercommando Abtretenden an seinen Nachfolger lauteten, antwortete sofort Cialdini mit einem durchaus praktischen Telegramm: „26. Juni 6 halb Uhr Abends: Nach dem 24. und nach Ihrem Rückzug halte ich mein Verbleiben am (unteren) Po für gefährlich. Morgen um Mit-

*) Cialdini versichert, weder vor, noch nach Custozza von Lamarmora einen schriftlichen Befehl erhalten zu haben, einem solchen hätte er pariren müssen. Derselbe behauptet, schon am Morgen des 26. habe Lamarmora ihm seinen Rückzugsplan nach Cremona und seinen Wunsch mitgetheilt, dabei durch Cialdinis Nähe gegen östreichische Ausfälle über Borgoforte gedeckt zu werden. Und nun wird er beschworen, jetzt seinerseits zu „demonstriren“, statt durch Anbahnung einer Vereinigung das Heer, die Lage zu stärken.

tag werden 4 Divisionen bei Modena sein, mit einer Reiterbrigade zu Mirandola (nördlich von Modena, an der Südgrenze der östreichischen „Distrikte" auf dem rechten Poufer) und mit einem Vorpostenkordon von (dem östreichischen Brückenkopf) Borgoforte bis zur Pomündung, um den Po zu überwachen. Am 29. wird das ganze 4. Armeecorps zwischen Modena, Rubbiera und Bastiglia (jenes westlich, dieses nördlich von Modena) concentrirt sein, mit Ausnahme der Division Franzini, welche in Bologna sein wird. In dieser Position habe ich die östreichischen Distrikte diesseits des Po und Pontelagoscuro (Poübergang bei Ferrara) im Auge und decke Ihren Rückzug, ohne Bologna oder Florenz preiszugeben. Vorerst defensive Stellung unerläßlich."

Nach der Lamarmora'schen risposta stieß sich Lamarmora besonders am ersten Satze dieses Telegramms und hätte er in Folge dessen den festen Entschluß gefaßt, das Obercommando an Cialdini abzutreten, um die Einheit desselben herzustellen. Aber Lamarmora wurde nicht durch bloße Empfindlichkeit bestimmt. Er hatte indeß erfahren, daß am 24. Juni ohne sein Wissen (vom Könige?) wichtige Befehle ertheilt worden waren. Und nun mußte er schweigend die Schuld tragen. Deßhalb fühlte er sich auch nicht in der Autorität, die nöthigen Belohnungen und Strafen auszusprechen. Den Stand des Heeres fand er mit jedem Tage günstiger; wie dem Könige schien ihm die Schlacht jetzt „weder verloren, noch gewonnen". Aus Obigem erklärt sich auch, daß er in Unmuth über von ihm nicht befohlenes Thun und Lassen vom Schlachtfeld weggeritten war. Schon am folgenden Tage erhielt Lamarmora einen Brief Cialdinis, welcher ihm zu beweisen sucht, daß gerade zum Zweck der Erzielung der Einheit des Obercommandos nöthig sei, daß Lamarmora den Oberbefehl führe. „Unter Ihnen," schreibt Cialdini, „wird keine Empfindlichkeit verletzt; unter Ihnen stehen Alle gern. Wollten Sie auch einen solchen Akt der Selbstverläugnung ausführen, so könnte doch ich nicht mit Freiheit commandiren und ihr andern könntet mir nicht gutwillig gehorchen. Unter mir könnten weder Sie, noch della Rocca, noch Durando stehen. Erlauben Sie mir daher, Ihnen zu sagen, daß die mir von Ihnen mitgetheilte Idee wohl ein Beweis ihrer Seelengröße, aber sich selbst widersprechend und unausführbar ist." Es mußte indeß Lamarmora fühlbar werden, daß Ricasoli, wahrscheinlich durch preußische Einflüsse darin bestärkt, beim König darauf drang, daß Lamarmoras Gesuch um Entlassung von dem Oberbefehl angenommen werde. Es wird uns versichert, Ricasoli und Visconti-Venosta hätten einige Tage nach Custozza und wieder nach Sadowa den preußischen Gesandten um dringende Vorstellungen an den König behufs energischer Offensive sich erbeten und Graf Usedom habe den König an seiner Ehre gefaßt.

Am 29. Juni hielten in Parma Lamarmora und Cialdini eine lange

Unterredung. Cialdini drang darauf, daß man alles thue, sich den Preußen zu nähern, um vereint die Entscheidung herbeizuführen. Dazu sei der Uebergang über den untern Po der geeignetste Weg. Lamarmora ließ sich überzeugen. Um den Feind zu täuschen und um die Truppenbewegungen zu decken, sollte Borgoforte angegriffen werden. Cialdini sollte an den untern Po zurückkehren, um den Uebergang zu versuchen. Lamarmora versicherte abermals, daß es mit seinem Heer besser stehe, als man auf den ersten Eindruck telegraphirt habe; viele Zerstreute kehren zurück, die materiellen Verluste werden ersetzt. Lamarmora versprach, binnen weniger Tage die Organisirung zu vollenden. Bis daher wollte er auf Ricasolis Zuspruch Chef des Generalstabs bleiben. Man stimmte überein, daß die Offensive bald wieder zu ergreifen sei. Allein das Mißtrauen der beiden Generale gegen einander war nicht entwurzelt.

So waren nun endlich Lamarmora und Cialdini, wenn auch nur im Allgemeinen, über den Kriegsplan einverstanden. Um so gräulicher wurde aber jetzt die Frage des definitiven Oberbefehls verwirrt*). Ricasoli suchte den 30. Juni Cialdini zur Uebernahme desselben zu bestimmen. In der Meinung, dieß sei ihm gelungen, trennte er sich in heiterer Stimmung von Cialdini und kündigte den 1. Juli in seiner ersten Zusammenkunft mit Lamarmora diesem an, seine Entlassung sei angenommen, Cialdini übernehme den Oberbefehl. Dieser hatte den 30. in Cremona eine Unterredung mit dem König. Es scheint, daß in Folge, oder aus Veranlassung derselben Cialdini wieder starke Bedenken gegen die Uebernahme des Oberbefehls fühlte. Er soll sich dabei von dem Einfluß Lamarmoras auf den König, welcher dadurch „versteinert" werde, überzeugt haben. Kurz nach 24 Stunden mußte Ricasoli in einer zweiten Unterredung Lamarmora bitten, den definitiven Oberbefehl zu übernehmen. Dieser weigerte sich dessen, ließ sich aber herbei, ihn provisorisch noch auszuüben, bis er seine Truppen dem Cialdini zugeführt hätte**). Gewiß ist nur, daß der durch diese Unentschiedenheit verursachte Verlust von einigen Tagen es den Oestreichern erleichterte, sich von Verona durch Venetien an die Donau zurückzuziehen. — Am 3. Juli begannen die italienischen Heeresmassen sich gegen den untern Po vorwärts zu bewegen, Cialdini und Lamarmora hatten am 4. eine Unterredung bei Brescello.

*) Bonghi geht in seinem, wie immer, merkwürdigen Artikel l'alleanza prussiana e l'acquisto della Venezia III. im Aprilheft 1869 der nuova antologia über diese neue Verwirrung leicht weg.

**) Am 1. Juli soll Lamarmora an Cialdini telegraphirt haben: Glauben Sie nicht, daß der Augenblick zur Offensive gekommen sei? So sagt man im Lager der Lamarmorianer. Dagegen behaupten andere Autoritäten, Lamarmora, immer in Furcht vor einem bayrischen Einfall aus dem Tyrol, habe am 2. Juli gesagt: man wird eine Strecke hinter den Po gehen et puis on verra! Trotz aller Enthüllungen sind diese Dinge zu einer

Es soll Esterhazy gewesen sein, welcher auf die Schreckenspost von Königgrätz dem Kaiser Franz Josef die Abtretung Venetiens an Kaiser Napoleon rieth, mit der Motivirung, die Italiener würden nicht wagen in eine Provinz einzufallen, welche ihrem starken Protektor zu eigen gehöre. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juli erhielt Viktor Emanuel in Cicognole (einer alten Burg, jetzt schönen Villa der Palavicini in der Provinz Cremona, an der Straße von Cremona nach Mantua, eine Meile vom rechten Oglioufer) ein Telegramm des Kaisers Napoleon: „Paris den 5. Sire, der Kaiser von Oestreich, indem er den Ideen zustimmt, welche ich in meinem Briefe an Drouyn de Lhuys aussprach (vom 11. Juni), tritt mir Venetien ab, indem er sich bereit erklärt eine Vermittlung anzunehmen, um den Frieden unter den Kriegführenden herbeizuführen. Das italienische Heer hat Gelegenheit gehabt seine Tapferkeit zu zeigen. Daher ist ein weiteres Blutvergießen unnöthig und Italien kann durch eine leicht zu verständigende Uebereinkunft mit mir das Ziel seiner Wünsche erlangen. Ich schreibe an den König von Preußen, um ihn von dieser Situation in Kenntniß zu setzen und um ihm für Deutschland, wie hiermit bei Eurer Majestät für Italien geschieht, den Vorschlag des Abschlusses eines Waffenstillstands, als Präliminars zu Friedensunterhandlungen, zu machen. Napoleon." Dieses Schreiben stellt sich ganz auf den Standpunkt der „Duellidee", welche Italien gegenüber nach Custozza etwas Verletzendes hatte, und bestätigt uns in unserer Ueberzeugung, daß das Schreiben des Kaisers Napoleon an Drouyn die Formulirung und Veröffentlichung einer von ihm mit Oestreich abgeschlossenen Uebereinkunft war. Obgleich der Krieg einen ganz unerwarteten Erfolg hatte, hofften Oestreich und Frankreich noch so viel wie möglich davon zu retten, indem sie auf den Versuch vom 4. Mai zurückkamen, Italien durch Bestechung von Preußen zu trennen.

Wenn die Sprache von den Diplomaten oft benützt wird, um ihre Gedanken zu verhüllen, so dient dazu besonders die des Telegramms wegen seiner nothwendigen Kürze. In welcher Absicht die Vermittlung von Oestreich angerufen, von Frankreich angenommen wurde, wie sich Italien dazu verhielt, wird aus folgenden Bruchstücken erhellen. Kaiser Franz Josef sagt in seiner Proklamation „an Meine Völker" vom 10. Juli: „Ich habe mich an den Kaiser der Franzosen um Vermittlung eines Waffenstillstandes in Italien gewendet. Ich fand nicht blos das bereitwilligste Entgegenkommen, sondern Kaiser Napoleon hat sich auch aus eigenem Antriebe zum Vermittler eines Waffenstillstandes mit Preu-

Geschichte noch lange nicht reif. Werden sie es je werden? Wir haben nur dafür zu sorgen, daß die Parteien zum Wort kommen, und die Fragen für das Geschwornengericht der öffentlichen Meinung zu stellen.

ßen und der Einleitung von Friedensverhandlungen erboten. Ich habe dieses Anerbieten angenommen." Hiermit bekennt der Kaiser von Oestreich öffentlich, daß er zunächst nur mit Italien allein sich abfinden wollte, daß er abermals wie am 4. Mai Italien verleiten wollte, seinem Bündniß mit Preußen auf die schmählichste Weise ungetreu zu werden, um gegen das isolirte Preußen den Kampf von neuem aufzunehmen, wahrscheinlich in der Hoffnung, bald Frankreich an seiner Seite zu haben. Kaiser Napoleon aber erkannte sogleich die Hilflosigkeit Oestreichs, die ungeheuren Vortheile Preußens für die nächste Zeit. Frankreich war, da es sich in seinen Ansichten über den Kriegsverlauf ganz verrechnet hatte, nicht gerüstet; es konnte also nicht sofort durch seine Waffen Preußen von Verfolgung seiner Vortheile abhalten. Kaiser Napoleon konnte und wollte dieses nur dadurch erzielen, indem er Preußen seine Friedensvermittlung anbot und Italien lahm zu legen suchte.

Der anonyme Verfasser des italienischen Kriegs von 1866 schreibt: „Das siegreiche Heer des Erzherzogs Albrecht erschien dem Kaiser Franz Josef nach Königgrätz als der einzige Rettungsanker. Um dieses Heer zur Stelle zu schaffen gab es nur Ein Mittel, den augenblicklichen Verzicht auf Venetien. Aber wie sollte er ausgeführt werden? Der Kaiser verabscheute unmittelbare Unterhandlungen mit seinem verachteten (disdegnato) Rivalen Viktor Emanuel und dachte nicht an diese Auskunft. Er erwog, daß Frankreich und sein Kaiser an den ganz unerwarteten geräuschvollen Siegen Preußens und an dem Einfluß, welchen diese in Europa wohl zum Nachtheil Frankreichs üben würden, kein Wohlgefallen haben könnte. Eine scheinbar freiwillige Abtretung Venetiens nach dem Vorgange der Abtretung der Lombardei im Jahre 1859 mußte sich Franz Josef als eine feine Politik empfehlen. Napoleon wurde damit in den Stand gesetzt, Preußen mit gleicher Münze dafür zu bezahlen, daß es Frankreich nach den Siegen von Magenta und Solferino durch seine Rüstungen (zum Vortheil Oestreichs) Halt geboten. Oestreich warf damit den Erisapfel zwischen Preußen und Frankreich, den von Oestreich aufgerufenen Friedensmittler."

Der König sollte also die Feindseligkeiten einstellen, weil sie für Italien gegenstandslos geworden seien, unter dem Vorwande, dadurch ein Uebereinkommen mit Preußen zu erleichtern. Die Aufgabe war für den König keine einfache; einerseits wollte er das ersehnte Venetien nicht wieder auf unbestimmte Zeit den Wechselfällen des Glücks preisgeben, andererseits verlangte die persönliche und die nationale Ehre und die öffentliche Meinung, daß man Venetien nicht durch einen Verrath an Preußen erkaufe. Wie ein drohender ungeheurer Schatten stand die Frage im Wege: wird Napoleon die Ueberschreitung der Gränze des nunmehr ihm gehörenden Venetiens nicht als

eine Feindseligkeit, als einen Angriff Italiens gegen Frankreich behandeln. Die Wahl zwischen französischer und preußischer Allianz trat im Keime schon an Italien heran. Der ehrenhafte Entschluß wurde dadurch erleichtert, daß sich Oestreich gar nicht zu unmittelbarer Verabredung mit Italien herbeiließ.

Hatte sich auch Napoleon in der Voraussetzung eines östreichischen Siegs völlig getäuscht, so faßte er doch seine Lage als eine immerhin noch sehr vortheilhafte auf. Bonghi sagt (S. 689): „Indem er die bewußte Abtretung Venetiens annahm, sah er darin, wie der Kaiser von Oestreich, lauter Vortheil. Sie hob sein Prästigium in den Augen der Franzosen; sie erschien den, glaubte er, durch einen ersten Unfall niedergeschlagenen Italienern als Wohlthat, sie bot ihm, hoffte er, Gelegenheit, die für die innere Politik Frankreichs, wie Italiens so hochwichtige römische Frage durch einige ihm von diesem zu bietenden Garantieen endgiltig auszutragen. Anderntheils schien es ihm, daß die Italiener sich über den Ausschluß vom Kriege nicht zu grämen hätten; denn die Abtretung Venetiens an Frankreich gestatte ihnen ja sich zu erholen und stehen zu bleiben, ohne daß sie sich der Anklage der Illoyalität von Seiten Preußens aussetzten. Oder sollten die Italiener, um den Krieg fortzusetzen, ein französisch gewordenes Gebiet occupiren, d. h. Frankreich selbst, ihren ältesten Verbündeten bekämpfen?" Napoleon rechnete auf den klugen Egoismus der Italiener, welcher, wenn auch stets nach mehr rufend, sich doch bald mit dem Möglichen, mit der zunächst verlangten Abstreichszahlung zufrieden gebe. Es fehlte auch nicht an solchen Leuten, welche aus Dankbarkeit und Angst vor Frankreich dessen getreue Freunde waren und alles vermieden, was diesem unangenehm wäre. In Florenz wurde die Absicht der Mehrzahl, dem preußischen Gesandten auf die Nachricht von Sadowa eine große organisirte Huldigung zu bringen, hintertrieben. Aber das rechte Volk fühlte ganz anders. Bonghi, Frankreichs Freund, sagt (S. 690): „Der Moniteurartikel vom 5. Juli brachte im ganzen gesunden Theil der Nation das Gefühl von Zorn und Schmerz hervor. Er war wie ein Blitzstrahl. Es war darin nicht gesagt, was Venedig werden sollte. (Und Paris beleuchtete glänzend, als wäre Venetien französisch geworden.) Der König war eingeladen einen Waffenstillstand zu schließen. Schon vom Unglück schwer getroffen, waren wir jetzt beklemmt und erniedrigt. (Italien hatte sicher geglaubt sich einmal selbst zu erheben und zu helfen, und jetzt wurde es als dazu unfähig behandelt, unter Kuratel gestellt und sollte vielleicht unter drückenden Bedingungen Venetien als gnädiges Geschenk empfangen.) So blieb uns denn sicher nur der herzbrechende Gram (crepacuore) der Niederlage. Die Geister verdüsterten und erbitterten sich so sehr, daß es selbst für die Regierung schwer war, eine billige, maßvolle Schätzung der Situation zu gewinnen. War in Frankreich unser reizbares Ehrgefühl nicht in Erwägung gezogen worden,

hatte man dort nicht gesehen, wie viel uns daran lag, mit der Ergänzung der Nation die Würde und das Selbstbewußtsein zu erwerben, so war man unsererseits noch viel weniger geneigt pflichtgemäß anzuerkennen, daß Frankreich durch ein evidentes eigenes Hauptinteresse berufen war, den Krieg zum Stillstand zu bringen oder selbst darin einzutreten*)." Damit stimmen auch die Beobachtungen Deutscher in Italien überein. So peinlich die Stimmung Italiens nach Custozza gewesen war, so rasch die frühere Siegesgewißheit in düsteren Groll gegen „Verrath" umgeschlagen hatte, so hoch gingen jetzt die Wogen der Freude über den unerwarteten großen Sieg des Verbündeten, wie über einen eigenen. Aber wie den deutschen Herzen damals die Freude durch die Einmischung Frankreichs im gleichen Moment vergällt wurde, so auch in Italien. Selbst das Landvolk in Oberitalien war durch das französische Geschenk Venetiens an Italien entrüstet. Man sagte, ein italienischer Minister habe dasselbe eine cochonnerie genannt. Man erzählte, der französische Gesandte habe gesagt, es genüge, daß Frankreich einen Korporal mit einer Tricolore und mit 4 Mann nach Venetien schicke, um das Einrücken der Italiener zu verhindern. Die Franzosen wurden daher übel angesehen. Selbst die höchsten Staatsbeamten äußerten, wenn der König das Geschenk annähme, müßten sie abdanken, sonst würden Volk und Heer revolutioniren. Doch machten sich auch mehr oder weniger berechtigte Bedenken geltend. Ein bewährter hoher Herr fürchtete, Rußland würde dem Siegeswagen in die Zügel fallen, damit sich Preußen nicht von seinem Einfluß emancipiren könne. Der Finanzminister fürchtete, die Mittel zu einem längeren Kriege kaum aufbringen zu können. Aber daran dachte die Mehrzahl jetzt nicht. Es ist, als ob der Südländer im Glück sich größer zeige als im Unglück. In Piemont war es 1849 anders.

Die gehobene Stimmung des gesunden Theils der Nation theilten die hochgestellten Männer Ricasoli und Lamarmora. Jener hatte bei dem Krieg vor allem das Ziel vor Augen, daß Italien durch eigene mannhafte That sich in seinem sittlichen Selbstbewußtsein hebe. Im Einverständniß mit dem Grafen Usedom war er der Willensmeinung, daß der Krieg jetzt erst recht anzufangen habe. Er wollte jetzt auch Wälschtirol, obgleich dieß von Preußen nicht versprochen war, und Istrien für Italien erobern. Lamarmora wollte Preußen sein Wort unter keiner Bedingung brechen. Wohl hatte Napoleon dem König geschrieben, da das italienische Heer seine Tüchtigkeit erprobt habe, sei jedes weitere Blutvergießen mehr als unnöthig. Der Ansicht war Lamarmora durchaus nicht. Doch war er geneigter, die Stellung

*) Bei allem was Bonghi und die hervorragendsten Italiener schreiben, darf man nicht außer Acht lassen, daß sie es für wahrscheinlich hielten, daß es von Napoleon gelesen werde. Bonghi deutet den Italienern an, daß sie sich für berechtigt hielten über Napoleon zu verfügen.

Frankreichs und dessen Pflichten gegen sich selbst anzuerkennen. Er und Ricasoli waren einverstanden, daß es das Schlimmste wäre, Venetien zu bekommen, ohne den Fuß darein gesetzt zu haben.

Diese Motive, Thatsachen, Pflichten und Rücksichten standen natürlich den Führern Italiens im Augenblick des nächtlichen Ueberfalls durch das kaiserliche Telegramm nicht so klar vor Augen, obgleich dieses nach der Versuchung zur Untreue am 5. Mai und in Folge des kaiserlichen Schreibens an Drouyn durchaus nichts Ueberraschendes haben konnte. Mit Recht sagt daher Jacini, diese Dazwischenkunft Napoleons habe für Lamarmora weniger Ueberraschendes gehabt als für jeden Andern. Ganz unerwartet war nur der große Sieg Preußens, welcher, um uns eines Worts der Usedomschen Note zu bedienen, wirklich „entscheidend, vollständig, unwiderruflich" sein mußte, da Oestreich jetzt Venetien abtrat ohne Hoffnung auf die Entschädigung durch Schlesien. Unklar blieb, ob Frankreich die Spitze seines Mittlerstabs nicht bald gegen Preußen und seinen Verbündeten wenden würde. Den Drang der großen Verhältnisse inmitten der äußersten körperlichen Anstrengungen schildert uns Lamarmora kurz und treffend: „Von der Besprechung mit Cialdini bei Brescello um 4 Uhr in der Frühe des 5. Juli nach Torre Malimberti (Hauptquartier) zurückgekommen, erhielt ich Befehl, mich sofort zu Seiner Majestät nach Cicognolo zu begeben. Der König hatte jenes Telegramm erhalten, worin der Kaiser ihn einlud, die Feindseligkeiten zu suspendiren. Alleiniger Minister (ohne Portefeuille) im Felde zögerte ich nicht, die Verantwortung für die Antwort auf mich zu nehmen, indem der König dem Kaiser erwiederte, er danke ihm für seine Theilnahme für die Sache Italiens, müßte sich aber vorbehalten, seine Regierung über diesen hochwichtigen Vorfall zu Rathe zu ziehen und die Absichten seines Verbündeten, des Königs von Preußen, kennen zu lernen." (Das Grünbuch und Lamarmora stimmen ganz überein.) Im Galopp nach Torre Malimberti zurückgekehrt, telegraphirte er Vormittags 10 Uhr 30 Minuten an Nigra: „Das kaiserliche Telegramm ist um so ernster, als es im Moniteur veröffentlicht ist. Ich begreife, daß der Kaiser Preußen aufzuhalten sucht; aber es ist außerordentlich schmerzlich, daß dieß auf Kosten der Ehre Italiens geschehen soll. Venedig als Geschenk von Frankreich anzunehmen, ist erniedrigend für uns und alle Welt wird glauben, wir hätten Preußen verrathen. Man wird in Italien nicht mehr regieren können; das Heer wird jedes Ansehen verlieren. Suchen Sie die harte Alternative (entweder gegen Preußen vertragsbrüchig zu werden oder die Gunst und den Schutz Frankreichs zu verlieren) von uns abzuwenden*)." Der Minister des Aeußeren Visconti-

*) Zwei Jahre später versichert Lamarmora, durch den Federkrieg erbittert, er habe lange Anstand genommen, auch dieses sein letzteres Telegramm zu veröffentlichen, da er fühle, daß auch er gegen den Kaiser der Franzosen ungerecht geworden sei. — Nichts

Venosta hatte sogleich am 5. Juni an Nigra geschrieben: „Was die Suspension der Feindseligkeiten anbelangt, kann die Regierung sich einer doppelten Pflicht nicht entziehen: erstens gegen Preußen, welches, da es uns noch keine Anzeige von seiner Annahme derselben gemacht hat, das Recht hat zu erwarten, daß wir unsere Operationen fortsetzen, und zweitens gegen die italienischen Bevölkerungen, welche Oestreich noch unterworfen sind und nicht zum Verwaltungsbezirk Venetien gehören (Trientiner), deren Befreiung Gegenstand aller unserer Anstrengungen sein muß." An demselben Tage beauftragte der Minister seinen Gesandten in Berlin dringend, die Absichten Preußens in Beziehung auf die Vermittlung und den Waffenstillstand zu erfahren, um dem Kaiser der Franzosen übereinstimmend mit Preußen antworten zu können. Diesem wird die Versicherung beigefügt: „Unsere Loyalität und das übereinstimmende Verlangen der italienischen Nation verbürgen der preußischen Regierung unsere Cooperation, soweit sie von uns verlangt werden kann."

Drouyn lud den 5. Juli Nigra zu sich und stellte ihm vor, daß die Abtretung Venetiens an Frankreich und die Weiterabtretung desselben durch Frankreich an Italien diesem von Seiten Frankreichs eine gewisse, wichtige Bürgschaft für die Erhaltung Venetiens bei Italien biete. Nigra erwiederte, Italien würde, wenn von Oestreich als Bedingung der Abtretung Vorbehalte in Beziehung auf Rom gemacht werden wollten, erklären, dieß sei eine Frage, welche durch den Septembervertrag zwischen Frankreich und Italien allein geregelt sei. Er erhielt in dieser Beziehung die wünschenswerthen Versicherungen. Seine Regierung rieth Nigra davon ab, sich durch Annahme des Geschenks aus der Hand Napoleons vom Vormarsch abhalten zu lassen. Es scheint, daß man von Paris aus die Regenten Italiens glauben zu machen suchte, Preußen habe den Waffenstillstand bereits angenommen, während es doch, ganz wie Italien, die Mittlung vorerst nur im Princip angenommen hatte. Ricasoli war über diese Vorspiegelung tief betrübt und soll schon daran gedacht haben, sein Ministerium niederzulegen, wenn der König sich dadurch täuschen ließe.

Je weiter das preußische Hauptquartier vorrückte, und seit Frankreich zweideutig geworden war, waren die Verbindungen zwischen den beiden verbündeten Hauptquartieren und zwischen den Hauptstädten der Alliirten schwieriger geworden. Herr von Werther in Paris vermittelte. Endlich den 8. Juli kamen zuverlässige, bestimmte, den Patrioten erwünschte Mittheilungen von Preußen nach Florenz, des Inhalts, daß König Wilhelm dem Kaiser Napoleon erklärt habe, erst nach Feststellung von Friedenspräli-

hat Lamarmora und seinen Federführern in der öffentlichen Meinung Italiens mehr geschadet, als daß sie sich für jeden Schritt, für jedes Wort nationalen Ehrgefühls bei dem Kaiser der Franzosen glauben entschuldigen zu müssen.

liminarien, welche Preußen und Italien und der Sachlage gerecht würden könnten diese Staaten einen Waffenstillstand annehmen. Dieß schien gleichbedeutend mit rascher, entscheidender Fortsetzung des Kriegs. In dem der 8. abgehaltenen Ministerrath war Wien die Losung. Der preußische Gesandte, um einen ganzen Kriegsplan gedrängt, soll ein Zusammentreffen der Verbündeten vor Wien zu einer Entscheidungsschlacht gebilligt haben. Sein Ziel war, den Franzosen die Einmengung in die deutschen Angelegenheiten unmöglich zu machen. Man hoffte, daß sich in den Baiern und in den Schwaben soviel deutscher Patriotismus finden würde, daß sie diese Einmischung Frankreichs durch eine Aufstellung am Rhein an der Seite der Preußen und jetzt auch der Sachsen verhindern würden.

Das ungarische Comité in Florenz erhielt die Mittheilung eines ungarischen Altconservativen, ganz Ungarn sei nun zum Aufstand bereit. Die Ungarn, deren Zukunft im Osten liege, wollten nicht mehr von Habsburg auf die Schlachtfelder Deutschlands geführt werden, noch die Deutschösterreicher in Ungarn liegen und regieren sehen. Dasselbe war das Ziel der preußischen Politik. Seit der Hunnenschlacht bei Augsburg im Jahr 955 hatte Deutschland 600 Jahre lang in seinem Inneren keine fremden Kriegsvölker mehr gesehen; aber seit dem Schmalkaldischen Krieg, seit 1546 hatte Habsburg zuerst mit spanischen und italienischen, dann mit ungarisch-kroatischen Kriegsvölkern Deutschland fort und fort überschwemmt. Jetzt schien auch für Deutschland die Stunde gekommen, diesen Nachzüglern der großen Völkerwanderung seine Pforten zu verschließen.

Man verlangte in Florenz von Preußen zum Siege geführt zu werden. Das insurgirte Ungarn war von Usedom als die sicherste Verbindung des preußischen und des italienischen Heeres bezeichnet. Ließ sich nicht, wenn Frankreich den Durchmarsch durch Venetien verbot, das italienische Heer unmittelbar nach Ungarn übersetzen? fragten Aengstlichkühne. Da man wohl nicht wußte, in welchem Grade Steiermark von k. k. Truppen entblößt war, so mußte man befürchten, diese Gebirgsländer könnten den Marsch des italienischen Heers nach Wien lange aufhalten. So kam denn das ungarische Comité in Florenz förmlich ins Fliegen. Garibaldi, welcher sich auf eine viele Generale des Heers beschämende Weise zu jeder, auch der schwersten Aufgabe hergegeben hatte, sollte jetzt seiner ersten erwünschten Bestimmung wiedergegeben, er sollte mit seinen Freiwilligen aus dem Tirol gezogen und von der Flotte an die nördliche dalmatinische Küste gebracht werden, um Ungarn, das im Jahre 1860 seiner geharrt hatte, zum Aufstand aufzurufen. Allein als man daran ging, den ungarischen Plan ins Werk zu setzen, stelite es sich heraus, daß Preußen und die Entscheidung im Norden schon zu weit voraus waren, und Garibaldi ging den 13. Juli über die Gränze des südwestlichen Tyrol.

Seit einigen Tagen suchte Frankreich auf Italien den stärksten Druck auszuüben, damit es von ihm Venetien und den Waffenstillstand annehme. Drouyn drohte mit Besetzung Venetiens. Aus sicherer Quelle wissen wir, daß Napoleon, als er sah, daß Italien Venetien nicht als sein Eigenthum respektiren werde, seinen Kriegsminister fragte, ob er 50,000 Mann verfügbar habe, um sie dahin zu werfen. Dieser antwortete mit: nein! Sie waren in Mexico. Napoleon soll in Florenz selbst ein französisch-östreichisches Bündniß in Aussicht gestellt haben. Ricasoli äußerte gegen Freunde, seine erste Antwort gegen solche französische Akte wäre, daß er das Parlament einberufen würde, um das Volk zur Erringung der Unabhängigkeit Italiens aufzurufen. Er wäre, glühend vor Scham über die Rolle, welche der Kaiser Italien Preußen gegenüber aufdrängen wollte, vor Steigerung und vor dem Ausbruch des Franzosenhasses nicht zurückgeschreckt. Das war es eben, was Lamarmora als schlimmstes Uebel fürchtete, indem er die regelmäßigen Streitkräfte beider Völker kalt erwog. Die Frage war, ob das italienische Volk, zumal im Süden, genug jugendliche Schnellkraft hatte, um französischen Invasionen und Landungen mit dem Muth der Verzweiflung entgegenzutreten? Erhoben sich doch bereits in dem freilich zunächst bedrohten Piemont nicht wenige Stimmen für Annahme des Waffenstillstands. Schien auch die italienische Flotte der östreichischen weit überlegen, so konnte sie doch die langgestreckte Küste Italiens nicht gegen die französische und gegen Landungen schützen. Und wenn Rußland Preußen verhinderte, mit der ganzen Wehrkraft Deutschlands an der deutschen Westgränze aufzutreten!

Der Minister des Aeußern, Visconti-Venosta, welcher Ricasoli mannhaft zur Seite stand, löste mit eben soviel Klugheit und Feinheit als Entschiedenheit die Aufgabe, das Andringen Frankreichs zu beantworten, ohne dieses zu reizen. Wenn Oestreich und Frankreich durch Drohungen und durch Bestechung Italien von Preußen zu trennen suchten, so unterschied Visconti die Handlungsweise Oestreichs und die Frankreichs, um Italiens Feindlichkeit gegen Oestreich zu motiviren und Frankreichs Ansinnen artig bei Seite zu schieben. An demselben 8. Juli, an welchem auch Cialdini über den Po ging, schrieb Visconti an Nigra: „Ich drückte in meiner an Sie den 5. gerichteten Depesche den Sinn aus, in welchem die Regierung Seiner Majestät das französische Anerbieten annehmen kann. Wir haben den Waffenstillstand nicht im Princip abgelehnt, wir haben nur die Bedingungen angezeigt, unter welchen er für uns möglich ist. Indem das Wiener Kabinet Venetien an Frankreich abtrat, wollte es das Interesse Italiens an den Erfolgen der preußischen Allianz aufheben, um durch Beendigung des Kriegs in Vene-

tien über alle seine Streitkräfte verfügen zu können und sich auf Kosten Preußens für den Verlust Venetiens schadlos zu halten. Oestreich scheint sich also selbst bei gegenwärtiger Sachlage nicht den Frieden zum Ziel zu setzen, sondern die Fortsetzung des Kriegs, indem es die Allianz Preußens und Italiens zu zerstören sucht. Dagegen wollte Kaiser Napoleon, indem er der Regierung des Königs den Waffenstillstand vorschlug, daß dieser zugleich mit der Vermittlung auch in Deutschland beantragt werde. Damit bewährte der Kaiser seine volle Unparteilichkeit und wir begrüßen in dieser Thatsache den Beweis dafür, daß die kaiserliche Regierung, während sie ihren mächtigen Einfluß für Wiederherstellung des europäischen Friedens geltend macht, die Forderungen und die Pflichten unserer Lage mit Gerechtigkeit beurtheilt. Diese Forderungen und Pflichten können von uns nicht weniger lebhaft gefühlt werden; Italien würde seinen Verpflichtungen ungetreu werden, wenn es seine Waffen ohne die Zustimmung seines Verbündeten niederlegen würde, welche von den Friedensbedingungen abhängt, die Oestreich in Deutschland anzunehmen geneigt sein wird." (Grünbuch N. 287.) Damit der Charakter des französischen Geschenks zurücktrete, sollte Oestreich im Princip die Vereinigung Venetiens mit Italien anerkennen, Frankreich nur den Charakter des Mittlers haben. Der Ministerrath nahm Venetien in diesem Sinne an, verlangte aber sofortige Räumung der Festungen durch die Oestreicher, in der Absicht, daß Oestreich diese verweigere und Italien, namentlich Frankreich gegenüber, dadurch einen guten Vorwand zur Fortsetzung des Kriegs böte. Noch schwieriger war es für den preußischen Gesandten sich auszusprechen; er durfte nicht den Schein auf sich laden, als mißgönnte er Italien Venetien, die Frucht der Allianz. Er wandte daher nichts gegen die Annahme des Geschenks ein, nur sei Italien verpflichtet den Krieg fortzusetzen. Preußen wies Italien auf die Straße Laibach-Klagenfurt. Viktor Emanuel wollte durchaus bis vor Wien. Wie alle Patrioten fühlte er im innersten Mark, wie demoralisirend das lange Stillsitzen nach Custozza gewirkt hatte. Graf Usedom gebrauchte als Sporn das Wort: guter Krieg, guter Frieden. Zu diesem Behuf wollte Italien sich mit Preußen über die Präliminarien des Friedens verständigen, sie sichern, indem es sich als Lohn seiner kräftigen Mitwirkung zu einem guten Krieg das Trientinische verbürgen lassen wollte, welches nicht blos italienisch, sondern durch sein Hereingreifen in die Nordgränzlinie Italiens zu dessen Sicherheit nöthig sei.

Während das preußische Heer im steten Vorrücken war, hatte man sich in Paris überzeugt, daß Italien nicht so leicht einzuschüchtern sei. Als Viktor Emanuel in Paris anfragte, an welchem Tage denn der angebliche Waffenstillstandsabschluß Preußens besiegelt worden sei, wiederholte man

diese Fabel nicht mehr. Den 17. Juli langte Prinz Napoleon im Hauptquartier in Ferrara, wo auch Visconti-Venosta eingetroffen war, mit einem eigenhändigen Schreiben Napoleons an. Das Ziel seiner Mission war, die Bedingungen des Waffenstillstands zu regeln. Er erkannte an, daß hiezu die Zustimmung Preußens nöthig sei. Er sollte auch über die Form der Vereinigung Venetiens mit Italien unterhandeln. Frankreich zeigte sich geneigt, auf die formelle Wiederabtretung Venetiens an Italien zu verzichten und auf das Verlangen Italiens einzugehen, daß die Bevölkerung selbst durch Abstimmung über ihr Schicksal entscheide. Visconti sah damit die Würde und das Interesse Italiens gesichert (Grünbuch N. 294). Die italienische Diplomatie bewies auch dießmal die schärfste Wachsamkeit in Betreff des Ehrenpunkts, welche für einen jungen Staat einem alten gegenüber doppelt nothwendig ist. Auch hierin erprobt sich die, oft nur zu einseitig entwickelte, Virtuosität des italienischen Geistes, die Virtuosität der Feinfühligkeit für Formen, für den Ehrenpunkt, welcher aber leider nicht eine gleich starke Ausdauer der Willenskraft zur Erreichung der Sache selbst zur Seite steht. Dießmal war aber der Zweck nicht, sich fremde Hilfe zu gewinnen, sondern sich die Möglichkeit zur Selbsthülfe zu sichern. Prinz Napoleon machte am 21. Juli in Ferrara Mittheilung von dem fünftägigen Waffenstillstand, den Preußen Oestreich als Bedenkzeit für die preußisch-französischen Friedenspräliminarien gewährte. Der Prinz lud Italien ein, seinerseits auch diesen Stillstand gegen Oestreich eintreten zu lassen. Allein Visconti antwortete ihm, Italien stehe zu Oestreich auf einem ganz anderen Fuß als Preußen. „Zwischen Oestreich und uns hat noch keine regelmäßige Erörterung stattgefunden. Die östreichische Regierung fährt selbst unter den gegenwärtigen Umständen fort, Italien nicht anerkennen zu wollen; die Regierung des Königs konnte daher die Grundlagen des Waffenstillstands nicht mit Oestreich, sondern mit Frankreich erörtern. Um zu dem Ziel zu gelangen, welches sich Eure kaiserliche Hoheit gesetzt hat (Eintreten Italiens in den vorläufigen Waffenstillstand ohne weiteres Vorrücken), müßte Oestreich sich herbeilassen, die vom Könige von Italien zu den Berathungen über den Waffenstillstand und über den Frieden ernannten Bevollmächtigten mit denselben Rücksichten und auf gleichem Fuß mit den preußischen zu behandeln. Indessen bin ich bereit, mit Eurer kaiserlichen Hoheit die Unterhandlungen fortzusetzen, wozu Sie bevollmächtigt sind." (Grünbuch N. 298.) — Dieß erklärt uns, weßhalb den italienischen Bevollmächtigten im preußischen Hauptquartier die Instruktionen und Vollmachten so lange fehlten. Oestreich bereitete sich selbst sein Schicksal, weil es sich von Anfang bis zu Ende vom bittersten Haß gegen Preußen und von der Geringschätzung Italiens beherrschen ließ. Noch im August sollten allerlei ärgerliche Weiterungen und Reibungen durch die Weigerung Oestreichs, unmittelbar mit Italien zu un-

terhandeln, entstehen. Besonders war seit Lissa seine geringschätzige Haltung sehr empfindlich. Preußen dagegen hatte am 21. Juli in Nikolsburg für Italien Freiheit der Bewegungen seiner Truppen ausbedungen.

So entschlossen, kühn und fein waren die leitenden Minister Italiens. Entsprach ihren Entschlüssen und Plänen auch die That der Obergenerale?

Die Lamarmora'sche Feder (il generale Lamarmora e la campagna del 1866, seconda edizione Firenze 5. Agosto 1868) schreibt: „Was war Angesichts eines so wichtigen Ereignisses, wie die Abtretung Venetiens an Frankreich war, das große Interesse für das italienische Heer und Volk? — Offenbar darnach zu trachten, daß Custozza nicht die erste und die letzte Waffenthat von 1866 bliebe, und zu verhindern, daß die Absicht Oestreichs, seine Truppen aus dem Venetianischen zu ziehen, um sie gegen die Preußen zu werfen, nicht ausgeführt würde. Dazu war nöthig, rasch, ja verwegen zu handeln und einen anderen Plan (?) als den von Cialdini vorgelegten und den 29. Juni von Lamarmora angenommenen ins Werk zu setzen. Aber auch dabei lasteten die Trennung des Heers und die Vermittlung des Oberbefehls schwer auf den Geschicken des Heeres und des Landes. Lamarmora hatte bis zum 5. Juli scrupulös sein dem Baron Ricasoli gegebenes Wort gehalten, zum Schein Chef des Armeegeneralstabs zu bleiben, in der That aber Chef des Generalstabs des Generals Cialdini zu sein, um dessen Plan ins Werk zu setzen. Aber am 5. Juli vollzog Lamarmora einen Akt seines Willens und der Energie, welcher im Hauptquartier des vierten Armeecorps (Cialdinis) befremdend (strano), trotzig und unerwartet erscheinen mußte. Das Telegramm des Kaisers vom 5. Juli versetzte in den Augen Lamarmoras das Heer in die Nothwendigkeit, unmittelbar zu handeln, ehe die Diplomatie thatsächlich die kriegführenden Heere aufhielt. So beeilte er sich denn, sobald der König ihm das Telegramm mitgetheilt hatte, indem er Cialdini in Reggiolo (südlich von Mantua und Borgoforte, an der Straße von Guastalla nach Mirandola) davon in Kenntniß setzte, ihm seine Weisung (avviso) mitzutheilen, daß er den Uebergang des Po nicht mehr zu verzögern habe. Man antwortete Lamarmora vom Generalcommando des vierten Armeecorps aus telegraphisch ungefähr: Es scheint mir nach der Abtretung des Venetianischen nicht mehr passend den Po zu überschreiten. — Während Lamarmora auf den Kanonendonner Cialdinis gegen Borgoforte lauschte, äußerte dieser, Oestreich anzugreifen, wäre, nachdem sich die Oestreicher zurückgezogen hätten, eine buffonata (ein Harlekinstreich)." Lamarmora aber drang darauf, daß der Po sofort überschritten werde, indem er erklärte, sonst würde er mit forcirten Märschen über den Mincio gehen. Jetzt endlich ließ sich Cialdini herbei, das Venetianische nicht mehr als französisches Gebiet anzusehen, und setzte seine Bewegung gegen den Po fort. Allein es war zu spät." Und, fügen wir hinzu, Lamarmora selbst war

nicht thatkräftig. Govone hatte schon am 4. oder 5. Juli verlangt, daß das italienische Westheer über den Mincio vordringend die abziehenden Oestreicher festhalte. Damals wäre dieß vielleicht noch möglich gewesen. Aber auch Lamarmora brauchte Zeit, bis er sich auf die Gefahr hin, Napoleon zu erzürnen, entschließen konnte, dessen Anrecht auf Venetien zu ignoriren.

So war denn im italienischen Hauptquartier beschlossen, den Krieg mit aller Energie zu Wasser wie zu Land aufzunehmen, und zwar sollten 8 Divisionen, worunter die von Govone und Prinz Humbert, mit den Reservecorps und der Reiterei 84,000 Mann, die Festungen belagern, während das Expeditionsheer von 14 Brigaden, worunter Bixio und Medici, mit der zugetheilten Reiterei und Artillerie 120,000 Mann stark, an den Isonzo und nach den Umständen über die Alpen rücken sollte. Als sein rechter Flügel sollte die Flotte die östreichische zum Kampf zwingen, Triest nehmen und für Cialdinis Verproviantirung sorgen. Ein in der Bildung begriffenes Reservearmeecorps sollte zwischen Parma und Bologna aufgestellt werden.

Die Scheu Cialdinis, einen militärischen Angriff zu machen, welcher eine schwere politische Verantwortung in sich schloß, wurde sofort gehoben durch diese gemessenen Befehle, welchen der energische Wille des Königs den Accent gab. Der erste thatsächliche Beweis, daß es dem Kaiser Franz Josef nicht gelungen sei, durch Anrufung der französischen Vermittlung und durch die Abtretung Venetiens den Krieg mit Italien beizulegen, war für den Erzherzog Albrecht der schon den 5. Juli begonnene Angriff auf den Brückenkopf von Borgoforte südlich von Mantua am Po. Dieser Punkt war wichtig, da er der Besatzung von Mantua es ermöglichte, durch ein Hervorbrechen über den Po sich mitten zwischen Lamarmora und Cialdini zu werfen. Cialdini beschloß daher das Erdwerk mit Wassergraben und mit 132 Geschützen auf dem südlichen Poufer anzugreifen. In der Frühe des 5. Juli versuchte Cialdini durch bloße Beschießung die Räumung der Werke zu erzielen. Allein er überzeute sich, daß es hierzu einer regelmäßigen Belagerung bedürfe. Erst nachdem die Schanzarbeiten vorgeschritten waren, konnte das Feuer der überlegenen gezogenen Belagerungsbatterien beginnen. Das gut gezielte Belagerungsgeschütz kämmte die Schutzwerke dermaßen ab, das Mauerwerk hielt so wenig gegen die explodirenden Geschosse Stand, daß schon um Mitternacht sämmtliche 4 Werke mit Hinterlassung der meist vernagelten Geschütze geräumt werden mußten. Das Sprengen der Werke durch die Oestreicher gelang, da ein Bürger die Leitung unterbrach, nur in geringem Maaße. Sofort besetzten die Italiener die Werke. Ihr Selbstbewußtsein wurde durch diese Bewährung ihrer Artillerie nicht wenig gehoben.

Durch den Angriff auf das Fort sollte zugleich die Aufmerksamkeit des Feindes von den Anstalten abgelenkt werden, welche weiter unten zum Poübergang bei Sermide getroffen wurden. In der Nacht vom 7. auf den 8.

wurden unter leichten Vorpostengefechten 3 Brücken von je 350 Metres geschlagen und in der Frühe rückten 80,000 Mann in bester Ordnung, gefolgt von ihrer Artillerie, hinüber. Aber in demselben Moment hatte Erzherzog Albrecht Befehl erhalten, mit 50,000 Mann sich über den Brenner und den Sömmering eiligst in das bedrohte Wien zu begeben. Die zurückbleibenden 20,000 Mann wurden von ihm in die 5 Festungen concentrirt, die Verschanzungen von Rovigo und viele Brücken gesprengt. Der dumpfe Ton jener Explosionen erweckte in den noch zwischen dem Po und der Etsch stehenden Italienern die erste Vermuthung des Rückzugs. Auf die Nachricht von dem Poübergange beschleunigte der Erzherzog, welcher in dem aufgegebenen Lande auch nicht einen Mann mehr unnütz opfern wollte, den Rückzug der Feldarmee hinter die Piave, während der kleinere Theil derselben durch Tyrol der Donau zueilte. Die Festungscommandanten von Verona, Mantua, Peschiera, Legnago und Palmanuova, wie der Commandant von Tyrol Baron Kuhn wurden für selbstständig erklärt. Erst den 9. erhielt Erzherzog Albrecht einen kaiserlichen Befehl, bis an die Gränzen des Venetianischen zurückzugehen. Nachdem er diesen Befehl erhalten, brannte er die Brentabrücken ab, um von dem rasch nachrückenden Feinde nicht gedrängt zu werden. Dasselbe geschah an allen größeren Wasserlinien.

Den 12. Juli schrieb Ricasoli an den eben von Rovigo aus die Brükkenbauten über die Etsch leitenden Cialdini: „Ich theile Ihnen eine Sache von großer Wichtigkeit mit, welche mich in äußerster Aufregung erhält. Die Oestreicher verlassen Italien, um ihre Nordarmee zu verstärken und um den Preußen Widerstand zu leisten. Wenn man dieß nicht um jeden Preis und sogleich verhindert, so wird man Italien treulos und entehrt nennen, und schließlich werden auch die Friedensbedingungen schlechter ausfallen. Ich bitte Sie, sich mit dieser Thatsache zu durchdringen (penetrarsi) und alles Mögliche aufzubieten, um den Oestreichern den Rückzug abzuschneiden." Cialdini, welchem es jetzt ohnedieß nicht an dem energischen Eifer hierzu fehlte, konnte angesichts des Vorsprungs, den der Erzherzog hatte, und der zahlreichen Wasserlinien den Oestreichern nur in starkem Zwischenraum folgen. — Ganz damit übereinstimmend ist das Wort, welches Ricasoli den folgenden Tag an Persano schrieb: „Es ist durchaus nothwendig (è fatale!), daß binnen einer Woche die östreichische Flotte zerstört und Istrien occupirt sei!"

Da sich auch die Preußen durch die französische Vermittelung nicht abhalten ließen, gegen Wien zu rücken, so wurde Erzherzog Albrecht aus Italien an die Spitze des Nordheeres, dem er alle entbehrlichen Truppen des Südheeres zuführen sollte, abberufen. Er befahl daher noch den Abmarsch des 9. Armeecorps, indem er nur das 7. dem Erzherzog Heinrich zurückließ, um es hinter den Isonzo zu führen. In seiner, bei der Abreise am 12. erlassenen Ansprache an die zurückbleibenden Truppen sagt er: „Soldaten der

Besatzungen der venetianischen Festungen in Tyrol und im Küstenlande! Euch mache Ich zu Erben unseres Sieges bei Custozza; Euch lasse ich als die treuen Hüter des begonnenen Werkes zurück!" Dießmal sprach er nur von Wiedersehen, nicht mehr von seiner baldigen Rückkehr. So fand denn das Verlangen Cialdinis, die Waffenehre Italiens glänzend aufzurichten, zunächst keine Nahrung. Er hatte nur die Brücken wieder herzustellen, vom Feind geräumte Städte zu besetzen, so sehr er sich eilte. Den 11. Juli rückte er in Rovigo ein, den 13. ging er über die Etsch, den 14. besetzte er Padua, den 15. das jubelnde Vicenza. Bis Ferrara folgten auf der Eisenbahn die meisten Regimenter der andern Armeecorps, denn jetzt blühte der Plan Fanti-Cialdini. Das bei Custozza am härtesten getroffene 1. Armeecorps war, besonders durch Pianells Verdienst, längst wieder „genau gerichtet wie eine Uhr und gerade aus wie ein Schwert". Sie gingen auf den bei Lagoscuro (Ferrara) geschlagenen Brücken über den Po. Preußen drängte zu raschem Vorgehen, um Italien in der Versuchung des Abfalls durch Thaten zu stärken und um einen Druck auf die Friedensunterhandlungen zu üben. Es galt jetzt, daß auch Italien, welchem sein Gewinn ziemlich sicher war, Preußen hälfe, auch den seinigen einzuheimsen. Aber Italien hatte noch weiter gehende Wünsche, deren Erfüllung von der Besitznahme abhing.

Während das Belagerungsheer den Festungen gegenüber seine beobachtende Stellung einnahm und die Basis zu beiden Seiten des Po deckte, sollte um den 20. Juli das Operationsheer unter Cialdini 150,000 Mann stark zwischen Padua, Bassano und Udine aufgestellt sein. Seine Flügel waren zunächst bestimmt, angreifend vorzugehen. Medici als linker Flügel rückte den 21. Juli von Bassano nördlich, um durch Val Sugana (das Brentathal) nach Trient vorzudringen, wo er seinem Freunde Garibaldi, der von Brescia nordnordöstlich vordrang, die Hand bieten sollte. Die Engpässe beginnen schon 2 Meilen oberhalb Bassano. Die an Zahl weit schwächeren Oestreicher stellten sich bei Carpano, Primolano, bei Borgo, in Levico. Aber theils das Ungestüm des Angriffs, theils Umgehungsabtheilungen nöthigten sie, bis an den Rand des Etschthals zurückzuweichen. Die 10,000 Italiener erprobten unter der energischen Führung des schonungslosen Medici, was sie an Strapazen und dazwischen im stürmischen Daraufgehen zu leisten vermögen. Der östreichische Generalstabshauptmann Hold spricht von der „ungezügelten Kampflust der italienischen Truppe". Nach einem heißen Marsch und Gefechtstag stürmte sie von Nachts 10 Uhr an mit dem Bajonett 4mal das von 10 östreichischen Compagnien besetzte Levico, bis diese es um Mitternacht räumten. Im glücklichen Vorgehen vergißt der italienische Soldat leicht den Hunger. In 48 Stunden war man gegen 70 Kilometer vorgedrungen. Den 24. Juli bis Pergine gedrungen, hoffte Me-

dici den folgenden Tag bis Trient hinunterzudringen, als ihm der Waffenstillstand angekündigt wurde.

Den 25. Juli ging Cadornas Vorhut im Osten schon jenseits Palmanova auf der Straße nach Görz über den Borgobach und schlug ein für die italienischen Lanzenreiter, welche jedoch in den Baumkulturen übel wegkamen, und für die Schützen nicht unrühmliches Gefecht, als auch hier die Waffenruhe sie verhinderte, bis an den Isonzo vorzudringen.

Wenn auch nicht mehr alle Motive zutrafen, welche Cavour im Frühjahr 1859 bestimmten, Freischaaren unter Garibaldi zu bilden, so waren sowohl die politischen, als die militärischen Gründe dafür auch jetzt noch gewichtig. Ohne diese Schaaren wäre bei dem seit 1860 herrschenden Aberglauben an ihre Trefflichkeit der Krieg den Italienern gar nicht als ein nationaler erschienen, ohne sie hätte man viele thatendurstige Elemente in seinem Rücken gelassen. Garibaldi hatte es auch nicht um Italien verdient, wie ein Verbannter vom Kampfe ausgeschlossen zu werden. Nach einer Niederlage hätten die Unzufriedenen ihn zum Führer des „Volkskriegs" ausgerufen, der sich im günstigsten Fall dem „königlichen Kriege" selbstständig an die Seite gestellt haben würde. Das Kriegsministerium kam mit ihm überein, daß in Como und in Bari im Ganzen 16,000 Freiwillige in 5 Regimenter eingereiht werden sollten. Und kaum diese Zahl überschritt die feindliche Gränze. Für jede Compagnie fanden sich nur 1—2 Offiziere und auch diese waren zum Theil nur von zweifelhafter Ausbildung. Der begeisterte Zudrang brachte aber 40,000, zum Theil beim Heere zu schwach befundene Freiwillige, welche die weiteren 5 Regimenter überfüllten. Der gute Wille Aller und die vielen guten Elemente konnten den Mangel an Uebung und Gewöhnung nicht ersetzen. Die Waffen waren geringer Qualität, Kleidung und Ausrüstungsgegenstände reichten nicht aus und waren unmöglich so schnell zu beschaffen. Garibaldi, einmal wieder zu bescheiden, verlangte nicht die unentbehrliche Zahl regulärer Artillerie.

Die Leistungen dieser Freischaaren sind von den Einen, besonders von Italienern, ungemein überschätzt, von Anderen unterschätzt worden. Der preußische Geschichtsschreiber Winterfeld*) erkennt wie die Genfer freiwilligen Aerzte die Ausdauer der meisten Freischärler trotz schlechter Verpflegung rühmend an. Winterfeld zählt diesen Feldzug zu den bestgeführten Garibaldis. Allein eine Reihe von unglücklichen Zufällen hemmte den Erfolg. Der erste war der Wechsel der Bestimmung, nachdem die Landung in Norddalmatien von Lamarmora aufgegeben war. Erst im Juni organisirte man sich auf der Basis des patriotischen Brescia. Statt das Trientinische an der Donau zu erobern, wollte Lamarmora es unmittelbar besetzen und dadurch

*) Winterfeld, vollständige Geschichte des preußischen Kriegs von 1866 gegen Oestreich und dessen Bundesgenossen. Berlin 1866.

die Oestreicher und Baiern von seinem linken Flügel abziehen. Unmittelbar nach Custozza telegraphirte Lamarmora dem sich in Bewegung setzenden Garibaldi: „Nicht gut zu machendes Unglück (disastro irreparabile)! Decken Sie den Rückzug und Brescia.“ Sobald sich die Freiwilligen auf dem Westufer des Gardasees zeigten, erwies sich die denselben beherrschende Ueberlegenheit der östreichischen Kriegsflottille. Daher mußte vom Idrosee aus, theils im Chiesethal hinauf, theils rechts davon ab durch die Ledroschlucht gegen Riva, beides mit dem Ziel Trient vorgegangen werden. Erst am 13. Juli konnte bei dem Einfluß der Chiese in den Idrosee die Gränze überschritten werden. Wie wehrlos waren die Freiwilligen den weittragenden Feuerwaffen der Oestreicher ausgesetzt. Die wichtigsten Pässe waren durch starke Blockhäuser gesperrt. Eines derselben, das Fort Ampola östlich von Storo, wurde den 19. Juli zur Uebergabe gezwungen, nachdem mancher Freiwilliger in die Abgründe gestürzt war. Die blutigen Gefechte brachten keine Entscheidung. Garibaldi wurde sogleich im Anfang wenn auch nicht schwer verwundet. Bei Riva zeigte man uns die schroffen ungeheuren Felsenmauern, auf deren Kamm halbverhungerte Freiwillige erschienen; mit Lebensgefahr trug man ihnen von Riva einige Speise zu. Aber zwei Castelle beherrschten hier die Ufer des Gardasees. So blieb denn Garibaldi noch weit von Trient, wo er Medici die Hand reichen sollte.

Medici sah klar, daß die von Lamarmora nicht behelligte Besatzung von Verona den Oestreichern in Trient mehrere Tausend Mann zu Hilfe schicken konnte, welche es ihnen möglich machten, Medici zurückzuwerfen. Die von Vicenza nordwestlich durch die Thäler von Schio und Valdagno gegen Roveredo instradirten italienischen Corps hätten wohl wenig zur Entscheidung mitwirken können. Die vom oberen Piavethal, von Belluno und Cadore aus gegen das Pusterthal zielenden konnten vielleicht die Verbindung des Tyrols mit Oestreich erschweren. Medici und Garibaldi erhielten auf Befehl des Königs, in der Meinung, Garibaldi sei geschlagen, die Weisung, Südtyrol sogleich zu räumen. Dieser Befehl ging wohl von Paris aus. Alle diese Expeditionen hatten gegen Preußens Abrathen auf Andrängen der öffentlichen Meinung unternommen werden müssen. Am 25. Juli während eines kleinen Gefechts an der Eisenbahn theilte der östreichische General Kuhn an Medici die Nachricht von dem in Nikolsburg abgeschlossenen Waffenstillstand mit. Beiden Theilen stand es nun frei, darüber zu phantasiren, was sie ohne diesen Zwischenfall erzielt hätten. In Italien beklagte man den Waffenstillstand sehr, da man meinte, Garibaldi sei auf der andern, westlichen Seite nur wenige Meilen von Trient gestanden. Garibaldis Erscheinen auf tyrolischem Boden hat bei der unkritischen Jugend einen lebhaften Eindruck hinterlassen. Und die kritischen Radikalen in Italien sagten und sagen, während das theure königliche Heer nur Schlap-

pen erlitten habe, habe Garibaldi allein die Volkswaffen siegreich über die Gränzen getragen. Rüstow macht die allerdings „sonderbare" Mittheilung, Prinz Napoleon und Visconti-Venosta hätten Garibaldi, nachdem er das Tyrol geräumt hatte, wissen lassen, sie hielten es für zweckmäßig, daß Garibaldi einige hundert seiner Freiwilligen als Bauern verkleidet ins Trientinische schicke, wo dieselben durch einen Bandenkrieg eine insurrektionelle Erhebung der Südtyroler fingiren sollten. Man werde bei den Friedensunterhandlungen durch Verweisung darauf ein Stück von Südtyrol für Italien erwerben können. — Wir glauben auch diese Mittheilung vorerst zu den in Italien nicht selten listigen Mythen rechnen zu müssen. Selbst Bonghis, Lamarmora befreundete Feder verräth uns, daß man in dessen Lager Motive hatte, sich darüber zu trösten, daß es Garibaldis Schaaren nicht gelungen war, siegreich sich in den Besitz Wälschtyrols zu setzen. Denn, sagt er, in diesem Falle wäre wohl der bevorstehende Abzug der Franzosen das Signal für einen Freischaarenangriff auf den Kirchenstaat gewesen. Andererseits gehen diejenigen gewiß zu weit, welche behaupten, Lamarmora habe durch schlechte Bewaffnung und Verpflegung der Freiwilligen ihren Erfolg verhindern wollen.

Triest ist eine der fixen Ideen der Italiener, obgleich diese Concurrentin Venedigs durch ihren deutschen Landverkehr blüht. Allerdings ist Triest der Schlüssel zu Istrien und zu Dalmatien. Allein dieses selbst besitzt eine italienische Bevölkerung nur in Hafenstädten*).

Cialdini schickte an den General Cadorna, welcher mit einem starken Armeecorps von etwa 45,000 Mann an der Spitze des großen Operationsheeres marschirte, den 20. Juli von Padua aus folgende Instruktion: „Hohe politische Erwägungen heischen Triest mit unseren Truppen so rasch wie möglich zu besetzen. Sie werden daher mit Ihrem Armeecorps mit der möglichsten Geschwindigkeit dahin marschiren unter Zurücklassung des Gepäcks und der Tornister. Lebensmittel werde ich Ihnen nachsenden. An den General de la Forest ist schon der Befehl ergangen, sich an Sie anzuschließen." — Cialdini ließ sich auch durch die Nachrichten von der Flotte bei Lissa (20. Juli) nicht irre machen. Von Treviso aus theilt er diese Nachrichten Cadorna schonend mit; er dürfe sich nicht auf die Unterstützung derselben verlassen, er habe auch, um nicht auf der Uferstraße einer Beschießung durch die k. k. Flotte sich auszusetzen, auf den Höhen bis Triest und zwar mit um so größerer Eile zu marschiren. Sollte sich der Feind bei Görz entgegenstellen, so sei er anzugreifen, zu werfen, mit einer Division zu verfolgen. Garnisonen seien nicht zurückzulassen, sondern die Bevölkerungen

*) Aus Achtung vor der Stärke Deutschlands ziehen die meisten Italiener es vor, daß Triest östreichisch sei. Das deutsche Reich möchten sie durchaus nicht zum Nachbar haben.

zu bewaffnen. In Triest seien nur die zur Bewachung der Thore, zur Aufrechthaltung der Ordnung, zur Besetzung des Hafens, der Docks, der öffentlichen Gebäude nöthigen Truppen einzulegen. Die Masse der 2 Divisionen habe auf den Höhen zu lagern. Der Bevölkerung sei kein Anlaß zum Mißvergnügen zu geben, nur die Interessen Oestreichs zu schädigen, die der Stadt und des Handels zu schonen. Der energische Cadorna bot alles auf, um diese Befehle auszuführen. Allein nicht blos der Waffenstillstand machte es unmöglich.

Seit Custozza und Sadowa-Königgrätz war die Hoffnung, daß Italien im Felde sich Preußen ebenbürtig erproben werde, bei der Jugend auf Garibaldi, auch bei den vernünftigen Küstenbewohnern besonders auf die Flotte gesetzt. Sie beide sollten Wälschtyrol gewinnen. Die Geschichte der Kriegsmarine des neuen Königreichs Italien ist lehrreich und ein warnendes Seitenstück des rasch aufgeschossenen Staats. Cavour fand die piemontesische und die neapolitanische Flotte vor. Jene neugeschaffen durch einige 1816 in England gekaufte Kriegsschiffe, war erst unter Karl Felix (1821—1831) durch Verschmelzung der genuesischen und der piemontesisch-nizzardischen Elemente gehoben worden; sie hatte den Barbaresken einigen Respekt eingeflößt. Gerade auf der Flotte setzte sich die Opposition der seetüchtigen, aber gehässigen Genuesen gegen die piemontesischen Offiziere fort.

Napoleon sagt in seinen Denkwürdigkeiten von St. Helena: „Die erste Existenzbedingung des Königreichs Italien wird eine Seemacht sein, um die Oberherrschaft über die Inseln zu erhalten und die Küsten zu vertheidigen. Von Nizza bis an die Südspitze der Halbinsel und von hier bis an den Isonzo hat Italien je 230 Lieues Küste. Die Küsten der Inseln dazu gerechnet, hat Italien um die Hälfte mehr Küsten als Frankreich an seinen zwei Meeren. Die großen Städte Italiens liegen beinahe alle unmittelbar am Meere oder nahe dabei." Napoleon weist nach, daß es Italien zu seinem Schutz weder an Matrosen, noch an dem übrigen Material fehle. Er war stolz auf die von ihm besonders in Venedig geschaffene Kriegsflotte des „Königreichs Italien", welche aber größtentheils im Kampf mit den Engländern an der dalmatinischen Küste aufgerieben wurde. Cavour beabsichtigte durch die Schaffung eines großen Kriegshafens und Zugehör in Spezzia der Flotte wie dem Staat eine größere Entwickelung zu geben. Wir haben gesehen, welche Dienste sie ihm vor Ancona und vor Gaeta leistete. Um Venetien zu erobern, war eine der östreichischen überlegene Kriegsflotte eine der ersten Vorbedingungen; bald zeigte es sich, daß die Behauptung Siciliens und Süditaliens dasselbe verlangte. Die langgestreckten Küsten lagen sonst jeder feindlichen Seemacht offen; Italien blieb also abhängig, besonders von Frankreich, so lange es nicht einer großen Seemacht als auch auf der See nicht ganz unwürdiger Verbündeter die starke Hand bieten

konnte. England sah daher seine Anstrengungen auf diesem Gebiete mit Freuden, Frankreich nicht ohne Mißtrauen. Die stets mit einem Seekrieg drohende orientalische Frage durfte Italien, welches in der Levante so große Erinnerungen und vielleicht eine Zukunft hat, nicht unvorbereitet treffen.

Daher war es eine Nothwendigkeit, daß die Kriegsmarine mit dem sich rasch bildenden nationalen Landheere gleichen Schritt hielt. Das Königreich verwandte daher binnen fünf Jahren an 300 Millionen auf dieselbe. Allein der Re d'Italia kostete ohne Armirung 6 Millionen. Aber da nicht so rasch die nöthigen Seearsenale, Docks und andere Riesenwerkstätten geschaffen werden konnten, wie sie die Revolution in den Mitteln des Seekriegs heischte, so ging nicht blos das meiste Geld dafür nach England und Frankreich; es fehlte im Lande selbst an tüchtigen Kennern der neuen Maschinen. Dafür konnte man sich rühmen, gepanzerte Schiffe, Monitors und Kanonen zum Theil schwersten Kalibers nach den neuesten Erfindungen zu haben. Den sieben östreichischen gepanzerten Dampfern mit 4970 (nach östreichischen Angaben 4550) Pferdekräften und 180 Kanonen konnte man, wenn man sie zu sammeln verstand, jetzt 24 gepanzerte Dampfer mit 12,480 Pferdekräften und 448 Kanonen entgegenstellen. In Summa hatte Italien 30,200 Pferdekräfte mit 1321 Kanonen, Oestreich 12,590 Pferdekräfte mit 1016 Kanonen. Dagegen war Oestreich an Segelschiffen weit überlegen. An Mannschaft, ungerechnet die Marineinfanterie, hatte Italien 26,866, Oestreich 14,324*). In der Kriegstüchtigkeit der Mannschaften war Oestreich der überlegene Theil. Besonders seit 1850 hatte es nach Möglichkeit seine dalmatinischen Seesoldaten ausgebildet, sie waren mit ihren Schiffen und Geschützen, mit ihrem adriatischen Meere vertraut, Offiziere und Mannschaften waren an einander gewöhnt, sie wußten, daß sie die Schwäche ihrer Schiffe und Maschinen durch persönliche Tüchtigkeit ersetzen mußten. Dagegen verließen sich die Italiener viel zu sehr auf den Vortheil ihrer Maschinen und schweren Kanonen, welche ihnen erst vor Kurzem von außen zugekommen waren, mit denen sie sich noch nicht vertraut gemacht hatten, deren Anwendung im Kampf selbst bei den großen alten Seemächten streitig war. Besonders fehlte es am Offizierscorps, zunächst am höheren. Da viele neapolitanische Seeoffiziere ausgeschieden waren, und da die Schiffszahl so rasch angewachsen war, so war das Avancement ein sehr rasches und dieses lockte viele höchst nothdürftig vorbereitete junge Leute ohne Seegewohnheit in diese Laufbahn. Ihre Phantasie war von der einstigen Größe der Seemächte Genuas und Pisas erfüllt, aber die mathematischen und mechanischen Studien waren bei Vielen schwach. Die

*) Die Zahlangaben differiren sehr. Vor dem Kampf überschätzte man von Seiten Oestreichs seine Zahlen, nach dem Sieg, scheint es, habe man sie herabgesetzt. Wir folgen den Angaben der guerra in Italia nel 1866 als den späteren.

mit den Maschinen vertrauten englischen Seeleute mußten als Söhne einer neutralen Macht ihre wichtigen Posten im Kriegsfall verlassen. Da der Krieg so plötzlich ausbrach, wurden 15,000 Seeleute aus der Handelsmarine herübergenommen. Die erste der Persano nach der Schlacht zur Verantwortung vorgelegten Fragen war: wie konnte es der Flotte, nach den bekannten ungeheuren Ausgaben, am nothwendigen Material, namentlich auch an der erforderlichen Artilleriearmirung fehlen? — Rüstow antwortet darauf: „Das kommt von eurem nichtsnutzigen System des Nepotismus in der ganzen Verwaltung, daher, daß ihr die unbrauchbarsten Menschen zu Dutzenden anstellt in einem Amt, wo Ein tüchtiger Mann vollständig ausreichte, daher, daß euer ganzer Regierungsmechanismus darauf eingerichtet ist, Aemter zu schaffen für eure Günstlinge und die Günstlinge eurer Günstlinge, daher, daß dieses Nepotensystem die Staatsgelder auffrißt und zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse nichts übrig bleibt. — Aber Persano, eine der Hauptstützen des Verwaltungsnepotismus und Satrapismus, konnte der auf solche Weise antworten? Seine ausersehenen Richter waren übrigens in dem gleichen Fall." Es darf nicht verschwiegen werden, daß Persano für einen starken Spieler galt und Manche soweit gingen, seine Zuverlässigkeit in Geldsachen in Frage zu stellen. Doch hat man ihn zu ausschließlich zum Sündenbock gemacht.

Der Seekrieg von 1866 glich also dem Kampf der mit ihren Streitäxten vertrauten, landeskundigen, leicht beweglichen Schweizer gegen die schwer geharnischten Rittergeschwader des habsburgischen Adels. Sehr ins Gewicht fällt, daß wegen des nur kurze Zeit vorhergesehenen Kriegsausbruchs acht italienische Kriegsschiffe am La Plata, andere zum Schutz der weit gestreckten Küsten aufgestellt waren, so daß nur die Hälfte der italienischen Panzerschiffe, nämlich zwölf zur Operationsflotte kamen. Dennoch hatten die Italiener vor Lissa über 712, die Oestreicher nur über 535 Kanonen zu verfügen. In Beziehung auf Pferdekräfte, Bemannung und Tonnengehalt verhielten sie sich zu einander wie drei zu zwei.

Bekannt ist, welch großen Einfluß auf die Entscheidung die Persönlichkeiten der beiden Admirale ausübten. Persano, geborner Piemontese, hatte während der Garibaldischen Südexpedition sich mehr als schlauer Beförderer derselben, bei Ancona in den Augen des Publikums als kühner Seemann dargestellt. Die Seeleute wollen schon damals anderer Meinung gewesen sein. Bei Lissa hoffte er den Ueberfall Anconas zu wiederholen. Rattazzi hat das Verdienst, ihn zum obersten Admiral Italiens ernannt zu haben, was bei der Damenwelt, gegen welche er von ausgesuchter Liebenswürdigkeit ist, mehr Beifall fand, als im übrigen Italien. Während Tegethoff seine Mannschaften auf die neue Methode des Anrennens und des concentrirten Feuers unermüdlich einübte, alle Fälle vorsah, durch

Belehrung seiner Kapitäne, durch Anerkennung des Wetteifers der Mannschaften Allen Tüchtigkeit und Selbstvertrauen einflößte, lag jetzt Persano im Golf von Tarent, unerschöpflich in Anforderungen an die Regierung wegen unvollständigen Materials an Mannschaft nnd Sachen, unklar und unzufrieden mit Allen und Allem. Während Tegethoff mit seinen alten Mitteln die neue Kampfweise energisch vorübte, hing Persano mit seinen neuen Kampfmitteln an der alten Methode.

Nach langsamer Fahrt kam die italienische Flotte den 26. Juni auf der Rhede von Ancona an und wurde hier von der niederschlagenden Nachricht des Verlusts bei Custozza empfangen. Den Eindruck dieses östreichischen Siegs, das brennende Verlangen seiner Bemannung, sich dem Landheere als ebenbürtig zu erweisen, benützte Tegethoff, indem er in der Frühe des 27. mit nur 14 Schiffen vor Ancona in Schlachtordnung erschien und den Kampf anbot. Mehr als die doppelte Schiffszahl war auf italienischer Seite kampfbereit und kampflustig, mehrere Schiffe liefen ohne Befehl dem Feinde entgegen und begannen das Feuer, aber Persano rief sie zurück und stellte sich unter dem Schutz der Uferbatterien auf. Im Verlaß auf diese hatten viele italienische Kriegsschiffe weder Dampf, noch sonstige Bereitschaft. Diese Ausforderung Tegethoffs vor Ancona war ein tollkühner Streich. Im Fall einer Seeschlacht konnten sich die beschädigten italienischen Schiffe leicht in Sicherheit zurückziehen, während Pola fern war. Aber Persano ging nicht vor. Langsam, triumphirend dampfte Tegethoff wieder Pola zu. Der moralische Eindruck war tief. Die Oestreicher hatten zu ihrem Führer, zu sich volles Vertrauen, die Italiener keines mehr zu dem ihrigen, welcher angebliche geheime Instruktionen der Regierung vorschützte. Diese nahm ihm das Kommando nicht ab, was das einzige Mittel der Sühnung und der Ermuthigung der Flotte gewesen wäre. Sie wollte die parlamentarische Partei, welche ihm den Admiralsstab eingehändigt hatte, nicht verletzen. Persano stellte wieder eine Masse von Anforderungen und das Ministerium that das Aeußerste, sie nach Möglichkeit zu befriedigen. Die Befehle des Ministeriums, die Forderungen der Generale in Venetien drangen so entschieden darauf, daß er die östreichische Flotte selbst vor Pola aufsuche und schlage, daß Persano, hinausgestoßen, den 8. Juli den Flug begann. Allein er hielt sich mitten in der See und kehrte den 13. Juli wieder nach Ancona zurück. Nun befahl ihm folgenden Tags der König von Ferrara aus, eine vollendete Thatsache herzustellen, welche den Forderungen Italiens bei Friedensunterhandlungen als Basis dienen könnte. Im Falle ferneren Energiemangels drohte ihm der Kriegsminister mit einem Nachfolger. Er ließ dem Admiral die Wahl, ob er die feindliche Flotte in Pola oder eine der feindlichen Inseln angreifen wollte. Persano wählte natürlich das Letztere. Es hatte keinen andern Zweck, als von

der theuren Flotte die Schmach der Thatlosigkeit abzuwälzen. Daß der Angriff auf Lissa eine plötzlich erfaßte Auskunft war, erhellt daraus, daß man sich nicht einmal eine Karte dieser dalmatinischen Felseninsel verschafft hatte. Der Generalstabschef eilte voraus, um sie ein wenig zu rekognosciren. Hätte man den guten Vertheidigungsstand derselben genau gekannt, so würde man gewiß auf einen Angriff verzichtet haben. Das Felsenufer der Insel fällt überall steil ab, auch an den drei Häfen. Der wichtigste, St. Giorgio, ist durch neue Forts vertheidigt. Das Entscheidende war, daß, ehe am 18. Juli der Angriff erfolgte, der Befehlshaber der Insel an Tegethoff Mittheilung machen konnte, daß die italienische Flotte sich dazu rüste.

Der Angriff erfolgte gegen die drei durch Natur und Kunst befestigten Häfen. Zum Glück erkannten Vacca und Albini bald, daß sie den Felsennestern nichts anhaben könnten und vereinigten sich noch an demselben Tage mit Persano vor dem bis zur Nacht mit äußerstem Muth angegriffenen und vertheidigten St. Giorgio, an der Nordostspitze der Insel. Indessen hatte sich ein italienischer Kapitän auf der Telegraphenstation der nahen Insel Lesina überzeugt, daß Tegethoff nach Lissa die Antwort telegraphirt hatte: haltet fest aus, bis meine Flotte euch zu Hilfe kommen kann! Die Entfernung von Pola nach Lissa macht 150 Seemeilen oder Knoten; eine Dampferflotte braucht 24 Stunden Fahrt. Persano wurde von mehreren Kapitänen aufgefordert, der feindlichen Flotte kampfgerüstet entgegen zu gehen. Am Vormittag des 19. Juli stellte er sich unweit der Insel Front gegen Norden in Schlachtordnung auf. Als aber seine Landungstruppen von Ancona aus verstärkt wurden, befahl er, dieselben Nachmittags zu landen, um die Forts im Rücken zu fassen und sich bei einer Seeschlacht daran anlehnen zu können. Das Panzerschiff Formidabile drang in den engen Hafen ein, ihm folgten 4 Schiffe. Jenes allein verlor 55 Mann. Es wurde von beiden Theilen mit bewundernswürdiger Tapferkeit gekämpft, aber ohne Erfolg für die Italiener. Der Viceadmiral Albini fand die Landung bei hochgehender See aussichtslos. Mehrere Dampfer litten Schaden an den Maschinen. Die Kräfte der Mannschaften waren erschöpft. Persano, immer noch ohne einen Kriegsrath zu halten, schickte sich in der Frühe des 20. Juli an, die Angriffe der Dampfer und die Landungsversuche mit Nachen zu wiederholen, als um 8 Uhr Morgens durch einen dichten Nebel der Esploratore von Nordwest heranflog mit dem Signal: verdächtige Schiffe in Sicht!

Tegethoff, welcher zuerst den Angriff auf das feste Lissa nur für eine Kriegslist gehalten hatte, war von Spalatro aus telegraphisch benachrichtigt, daß die Italiener daran sich verbissen hatten. Kurz nach Mittag des 19. fuhr er aus dem Golf von Pola mit seiner Flotte in der eingeübten keilför-

migen Schlachtordnung ab und signalisirte: gerade auf Lissa! also südöstlich. Er hatte gegen 27 italienische 23 Schlachtschiffe. Die östreichische Fahr- und Schlachtordnung, voran die Eisenschiffe, hinter ihnen die Holzschiffe, glich einer eisernen Lanzenspitze, in welcher ein hölzerner Schaft steckt. Die feindliche Schlachtordnung sollte durchbrochen und durch den Kampf der Schiffe auf nächste Kanonenschußweite die Ungleichheit des Kalibers möglichst ausgeglichen werden. Tegethoff hatte seinen Kapitänen den Wahlspruch Farraguts gegeben: hölzerne Schiffe, eiserne Herzen!

Den ersten Keil bildeten die 7 Gepanzerten, den Max an der Spitze, auf welchem Tegethoff sich befand. Hinter ihm folgte der hochbordige Kaiser mit 90 Kanonen, als Führer der größeren Holzschiffe, hinter diesen als dritte keilförmige Schlachtordnung die kleineren Holzschiffe. Diese ganz gedrängte Schlachtordnung hatte eine Breite von nur einem, eine Tiefe von zwei Kilometer. Eben nach dem Frühstück signalisirte Tegethoff: rennt auf den Feind und bohrt ihn in den Grund! Jetzt um 9 hellte sich das Wetter auf, der Wind sprang nach Nordwest um und verstärkte die Wucht der östreichischen Flotte. Das Meer war ruhiger geworden. Der Formidabile war so zugerichtet, daß er auf der Rückfahrt nach Ancona sich befand, andere Schiffe der italienischen Flotte eilten verspätet und einzeln aus den Stellungen herbei, welche sie gegen Lissa eingenommen hatten. Munition und Kohlen reichten eben noch zu einem Kampfe aus, was am folgenden Tage nicht mehr der Fall gewesen wäre. Die zuvor schon ausgegebenen Dispositionen zur Schlacht waren natürlich auf die Vertheidigung und auf Umflüglung eingerichtet. Die erste Linie bildeten die gepanzerten, die hintere sollten die Holzschiffe bilden. Zwei gepanzerte von den neuen, die zur Hand waren, mußten wegen Schaden an den Maschinen durch andere in die Schlachtordnung geschleppt werden. Die Holzschiffe hatten lange zu thun, bis sie aus den Landungsnachen ihre Mannschaften zurücknahmen. Die Linie der Eisenschiffe theilte sich in drei Gruppen, jede Gruppe war einen Kilometer lang und einen Kilometer von der nächsten Gruppe entfernt. Diese italienische Schlachtlinie war also fünf Kilometer lang. Die Eisenschiffe, deren rechter Flügel sich dem südlichen Lauf der Oestreicher gegen Lissa in den Weg stellte, boten ihre Breitseiten dem Kiel der Feinde dar, um durch ihr Feuer zu wirken, welchem aber der östreichische Bug eine schmale Scheibe bot. Die italienischen Kanonenboote stellten sich längs der Nordwestküste von Lissa hinter dem linken Flügel ihrer Panzerschiffe zum Schutz der mit Landungstruppen überladenen Transportschiffe und Nachen auf, unmittelbar vor ihnen die Holzschifffflotte. Neben ihr nahm deren Befehlshaber, Albini, auf seinem Eisenschiff Terribile von 20 Kanonen seine Aufstellung, zwei Kilometer hinter dem linken Flügel der Eisenlinie.

Bekanntlich war es von den fatalsten Folgen, daß Persano unmittelbar

vor dem Kampfe, ohne zuvor den Kapitänen Anzeige davon gemacht zu haben, das hochbordige Admiralschiff Re d'Italia verließ und sich in den Thurm des niederbordigen, langen und schwer umwendenden Monitor Affondatore mit 700 Pferdekraft und 2 Riesenkanonen begab, auf welchem er bloß die Viceadmiralsflagge aufpflanzte. Die italienischen Schiffe harrten auf Signale vom Re d'Italia und sahen nicht oder befolgten zum Theil nicht die vom Affondatore gegebenen. Persano sagt, er habe rasch überall hin fahren und eingreifen wollen, deßhalb habe er sich auf den Affondatore begeben. Eben hatte es 10 Uhr geschlagen, als die Panzerschiffe des rechten italienischen Flügels und die vordersten östreichischen die erste Salve ohne viel Schaden auf einander abgaben. Im Pulverdampf stürmte der gepanzerte östreichische Keil durch den freien Raum zwischen der rechten (ersten) Gruppe unter Vacca und der Mittelgruppe der italienischen Panzerschiffe hindurch, in welchen Albini umsonst beordert war. Während der Affondatore im Pulverdampf gegen den zweiten und dritten östreichischen Keil, also gegen die Holzschiffe losstürmt und so sich von der italienischen Flotte entfernt, übersieht Tegethoff in heller Luft von seinem hohen, freien Bord aus die Lage und wirft sich von hinten auf das Mitteltreffen (zweite Gruppe) der gepanzerten Italiener. Das Flaggenschiff dieser Mittelgruppe war der vor Kurzem von Persano verlassene Re d'Italia, das Altadmiralschiff, unter dem unerschrockenen Kapitän Faa di Bruno. Seine Holzschiffe befehligt Tegethoff zur Beschäftigung des linken (dritte Gruppe) gepanzerten feindlichen Flügels. Vacca kam rasch besonnen seinem Mitteltreffen zu Hilfe. Die Kanonade dröhnte furchtbar. Aber die alten Geschütze der Oestreicher konnten den starken Eisenplatten der Italiener wenig schaden, die italienischen guten Kanonen zielten meist schlecht. Da Freund und Feind durch einander gerathen waren, entschied der Einzelkampf der Schiffe. Vier östreichische Panzerschiffe, worunter das Admiralschiff Max, warfen sich auf den isolirten Re d'Italia. Sein nächster Nachbar, der Palestro, eilt ihm zu Hilfe; aber da dessen Vor- und Hintertheil nicht gepanzert waren, wird er in Brand gesteckt und muß sich aus dem Kampfe entfernen. Ein zweites sich zur Entlastung des Admiralschiffs herandrängendes Schiff geräth mit einem der Oestreicher in Kampf. Dem Re d'Italia wird jetzt das Steuer so zerschossen, daß er seine Bewegungen nicht mehr lenken kann; wie festgeankert vertheidigt er sich mit seinen Feuerschlünden gegen die umgebenden östreichischen Panzerschiffe, die er zu entern sucht. Sobald Tegethoff sich überzeugt, daß der feindliche Riese einem Stoße nicht ausweichen kann, läßt er seinen Max rückwärts gehen und schnellt ihn mit äußerster Macht seiner 800 Pferdekräfte, mit der Wucht seiner 4500 Tonnen Last gegen den Bauch des Re d'Italia an. Die Eisenplatten, die Schiffswandung, die Rippen brechen ein; die Bresche ist 132 Quadratfuß weit. Beide Schiffe waren durch den

Stoß in die Höhe gehoben. Als aber der Max sich aus dem Bauch des Feindes zurückreißt, strömt das Meer mit Macht in diesen ein. Der Re d'Italia neigt sich auf die offene Seite und beginnt zu sinken. Die zu Verhinderung des Enterns auf dem Verdeck aufgestellte Mannschaft feuert noch selbst von den Masten auf die über ihr Werk wie bestürzten Feinde. Um die auf ein östreichisches Schiff sich neigende Schiffsflagge entspinnt sich ein Kampf bis auf den Revolver; sie sollte mit dem Schiffe untergehen. Zwei Minuten nach dem Stoß sinkt das Admiralschiff mit 400 Mann in den Abgrund. 200 Mann, welche sich auf der andern Seite in die See gestürzt hatten, wurden nach mehrstündigem Todeskampf größtentheils gerettet. Mit dem Schiffe sinkt auch der enthusiastische Freund Cavours, der Kämpfer für die Freiheit der Kirche im freien Staat, der Abgeordnete Boggio, welcher als freiwilliger Marinesoldat eingeschifft, sich geweigert hatte, mit Persano den Re d'Italia zu verlassen*). Es war jetzt halb 11 Uhr. Der Kampf hatte kaum eine halbe Stunde gedauert.

Während Vacca mit den drei Panzerschiffen des rechten italienischen Flügels (der ersten Gruppe) sich auf die östreichischen Panzerschiffe warf und gegen ihre Uebermacht sich tapfer schlug, war auch auf dem linken italienischen Eisenflügel (dritte Gruppe) der Kampf heftig entbrannt. Sobald Tegethoff mit seinem Eisenkeil in den Rücken der ersten italienischen Linie gedrungen war, hatte er seiner zweiten Schlachtordnung, den großen Holzschiffen den Befehl signalisirt, rechts ab gegen den linken italienischen Eisenflügel anzulaufen. Voran flog der hochbordige Kaiser mit seinen 92 Kanonen und 900 Mann. Ihm warf sich der dem Re d'Italia ebenbürtige, geharnischte Re di Portogallo mit seinen 36 Geschützen und 550 Mann entgegen, unter der besonnenen tapfern Führung Ribotys. Dieser brachte dem Kaiser großen Schaden bei, aber vermochte nicht, ihn in den Grund zu bohren. Sie thaten einander durch das Geschütz und durch Zusammenstoß schweren Schaden. Offenbar fehlte es ihm und dem von erfolgloser Reise nach Norden bis zu dem hintersten feindlichen Holzschiffchen zurückgekehrten Affondatore und den meisten italienischen Schiffen an tüchtigen Maschinisten und Steuerleuten, welche auf östreichischer Seite trefflich waren. Diese wußten dem Anrennen des Feindes stets auszuweichen. Als der Kaiser brennend sich aus dem Kampf gegen Lissa zurückziehen mußte, schlugen sich selbst östreichische Holzcorvetten neben ihren Eisenschiffen mann-

*) La chiesa e lo stato in Piemonte, sposizione storico-critica dei rapporti fra la S. sede e la corte di Sardegna dal 1000 al 1854, compilata su documenti inediti per l'avvocato collegiato Pier Carlo Boggio. Torino 1854. Zwei Bände. Gelzers Protestantische Monatsblätter. September 1865. Boggios an die Dalmatinische Küste gespültes Notizbuch hat auf die innere Geschichte des Seekriegs 1866 ein interessantes Licht geworfen.

haft gegen den Re di Portogallo. Auf seinem offenen niederen Verdeck befehligte unerschrocken Riboty und schlug sich zu Vacca durch.

Hier im Mitteltreffen war das Gedränge so groß, daß ein Panzerschiff des rechten und eines des linken italienischen Flügels einige Zeit gegenseitig sich in ihr Tauwerk verwickelten. Persano, welcher den brennenden Kaiser verfolgte, rettete diesen selbst durch seine Unentschlossenheit, indem er den von ihm selbst befohlenen Stoß verhinderte. Dieß war so offenbar, daß die Mannschaft seines Affondatore sich beinahe gegen ihn empörte. Zum Dank dafür wurde dieser vom Kaiser übel zugerichtet. Persano sagte, er habe den Kaiser nicht angebohrt, weil er an die ganze Flotte habe denken müssen! Noch conservativer handelte Albini, welcher auf seinem Eisenschiff an der Spitze der Holzflotte ziemlich ruhiger Zuschauer des Kampfes blieb. Wenn er wirklich überzeugt war, daß Holzschiffe im Kampf der Eisenschiffe nur ein Hinderniß seien, warum warf er sich nicht auf die östreichischen Holzschiffe? Allerdings hätte das feindliche Feuer in seinen mit Landungstruppen gefüllten Holzschiffen argen Menschenverlust anrichten müssen. Die eiserne Maria Pia hatte sich tapfer zweien gegen die Holzflotte anlaufenden östreichischen Eisenschiffen in den Weg geworfen.

Es war jetzt Mittag gegen 1 Uhr geworden. Die östreichische Flotte, welche durch das italienische Centrum durchgerannt war, stellte sich nördlich von Lissa so in Linie auf, daß ihre äußersten Eisenschiffe gegen die italienische Eisenflotte zu standen, welche westlich von ihnen gruppirt, aus der Ferne auf sie feuerte. Man hatte beiderseitig stark zu repariren. Keinem Theil war es Ernst damit, den Kampf zu erneuern und so eine Entscheidung herbeizuführen. Die Befehle, welche Persano aus der Ferne und nur Wenigen erkennbar gab, beweisen nur, daß er bereits sich und Anderen die Meinung beizubringen suchte, er sei der Sieger. War er doch im Besitz des „Schlachtfeldes"! Befahl er doch dem vorsichtigen Albini, Jagd auf die Oestreicher zu machen! Das Klügste war noch, daß er Albini an die Panzerschiffe heranzog. Erst jetzt, gegen 2 Uhr, vermißte er den Re d'Italia und erfuhr auf seine telegraphische Anfrage die schreckliche Wahrheit. Dazu kam ein furchtbarer Moment. Der Palestro, ein gepanzertes Kanonenboot erster Klasse von 300 Pferdekräften, mit einer Bemannung von 250 Mann, welcher sich an der Seite des Re d'Italia tapfer geschlagen hatte, kämpfte seit einigen Stunden mit dem durch eine Kugel zuerst in seinem Steinkohlenmagazin entzündeten Brande, welcher aber den Holzkörper ergriffen hatte. Jetzt meldete der zweite Kommandant, Viterbo, dem Kapitän Cappellini, daß eine Explosion der Pulverkammer, ob sie gleich unter Wasser gesetzt war, drohe. Cappellini befiehlt, daß sich Viterbo mit der Mannschaft auf die in der Nähe zu ihrer Aufnahme bereiten Schiffe rette. — Und Sie, Kommandant? fragt Viterbo. — Ich verlasse mein Schiff nicht. Viterbo versam-

melt die Mannschaft, theilt ihnen die Befehle des Kommandanten und dessen heroischen Entschluß mit. Die ganze Mannschaft, die Verheiratheten eingeschlossen, erklärt einstimmig, sie theile das Loos ihres Kapitäns. — So sei es denn mit uns, meine Tapfern! es lebe Italien! es lebe der König! Nur die Verwundeten schafft er auf die andern Schiffe und heißt diese sich entfernen. Ein furchtbarer Schlag, eine Feuersäule und der Palestro lebte nur noch in der Geschichte derer, die für ihr Vaterland zu sterben wissen.

Es scheint, daß die italienische Marine dieß besser verstand, als dem Feinde Schaden zuzufügen. Jedenfalls schlugen sich die 10 und bald nur noch 8 italienischen Panzerschiffe mit großer Ausdauer gegen die 7 östreichischen Panzerschiffe und gegen 14 Holzdampfer. Im Anfang waren gegen die mehr als 500, später 400 östreichischen Kanonen nur 208, nach dem Untergang des Re d'Italia und der Entfernung des Palestro nur noch 178 italienische Geschütze noch über eine Stunde im Kampfe, während 400 Feuerschlünde Italiens in diesem Entscheidungskampfe kalt blieben und 2 größere italienische Holzschiffe nur gelegentlich aus ziemlicher Entfernung feuerten. Offenbar hatten nicht blos Persano und Albini, welcher eine Viertelstunde Fahrt vom Kampfe hielt, zu wenig Vertrauen in die Leistungsfähigkeit ihrer Holzschiffe, obgleich 6 derselben, hochbordige, je 50 bis 54 Kanonen führten. Obwohl die italienische Flotte auch jetzt noch der östreichischen überlegen war, so mußte ihre Mannschaft das Vertrauen zu ihrem Admiral so verloren haben, daß dieser nur die Wahl hatte, das Kommando an Vacca abzutreten, oder sich langsam zu entfernen. Er fuhr in der Abenddämmerung, nachdem man noch 157 Herumschwimmende gerettet hatte, ohne verfolgt zu werden, westlich nach Ancona ab, wohin die Kohlen den meisten Schiffen eben noch reichten. So endete nach 4stündigem Kampfe der 20. Juli 1866. Am Abend des 21. ging Tegethoff wieder mit allen seinen Schiffen nach der Rhede von Fasana (Pola) ab. Er hatte 22 Todte und 82 Verwundete. Der Verlust der Italiener waren 2 schöne, große Schiffe mit 900 Mann, nur 8 Todte und 40 Verwundete von den andern Schiffen. Auf die Nachricht von diesen Verlusten bot das Ministerium dem Gegenadmiral Provana und dann Vacca den Oberbefehl über die Flotte an, um dem Feinde sogleich wieder entgegen zu treten. Sie erklärten aber, der Zustand der Flotte erlaube dieß nicht.

Ein eitler Trost ist es, wenn die Italiener behaupten, sie seien nur durch die Seetüchtigkeit und Tapferkeit von Italienern, von den Dalmatinern geschlagen worden. Dieß würde nur beweisen, daß die Italiener sich auch jetzt noch wie Jahrhunderte lang gegen einander tapferer schlagen, als gegen fremde Feinde. Sodann mußten die nur ein Achtel der Bevölkerung bildenden romanischen, wie die slavischen Dalmatiner und Istrier, durch den von ihnen unter der Flagge Oestreichs über Italien erfochtenen Sieg, zumal

da er hauptsächlich ein moralischer war, in ihrer Anhänglichkeit an Oestreich befestigt werden. Erst die Uebergabe Venedigs, ihrer alten Mutter, in die Hände Italiens mochte diese ihre östreichische Hinneigung abschwächen. Es darf nicht übersehen werden, daß die treffliche Führung und das Eisenmaterial der östreichischen Flotte aus Deutschöstreich, besonders aus dem vorherrschend deutschen Steiermark stammte.

Auffallend ist die Aehnlichkeit von Lissa und Custozza: Mangel an einer Kenntnisse und Willenskraft vereinigenden Oberleitung; Lamarmora, obgleich gediegen persönlich tapferer, war zeitweise geistig und später körperlich abwesend, ähnlich wie Persano. „In der That," schreibt Rüstow, „kämpften 21 östreichische gegen 9 italienische Schiffe." — Della Rocca und Albini mögen um die Palme oder um den Oelzweig friedlicher Thatlosigkeit concurriren! Einige Befehlshaber thaten ihre Schuldigkeit vollständig. Der Soldat, obgleich zuvor abgehetzt, deßgleichen. Seine Erbitterung gegen die Führer zu Land und zur See war gleich gerecht. Daß der Affondatore sofort im Hafen von Ancona sank, erweckte weiteren, vielleicht ungerechten Verdacht. Corsi in seinen 25 anni sagt: „Wir bezahlten bei Lissa einen bitteren Tribut unserer spropositata natura (Neigung zu Versuchen mit untauglichen Mitteln). Lissa war im Grunde eine ungeordnete Balgerei, eine in der Mitte abgebrochene Schlacht, von uns durch unsern Rückzug als verloren bezeichnet. Aber es war eine große moralische Niederlage, welche uns noch mehr durch unsere Seeführer als durch den bewundernswürdigen Tegethoff beigebracht wurde. Der Admiral Persano wurde durch den Admiral Persano und durch seine Viceadmirale besiegt. Und unter denen, welche jetzt sagten, sie haben dieß bei dem Mangel an Selbstvertrauen derselben und des Vertrauens in sie vorausgesehen, waren Männer, welche in der Lage waren, diesem Mißerfolg zuvorzukommen." Der Eindruck dieses abermals allen Erwartungen Italiens Hohn sprechenden Ausgangs war ein niederschmetternder. Der von Ricasoli angestrebte geistige Aufschwung, das Selbstvertrauen Italiens wurde nicht erzielt. Weder der alte Ruhm der genuesischen und neapolitanischen Flotte, noch der der piemontesischen Feldherrnschule verjüngte sich. Vielleicht erwuchs aus diesen Demüthigungen eine heilsame Selbsterkenntniß? — Nein, man schleuderte sich, Provinz gegen Provinz, Partei gegen Partei verbitternde Vorwürfe zu.

Die Erwartungen wandten sich wieder dem Landheer zu. Kaum hatte der Erzherzog Heinrich das Kommando des 7. k. k. Armeecorps angetreten, als auch er nach Wien zurückgerufen wurde. Feldmarschalllieutnant Maroicic trat das „Kommando des 7. Armeecorps und für Istrien, Kärnthen, Krain, Küstenland, Görz und Triest" an. Unmittelbar nach Lissa langten aus Istrien und Dalmatien die zur Küstenvertheidigung nicht mehr nöthigen Truppen und Geschütze am Isonzo an, daß er beim Herannahen der Vor-

truppen Cialdinis doch über 25,000 Mann zu verfügen hatte. Maroicic erhielt am späten Abende des 25. Juli Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstands. Es war nicht möglich, diese Nachricht rechtzeitig auf alle Vorposten zu bringen. So geschah es, daß der zwischen Palmanova und dem Isonzo bei Romans stehende k. k. Oberst Török in der Dämmerung des 26. Juli einen Vorstoß gegen die Vortruppen Cialdinis machte. Er sah wenige Feinde. Nachdem er sich in der Festung Palmanova ausgeruht hatte und auf dem Rückzug begriffen war, fand er die Torrebrücke bei Versa vom Feinde besetzt. Hier wurde von der Reiterei mit großer Erbitterung gekämpft. Cialdini zeigte seinen Unmuth über die ihm unmittelbar darauf gemachte Anzeige des Waffenstillstandes auch damit, daß er 3 Tage keine Antwort gab. Der ohnedieß die politische Gränze bildende Torrente Judrio wurde bis unter Versa und weiterhin eine Linie über Cervignano als Waffenstillstandslinie für die Italiener, der untere Isonzo für die Östreicher verabredet. Die Italiener hofften das zwischen beiden liegende Aquileja im Frieden zu bekommen; dieß gelang aber nicht.

Die Stellung Cialdinis als verantwortlichen Obergenerals war um so peinlicher, als jetzt wie im Anfang des Kriegs die nur über Frankreich herzustellende Verbindung mit dem verbündeten Preußen und mit Nikolsburg, dem Knotenpunkt der Unterhandlungen, sehr schwierig war. Bismarck schrieb am 20. Juli an den preußischen Gesandten in Paris (dieses Schreiben wurde im April 1869 von Wien aus tendenziös veröffentlicht), „Italien, dem Venetien zugesichert sei, müsse von Preußen festgehalten werden, bis auch Preußen entsprechende Vergrößerung zugesichert sei.“ Weiter heißt es: „Graf Barral (der italienische Gesandte in Berlin, in Nikolsburg anwesend) erbitte sich dringend Vollmachten zum Abschluß aus Florenz. Es sei zweifelhaft, ob diese rasch eintreffen könnten. Und doch können wir ohne Italien nicht abschließen.“ — Einstweilen setzte Bismarck im 6. Artikel des den 28. Juli in Nikolsburg abgeschlossenen preußisch-östreichischen Präliminarfriedens fest: Der König von Preußen macht sich anheischig, die Zustimmung des Königs von Italien dazu und zu dem darauf zu gründenden Waffenstillstande zu erzielen, sobald das venetianische Königreich von Napoleon zur Verfügung des Königs Viktor Emanuel gestellt sein wird. Den 29. erfolgte in Nikolsburg die offizielle Zustimmung Frankreichs hiezu und der König zeigte hierauf seine Geneigtheit an, an der preußisch-östreichischen Verständigung Theil zu nehmen.

Sobald Oestreich seinen Waffenstillstand mit Preußen abgeschlossen und seinen Austritt aus dem deutschen Bund ins Auge gefaßt hatte, trat ihm die Versuchung nahe, wie Maria Theresia ihren Ministern unmittelbar nach dem Hubertsburger Frieden (1763) befohlen hatte, für den Verlust seiner Stellung in Deutschland sich in Italien zu entschädigen. Es galt jetzt Italien

so zu reizen, daß es als halsstarrig erschien und von Preußen und Frankreich Oestreich gegenüber allein gelassen, das heißt preisgegeben würde. Die östreichische und die italienische Regierung standen unter dem Druck einerseits des Ehrgefühls des im Süden siegreichen Heeres, andererseits der öffentlichen Meinung, welche in Italien Ansprüche erhob, als wäre dieses siegreich gewesen. Der Friede sollte den Krieg wieder gut machen. Man meinte, Italiens wirklich äußerste Anstrengung und seine Loyalität und Treue gegen seinen Verbündeten müsse voller bezahlt werden. Oestreich verlangte daher bei den Unterhandlungen, welche sofort zu Cormons (an der Eisenbahn zwischen Görz und Udine) zwischen Oestreich und Italien über die Waffenstillstandsbedingungen eröffnet wurden, daß die Italiener nicht blos Tyrol, welches ja nicht an Frankreich abgetreten war, sondern auch Venetien, welches sie ja erst nach dem 5. Juli besetzt hatten, räumen sollten. Täglich gingen von Wien über den Sömmering und nach Tyrol über 20 Eisenbahnzüge ab, welche Truppen an die südliche Gränze warfen. Es waren ihrer bald über 100,000 Mann, welche über den Isonzo vordringen, von Venedig aus gegen die Rückzugslinie Cialdinis demonstriren und besonders Medici mit Uebermacht vom nördlichen Gebirge her an mehreren Punkten der Val Sugana angreifen sollten. Doch wurde noch in der letzten Stunde am 2. August ein Waffenstillstand bis zum 10. früh abgeschlossen, wonach Tyrol von den Italienern geräumt werden mußte, deßgleichen das Festungsviereck nebst dem dazwischen liegenden Lande vorerst den Oestreichern blieb. Die Truppennachschübe aus Norden währten fort. Eine von dem östreichischen Generalstabshauptmann Hold mitgetheilte ordre de bataille der östreichischen Südarmee für den 16. August berechnet die für diesen Tag aufzustellenden 5 Infanteriearmeecorps mit den entsprechenden Spezialwaffen auf eine Stärke von 197,179 Mann, 7718 Pferden und 515 Geschützen unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Albrecht. Bei Ablauf der Waffenstillstandsfrist verlangte der Erzherzog, daß die Italiener sich über den Tagliamento zurückziehen, weil seine Truppenmassen südwestlich des Karsts zu gedrängt lägen. Da die Italiener darin einen Ehrenpunkt und einen gefährlichen Vorgang für die Friedensbedingungen sahen, und nicht sofort darauf eingingen, so rückten am 11. östreichische Recognoscirungen gegen den Isonzo vor. Die Italiener, in Gefahr, in die Sümpfe von Aquileja gedrängt und von der k. k. Flotte blokirt zu werden, gingen über den Fluß zurück und brachen die Brücken ab. Erst in der Frühe des 12. wurden die ratificirten Bedingungen des vierwöchigen Waffenstillstands ausgetauscht. Im Tyrol konnte der Wiederausbruch des Kampfs meistenorts telegraphisch verhindert werden. Aber es war nicht möglich gewesen, den Waffenstillstand in die Gebirge südlich des Pusterthals mitzutheilen. 9 Kompagnien östreichischer Alpenjäger stiegen über den Pleckenpaß in das oberste

Piavethal herunter. Den 14. August stießen sie auf italienische Freiwillige, welche ihren Vormarsch aufhielten. 100 Mann bluteten noch. Wären nicht Preußen und Frankreich den italienischen Gelüsten Oestreichs in die Zügel gefallen, so wären noch Ströme von Blut geflossen. Da Italien am 5. Juli durch Frankreich und Oestreich seine Sache nicht von der Preußens trennen ließ, so war es jetzt auch Preußens Pflicht, solidarischen Waffenstillstand zu verlangen. Und es that dieß entschieden. Freilich waren die Italiener damit nicht zufrieden, da sie nur Venetien, nichts von Südtyrol erhielten. Dieses war ihnen weder von Preußen versprochen, noch konnte es von Italien als Siegesbeute beansprucht werden. Nichts desto weniger erhob die italienische Presse jenen lauten Schrei der Entrüstung über Hintansetzung der gerechten Ansprüche Italiens! Die Motivirung war: Venetien war Italien im Mai von Oestreich zugesichert. Es lehnte das Geschenk ab und zog sein Schwert; also hat es für diese seine Bundestreue einen Lohn zu beanspruchen. Ihm dazu zu helfen ist Preußens Pflicht!

Wir theilen hier den Schluß der Kriegsgeschichte in Corsis trefflichem Werke: 1844—1869 venti-cinque anni in Italia mit. Darin gibt er uns den Eindruck wieder, welchen die Friedensbedingungen von 1866 auf die Italiener, auf die Nichtvenetianer unmittelbar machten; er verschweigt auch diejenigen Empfindungen nicht, welche er offenbar nicht mehr theilt. Anklagen, statt gegen sich selbst, gegen Andere erheben, ist nicht blos italienisch, es ist allgemein menschlich. Corsi also schreibt: „Allen mißfiel dieses sich einmischende Frankreich, welchem von Oestreich die Festungen übergeben werden sollten, um sie (wie 1859 die Lombardei) weiter an Italien zu übergeben. Die nichtvenetianischen Italiener waren daher geneigter, den Frieden zu verfluchen, als ihm Beifall zu rufen. Die üble Probe unsrer Waffen zu Land und zur See, die beinahe geringschätzige Haltung unserer Verbündeten, das Ende des Kriegs mit einem großen Schritt rückwärts hinter den Isonzo, der Waffenstillstand, welcher als ein Akt der Barmherzigkeit (pietà) wie Besiegten gewährt war, dieses Almosen Venetiens, das dem ersehnten Besitz des Trientinischen und Triests entgegengesetzte Veto, die in Palermo ausgebrochene Rebellion, die düsteren Vorahnungen einer arbeitsvollen Zukunft, waren mehr als genügend die Freude über die nur zu leichte Erwerbung dieses so wichtigen Theils von Italien zu überwältigen, auch wenn es nicht Leute gegeben hätte, welche, sei es aus Leidenschaft, sei es absichtlich, dieses Mißvergnügen durch Uebertreibung oder durch Fälschung seiner Motive noch verbitterten. Die Vorfälle in Palermo (wo in Folge längst aufgestauten, heißen, von den Klerikalreaktionären geschürten Mißvergnügens mehr socialer Natur der Präfekt belagert wurde) im September enthüllten uns die erschrecklichen Gefahren, welche im Süden uns bedrohten, wenn der Krieg noch einige Zeit fortgesetzt worden wäre. Wer irgend die

wahren Zustände dieser Länder kannte, der konnte sich nur freuen, daß diese Bewegungen so lange gezögert und nicht sogleich im Anfang viel größere Verhältnisse angenommen hatten. Noch einige Wochen Krieg, eine Niederlage am Tagliamento, an der Piave, an der Etsch und — die Einheit Italiens konnte wieder in Frage gestellt werden. Dann hätten wir uns wahrhaftig überzeugen können, daß wir zu rasch vorgegangen waren. Aber auch dießmal war uns das Glück günstig." So bitter Corsi es auch fühlt, daß Italien im Feldzug 1866 von dem ihm bis dahin getreuen Glücke verlassen wurde, so tröstet er sich doch mit der Erwägung: der friedliche Weg der Entwaffnung und der bürgerlichen Arbeit war für den Staat Italien auf alle Fälle eine Nothwendigkeit, wenn er nicht in den Finanzruin stürzen sollte. Diesen Weg zu betreten wäre ihm mit einem siegreichen Heere viel schwerer geworden; es wäre ihm die Versuchung zu nahe getreten, sich sofort auch an die Lösung der tridentiner Frage, der von Triest, von Rom zu wagen.

Wir haben die zumeist in Pardubitz in Böhmen geführten Unterhandlungen behufs Einleitung und Formulirung der Friedensbedingungen nur nothdürftig berührt. Die in Italien spielenden Fäden sind allein schon verwickelt genug; wir durften sie nicht noch durch Hereinziehung anderer kreuzen. Die Darstellung dieser Unterhandlungen in dem Werke des preußischen Generalstabs hat sich in der Hauptsache bestätigt. Lamarmora nahm es sehr übel auf, daß darin gesagt ist, die italienische Kriegsführung habe Oestreich gestattet, über den größten Theil seines Mincioheeres nördlich der Donau frei zu verfügen. Gereizt durch ungleich ungerechtere Angriffe meist von italienischer Seite hat der wackere Mann nach Jahr und Tag noch sich leidenschaftlich geäußert. Aber wenn Preußen für Italien bessere Bedingungen hätte erzwingen wollen, so wäre Frankreich wohl für Oestreich eingetreten. Auf die Frage an Govone, Lamarmoras Vertrauten bei den Unterhandlungen, wie es Italien im Falle eines französischen Kriegs halten würde, gab Govone eine ausweichende Antwort.

„Der König von Preußen erhielt in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli im Hauptquartier Horitz, unweit Königgrätz, ein Telegramm, worin ihm Kaiser Napoleon anzeigte, daß Franz Josef seine Vermittlung anrufe. Die Siege Preußens, schrieb Napoleon, nöthigen ihn, aus seiner Rolle vollständiger Enthaltung herauszutreten; der Kaiser spricht seine Ueberzeugung aus, daß der König geneigt sei, die Friedensarbeit Napoleons mit Genugthuung aufzunehmen, und daß ein Waffenstillstand den Weg der Friedensverhandlungen eröffnen werde. — Die Folgen einer Ablehnung dieser französischen Mittlungsanerbietungen waren um so schwieriger zu berechnen, als diese Intervention Frankreichs sofort eine Publicität erhalten hatte, welche ihren Erfolg unter die Controle der französischen Nation stellte. Es wurden

in Frankreich zahlreiche und bedeutende Stimmen laut, welche eindringlich forderten, daß Kaiser Napoleon die Vermittlerrolle übernehme, selbst auf die Gefahr hin bewaffnet einschreiten zu müssen. Eine Ablehnung der Mittlung von Seiten Preußens hätte die öffentliche Meinung Frankreichs vollends ins östreichische Lager getrieben. Oestreich war es vor allem um sofortige Einstellung der Feindseligkeiten zu thun, um sein geschlagenes Heer wieder zu ordnen und den größeren Theil seines italienischen Heeres herbeizuziehen. Indem Preußen die französische Vermittlung im Princip annahm, erklärte es, daß ihm seine gegen Italien eingegangenen Verpflichtungen ebensowenig den Abschluß eines Waffenstillstands, als den des Friedens vor Einverständigung mit Italien erlauben. Einstweilen wurden in Paris die Bedingungen angegeben, unter denen ein Waffenstillstand auf beiden Seiten der Alpen abgeschlossen werden könnte. Die italienische Regierung wurde durch den preußischen Gesandten in Florenz und durch ihren eigenen Militärbevollmächtigten im preußischen Hauptquartier, Grafen d'Avet, von der Sachlage unterrichtet. Die Nothwendigkeit der Zustimmung Italiens, die bestimmten Bürgschaften für den eventuellen Inhalt eines künftigen Friedens als conditio sine qua non eines Waffenstillstands, das nationale Programm für Italien wie für Deutschland hatte auch der den 7. Juli von Pardubitz nach Paris geschickte Prinz Reuß zu vertreten. (Um diese Zeit war es, daß von Paris aus im italienischen Hauptquartier und in Florenz das gebieterische Drängen zur Waffenruhe durch die falsche Nachricht unterstützt wurde, Preußen habe nicht blos die französische Vermittlung, sondern auch einen Waffenstillstand angenommen.) Dem zunächst zu Vermittlung eines Waffenstillstands in der Nacht des 11. Juli im preußischen Hauptquartier eingetroffenen französischen Botschafter Benedetti wurden dieselben Bedingungen dafür gestellt. Er glaubte die Zustimmung Italiens zum Waffenstillstand in Aussicht stellen zu können, weil der Kaiser Napoleon, im Besitz Venetiens, in der Lage war, Italien das eigentliche Ziel seiner Kriegsführung zuzusichern. Aber diese Aussicht konnte die direkt auszusprechende Zustimmung nicht ersetzen. Der italienische Militärbevollmächtigte war ohne Instruktion und Vollmacht; eine Zeit lang schien es, als ob man in Florenz abgeneigt sei. Unter diesen Umständen war ein Waffenstillstand nicht möglich, zumal Oestreich solche Bedingungen stellte, welche nur die Herbeiziehung seiner Truppen aus Italien an die Donau beabsichtigten." So der preußische Generalstab. (Wir wissen bereits, daß der italienische Gesandte nicht instruirt war, weil Oestreich sich noch nicht zu unmittelbarer Unterhandlung mit Italien herbeiließ, daß Italien deßhalb den Waffenstillstand ablehnte.)

Den 16. Juli traf im preußischen Hauptquartier auf telegraphischem Wege das napoleonische Programm für eine eventuelle Friedensbasis ein.

Es betraf zunächst Deutschland. Dasselbe wurde als nicht ausreichend zur Basis für einen definitiven Frieden anerkannt. Es genüge aber als Grundlage für einen Waffenstillstand, sofern auch Italien seine Zustimmung gebe. Die Möglichkeit, die Unterhandlungen im Einverständniß mit Italien zu führen, wurde durch die Ankunft des italienischen Gesandten Barral aus Berlin hergestellt. Nachdem auch Oestreich die Bedingungen als Friedensbasis angenommen, wurde den 22. Juli eine Demarkationslinie an der Donau für fünftägige Waffenruhe abgeschlossen. — Die Friedensunterhandlungen der Bevollmächtigten begannen am Morgen des 22. Juli im preußischen Hauptquartier Nikolsburg, zwischen Olmütz und Wien. Da Frankreich die Vermittlung nicht in dem Sinne förmlich angenommen hatte, daß es verpflichtende Bedingungen gestellt hätte, so war bei den Friedensbesprechungen der französische Botschafter nicht anwesend. „Von Preußen war die Zuziehung Italiens zu diesen Unterhandlungen beabsichtigt, und Graf Barral wurde aufgefordert an denselben Theil zu nehmen; er erklärte aber, dazu nicht mit Instruktion und Vollmacht versehen zu sein. (Ganz so im italienischen Grünbuch. Barral an Visconti N. 322.) Es wurde daher verabredet, daß der preußische Unterhändler ihm Mittheilung über die Verhandlungen mache, welche ihn in den Stand setzte seine Regierung fortlaufend von dem Stand der Dinge in Kenntniß zu halten und ihr die erforderlichen Aeußerungen möglich zu machen. Die Zustimmung Italiens zu dem vollendeten Ergebniß der Verhandlungen war übrigens im Voraus gegeben, da Italien sich verpflichtet hatte, seine Zustimmung zum Friedensschluß nicht zu versagen, wenn der Erwerb Venetiens ihm gesichert sei." Die östreichische Friedenslosung: Oestreichs Integrität, abgesehen von Venetien, wurde anerkannt*).

Die Nichtrealisirung des ungarischen Aufstandsprojekts, das Eintreffen

*) Dieses ist aus dem Grünbuch (Nr. 302) zu ergänzen. Graf Barral telegraphirte den 23. Juli von Nikolsburg an Visconti: Die Friedensunterhandlungen zwischen Bismarck und den östreichischen Bevollmächtigten versprechen einen baldigen Abschluß des Waffenstillstandes. (Jetzt war auch Italien zu einem achttägigen bereit.) Bismarck entwickelte dem Grafen Barral die gewichtigen Motive, welche Preußen bestimmen, nur auf die Abtretung Venetiens als conditio sine qua non sich zu beschränken. Visconti-Venosta antwortete seinem Gesandten am 25. Juli: „Die authentischen Mittheilungen über die Motive, welche unvorhergesehen auf die Entschlüsse Preußens sich geltend machten, sind der Art, ich erkenne es an, daß sie die seit dem 20sten (wohl seit Lissa) in seiner Haltung eingetretene Veränderung hinreichend erklären. Auch unsere Regierung mußte, wie die ihres Alliirten, die Schwere der Folgen in Erwägung ziehen, welche aus dem Nichterfolg der französischen Mittlung entspringen könnten." — Die gegenseitige Anerkennung der Loyalität des Verbündeten und das Bewußtsein eines jeden Theils, gegen sich und gegen den Verbündeten seine Schuldigkeit gethan zu haben, in diesen Aktenstücken ist wohlthuend und ehrenvoll. Nur wer dieses Bewußtsein hat, kann jene aussprechen; wer es nicht hat, muß zum Ankläger des andern Theils werden.

der Halt gebietenden Nachricht vom Waffenstillstand im Moment, in welchem die Preußen Presburg besetzen wollten, die Niederlage bei Lissa waren außer der französischen Mittlung für Preußen und Italien starke Motive für die Annahme der Friedensvorschläge, zu deren Gevatterschaft, wenn nicht Vaterschaft sich Frankreich bekannte.

Buloz klagt Italien an, durch Erhebung von weiteren Ansprüchen (auf das Trientinische, welche von Preußen nicht unterstützt wurden) den Abschluß des Friedens erschwert zu haben. Er schreibt (revue des deux mondes, 15. Okt. 1868, S. 808): „Die napoleonischen Vorschläge wurden die Basis der Friedenspräliminarien, welche den 26. Juli zu Nikolsburg gleichzeitig mit einem vierwöchigen Waffenstillstand unterzeichnet wurden. Preußen verpflichtete sich Italiens Zustimmung zu erlangen, sobald ihm Venetien übergeben würde. Die ungeeigneten Prätensionen des Florentiner Kabinets waren in der That das einzige Hinderniß, welches sich dem Abschluß eines definitiven Waffenstillstands entgegensetzte. Kaiser Napoleon ließ den 29. erklären, was seine Regierung betreffe, so sei Venetien für Italien erworben, um ihm im Frieden übergeben zu werden. Nun konnten die Unterhandlungen mit Thätigkeit geführt werden und der Friede wurde den 23. August in Prag abgeschlossen.“ Andere Franzosen drücken sich noch stärker über die Ansprüche aus, welche der Schützling Frankreichs trotz seiner Niederlagen erhoben habe.

Der Preußische Generalstab sagt einfach: „Da weder der italienische Gesandte Graf Barral, noch der am 26. aus dem Hauptquartier des Königs Viktor Emanuel in Nikolsburg eingetroffene General Govone mit Vollmacht versehen war, um die Zustimmung Italiens zum Abschluß des Waffenstillstands zu erklären, so mußte diese Zustimmung unter Voraussetzung des Erwerbs von Venetien im Artikel VI der Präliminarien vorbehalten werden*). Um den Vertretern der italienischen Regierung Zeit zur Einholung der Zustimmung zu lassen, wurde der Anfang des Waffenstillstandes auf den 2. August bestimmt und die Enthaltung von Feindseligkeiten vorläufig bis dahin verlängert. Am 29. Juli erklärte der französische Botschafter Benedetti (auf Bismarcks Verlangen Grünbuch P. 770) amtlich und schriftlich dem Ministerpräsidenten Grafen Bismarck, daß der Erwerb von Venetien für Italien gesichert sei, und am 30. Juli fand Graf Barral sich in den Stand gesetzt, die Zustimmung seines Hofs zum Waffenstillstand amt-

*) Dieser ist also formulirt: S. M. der König von Preußen verpflichtet sich, die Zustimmung seines Verbündeten S. M. des Königs von Italien zu erhalten zu den Präliminarien des Friedens und zum Frieden, welcher auf diese Grundlagen geschlossen werden soll, sobald das Lombardo-Venetianische Königreich zur Verfügung S. M. des Königs von Italien mit Erklärung S. M. des Kaisers von Frankreich gestellt sein wird.

lich auszusprechen." In diesem schlichten, wohlwollenden Geschäftsstyl berichtet der Preußische Generalstab in Allem, was auf Italien Bezug hat.

Aus dem Bisherigen und aus zahlreichen Stellen des Grünbuchs (Sammlung der Aktenstücke der italienischen Regierung und Depeschen der Gesandten) erhellt, wie sich Italien während des Juli zu den drei Hauptregierungen stellte. Zwischen Preußen und Italien wurde der Austausch lebhaft erst seit Königgrätz. Preußen spornte Italien zum Vorgehen gegen Wien; Preußen nahm es nicht gut auf, daß das größere Westheer Lamarmoras nicht sofort rasch über den Mincio und die mittlere Etsch vorging. Beide Theile waren bemüht, sich im Einverständniß über die Maßnahmen des Kriegs und der Unterhandlungen zu halten. Um den 20. Juli sah sich Preußen, nach Annahme der napoleonischen Friedensbasis durch Oestreich, zu bloßer „Suspendirung der Feindseligkeiten" bewogen, indem es den Beitritt zu den Grundbedingungen Italien jederzeit reservirte. Frankreich hatte eine drohende Mittlerrolle angenommen; auf den Kriegsfall mit Frankreich war kein Verlaß auf Italien. Die Cholera wüthete im preußischen Heere, während das italienische bei allen Leiden von Hitze und Unwetter während der raschen Märsche von Epidemien verschont blieb. Eine Differenz bestand, die, daß Preußen auch gegen Italien hin keinen Fußbreit deutschen Bundesgebiets abtreten wollte. — Seit Königgrätz war Frankreichs Haupttendenz die Schonung Oestreichs, die Erhaltung seiner Großmachtstellung. Es suchte Italien zum raschen Waffenstillstand zu bewegen. Die letzten Vorschläge Napoleons an Italien, durch den Prinzen Napoleon den 26. Juli vermittelt, gingen darin so weit, daß sie als Friedensbasis den Stand der Occupirung durch die beiderseitigen Truppen uti possidetis) und Anerbietung guter Dienste gaben. Dieß mußte Italien auf die „Gränzregulirung" beziehen. Dadurch wurde es aber gerade zu noch rascherem Vorgehen in Tyrol und gegen den Isonzo bewogen. Daher nahm Italien nur und widerwillig zuerst einen 5-, dann einen 8tägigen Waffenstillstand und schließlich den von 4 Wochen am 2. August an. Da Frankreich in jener Preußen aufgedrungenen Friedensbasis die Integrität Oestreichs außer Venetien aufgestellt hatte, gab es jenen seinen weiter gehenden Italien gegebenen Versprechungen jetzt Oestreich gegenüber keinen Nachdruck, obgleich Nigra seit Königgrätz in Paris Weiteres nachdrücklich und ohne Widerspruch gefordert hatte. — Oestreich blieb natürlich fest auf dieser Basis. Um den 22. Juli mußte Italien das Ansinnen fallen lassen, daß ein Waffenstillstand nur dann unterhandelt werden könne, wenn Oestreich mit ihm als Macht unmittelbar wie mit Preußen unterhandle. Oestreich, besonders sein Heer wollte doch auch eine Satisfaktion haben. Daher die starken k. k. Truppenbewegungen gegen Italien. Preußen gab aber Oestreich zu verstehen, daß es Weiteres nicht zulassen werde. Im Ernst konnte es keinem

Theile vernünftig erscheinen, daß um dieser Grenzfrage willen der Krieg von neuem entbrenne. Es wäre Europa als Mordbrennerei erschienen. Keine bestimmten Versprechungen an Italien hätten Preußen dazu einen Grund gegeben. Daher wurde die nähere Bestimmung über die Gränzen auf die lange Bank der schließlichen Friedensbestimmungen geschoben; sie blieb der Weisheit und dem guten Willen Oestreichs überlassen. Die schöne Denkschrift Menabreas blieb schätzbares Material. — England predigte natürlich den Frieden, hatte jedoch keinen Einfluß. Es sah die Abtretung Venetiens als eine Bürgschaft des Weltfriedens an, bedauerte aber die Schwächung Oestreichs. — Rußland hatte gegen Italiens Wünsche sich viel günstiger gestellt, als im Sommer 1859. Doch war dieß besonders durch seine Freundschaft mit Preußen motivirt.

Den 29. Juli machte Graf Usedom an Visconti-Venosta Anzeige über die Bedingungen des vom 2. August an laufenden 4wöchigen Waffenstillstands und lud Italien ein, seinen Bevollmächtigten zu den demnächst in Prag zu eröffnenden Friedensunterhandlungen zu schicken. Das italienische Ministerium hielt sehr darauf, daß in Beziehung auf die Volksabstimmung in Venetien der Vorgang in Savoyen befolgt werde. Wie im Züricher Frieden für die Lombardei, so sollte für Venetien nur die Provinzialstaatsschuld, kein Antheil an der östreichischen Staatsschuld, überhaupt keine weiteren belastenden Bedingungen anerkannt werden. In Paris sprach Italien die Befürchtung aus, Oestreich möchte ihm dergleichen aufbürden wollen, wenn ihm Venetien unter einer anderen Rechtsform, als unter der der freien Verfügung der Bevölkerungen über sich selbst übertragen würde. Fürchtete man in Florenz nicht vielmehr, daß Frankreich aus der Form der Wiederabtretung das Recht auf irgend welche Zugeständnisse, z. B. „Gränzregulierungen" ableiten könnte? — Nach beiden Seiten suchte Preußen Italien gegen weitere Ansinnen sicher zu stellen, indem es in seinem Friedenstraktat mit Oestreich, Prag 23. August, den 2. Artikel also faßte: „In der Absicht, den Artikel 6 der den 26. Juli in Nikolsburg abgeschlossenen Friedenspräliminarien in Ausführung zu bringen und nachdem S. M. der Kaiser der Franzosen den 29. Juli offiziell durch seinen bei S. M. dem König von Preußen beglaubigtem Gesandten erklären ließ, „daß, was die Regierung des Kaisers betrifft, Venetien für Italien erworben ist, um ihm beim Frieden übergeben zu werden", tritt auch S. M. der Kaiser von Oestreich dieser Erklärung bei und gibt seine Zustimmung zur Vereinigung des Lombardovenetianischen Königreichs ohne irgend eine andere belastende Bedingung, als die der Liquidation der Schulden, welche gemäß dem Vorgang des Züricher Friedens als auf den abgetretenen Landestheilen lastend anerkannt werden." Indem Graf Usedom den 25. August der italienischen Regierung Mittheilung von dem preußisch-östreichischen Friedensvertrage machte, sagte

er: „Aber die Aufgabe des Unterzeichneten beschränkt sich nicht darauf. Er ist überdieß beauftragt, den ausdrücklichen Wunsch des preußischen Kabinets zu manifestiren, daß das Bündniß der beiden Länder nicht mit der Kriegsphase sein Ende finde, sondern daß es sich auch während des Friedens befestige und fortsetze. Auch in dieser neuen Epoche werden die beiden Völker die Früchte der Union ihrer Regierungen reichlich sammeln. Das Berliner Kabinet schmeichelt sich, daß in Betracht dessen Italien eben so herzlich wie Preußen das zukünftige Einverständniß (entente), welches ihm sein Verbündeter anträgt, schätzen wird." Visconti-Venosta antwortete eben so freundlich, welchen Werth er auf die Bande der Sympathie und der Interessen, durch welche das deutsche und das italienische Volk verbunden seien, und auf die Erhaltung der preußisch-italienischen Allianz lege. Das freundschaftliche Einvernehmen Italiens und Preußens könne weiter entwickelt werden, nachdem auch Italien seinen Frieden abgeschlossen haben werde. Beiden Männern war dieß mehr als diplomatische Phrase.

Kaiser Napoleon schrieb den 11. August an Viktor Emanuel: „E. M. weiß, daß ich das mir angebotene Venetien angenommen habe, um es vor jeder Verwüstung zu bewahren und der Vergießung unnöthigen Bluts zuvorzukommen. Mein Zweck war immer, es sich selbst zurückzugeben, damit Italien von den Alpen bis zur Adria frei sei. Auch dießmal hat Frankreich seinen Einfluß zu Gunsten der Humanität und der Völkerunabhängigkeit ausgeübt." Italien hatte sich behufs des Abschlusses seines Friedens um so mehr an Frankreich zu halten, als seine Wünsche schon von Nigra in Paris mit Muße geltend gemacht worden waren. Sobald Italien den 12. August Waffenstillstand geschlossen hatte, reiste General Menabrea über Paris nach Wien, wo nach dem Wunsche Oestreichs die Friedensunterhandlungen statt haben sollten. Die erste förmliche Sitzung hatte am 3. September statt.

Wenn nicht das nihil admirari die erste Regel der Diplomatie wäre, so hätte Menabrea sich sehr darüber verwundern müssen, daß ihm bei Eröffnung der Friedensunterhandlungen in Wien der k. k. Bevollmächtigte Graf Wimpffen den 8. September eine Rechnung von mehr als 140 Mill. Gulden für Italien vorlegte, indem er zu Lasten Venetiens einen Antheil auch an den seit 1859 gemachten östreichischen Schulden schrieb. Menabrea beberief sich dagegen darauf, daß kraft des pariser Friedens von 1815 Lombardo-Venetien mit seinen vom Königreich Italien übernommenen Schulden ein besonderes Land mit eigenen Finanzen gewesen sei. Nur für die östreichische Schuld von 1854 habe der Züricher Frieden eine Betheiligung der Lombardei ausnahmsweise zugelassen. Es kam zu lebhaften Erörterungen. Italien rief die Unterstützung Preußens und Frankreichs an und erhielt sie. In Folge dessen erklärte Graf Wimpffen den 22. September, Oestreich verzichte auf die

Forderung der 36,750,000 Gulden für den Antheil Venetiens an den seit 1859 von Oestreich contrahirten Schulden. Hatte doch Venetien wiederholt, schließlich noch im Frühjahr 1866, an Oestreich Zwangsanlehen zu bezahlen gehabt. Der ganze Ton der Unterhandlung wurde jetzt ein friedlicher.

An der Spitze des Friedenstraktats vom 3. Oktober heißt es: „Nachdem S. M. der Kaiser von Oestreich an S. M. den Kaiser der Franzosen das lombardo-venetianische Königreich abgetreten und S. M. der Kaiser der Franzosen sich bereit erklärt hat, die Vereinigung desselben mit den Staaten S. M. des Königs von Italien unter Vorbehalt der Zustimmung der gebührend befragten (consultées) Bevölkerungen anzuerkennen" ꝛc. Frankreich bot Italien keine Garantie für den Besitz, welchen aber damit Oestreich mittelbar anerkannte. Italien übernahm vollends die gesammte lombardo-venetianische Schuld mit 64,300,000 Gulden und namentlich, die Summe von 35 Millionen Gulden östreichischer Währung baar zu bezahlen, zugleich für das nicht transportable Kriegsmaterial. Die Gesammtlast, welche Italien für Abtretung Venetiens übernahm, belief sich daher auf 99,300,000 Gulden oder 248,250,000 Lire*).

Menabrea, sehr befriedigt durch seine Aufnahme in Wien, berichtet: „Ohne Zweifel mußte Oestreich im Moment, wo es sich um die Abtretung

*) Weitere Bestimmungen waren: „Italien tritt in die von Oestreich mit Eisenbahngesellschaften geschlossenen Verträge ein. Oestreich und Italien verpflichten sich, die Eisenbahnverbindungen beider Länder zu fördern, Oestreich die Brennerbahn möglichst bald auszubauen. Handels- und Schifffahrtsverträge sollen auf freisinniger Grundlage abgeschlossen werden, und indeß für ganz Italien der 1851 zwischen Oestreich und Sardinien geschlossene Vertrag giltig sein. Die Venetianer im k. k. Heer werden sofort entlassen, Beamte und Offiziere können mit gleichem Gehalt oder mit der gesetzlichen Pension aus einem Staat in den andern übertreten oder bleiben." — Italien hatte schon in Paris besonderes Gewicht darauf gelegt, daß die politisch verfolgten Ungarn aller Klassen und Epochen volle Amnestie erhielten. Diese wurde von beiden Theilen Allen gewährt, namentlich auch von Oestreich, wie die Rückgabe der venetianischen Dokumente an den italienischen Bevollmächtigten Cibrario gewissenhaft gehalten wurde. Der Kaiser gab die eiserne Krone der Lombarden zurück und seinen Titel als König auf. Von intimem Interesse war der Artikel 22, welcher lautet: „Die Fürsten und Prinzessinnen des Hauses Oestreich, wie die durch Heirath in die kaiserliche Familie eingetretenen Prinzessinnen werden gegen Geltendmachung ihrer Besitztitel in den vollen Besitz ihres Privateigenthums, sowohl beweglichen, als unbeweglichen, wiedereintreten und in der Ausübung ihrer Rechte nicht gestört werden. Dabei sind alle Rechte des Staats und von Privaten, sofern sie gesetzlich erwiesen sind, vorbehalten." Namentlich waren damit werthvolle Stücke der Staatssammlungen reklamirt, welche der Herzog von Modena mitgenommen hatte. Die Auseinandersetzung erforderte längere Zeit. Der östreichische Bevollmächtigte überreichte auch Noten des Exkönigs von Neapel, welche für ihn dasselbe ansprachen, und eine des Exherzogs von Parma, Italien möchte ein von ihm mit Rothschild geschlossenes Anlehen anerkennen. Menabrea erklärte, er sei für diese Gegenstände nicht instruirt.

Venetiens handelte, einigen Schmerz fühlen, daß es für immer dieses Land aufgeben sollte, für welches es so viel gethan hatte, um seine Herrschaft und seinen Einfluß darin zu erhalten. Allein diese Macht sieht ein, daß es besser war, eine Nation sich zur Freundin zu machen, indem gute Beziehungen zu ihr eine politische Bürgschaft und vermittelst Handels und Industrie eine gegenseitige Quelle des Reichthums sein müssen, als hart an seiner Seite eine beständige Feindin zu haben, welche sie verzehrte." Wir wissen jedoch, daß gleichzeitig eine in der Hofburg mächtige Partei gerne an Italien ihre Genugthuung genommen hätte.

Trotz allen Zänkereien hegte jetzt das italienische Volk Achtung für das deutsche. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß diese Ueberzeugung in Italien nur die der charaktervollen Unabhängigkeitspartei ist und daß dieselbe nur so lange feststeht, als Preußen, als Deutschland ein entfernter, nicht bedrohlicher Verbündeter ist. Der Verdacht der Italiener gegen jede Auffrischung des mittelalterlichen Kaiserthums kehrt seinen Stachel auch gegen ein starkes, vollständiges, stramm geeinigtes Deutschland. Bonghi sagt: „Die deutsche Einheit scheint uns nicht ebenso wünschenswerth, wie den Preußen. Jeder weiß, daß das Trientinische und Triest einem geeinigten Deutschland viel schwerer zu entrissen wären, als dem wenn gleich auch mächtigen Oestreich. Und die Geschichte lehrt, daß, sooft in Deutschland sich irgend eine Gewalt mit zu viel Macht und ohne inneren Widerstand constituirt hat, es sich versucht fühlte, die Alpen zu überschreiten und seine Gränzen diesseits zu suchen." Daher tröstet sich Bonghi, daß Oestreich gegen das preußische Deutschland als gegen seinen langjährigen Genossen einen tieferen Groll hegen müsse, als gegen Italien, das Oestreichs Feind sein mußte, so lange Oestreich im Besitz Venetiens war.

Mittlerweile handelte es sich um die Form der Uebergabe Venetiens an Italien, auf welche die Italiener als auf eine Ehrensache, und aus Gründen der Sicherheit des Besitzes den größten Werth legten. Nicht sobald war der Kanonendonner verstummt, als die Stimme der öffentlichen Meinung sich in Italien wie in Frankreich laut geltend machte. Sie war in beiden Ländern eine entgegengesetzte und es wurde Napoleon schwer, sich über diesem Widerspruch zu halten. Längst gährende Stimmungen kamen jetzt zum Ausdruck. Nicht blos die Extremen in Italien, auch Tausende von friedlichen Bürgern fühlten ihr Ehrgefühl längst verletzt durch die französische Vormundschaft, wenn sie auch oft materiell mit deren „Rathschlägen" einverstanden waren, wie bei der Verlegung der Hauptstadt. Seit dem Tode Cavours, welcher die Familiensympathie Napoleons für Italien zu pflegen und zu benützen gewußt hatte, war es allen ehrliebenden Italienern immer empfindlicher fühlbar geworden, daß Frankreich die gefügige Ergebenheit und Lenksamkeit Italiens als

den Zins einer unablösbaren Schuld streng heischte. Die napoleonische Politik wurde immer mehr durch die Eifersucht der ultramontanen und der französischen verdrängt. Und der sich mündig fühlende Mündel vergalt Eifersucht mit Mißtrauen. Der Hinweis der Consorterie auf die Schwäche Italiens machte auf das italienische Volk immer weniger Eindruck. Es theilte seit Aspromonte immer weniger ihre Angst vor den Republikanern, in welcher die Consorten Napoleon als den Beschützer der Monarchie und der Ordnung vergötterten. Die Italiener beargwohnten jeden Vertrag mit Frankreich, ein geheimer Artikel werde eine Abtretung z. B. Elbas enthalten. So geheim auch die Schritte Napoleons, welche im Mai und Juni 1866 Lamarmora zum Vertragsbruch gegen Preußen versuchten, geblieben waren, so ging doch eine Ahnung davon durch Italien. Und nun vollends die Annahme der östreichischen Cession Venetiens an Frankreich! Italien sollte also diesem, welches doch keinen Mann in den Kampf geschickt hatte, von Neuem verpflichtet sein. Welchen realen Dank würde Frankreich von Italien für die Rückabtretung verlangen? Auch um diese Wiederaufführung der Komödie von 1859 zu verhindern, hieß Italien die Wiederaufnahme des Kriegs durch sein Heer im Juli von Herzen willkommen. Man wollte Venetien erobern, nicht als Gnadengeschenk Frankreichs mit Schande hinnehmen, sondern Oestreich abringen, aus seiner Hand erhalten.

Wir Deutschen haben wenig Sinn für die diplomatischen Feinheiten, welche jetzt zwischen Italien und den Tuilerien geübt wurden. Italien wollte, daß die Volksabstimmung den Rechtsgrund biete. Aber Frankreich, noch weniger als Oestreich, wollte dieses annehmen. Wohl hatte Prinz Napoleon am 26. Juli „unbedingte Uebergabe Venetiens, Volksabstimmung" versprochen, welche dem von Napoleon bisher verfochtenen Princip der Volkssouveränität durchaus entsprach. Aber die Eitelkeit des französischen Volks, welches Venetien als seinen Besitz ansah, nöthigte Napoleon, die Großmuthskomödie der Uebergabe durch Frankreich aufzuführen, um so mehr, da Italien sein Recht darauf kraft seines Bündnisses mit Preußen geltend machte. Dieses sollte augenscheinlich widerlegt werden. Dazu war die Retrocession die prägnanteste Form. Napoleon erklärte diese in die Zustimmung Italiens zum preußisch-östreichischen Friedensschluß hinein. Italien brach aber thatsächlich dieser Form die Spitze ab. Es behandelte die Retrocession als bloße Formalität. Sobald es am 3. Oktober in Wien seinen Frieden mit Oestreich abgeschlossen hatte, regelte ein königliches Dekret vom 7. die Form des Plebiscits. Am 10. erließ der König ein Dekret, welches Gesetze des Königreichs, namentlich die Verfassung, in Venetien einführte, das Konkordat und die Prügelstrafe abschaffte, allen Bürgern ohne Unterschied der Confession gleiche bürgerliche Rechte zuer-

kannte, den Münztarif feststellte. Die Oestreicher räumten die Festungen, am 17. Oktober auch Venedig, das Leboeuf an die Municipalität übergab. Graf Usedom, welcher später dem triumphirenden Einzug des Königs, auf den Degen gestützt, anwohnte, verdunkelte den französischen Vertreter, wozu die Persönlichkeiten das Ihrige beitrugen. Erst den 21. und 22. Oktober hatten die Bewohner von „Venetien-Mantua über ihre Union mit dem Königreich Italien unter der monarchisch-constitutionellen Regierung Viktor Emanuels und seiner Nachfolger" abzustimmen. Mit Ja stimmten 647,246, mit Nein 69*). Die Abgeordneten Venetiens waren im italienischen Parlament eine sichere Stütze der besonnenen Politik. Aber sie vermissen die geordnete Verwaltung Oestreichs.

Um seine Stadt Turin zu ehren, begab sich der König nach Turin, um die die Abstimmungsurkunde überreichende Abordnung Venetiens zu empfangen. Dabei sprach er am 4. November 1866: „Dieser Tag ist der schönste meines Lebens. Es sind jetzt 18 Jahre, daß mein Vater in dieser Stadt den Krieg für die Unabhängigkeit Italiens verkündete. Heute bringen Sie mir die Kundgebung des Volkswillens der venetianischen Provinzen, welche durch ihre Vereinigung mit dem italienischen Vaterlande das Gelübde meines Vaters für erfüllt erklären. Sie bestätigen durch diesen feierlichen Akt die That Venedigs von 1848, welche es mit bewundernswürdiger Beständigkeit und Selbstverläugnung aufrecht erhalten hat. Heute hat die Fremdherrschaft aufgehört. Italien ist gemacht, aber noch nicht vollendet. Die Italiener müssen es vertheidigen und groß machen."

Die römische Frage, diese italienische Hausschlange, hatte natürlich auch während dieser Krise nicht ruhen können. Wir wissen hierüber aus dem Munde eines Tiefeingeweihten Folgendes: Die Kurie ließ sich sehr angelegen sein, die Cession Venetiens bei Oestreich und noch mehr bei Frankreich zu ihren Gunsten auszubeuten. Bekannt ist, daß Napoleon unter die Congreßvorlagen im Frühjahr auch Garantien für die Unabhängigkeit des Pabstthums aufgenommen wissen wollte. Diese sollten einen Ersatz bieten für den auf den nächsten Herbst angesetzten Abzug der französischen Besatzung aus Rom. Aber diese seine Forderung fand bei

*) Rechnen wir alle italienischen Plebiscite vom Frühjahr 1860 bis zum Oktober 1866 zusammen, so stimmten mit Ja: 3,965,789, mit Nein 29,002 Italiener. Die zahlreichsten Verneinungen waren in Toscana mit 14,925 gegen 366,571 bejahende, in Neapel mit 10,312 gegen 1,302,064 bejahende und in den Marken mit 1,212 gegen 133,807 bejahende. In allen andern Provinzen blieb die Verneinung unter 1000. Merkwürdig ist, daß trotz den bereits zu Tage getretenen inneren Schäden Italiens das Verhältniß der bejahenden zu den verneinenden Stimmen zuletzt 1866 das günstigste war. Gewiß wirkte die Friedensliebe der Venetianer stark mit. Wenn die Stimmen des Plebiscits starke Stützen eines Staates sind, so ist gewiß das Königreich Italien und namentlich in Venetien eines der am festesten basirten.

England und Rußland keine Unterstützung. Besser schienen die Aussichten dafür, als zu Anfang Juli Oestreich Venetien an Napoleon abtrat. Und in der That verlangte dieser am 4. von Viktor Emanuel ein „Arrangement" in der römischen Frage als Bedingung der Retrocession Venetiens an Italien. Dieß ist sicher und auch durch Aussagen Nigras genau verbürgt (Gelbbuch Aktenstück N. 286. 288). Später erfuhr man, daß dabei Oestreichs Wunsch wesentlich eingewirkt habe. Diese Bedingung war eines der Motive der Ablehnung der Aufforderung Napoleons, sofort Separatwaffenstillstand mit Oestreich zu schließen, von Seiten Italiens; im Fall der Annahme hätten Ricasoli und Visconti dem König ihre Portefeuilles vor die Füße geworfen. Rom hoffte damals stark, von Frankreichs vortheilhafter Stellung und von Italiens Unglück bei Custozza Nutzen zu ziehen, und drängte sehr in den Kaiser, aber umsonst, da Preußen und Italien fest blieben. Den 11. Juli theilte der französische Minister dem Nuntius mit, Frankreich könne nichts mehr für Rom thun; die Kurie müsse sich, so gut es eben gehe, mit Italien zu verständigen suchen. Die Sendung der französischen Flotte nach Venedig sei durch Preußens „energische Einsprache" verhindert worden. Wenigstens gut erfunden ist, daß Antonelli auf die Nachricht von der Niederlage bei Königgrätz ausgerufen habe: finis mundi!

Funfzigster Abschnitt.

Staat und Kirche, Sekularisation, Rom Hauptstadt. Sittlich-intellectuelle Zustände.

Nach dem Erwerb Venetiens war nun der von Rom das Ziel, welches alle entschiedene Nationale, aber mit sehr verschiedenem Pathos, unter verschiedenen Formen, mit sehr verschiedenen Mitteln anstrebten. Die Besonnenen, wie Jacini, hätten Rom gern zu einer römischen Freistadt (Hansestadt) mit selbstständiger municipaler Laienverwaltung unter päbstlicher Ehrenoberhoheit gemacht*). Die Kammern hatten aber einmal Rom auf Cavours Antrag als wirkliche nothwendige Hauptstadt ausgerufen. Er hatte allerdings als Dämpfer beigesetzt: Rom darf nur durch moralische Mittel und unter Frankreichs Zustimmung Hauptstadt Italiens werden. Nun waren es bald sechs Jahre, daß er dieses „aber" ausgesprochen hatte, und man war trotz allen möglichen Anstrengungen um keinen Schritt auf dem Wege nach Rom vorwärts gekommen. Corsi schildert die Situation und die Stimmung trefflich: „Diese Restriktionen Cavours hießen auf gut Italienisch: anstatt daß wir nach Rom gehen wollten, hätten wir abwarten sollen, daß Rom zu uns käme. Nicht alle verstanden dasselbe unter dem nebelhaft prophetischen Ausdruck „moralische Mittel", welcher hingeworfen war mitten zwischen dem Etwassagen und dem Nichtssagen, um alle zufrieden zu stellen, ohne etwas zu versprechen. Die Einen sagten: Italien ist jetzt gemacht! es hat um zu leben Rom nicht nöthig; denken wir jetzt darauf, es so glücklich zu machen, daß die Römer wünschen müssen, einen Theil

*) Er gürtete sich in Geduld, bis die Einwirkung der Kultur Italiens die Träger der weltlichen Priesterherrschaft zerbröckelt haben würde. (La quistione di Roma al principio del 1863, considerazioni di St. Jacini. Torino 1863.) Man hielt ihm aber nicht ohne Grund entgegen, die Priesterregierung könnte diese Kulturwirkung leicht schwächen, indem sie fortfahre, den Unterricht auf einer so niederen Stufe zu halten. Dennoch war auch Lamarmora der Ansicht, daß man das Pochen auf das Recht Italiens an Rom unterlassen und das Recht der Römer auf eine geordnete Regierung hervorheben solle.

davon zu bilden. Denken wir daher an die gute Ordnung der Finanzen und des Staats, geben wir die sie ruinirende Poesie auf und steigen wir in die fruchtbare Prosa hinab. Nein, Italien ist nicht vollendet, sagten die Andern, und es kann ohne Rom so wenig bestehen, als ein Körper ohne Haupt. Aber die Franzosen werden kraft des Septembervertrags bald abziehen. Dann sollen die Römer aufstehen und wir wollen sie unterstützen; zögern sie aber, so wollen wir ihnen unerschrocken den Sporn geben. Dieß sind die einzigen moralischen Mittel, welche eines Volkes würdig sind, das respektirt werden will."

Allerdings war kraft des Vertrags vom 15. September 1864 Frankreich verpflichtet, gegen Ende des Jahres 1866 seine Truppen aus Rom zu ziehen. Aber das Königreich Italien war eben durch denselben Vertrag verpflichtet, die Gränzen des Erbtheils Petri zu achten und jeden Einfall von Freischaaren zu verhindern. Der Pabst war bloß seinen Unterthanen gegenüber gestellt, aber er hatte Tausende fremder Soldaten. Die Aktionspartei wollte es sich nicht wehren lassen, gegen diese den den Anschluß an Italien wünschenden Römern die bewaffnete Hand zu bieten. Dieses Rom, der Stolz Italiens, war während der schweren Zeiten der Fremdherrschaft manchen Italienern ein Trost gewesen: „wenn die Fremden die Leiber der Italiener beherrschen, so nehmen diese an ihnen ihre Rache, indem Italien durch die römische Kurie ihre Geister beherrscht." Jetzt aber, da beinahe ganz Italien von der Fremdherrschaft befreit war, blieb Rom die letzte Aufgabe zur Erfüllung der Unabhängigkeit und eben wegen seines außernationalen, nicht blos kirchlichen Einflusses die größte Verlegenheit für Italien. Es kränkte den Nationalstolz, daß die Kurie Zugeständnisse in der Jurisdiktion, in der Kirchenreform, in den „gemischten Sachen" (Ehe, Schule), welche sie allen andern Staaten, z. B. Oestreich, Frankreich, längst gemacht hatte, wie bisher Piemont, so jetzt Italien hartnäckig verweigerte.

Nicht nur die Klerikalen, besonders in Frankreich, auch Thiers und seine liberalen Genossen, welche die Schwäche der Nachbarstaaten für den unentbehrlichen Piedestal der Obergewalt Frankreichs in Europa ansehen, eiferten gegen die Räumung Roms. Nichts war einfältiger, als die Behauptung Vieler von der Aktionspartei, die Mehrzahl der Franzosen sei den Wünschen Italiens günstig; nur Napoleon stehe ihrer Erfüllung im Wege. Obgleich das Gegentheil richtig war, handelte die Aktionspartei auf jene Voraussetzung hin. Napoleon, welcher im Septembervertrag dem Pabst den von außen ungefährdeten Besitz des reducirten Kirchenstaats verbürgt hatte, that, was er konnte und was er mußte. Trotz allen non possumus setzte er seine Mittlungsversuche fort. Durch eine außerordentliche Sendung des Generals Fleury nach Florenz veranlaßte er überdieß Italien zu einem Akt der Billigkeit. Italien hatte, außer der Zahlung der baaren einmaligen

Summe von 20,642,000 Francs, für die auf den annektirten, früher päbstlichen Provinzen lastende päbstliche Schuld die Bezahlung eines großen Theils der Zinsen übernommen. Durch eine Convention mit Frankreich vom 7. December 1866 verpflichtete es sich zur Uebernahme von weiteren 3,397,000 Zinsen. So belief sich die ganze von Italien für den annektirten Kirchenstaat zu bezahlende jährliche Rente auf 18,627,773 Francs. Trotz dieser großen Entlastung, trotz des Peterspfennigs und Kredits, welche eine reiche Aristokratie und die Armen der Kurie schenkten, wußte diese ihre Staatspapiere nur dadurch über den niederen Curs der italienischen zu halten, daß sie große Spitäler und andere Stiftungen, sowie die Leihhäuser zwang, Millionen in päbstlichen Staatspapieren anzulegen.

Noch am 25. Juli hatte der in Rom kommandirende französische General über die Stadt eine Art von Belagerungsstand verhängen müssen, weil die Bevölkerung über die Entwerthung des päbstlichen Papier- und Kupfergeldes erbittert war. Sie beschuldigte den Bankdirektor, Bruder des Kardinalstaatssecretärs Antonelli, gröblichen Eigennutzes und der Chikane. Kaum hatte sich dieser Sturm einigermaßen gelegt, als auch die letzten 8000 Franzosen Rom und sogar Civitavecchia räumten. Am 11. December 1866 wurde die französische Fahne auf der Engelsburg, nachdem sie darauf 17 Jahre geweht hatte, durch die päbstliche ersetzt. 8000 päbstliche freiwillige Söldner, meist Franzosen und Belgier, besetzten Rom und 4000 die Provinzen. „Die Barbaren" waren also noch nicht abgezogen. Gleichzeitig zog die italienische Regierung einen Kordon zum Schutz der päbstlichen Gränzen. Es zeigte sich jetzt, daß Lamarmora mit Recht es für einen Hauptfehler des Septembervertrags erklärt hatte, daß die Gränzen des langgestreckten, schmalen päbstlichen Gebiets relativ so ausgedehnt seien. Das nationale päbstliche Komité erließ im Einverständniß mit der italienischen Regierung einen Aufruf an die Bevölkerung, worin diese zu geduldigem Abwarten ermahnt wurde, im Grunde ein überflüssiges Wichtigthun. „Denn," schreibt ein Kenner, „die Römer, hoch und nieder, arm und reich, sind im Allgemeinen durch die päbstliche Regierung erschlafft und verweichlicht." Der hohe Adel, meist von ihren früheren päbstlichen Oheimen reich mit Gütern ausgestattete Nepotenfamilien, dessen Söhne als Nobelgardisten den Pabst bei seinen Ausfahrten (s. A. A. Zeitung vom 24. Nov. 1867. außerordentliche Beilage die Schilderung einer solchen) zahlreich in goldstrahlenden Uniformen begleiten, sind dem Pabste anhänglich. Denn zur Belohnung für diesen Reiterdienst sind sie casa libera, d. h. sie waren bis zur Annexion von den meisten Steuern rechtlich befreit. Daher sind sie auch jetzt gegen die italienische Regierung feindlich zurückhaltend. Es fehlte in Rom überhaupt wie an einem fleißigen, geordneten, wohlhabenden Bürgerstand, so auch an jedem Glauben, sei es an eine sittliche Religion, an Republik, an ein natio-

nales Königthum. Macchiavell sagte, die Italiener seien in Folge der Priesterherrschaft und ihres schlechten Beispiels weniger religiös, als andere Völker. Von den Römern möchte es richtig sein, wenn auch die Päbste des letzten Jahrhunderts persönlich kein „böses Beispiel" gaben. Die Römer waren daher nicht gefährlich. Ganz anders war die Stimmung des übrigen Italiens. Bei Tausenden trat an die Stelle des kirchlichen der nationale Glaube und Eifer. Die vorherrschende äußere Auffassung und Uebung der Kirchlichkeit hatte besonders in den Städten die Verdrängung derselben durch die politische Idee erleichtert. Die Nationalfeste traten hier an die Stelle der kirchlichen, welche besonders im Süden schon zuvor sehr weltlich gewesen waren. Die Regierung hatte im Frühjahr 1863 es den höchsten geistlichen Behörden freigegeben, ob am Charfreitag und an Ostern für den König in den Kirchen gebetet werden sollte. Nur das Gebet für die vertriebenen Fürsten wurde für strafbar erklärt. Der Pabst verbot die Assistenz des Klerus bei dem Verfassungsfest im Juni. Dennoch wurde sie in den meisten Städten ganz Italiens vom Klerus, selbst von Bischöfen, im Nothfall vom Militärklerus geleistet. Der municipale Egoismus hielt dabei die Maske des nationalen Eifers vor. Die kirchliche Feier des Festes unterblieb in Turin, aus Rache für den Abzug der Regierung. Die Turiner waren nebst den Neapolitanern die größten Schreier für die Hauptstadt Rom, um nur den Regierungssitz von Florenz weg zu verdrängen. Die Neapolitaner hofften, dann würde, bei der inneren Unmöglichkeit Roms, der Sitz zu ihnen verlegt werden; wo nicht, würden ihre zahlreichen Abgeordneten im nahen Rom bei allen wichtigen Fragen erscheinend in ihrem Interesse die Entscheidung geben. Gar übel war der national gesinnte Klerus inmitten der Verbote der Kurie und der Ansprüche der durch die radikale Presse aufgehetzten öffentlichen Meinung daran. Auch er litt mit unter dem Priesterhaß, zumal da man der römischen Hierarchie nicht beikommen konnte. Bei allen Parteien, natürlich ausgenommen die klerikale, hörte man die Rede: wenn der römische Katholizismus trotz seiner Hierarchie Jahrhunderte lang fortbestanden hat, weßhalb sollte er nicht auch ohne dieselbe fortbestehen? Daher war es natürlich, daß das katholische Ausland den Garantieen, welche die Regierungen Italiens für die Unabhängigkeit des Pabstthums mit ehrlicher Absicht boten, keinen Glauben schenkte.

Inmitten jener schroffen Gegensätze versuchte die Regierung schon vor dem Abzug der Franzosen abermals mit der Kurie Unterhandlungen über Abstellung einiger der auffälligsten kirchlichen Uebelstände anzuspinnen. Hervorragende Staatsmänner, Vegezzi und im Dezember 1866 Tonello, gingen in außerordentlicher Mission nach Rom. Am 15. November erließ Ricasoli ein Rundschreiben, worin er die römische Frage für ruhend und vorläufig beigelegt erklärte, obgleich die weltliche Priesterherrschaft im Herzen Italiens

ein unhaltbarer innerer Widerspruch sei. Die Gewissensfreiheit des Bürgers sei durch die Gesetze geschützt. So wenig dem Klerus ein Privilegium gestattet werde, eben so wenig wolle man ihn zum Märtyrer machen. Jeder Bürger wird aufgefordert, nach Beseitigung der alten Streitfragen durch Arbeit das materielle und geistige Wohl der Seinigen, seiner Gemeinde, des Vaterlands zu heben. „Der Mensch, ein Volk vermag so viel als es weiß." — Die bisher von ihren Sitzen verbannten oder entwichenen Bischöfe wurden zurückberufen und sollten nur durch die Gerichte wegen neuer Gesetzesübertretungen bestraft werden. Dieselben Bischöfe richteten an Ricasoli ein Schreiben, worin sie besonders die amerikanische Freiheit der Kirche rühmten. Ricasoli antwortete ihnen, daß dieselbe dort gedeihe, weil die ersten amerikanischen Einwanderer über das Meer setzten, um allen die Gewissensfreiheit zu sichern und weil deßhalb dort keine religiöse Gemeinschaft vom Staat speziellen Schutz oder Privilegien begehre. „In Europa hat die Kirche sich den rohen Kräften der Völkerwanderung und des Mittelalters gegenüber als Macht constituirt. Als aber die Völker auf dem ihnen von Gott angewiesenen Wege des Fortschritts eine neue Kulturwelt bildeten, wollte die Kirche allem, was mit ihr zusammenhing, die Unbeweglichkeit des Dogmas mittheilen; sie betrachtete mit Mißtrauen die Entwickelung der Geister, erklärte sich als Feindin aller Freiheit, namentlich der Gewissensfreiheit. Daher der Conflikt zwischen der kirchlichen und der staatlichen Gewalt. Dieser Conflikt hat in Italien besonders schwere Verhältnisse, weil die Kirche, im Glauben, daß sie, um ihr geistliches Amt unabhängig von jeder Laienautorität zu üben, eines Königsreichs bedürfe, und in Italien ein solches besaß. So können sich die Bischöfe bei uns nicht als bloße Seelenhirten betrachten, weil sie die Vorkämpfer, die Werkzeuge einer Macht sind, welche die Rechte des Staats und die nationalen Bestrebungen befeindet. Die weltliche Gewalt ist dadurch gezwungen, sie solchen Vorkehrungen zu unterwerfen, welche erforderlich sind, um ihre Rechte und die der Nation zu wahren."

War damit nicht die Idee Cavours: „die freie Kirche im freien Staat" aufgegeben? Sie hatte sich als unausführbar erwiesen, da die Hierarchie nur die darin für sie liegenden Rechte, aber keinen der Verzichte anerkannte. Die Bischöfe forderten im Namen derselben, sie gewähren zu lassen. Sie verlangten alle Güter und Privilegien, welche sie durch ihren Einfluß, durch ihre Herrschaft über den Staat angehäuft hatten, garantirt, um sofort mit dem Staate vermittelst der Rechte des von ihnen gegängelten Volks zu ringen. Sie waren noch weit davon entfernt, aus innerer Ueberzeugung und Umkehr den Rechtsbestand des Nationalstaats anzuerkennen, damit jeder Theil innerhalb seiner Gränzsteine, zu demselben Ziele, der Veredlung des Volkes wirke. Ricasoli mußte die Kehrseite des cavourschen Programms herauskehren, wie es Cavour mit Worten wenig, aber wo es nöthig war,

ohne Bedenken thatsächlich gehalten hatte. Es konnte sich also, da es an der inneren Uebereinstimmung fehlte, nur darum handeln, daß sich Regierung und Kurie über einige Punkte, welche zugleich im bürgerlichen und im kirchlichen Leben lagen, verständigten. Sobald sich wieder zeigte, daß eine Verständigung mit der Kurie unmöglich war, ging der Staat von sich aus mit Gesetzen vor.

Nachdem schon im Januar 1864 die Klosterfrage vorgebracht war, nahm die Kammer mitten unter dem Waffenlärm des herannahenden Kriegs im Juni 1866 den ersten Artikel des Gesetzentwurfs, welcher die Aufhebung der Klöster und anderer religiöser Körperschaften principiell aussprach, principiell an. Dieß war ein ungeheuer tief reichender Griff in das ganze italienische Leben. Nur in dem unmittelbar östreichischen Oberitalien hatte der Josefinismus, Cavour in Piemont vorgearbeitet. Dagegen hatte sich in den nur unter Oestreichs mittelbarer Obergewalt stehenden Staaten, namentlich in Toscana, seit der Restauration das Klostervolk wieder sehr vermehrt. Und vollends im Kirchenstaat und im bourbonischen Süden! (Die betreffenden Zustände in den einzelnen Staaten s. Preußische Jahrbücher Bd. XVII, Heft 3.) Die Zahlen sind schwierig anzugeben, da theils diese 82 geistlichen Körperschaften nicht alle streng unter den Begriff der Klöster fallen, theils ihre Mitglieder (die durch das Gelübde Gebundenen, die Novizen, die Laienbrüder) nicht alle in demselben Verhältniß zu ihrer Körperschaft stehen. In dem reducirten Kirchenstaat kam 1862 auf 52 Einwohner eine Ordensperson. In den kurz zuvor noch päbstlichen Provinzen, Marken und Umbrien besaßen die Klöster gegen ein Drittheil des Grundeigenthums. Während die Lombardei nur 38 Klöster hatte, zählte Sicilien bei nahezu gleicher Bevölkerung und weniger Wohlstand deren 412. Im Jahre 1864 hatte Europa mit 140 Millionen römischer Katholiken 11,957 Klöster, wovon auf das Königreich Italien, nachdem sie durch die Cavour'schen Gesetze und deren Einführung in Mittelitalien und Neapel schon auf die Hälfte reducirt waren, noch 2382 kamen. Die Zahl der Mönche und Nonnen, welche die Gelübde abgelegt hatten, belief sich auf 54,843. Die Weltgeistlichkeit mit eingerechnet, hatte Italien 185,000 geistliche Personen, wovon 82,000 auf Neapel und Sicilien kamen. Das Wissen und die Sittlichkeit der Letzteren wurde am meisten angezweifelt. Das Vermögen der geistlichen Körperschaften, der Bisthümer, der Pfründen berechnete man auf 2 Milliarden mit einem Einkommen von 75 Millionen Lire. Die Bettelmönche bezogen ihren Lebensunterhalt auf die durch ihren Namen besagte Weise. Uebrigens waren eben diese, wie die Benediktiner, da diese Orden italienischen Ursprungs sind, zum Theil der italienischen Idee zugänglicher. Verhältnißmäßig wenige Nonnen widmen sich der Krankenpflege; als in Neapel während der Cholera sich französische Barmherzige Schwestern einstellten,

erregten sie Bewunderung. Um so mehr hatte die Klostergeistlichkeit sich des Unterrichts bemächtigt. Um 1864 zählte das Königreich 1112 geistliche Unterrichtsanstalten, nämlich 189 für die männliche Jugend mit 18,730 Schülern, 795 Anstalten mit 62,893 Schülerinnen, 128 gemischte Anstalten mit 15,827 Zöglingen, insgesammt 921 Lehrer, 8086 Lehrerinnen. Einige Gebete, das Auswendiglernen des Katechismus, die Anfangsgründe des Schreibens, des Lesens und vielleicht des Rechnens, besonders Heiligenlegenden, das war alles, was sie lehren konnten. Aber man mußte auch seitdem durch die Finger sehen, da sie nicht sobald durch bessere Laienlehrkräfte ersetzt werden konnten. Man darf sich nicht durch die trefflichen Laienlehrerinnen in den städtischen Schulen von Mailand (unter der Leitung Bartolommeo Malfattis) und in Turin täuschen lassen. In diesen werden auch die Knaben bis zum 9. Jahre von bürgerlichen Lehrerinnen unterrichtet, und doch läßt selbst eine gewisse militärische Ordnung sich nicht vermissen. Aber das sind Ausnahmen. Die Gebäude, meist frühere Klöster, sind selten entsprechend. Dem Schulbesuche, namentlich der Mädchen, stehen manche Vorurtheile im Wege. Den Unterricht derselben durch Lehrer hält man im Süden beinahe für unanständig. Freigesinnte Väter sagen, sie ziehen es vor, ihre Kinder in keine Schule zu schicken, als daß sie durch bigotte Lehrerinnen mit allerlei Legenden vollgepfropft würden. Hinwiederum fürchten die Klerikalen die Aufklärung der Laienlehrer.

Die Kirche hatte aber längst nicht nur den Volksunterricht unter ihre Hand genommen; die Jesuiten hatten die Erziehung der Söhne der besseren Klassen zu einer ihrer Hauptaufgaben gemacht, während sie die ihrer Töchter durch ihnen ergebene weibliche Orden hatten besorgen lassen. Unter ihrem Einfluß standen auch die Seminare. Wir handeln nicht von den 52 theologischen Seminaren der Bischöfe, welche unmittelbar auf den geistlichen Beruf vorbereiteten. Vor der Einmischung des Staats in diese hatte Cavour ernstlich gewarnt. Den 219 Laienlyceen machten 208 „kleine Seminare" starke Concurrenz. In diesen wurden keine Naturwissenschaften und, zum Glück, keine Geschichte gelehrt. Sie waren in Toscana, besonders in Umbrien und in Neapel zahlreich; neben 8423 Zöglingen, welche von früher Kindheit an durch Abschließung von der „Welt" zum Klerikerberuf herangebildet wurden, waren darin 4700 Laienzöglinge. Für diese Seminare wird im Beichtstuhl bei den Müttern auch besserer Familien eifrig geworben.

Die „Klosterfrage" griff tief in das Familienleben ein; auf der eigentlichen Halbinsel, besonders im Süden, war selten eine Familie, welche nicht eine minder hübsche Tochter, einen Sohn oder Verwandten in einem Kloster versorgt hätte. Besonders der sicilianische Adel war gewöhnt, auf diese Weise die Ehre des Hauses, den Reichthum des Erstgeborenen aufrecht zu erhalten, ohne sich für die Nachgeborenen mit Arbeit plagen zu müssen. Aus-

steuern, welche Tanten seit Jahrhunderten einem Kloster beigebracht hatten, wurden dadurch für die Familie wieder nützlich. Nicht selten that die Mutter das Gelübde, daß das Kind, welches sie unter dem Herzen trug, dem Kloster geweiht werden sollte. Schon in der Kindheit zog man ihm die Ordenskleidung an, man überfüllte seine Phantasie mit Legenden. Wenn man damit nicht eine wenigstens eingebildete Vocation zum Klosterleben zu Wege brachte, so half man mit List und Drang nach. (So wird es anschaulich dargestellt in den misteri del chiostro Napoletano, memorie di Enrichetta Caracciolo de' principi di Forano, exmonaca Benedettina.) Die Verzweiflung über eine unglückliche Liebe machte in der Regel das Opfer willig — bis das Gelübde gethan war. So wurden Tausende ihres Lebensglücks beraubt, eine große Summe von Kräften großentheils gelähmt, ein ansehnlicher Theil des Grundeigenthums in todter Hand der rationellen Landwirthschaft entzogen.

Abhilfe war dringend nöthig. Aber woher sollte sie kommen? Besonders in den Klöstern Siciliens herrschte offener Widerwillen gegen das Klosterleben und gegen die Disciplin. Aber das Gelübde des Gehorsams machte es den Klösterlingen selbst unmöglich, die Klöster, die Gelübde aufzuheben, oder auch nur zu reformiren. Von der Kurie war keine Geneigtheit dazu zu erwarten. Es mischte sich, je höher die Finanznoth des Königreichs stieg, das Gelüsten nach den Klostergütern treibend, zuletzt entscheidend ein. Der große Reichthum einer Anzahl Klöster und Bisthümer ließ der Phantasie der Massen das Kirchen- und Klostergut als einen Goldberg erscheinen. Der Finanzminister stellte die brennende Geldnoth des Staats dar. Das Programm der Radikalen, das der reinen Sekularisation, empfahl sich durch seine Einfachheit. Aber unter welchem Rechtstitel sollte diese Gewaltmaßregel ausgeführt werden? — Kraft des Nothrechts des Staats. Nach der älteren Anschauung der romanischen Juristen war es der Staat, welcher den Einzelnen und den Körperschaften das Eigenthumsrecht ertheilte. Daher durfte er nur diesen das Recht der juristischen Person entziehen, so fiel ihm ihr Eigenthum zu. Diese radikale Maßregel suchte Minghetti durch einen eingehenden Plan zu mildern. Es gelang zum Theil. Die im Ganzen niederen Pensionen der Klösterlinge durch den Staat wurden je nach dem Alter, nach den Einlagen und nach vielen anderen Rücksichten bemessen. Die, welche die Priesterweihe hatten, erhielten die höchsten Jahresgehalte. Die zum großen Theil für diese Welt unfähigen Nonnen dürfen zusammenwohnen. Viele Härten waren nicht zu vermeiden. Die gegen die Benediktiner, namentlich von Monte Cassino, welche viele Verdienste hatten, nicht staatsfeindlich waren', erschienen als besonders unbillig. Die Bettelmönche, obgleich ohne Beibringen, wurden, wenn auch etwas niedriger, doch pensionirt, unter der Bedingung, nicht zu betteln. Der Ertrag der Güter, ob

der Verkauf gleich langsam geschah, ergab nicht die gehofften Ueberschüsse, zumal im Beichtstuhl das Versprechen der Rückgabe an die Kirche den Käufern zur Pflicht gemacht werden sollte. Viele arme Gemeinden, besonders im Gebirge, welche seit Jahrhunderten von Klostersuppen gelebt hatten, konnten nicht versorgt werden. Auch vielen Käufern fehlte das zur besseren Bebauung nöthige Kapital. Ein großer Theil des Nutzens fiel den Gesellschaften, großentheils ausländischen, zu, welche große Complexe kauften und diese zerstückelt wieder verkauften. Doch hat der Preis der Kloster- und später der Kirchengüter sich neuerdings gesteigert. Waren den Feinden des Staats auch reiche Mittel entzogen, so waren sie jetzt noch erbitterter. Spitäler, Armenhäuser, Lehranstalten hatten ihren schönen Antheil am Erlös. Es entstand darüber eine feindselige Concurrenz der Lokalinteressen. Wir gehen nicht auf die erneuten Versuche des Staats ein, durch Aufhebung eines Theils der überzahlreichen Bisthümer und Domkapitel mit Hilfe der Kurie auch der traurigen Lage der Pfarrer aufzuhelfen. Die Kurie konnte nicht ganz mit Unrecht sagen, man wolle sie mit jenen Vorschlägen ihrer starken Vorwerke berauben, da man durch die Franzosen verhindert werde, an Rom die Hand zu legen. Die Kurie legt auf die sicheren Stimmen der italienischen Bischöfe behufs Beherrschung der Kirche den größten Werth. Wie sie vor 400 und 300 Jahren durch deren Ueberzahl die zu Reformen geneigten großen Kirchenversammlungen beherrscht hatte, so wollte sie dieß auch ferner halten. Der Staat dagegen bestimmte, daß zuerst die durch Tod erledigten Bisthümer nicht wieder besetzt werden sollten, und setzte den Gehalt des Bischofs auf 10- bis 20,000 Lire fest, den des Pfarrers auf 800 bis 10,000. Wohnung und Garten blieben ihnen. Tausende von Pfründen ohne Seelsorge wurden aufgehoben. Minghetti, Jacini und mehrere Freunde Cavours suchten für die Zukunft so viel wie möglich Elemente „der freien Kirche im freien Staat" zu retten. Dem Pabst wurde der Verzicht auf das Recht des staatlichen Exequatur, welches er in Betreff der päbstlichen Hirtenbriefe vor ihrer Veröffentlichung vertragsmäßig besaß, angezeigt. Selbst der Eid auf den Gehorsam gegen die Landesgesetze sollte den Bischöfen erlassen werden. Die Kurie nahm dieß, obgleich es ein Verzicht auf alte und neue Concordate war, als selbstverständlich, als ein Aufgeben langgeübten Unrechts hin, aber ohne irgend ein Zugeständniß an den Staat zu machen, schon um sich nicht den Anschein zu geben, als erkenne sie das Königreich Italien an.

Der Pabst hatte, wie wir sahen, in Aussicht auf die Räumung des reducirten Kirchenstaats durch die Franzosen, wieder ein kleines Heer durch den Badenser, General Kanzler, organisirt. Der Beichtstuhl, die Kanzel und die mit unwahren Versprechungen freigebigen Werbeoffiziere lieferten Menschenmaterial. Mancher Bretagner und Westphale mußte in päbstlichen

Dienst treten, um das Versprechen der Hand seiner Geliebten zu erhalten. Viele aus Mexico zurückkehrende französische Soldaten wechselten die Uniform ein wenig. Ein starkes Corps derselben wurde in dem südfranzösischen Hafenstädtchen Antibles organisirt. Französische Offiziere, welche auf einige Jahre mit Vorbehalt ihres Rücktritts in ihre französische Stellung Urlaub nahmen, befehligten dieses Corps. Ein inspicirender französischer General sagte den Soldaten, daß sie sich als französische Soldaten anzusehen haben. Die Räumung des Kirchenstaats durch Frankreich war also eine bloße Maskerade. Dieses gab den romdürstigen Aktionsmännern in Italien einen Grund, den Septembervertrag für durch Frankreich gebrochen zu erklären. Dazu kam, daß das Parlament sich benahm, als duldete es Ricasolis auf geistige Mittel gestützte Politik nur noch aus Großmuth. Zu stolz zu einer solchen Stellung, legte Ricasoli im Frühjahr 1867 das Ministerium nieder. Rattazzi kam jetzt wieder aus der Versenkung hervor, allen alles versprechend. Die Folge war, daß Garibaldi mit seinem „Rom oder den Tod" bald bitteren Ernst machte. Rattazzi war nicht der Mann, der Bewegung in die Zügel zu fallen, zumal die öffentliche Meinung nach der Probe mit dem Heere im Feldzuge von 1866 wieder auf die Freischaaren größeres Vertrauen setzte.

Der König selbst wurde durch sein heißes Verlangen nach der Hauptstadt Rom, durch das nach Versöhnung mit der Kirche und durch die Rücksicht auf Napoleon hin und hergerissen. Zahlreiche französische Radikale, nähere Bekannte Rattazzis und seiner Gattin, wünschten und glaubten Napoleons Gewalt seit Mexico und Königgrätz so geschwächt, seine persönliche Energie so erlahmt, daß er einem raschen, klug geleiteten Anschlag der Italiener auf Rom nicht rechtzeitig entgegentreten würde. Hernach würde er die vollendete Thatsache anerkennen, wenn nur die Freiheit des Pabstes und der Kirchenregierung verbürgt würde. Deßhalb scheint eine halbe Verabredung zwischen Rattazzis und Garibaldis Freunden stattgefunden zu haben. Garibaldi sollte durch in den Kirchenstaat eingeschlichene Freischaaren dem Aufstand in Rom Muth machen und Hilfe bringen. Rattazzi wollte dann mit den königlichen Truppen in Rom selbst dazwischen treten, „die Person des Pabstes schützen". Aber Napoleon sah ein, daß es sich um die Erhaltung seiner Krone handelte, weil er sich keiner neuen politischen Niederlage aussetzen durfte. Dazu kam, daß die Aktionsmänner den Italienern preußische Hilfe vorschwindelten. Die dringenden Bitten des Königs, Italien die römischen Wirren als innere Frage selbst abmachen zu lassen, mußten daher bei Napoleon unerhört bleiben. Sobald Rattazzi der hohen Ungnade des Kaisers und des Einschreitens französischer Waffen gewiß war, legte er das Ministerium nieder und überließ das Staatsschiff mitten in den Klippen und Sturmwogen seinem Schicksal. Da die Präfekten der Provin-

zen längs der kirchenstaatlichen Gränze von ihm lange ohne Verhaltungsbefehle gelassen worden waren, hatten die eingeschlichenen Garibaldiner sich durch starke Zuzüge vermehrt. Da sich kein Ministerium zusammenfand, zögerten die von Napoleon befohlenen Regierungsmaßregeln. Die Bevölkerung des Kirchenstaats empfing nur die ihnen nachrückenden königlichen Truppen, nicht die Garibaldiner, mit Sympathie. Der schwache Aufstandsversuch in dem geängsteten Rom mißlang schmählich. Einige hundert oberitalienische Republikaner und römische Emigranten, welche ihm Hilfe bringen sollten, starben beinahe unter den Mauern Roms den Heldentod. Französische Hilfstruppen rückten ein. Garibaldi, innerlich unsicher, hielt sich bei der Erstürmung des durch päbstliche Söldner tapfer vertheidigten Monte Rotondo auf. Dann sah er einige Tage auf Rom herab. Während die Franzosen Rom besetzt hielten, rückte das päbstliche Heer gegen Mentana aus, wo es am 3. November 1867 auf die im Rückzug gegen die neapolitanischen Gebirge begriffene Kolonne der Garibaldiner stieß. Diese hatten sich seit der feierlichen Abmahnung des Königs auf die Hälfte vermindert. Sie waren kaum noch 4000 Mann stark. So schlecht bewaffnet sie auch waren, so sehr sie durch die bittersten Entbehrungen entkräftet waren, so leisteten sie, mitunter die zarten Söhne der ersten Familien, tapferen Widerstand. Da die Päbstlichen nur langsam vorwärts kamen, ergriffen die Franzosen die erwünschte Gelegenheit, mit ihren für den deutschen Krieg bestimmten Chassepots eine ernstliche Probe anzustellen. Diesen konnten die Freischaaren nicht widerstehen. Die meisten zogen sich hinter die an der italienischen Gränze stehenden königlichen Truppen zurück. Garibaldi wurde hier im Namen des Königs verhaftet. Die Franzosen räumten Rom, blieben aber in Civitavecchia, stets zur Hilfe bereit. Es bedurfte großer Bemühung, um weitere Schritte der kaiserlichen Entrüstung abzuwenden. Lamarmora soll in dieser Absicht den Rücktritt des Königs angerathen haben. General Menabrea hatte Italien und dem Könige das große, schwere Opfer gebracht, in den schlimmen Tagen gegen Ende Oktobers sich an die Spitze eines neuen Ministeriums zu stellen. Er war nach allen Seiten Bürge einer möglichst starken, aber nationalliberalen Regierung.

So auf die Bajonette Frankreichs und auf die seiner „Freiwilligen" gestützt, glaubte Pius eine längst reifende Richtung zur Herrschaft erheben zu können, die der unumschränkten Oberherrschaft der Kirche, das heißt des Pabstthums über sämmtliche christliche Staaten und damit über die ganze Menschheit, nicht blos durch Feststellung neuer theologischer Lehren, sondern durch die Herrschaft über Schule und Familie. Diese Träger der Gesellschaft waren zwar im Kirchenstaat ausnehmend schlecht bestellt gewesen. Trotz der Vereinigung aller Gewalten in der Hand der Kurie, trotz den fremden Bajonetten hatte sie ein mäßiges Königreich nicht zu regieren verstan-

den. Dennoch beanspruchte sie, wie der Petrus der mittelalterlichen Satyren und Hans Sachsens, das Weltregiment. Der Einfluß, welchen die Kurie durch die Concordate auf die Staaten übte, genügte ihr längst nicht mehr. Die Scheidung der der Kirche und der dem Staate zustehenden Gebiete, wie sie in dem Programm der freien Kirche im freien Staate lag, war der Kurie ein Gräuel. Sie wollte nicht im Staate, sondern über dem Staat stehen, er sollte ihr dienen. Die Furcht ernsterer Gemüther, ihr Abscheu vor dem im Communismus gipfelnden Materialismus war empfänglich für das Axiom, daß ein Volk ohne Religion der ärgsten Verwilderung verfalle. „Die Religion ist nur eine Macht durch die Kirche; es gibt keine Kirche als die römisch-katholische. Sie personificirt sich im Pabste." Ihm ist in dem großen Kampfe die unumschränkte Diktatur zu übertragen. Der Episkopat in den vorgeschrittenen Nationen, zumal bei nicht rein katholischer Bevölkerung, ist zu sehr von der falschen Aufklärung, von der falschen Wissenschaft inficirt. Durch die zahlreichen Stimmen der italienischen, der romanischen, der keltischen, der orientalischen Bischöfe sind jene auf einem Concil unter das Joch zu beugen, damit auch sie brauchbare Werkzeuge der Weltherrschaft des Pabstes würden. Die kirchlich-gläubigen Volksmassen sollten dann durch die Bischöfe und durch die ihnen ganz unterworfene Geistlichkeit angeleitet werden, gegen den Staat, welcher sich der Kurie nicht unterwürfe, zunächst ihre bürgerlichen Rechte als Hebel einzusetzen. Was sie weiter zu thun und zu lassen hätten, würde man ihnen seiner Zeit schon befehlen. Wenn der Staat sich zur Wehre setzte, so war gegen Verfolgung des katholischen Glaubens zu schreien. Der einmal erhitzte Fanatismus würde an allen Elementen der Unzufriedenheit reiche Nahrung finden. Die stärksten Gegner, welchen man auf diesem Wege zu begegnen hatte, waren Rußland und Preußen. Aber deren katholische Unterthanen in Polen, in den alten katholischen Fürstbisthümern, der Pfaffengasse am Rhein und Westphalens konnten die Kräfte dieser Staaten lähmen. Allerdings bedurfte es eines oder einiger Militärmächte, um diese so gelockerten Mächte zu stürzen. Diese Ehre war Frankreich und Oestreich vorbehalten. Dann war es ein Leichtes, dem Pabst den Kirchenstaat wiederzugeben und nach Auflösung des Pseudokönigreichs Italien dem Kirchenstaat gehorsame Nachbarn zu sichern. So haben dem römischen Concil nahestehende Politiker dasselbe alsbald betrachtet. Der Sympathieen der Mehrzahl der Franzosen, auch der meisten unkirchlichen, durfte man versichert sein. Napoleon, welcher auch durch seine Nachgiebigkeit gegen das italienische Volk seine Stellung in Frankreich geschwächt hatte, würde die Gelegenheit nicht versäumen, als Schutzvogt der römischen Kirche, ein anderer Karl der Große, sich eine neue breitere Basis, einen Antheil an der Weltherrschaft zu schaffen. Die Rolle, welche er 1866 zum Theil aus Sympathie für Italien versäumt hatte, sollte

er bald großartiger antreten. Die Eroberungslust der Franzosen riß sie auf dieser Bahn fort, ehe die Maulwurfsarbeit der überzeugten und der erzwungenen Ultramontanen ihnen die Wege geebnet hatte. Das Ende des Concils war der Termin ihrer Kriegserklärung.

Viele diesseits der Alpen hatten gehofft, daß die Italiener, solche wesentlich auch gegen ihre Nationalität gerichteten Pläne erkennend, gegen das Concil und gegen die es beherrschenden Tendenzen Einsprache erheben würden. Allein die gebildeteren Italiener verhalten sich zu theologischen Erörterungen durchaus gleichgiltig, sie meinen, auch andere Völker sehen solche theoretische Aufstellungen der Kurie als Mittel zu Herrschaftszwecken an und darum seien dieselben ohne Kraft. Sie haben daher keinen Begriff von der thatsächlichen Gefahr dieser Aufstellungen. Die Regierung mußte dem Concil, auch den italienischen Bischöfen alle Freiheit lassen, um zu beweisen, daß durch den italienischen Nationalstaat die Selbstständigkeit der Kirche durchaus nicht gefährdet werde. Daher wollte und konnte man nichts thun. Erst als das Kriegsgewitter am Horizont aufstieg, wurde die Aufmerksamkeit aufgeregt, parteite man sich. Die Mehrzahl der Consorten nahm Partei für Frankreich, dessen Sieg im allgemeinen für beinahe sicher galt. Als aber die päbstlichen Söldner sich nach Nationen parteiten und zur Vertheidigung des Vaterlands ihre Entlassung begehrten, als die Kurie, um nicht Rom zum Kampfplatz zu machen, ihnen diese gestatten mußte, als die Franzosen Civitavecchia räumten, jetzt wurde der Ruf: nach Rom! immer dringender. Die den Franzosen seit Mentana noch feindlichere Linke blieb auch nach Vertagung des Parlaments beisammen. Selbst die Ausrufung der Republik in Frankreich brachte ihre Mehrzahl nicht von dem heimischen Ziele ab. Die Minister hatten sich mit den neutralen Staaten zur Erhaltung der Neutralität oder doch dazu verpflichtet, daß keiner von ihnen ohne vorgängige Mittheilung an die anderen aus der Neutralität heraustreten sollte. Es scheint, daß Oestreich den Wunsch Napoleons, Civitavecchia nur unter ausdrücklichem Vorbehalt des Septembervertrags zu räumen, durchaus nicht theilte. Wenigstens behaupten dieß jetzt seine Exminister. Zehn Tage nach Sedan überschritten die königlichen Truppen die päbstliche Gränze. Die Regierung wollte die unabwendbare Aktion sich nicht von anderen Händen entreißen lassen. Manche Besonnene, wie Jacini, wollten, daß man nur bis unter die Mauern von Rom rücke, dieses genüge, um die bisher sehr erschwerte Verbindung mit dem Süden zu sichern. Aber das „Rom Hauptstadt" war zu mächtig. „Jetzt oder nie!" Konnte je ein günstigerer Augenblick oder konnte Versöhnlichkeit Pios erwartet werden? Dem Pabste wurden nochmals vom König die größten Bürgschaften für die Freiheit seiner Kirchenregierung gemacht. Der preußische Gesandte wirkte bei dem italienischen General Cadorna eine kurze Bedenkzeit aus. Wieder umsonst! Am

20. September ließ dieser auf dem von dem Vatikan entferntesten Punkte der Stadtmauer bei Porta Pia Bresche schießen. Die Päbstlichen leisteten einigen Widerstand als blutigen Protest. Die italienischen Truppen besetzten Rom, mit Zulassung der Kurie auch das vatikanische Viertel, um hier die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Wenn auch ohne irgend ein Einverständniß, gaben die Siege der deutschen Waffen Italien Gelegenheit, seine Lieblingsidee Rom zu realisiren. Vielen Deutschen ist es ein Aergerniß, daß dennoch Garibaldi seine Waffen gegen Deutsche trug und daß die Regierung Italiens dieß geschehen ließ. Es scheint, daß diese zu schwach war, es zu verhindern, und der König sympathisirte beinahe immer mit ihm. Schon in Südamerika hatte Garibaldi für Republiken gefochten, um die Waffenehre der Italiener zu heben. Er war immer internationaler Schwärmer, er hielt immer den Besiegten für unterdrückt. Gönnen wir ihm seine letzten Lorbeern und den Dank Frankreichs!

Sollte Rom nun wirklich der Sitz des Königs, der Ministerien, des Parlaments werden? Besonders im Senat erhoben sich warnende Stimmen. Die vorige Verlegung hatte große Schwierigkeiten und Störungen gebracht. Sollten nebst den Turinern auch die Florentiner verletzt, der Mittelpunkt weiter weg von der festesten Basis des Staats, von Oberitalien entfernt werden? Würden nicht die Ultramontanen, die katholischen Massen aller Länder zu noch bittereren Feinden Italiens gemacht? Feinde werden dadurch, daß sie unmittelbare Nachbarn würden, zu täglichen Reibungen gereizt. Die devote Geduld des Königs mußte dann doch auch ihre Gränze haben; jede Abwehr dagegen gab den Anklägern Italiens Stoff. Nur unter der Hand wurde erinnert, daß der Septembervertrag nicht gekündigt sei; Frankreich würde, sobald es wieder erstarke, denselben geltend machen. Allein die große Mehrheit des Parlaments, durch die öffentliche Meinung gedrängt, war entschlossen eine vollendete Thatsache zu schaffen. Sie nahm die Garantiegesetze an, welche dem Pabst und der Kirche alle und jede Bürgschaft der Freiheit bot. Die Person des Pabstes wurde für heilig und unverletzlich erklärt, wie die des Königs. Strenge Strafen bedrohten die Kränker seiner Ehre. Der Pabst behielt seine Leibgarde bei; seine Residenzpaläste, in Rom den Vatikan und den Lateran; diese genießen volle Immunität. Namentlich auch zur Zeit eines Conclaves sind sie jeder Einmischung der bürgerlichen Obrigkeit unzugänglich. Der Pabst klagte, sein Verkehr mit den katholischen Völkern sei dadurch völlig unterbunden, daß er keine eigene Post mehr habe. Die Garantiegesetze gaben ihm das Recht, eigene Post und Telegraphen zu halten und privilegirten die Benützung der Staatsposten und -Telegraphen durch die Kurie. Die päbstlichen Gesandten und die der fremden Staaten beim Pabste genießen die strengste Garantie des Völkerrechts. Der Pabst kann seine kirchlichen Erlasse in Rom

durch Plakate, durch die ganze hohe und niedere Hierarchie in der katholischen Welt ohne irgend eine Staatskontrole veröffentlichen. Der König verzichtet auf seine Patronatsrechte bei Ernennung der Bischöfe. Die geistlichen Seminare stehen unmittelbar, ausschließlich unter dem Pabst. 5 Millionen, welche bei der Einnahme Roms sich im Staatsschatz vorfanden, wurden als Peterspfennig dem Pabst zurückgestellt; es wurde ihm eine jährliche Dotation von Seiten des Staats von 3,225,000 Lire ausgeworfen. Aber Pius lehnte mit Entrüstung diese ihm von Italien angebotenen Bürgschaften und jede Versöhnung vor und nach der Parlamentsverhandlung ab. Er nannte jene Bürgschaften ein „Spottzeichen des Königthums Christi", eine Dornenkrone, die ihm angebotenen Millionen ein Judasgeld. Er wollte durchaus ein Reich von dieser Welt, seine weltliche Souveränität zurückgegeben haben. Dazu kam, daß Visconti-Venosta nicht verheimlichte, daß auch in Rom die Gewissensfreiheit jedem Bürger als Recht, nicht nur wie bisher den Fremden aus Connivenz, gesichert sei. „Der freiwillige Gehorsam gegen die Kirche ehre diese weit mehr." Dieß erschien der Kurie als bitterer Spott. Der Gräuel der Seelenverwüstung, die Ketzerei sollte also auf dem geheiligten Boden sicher auftreten können! Der Pabst erklärte sich für den „Gefangenen" der gottlosen, räuberischen Staatsgewalt und erfüllte die Welt mit seinen Protesten und Hilferufen; gegen die Abordnungen der Römer ergießt er sich in Sarcasmen gegen die Person und die Sitten des Königs. Die erledigten Bisthümer, welche der Staat reduciren will, besetzt der Pabst wieder. Da diese neuernannten Bischöfe der Krone keine Anzeige davon machen, so werden sie von der Krone nicht in ihre Temporalien eingesetzt. Doch ertheilt der Staat diese den von ihnen ernannten Pfarrern, wenn sie der Krone Anzeige von ihrer Ernennung machen. Der Staat hat die Civiltrauung obligatorisch gemacht. Tausende von Paaren, großentheils aus Unwissenheit, begnügen sich mit der kirchlichen. Der Pfarrer wird nicht bestraft; aber sobald gegen die Erbansprüche der Kinder aus solchen Ehen Einspruch erhoben wird, so muß das Gericht dieselben zurückweisen. Das ist die Frucht des Programms der freien Kirche im freien Staat, welches Cavour mit Begeisterung als das Morgenroth eines neuen Zeitalters der Versöhnung, der Herzensfrömmigkeit prophetisch noch auf seinem Todtenbett der Christenheit verkündet hatte. Er hatte geglaubt, der Hierarchie sei es um die geistigen Güter, um den Frieden der Christenheit zu thun. Sobald sie überführt und überzeugt sei, daß der Staat es ehrlich meine, so werde der Vater der Gläubigen dazu sein Ja und Amen sprechen! Die im Vatikan herrschende Jesuitenpartei hofft durch eine neue fremde Invasion ihre weltliche Herrschaft wieder aufzurichten. Selbst ein Theil der klerikalen Partei in Italien aber sieht ein, daß in Folge einer solchen Restauration die geistigen und die socialen Zustände Italiens sich

noch bedeutend verschlimmern müßten, daß Italien der Revolutionsheerd Europas im allerradikalsten Sinne würde. Die Fürstin Christine Belgiojoso unterscheidet mit Recht scharf zwischen der klerikalen und der reaktionären Partei in Italien: „Eigentlich besteht letztere nicht, denn außer Brod gekommene Hofhandwerksleute und Bediente genügen nicht eine Partei zu bilden. Manche Patrioten, wie Pallavicini, Minister der Herzogin von Parma, haben aus Großmuth sich von den Vertriebenen nicht trennen wollen. Unter den unabhängigen, gebildeten Männern, wenn sie auch die Vergangenheit sich rosig vorbilden, würde kaum Einer seine Anklagen gegen die Gegenwart laut erheben, wenn er überzeugt wäre, daß er dadurch eine Restauration befördern könnte. Solche Persönlichkeiten hängen sich wohl an die klerikale Partei, aber nur soweit diese Restaurationspläne verläugnet. Ob Rom für die Unabhängigkeit des Pabstes oder für die Italiens unentbehrlich sei, darüber kann mit Gründen noch lange gestritten werden. Die klerikale Partei besteht aus Klerikalen, welche, sogar unter dem Rufe „die freie Kirche im freien Staate", ihre alten Privilegien in Italien wieder erlangen möchten. Was die Italiener entrüstet, ist, daß sie sehen, daß die Kleriker wissentlich das der einen und der andern Partei politisch Zukömmliche (convenance) mit den Pflichten des Christen vermengen, daß sie hartnäckig die Heiligkeit der Religion und alles dessen, was uns an sie fesselt, in eine politische Frage mengen. Und wenn die römische Frage nicht in eine dogmatische, in ein Schisma und in eine Häresie ausgeartet ist, so ist dieß nur dem religiösen Gefühl zu verdanken, welches so tief in den Herzen der Italiener eingewurzelt ist, daß sie gleich unerschütterlich in der Vertheidigung ihrer bürgerlichen und politischen Rechte und in der Integrität ihres Glaubens stehen. Die Italiener bekennen sich mit Achtung zur katholischen Religion, aber sie betrachten den Klerus mit Mißtrauen. Daher zählt die klerikale Partei zwar beinahe den ganzen Klerus, aber wenige Laien in ihren Reihen und sie hat wenig Aussicht diese zu vermehren. So lange die klerikale Partei nur ihre Klerusinteressen aufrecht erhält, kann sie kaum als eine ernstliche politische Partei betrachtet werden. Der leitende hohe Klerus ist weltklug, er ist sich klar über die Folgen, welche kecke Schritte nach sich ziehen würden. Er sucht und weiß sich einen Anhang, aber nur unter Schwachen, unter Weibern und Kindern, zu machen. Er weiß auch, daß es ihm nicht gelingen wird die öffentliche Meinung für die ihm unmittelbar von Gott ertheilten Vorrechte zu gewinnen. Daher haben wir uns von seiner Seite zwar eines unausgesetzten heimlichen, maskirten Kriegs zu versehen, aber keines annähernden Gewaltaktes, welcher ihm allein mit Recht zugerechnet werden könnte. Die klerikale Faktion erwartet ihren Triumph von der Zeit, von künstlichen, geheimen diplomatischen Intriguen." Wir müssen hinzufügen: sie erwartet ihn hauptsächlich von Frank-

reich. Ein italienischer Staatsmann sagte uns am Ende des Jahres 1871 im Zusammenhang mit Erörterung der römischen Frage: „Für Italien bleibt ein Krieg mit Frankreich möglich, ein Krieg mit Deutschland unmöglich."

Abgesehen von dem geschärften, persönlichen Conflikt mit dem Pabste hat sich Italien durch die Verlegung seiner Residenz und Regierung nach Rom große Schwierigkeiten bereitet. Wir sprechen nicht von den Fehlern einer voreiligen Anwendung der italienischen Gesetze auf eine Stadt, welche in ganz abnormen Zuständen vegetirt. Wir haben schon gesagt, daß eine geistig so verkommene Bevölkerung wenig sich eignet, als Basis für die sittliche und ökonomische Belebung Italiens zu dienen. Das Leben in Rom, als in der doppelten Residenz, hat sich rasch um das Doppelte vertheuert; viele Abgeordnete verlangen ihre Entlassung, weil gerade viele ehrlichere die Kosten nicht erschwingen können. Viele Beamte verlangen von der Centralregierung weg in die Provinz versetzt oder entlassen zu werden. Eine Einwohnerschaft von trägen Klienten kann aus dem dringenden Bedürfnisse keinen Nutzen ziehen. Deßhalb darf der Staat nicht bloß die riesigen Schwierigkeiten durch Gesetze entfernen, sondern er muß selbst Italien in Rom ein Unterkommen schaffen. Die Räumlichkeiten waren im Besitz von Kirchen und Klöstern und zwar zum Theil von solchen „Orden, welche an der Regierung der allgemeinen Kirche Theil nehmen," der Ordensgeneralate. Diese Institute stehen meist unter dem Schutze fremder Mächte. Man mußte und konnte die Fideicommisse der halbgeistlichen Fürstenhäuser aufheben, die der todten Hand der Hierarchie sind zahlreicher und schwerer anzutasten. Aber es ist unvermeidlich. Die Hauptstadt Italiens darf nicht in einer Wüste liegen bleiben. Und diese Wüste ist seit Jahrhunderten in Folge des sprüchwörtlich trägen Gehenlassens der Priesterregierung, der stets wieder aufgegebenen Entsumpfungen, im Vordringen. Die Fieberluft vergiftet bereits die bürgerlichen Quartiere Monate lang. Sie bedroht bereits den Vatikan. Dessen Bewohner wollen aber lieber an ihm dahin siechen, als dem italienischen Staat Macht geben, ihn abzuwehren. Consequent müßten sie ja dann auch den anderen Forderungen des Jahrhunderts Gehör schenken. Eine ganz moderne Stadt muß auf das gesündere Plateau des Quirinals und des Viminals gebaut werden. Aber auch das genügt nicht, wenn Rom vor dem Verderben geschützt werden soll. Th. Roller hat nach 16jährigen Beobachtungen (revue des deux mondes 17 Janvier 1872, vergleiche Balestra 1 Août 1871) sich überzeugt, daß die Unfruchtbarkeit, die Fieberluft, der Mangel an Arbeit, die Unsicherheit und der Bettel in und um Rom unter dem päbstlichen Regiment unausrottbar waren. „Die Päbste gaben die weite Ebene um Rom, die Campagna, an Klöster und an ihre zu römischen Fürsten erhobenen Neffen, deren Nachkommen meist unwissend und träge daraus am müheloseften durch Großpacht zu Weide

ein wenn auch kärgliches Einkommen beziehen. Die strengen Gesetze des Majorats, wie die Unveräußerlichkeit des kirchlichen Grundeigenthums, der ungeheuren Stiftungen, haben seit Jahrhunderten das kleine Grundeigenthum, die Ansässigkeit von Bauernfamilien darauf unmöglich gemacht. Die halbwilden Heerden nagen den Wald zu elendem Krüppelgesträuch ab. Nur an den sumpfigen Meeresufern wuchert er noch. Eine so verwilderte Natur ist ungleich ungesunder und schwerer zu befruchten, als eine jungfräulich wilde. Jene großen Grundbesitzer dürfen keine Parzelle verkaufen, um das dadurch erzielte Kapital zur Urbarmachung ihres übrigen Landes zu verwenden. Sie sind oft durch die Pflicht, ihre Paläste und ihre Geschwister zu erhalten, Stiftungen, Messen zu bezahlen, überlastet. Die Verwaltung der liegenden Güter der großen Spitäler und der Kirchen ist unwissend, auch betrügerisch. Die hartgewöhnten, armen Bewohner der umgebenden Gebirge finden in der Campagna nur als Hirten, die wie Sklaven und schlechter als solche gehalten werden, zeitweises Unterkommen. Da meilenweit kein Dörfchen liegt, müssen diese Nomaden mit den Räubern sich gut stellen." Nachdem sie seit 1861 einige Jahre lang von den Klerikalen gedungen waren, jenseits der südlichen Gränze des Kirchenstaats als Parteigänger der Legitimität Franzens Beute und Ablässe zu gewinnen, hatten die italienischen Soldaten endlich alles dieses und neapolitanisches Gesindel in das Erbtheil St. Peters zurückgeworfen. So war von 1863 bis 1870 das alte Uebel schlimmer geworden. Was Cordova uns von Sicilien mit seinen riesigen Klostergütern sagte, gilt auch hier. „Nur Menschen, kleine fleißige Grundbesitzer, welche in compakten Niederlassungen ihr Leben für ihre Enkel opfern, nur Ackerbau, Bäume und Sicherheit des Eigenthums können diese weiten Ebenen wieder gesund und fruchtbar machen, wie sie es vor zwei Jahrtausenden waren. Dazu gehört eine sociale Revolution, durch Gesetze, welche den gefesselten Boden nach und nach befreien. Das Pabstthum konnte nur das alte Elend erhalten; es auszurotten, war es auch beim besten Willen einzelner Päbste unfähig. Unter ihren Augen ist die erste Kirche urbis et orbis, die Lateranische, innerhalb der Ringmauern, rings in eine Einöde zu stehen gekommen, der Palast unbewohnbar geworden. Wenn auch nur mittelbar, ist der Pabst eidlich, sind die Kirchen, Klöster und Majoratsfürsten durch eine Ineinanderwurzelung von Herkommen genöthigt, diese tödtlichen Zustände zu erhalten. Sollte es ein Sacrilegium sein, wenn eine von außerhalb dieses erdrückenden Kreises kommende Macht das Wagniß unternähme, die Mächte des Todes zu schlagen, die Kräfte der Natur und der Menschen vom Bann und vom Fluch zu erlösen? Ja, der Fluch, nur Dornen und Disteln zu tragen, lastet buchstäblich auf dem Lande, das einst, in kleinen Grundstücken bebaut, Völkerschaften nährte, welche die Welt eroberten. Aber längst ist es hier nicht mehr er-

laubt, im Schweiße des Angesichts sein Brod zu essen." Da der Römer dieses sich langsam angewöhnen wird, wird Rom auch lange nur die officielle Hauptstadt bleiben, während die fabricirenden Städte Oberitaliens, Mailand, Turin, als Mittelpunkte des Güterlebens, der Intelligenz sich befestigen.

Es konnte dem Leser nicht entgehen, daß der Verfasser in einem unausgesetzten Ringen mit dem Material war, welches er in Italien durch Selbstanschauung und durch Besprechung mit vielen hervorragenden Männern, wie durch Studium angehäuft hat. Wahrhaft erdrückend will uns diese Last dünken, indem wir nun die inneren Zustände, die Früchte so vieler harter Kämpfe zusammenfassen wollen, zumal dieselben nicht sehr erfreulich sind oder doch scheinen. Waren aber viel bessere Resultate zu erwarten von der Aufrüttlung, von der raschen Befreiung eines Volkes, welches Jahrhunderte lang von kirchlicher und politischer Despotie niedergedrückt war, ja dessen bedenklichste Neigungen und Gewohnheiten systematisch gehegt wurden? Das von dieser gedoppelten Despotie gesäete und gepflegte Unkraut im verderbten Boden erscheint jetzt als die Folge der Freiheit, welcher Cavour und seine Genossen allerdings zu große Wunder zutrauten. Ein so verzogenes Volk konnte nur durch einen phantastischen, fieberhaften Optimismus sich von dem Lotterbette aufraffen. Geheilt konnte es durch denselben nicht werden. Und nun tritt nothwendig die Abspannung, die Enttäuschung, die Entmuthigung ein. Die Selbstüberschätzung hat einer düsteren Stimmung Raum gemacht. Gegen die rosigen Darstellungen der Präfekten über ihre Bezirke heben nicht bloß die der Parteiblätter, sondern die der verdientesten Politiker düster ab. Wir lassen diesen das Wort, obgleich wir wissen, daß Männer, welche nach Idealen strebten, darum hart kämpften, selten über ihre Errungenschaften gerecht und richtig urtheilen. Wir bedauern, die günstigen Resultate, welche in vielen engeren Kreisen erzielt wurden, nicht darstellen zu können. Mit Recht sagen die zu einem Urtheil über die wichtigsten Gesetze berechtigtsten Männer, es sei noch nicht Zeit, ein Urtheil über ihre Folgen abzugeben. Aber wir können auch nicht verschweigen, daß die zweifelhaften Verhältnisse des Staats um so demoralisirender wirken müssen, da das italienische Volk, von der Kurie und von ihren weltlichen Herrschaftsgelüsten zurückgestoßen, aus seinen nationalliberalen Strebungen sich eine Religion machte. Auch darin enttäuscht, ist zumal das städtische Volk in Gefahr, dem sittlichen Nihilismus zu verfallen.

Wir dürfen nicht einfach das Parlament vom Frühjahr 1860 mit dem von 1870 vergleichen und sagen: es hat sich moralisch verschlechtert. Ganz neue Elemente waren hinzugekommen. Ist der Süden die Schlange, welche die mit so vielen edeln persönlichen Opfern begonnene Einheitsbewegung vergiftet? Waren nicht auch die alten Männer am Staatsruder mitschul-

dig? Die meisten inneren Schäden waren, wenn auch weniger entwickelt, schon im Keime vorhanden. Schon um 1860, während Tausende schwere Opfer brachten, hatten aber Tausende in der unvermeidlichen Verwirrung Strandrecht geübt. Unverschämter als Bettelmönche errafften angebliche Märtyrer der Freiheit Italiens ihren reichen Lohn. Wirklich oder angeblich durch die alten Dynastien ihres Vermögens Beraubte forderten Schadloshaltung, indem sie Lieferungen besonders für Heer und Flotte verlangten. Cavour selbst ertheilte sie ihnen mit vollen Händen. Tausend andere bereicherten sich durch Sensalgeschäfte dabei. Auch die meisten Nachfolger Cavours hegten einen optimistischen Aberglauben an das Glück, an die inneren Hilfsmittel des reich begabten, aber praktisch wenig geübten und erzogenen Volkes. Sie hatten hohe national- und staatsökonomische Ideen und Theorieen. In diesen Hoffnungen wurden die Staats- und Kirchengüter verschleudert. Die meisten Käufer speculirten lieber damit, als daß sie sie bebauten. Nur langsam kann der Staat zu einem Antheil am Nutzen des besseren Anbaues kommen und muß diesen durch Steuern belasten, um die Zinsen des Staats und des Pabsts auf den Termin zu bezahlen. Dadurch wurde auch das sittliche Kapital des Volkes geschädigt. Seit 1861 drängten nun den Abgeordneten des Südens, jedem eine Masse von gierigen Wahlmachern (wie in Nordamerika) nach. Ihre Kreaturen, die Abgeordneten, sollten die Minister zwingen, sie reichlich zu belohnen. Ihre Unverschämtheit war maßlos. Die Minister ohne feste Majorität mußten sehr oft die Stimme oder die Abwesenheit gefährlicher Abgeordneten durch alle mögliche Zugeständnisse erkaufen, um einer Gesetzesvorlage eine schwache Majorität zu sichern. Die Fürsprache der gefürchteten Oppositionsmänner soll bei den Ministern wirksamer gewesen sein, als die der Getreuen des Ministeriums. Daher werden jene als Advokaten hauptsächlich gesucht. Die öffentliche Meinung ist gegen die Diäten der Abgeordneten, „weil diese nicht zweifach zu belohnen seien." Die Diätenlosigkeit bringt aber große Mißstände mit sich; der häufige Absentismus ist nur einer derselben. Abgeordnete wie Minister sind in Gefahr, zu Advokaten lokaler und privater Interessen gemacht zu werden. Wenn dem nicht so ist, so sagt und glaubt man es doch allgemein. Nebst der Verdächtigung grassirt das zeitmörderische Laster der hohlen Phrase fort und fort, da auch das inhaltsloseste Gewäsche durch die Schönheit der klangreichen Sprache sich geadelt dünkt. So bleibt keine Zeit für die nöthigsten Gesetzesvorlagen. Je mehr der Glauben an die Regierung untergraben wurde, um so mehr befand sich diese in der Mißlage, durch „Umknetung" ihres Personals Gegner in ihren Schooß aufzunehmen. Die regelmäßig Anwesenden waren auch in Florenz und sind in Rom die gemäßigten Oberitaliener. Wir haben

die Ehre, unter ihnen wirkliche alte Märtyrer der nationalen Freiheit zu kennen, welche bei der Diätenlosigkeit der Abgeordneten in der theuren Hauptstadt von Unterstützungen vermöglicher Verwandten kärglich leben. Die alten verschrieenen Unordnungen bleiben aber zum großen Theil zu Recht bestehend. Auch die Bevölkerung der jeweiligen Hauptstädte wurde durch den Koth verunreinigt, welcher sich an die Sohlen vieler Abgeordneter der Südhälfte zäh hing. Das bisher gesetzmäßige Turin, das milde Florenz wurden durch neapolitanische Camorra und durch sicilianische Dolchkünstler erschreckt. Und doch nahm auch die ansässige Bevölkerung die Unsitte an, gegen die Polizei Partei zu nehmen. — Das sind lauter Anschauungen besonnener, liberaler Italiener. Wir haben nichts dazu, noch davon gethan. Sollen wir uns damit trösten, daß die Italiener über einander schlimmer urtheilen, als sie sind?

Auch die besten Geister Italiens leiden an diesem nationalen Kritizismus und an der Reizbarkeit darüber, daß ihre Rathschläge nicht befolgt werden. Sie sind aus hinreißenden Agitatoren düstere Fastenprediger geworden. Aber sie verdienen gehört zu werden. Bonghi schildert den Zustand der inneren Zersetzung des Volks und des Staats in seinem Monatbericht vom 31. August 1869 (Nuova antologia di scienze, lettere ed arti. anno quarto. Settembre 1869) folgendermaßen: „Wir mußten, Angesichts der unsicheren Zukunft Frankreichs, unsere Angelegenheiten ordnen, ehe sie durch äußere Einflüsse noch schlimmer desorganisirt werden können. Alle sehen, daß dieß nöthig ist, aber Niemand weiß die Mittel dazu zu finden. Man ist nur darüber einverstanden, daß wir in diese moralische Anarchie durch einen Complex kleiner und großer Ursachen versunken sind, besonders durch eine schmerzliche Desorganisation aller sittlichen und legalen Kräfte, auf welchen die Regierung freier Staaten ruht. Wir gestehen, daß wir es oft sehr schwer finden, uns von dem das Land plagenden Uebel einen Begriff zu machen. Es scheint uns in den Massen eine äußerste Ermattung zu herrschen, als Folge eines bodenlosen Skeptizismus über Menschen und über Dinge, und bei denen, welche durch Worte und Thaten auf die Massen Einfluß haben, bei den Einen eine völlige Unsicherheit über den einzuhaltenden Weg, bei den Anderen eine gedankenlose, furchtbare Freude, die Bevölkerungen immer tiefer in das Mißtrauen zu versenken, von dem sie verzehrt werden. Dazu die von langer Hand unglückliche Verwaltung, eine politische Gesetzgebung, welche die Regierung so von Rechten entblößt, daß ihr nur die Wahl zwischen Sterben und Willkür bleibt. Viele ökonomische und intellektuale Funktionen (Steuern, Lehranstalten) sind durch die beständig drohenden Veränderungen suspendirt, das Finanzproblem steht vor dem Lande als ein Stein des Sisyfus. Und nun um dieser vielen großen Schwierigkeiten Meister zu werden, ein Ministerium, welches weder kraft

seiner Entstehungsweise, noch bei den Schwierigkeiten, auf welche es inner- und außerhalb des Parlaments stieß, noch durch die Klarheit und Güte seiner Politik sich sehr in Ansehen setzen konnte. Es läßt sich nicht absehen, welches seine Politik ist oder sein kann, zum Theil weil es dieß selbst nicht sagen kann. So kommt es, daß jeder ihm täglich eine andere Absicht zuschreibt und daß jeder diese leugnet, und daß schließlich die Masse der Bürger weder dem einen, noch dem anderen glaubt." — „Und nun an der Seite eines solchen Ministeriums ein Parlament, welches kürzlich zur Verhinderung weiteren Skandals geschlossen werden mußte und welches nicht wieder eröffnet werden kann, ohne daß man sich auf noch größere gefaßt machen muß. Aufgelöst kann es nicht werden mit sicherer oder wahrscheinlicher Voraussicht, daß das Land besser, wenigstens mit einer gewissen Festigkeit und Einmüthigkeit der Absichten und der Ideen wähle. Der Zweifel, die Unsicherheit der Geister ist so weit gediehen, daß die Zeitungen, welche die größten Thorheiten sagen, sich dadurch in Ansehen setzen. Wer daran denkt, daß eines der Vorzeichen der öffentlichen Störungen die maßlose, unglaubliche Leichtgläubigkeit ist, kann nicht ohne einige Befürchtung für den morgenden Tag leben. Wenn die unsrige nicht dem entsprechend groß ist, so kommt es daher, daß wir wissen, daß das Staatsschiff an dem verständigen, ruhigen, trägen Naturell noch eines guten Theils der Bevölkerung einen guten Ballast hat. Aber wenn dadurch der Ausbruch des Mißvergnügens verhindert wird, so wird die weitere Verbreitung desselben nicht verhindert. Es ist ein geringer Trost, daß die Geister sich nicht leicht zur Gewaltthätigkeit hinreißen lassen, wenn dieß dadurch bedingt ist, daß sie mit jedem Tag sich einem gesunden, kräftigen, fruchtbaren Wirken mehr entfremden und die Nation einer langwierigen Impotenz entgegen geht."

Kein Politiker von Gewicht glaubt der Noth durch mehrjährige der Regierung übertragene Diktatur, durch einen energischen aufgeklärten Despotismus helfen zu können. Der König würde sich dieses Auftrags entschieden weigern. Nach einem großen Staatsmann, welcher aus einer reineren Atmosphäre geboren das Volk zu sich erhöbe, sieht man umsonst aus. Stefano Jacini in seiner vielbesprochenen Schrift: sulle condizioni della cosa pubblica in Italia dopo 1866, 1870 glaubt zwei Hauptmittel zur Verbesserung der Lage Italiens rathen zu müssen. Damit das legale und das reale Italien sich eher decken, soll tiefer in den Schatz des noch schlichten Volks gegriffen, das Stimmrecht mehreren gegeben*), und um die Centralisation in die Schranken zu weisen, um die Skandale des

*) Nach der Verfassung haben nur die 25 Jahre alten Italiener, welche 40 Lire Steuer zahlen, welche schreiben und lesen können, die „Capacitäten" d. h. Beamten, die Kaufleute, Rentner, die Studirten das Wahlrecht. Nun können von sieben Millionen

Parlaments zu vermindern, soll das Regionalsystem (nicht nach den Gränzen der alten Staaten) gegründet werden. Auf Letzteres antwortet Celestino Bianchi (Nuova antologia Marzo 1870), daß dieselben Leidenschaften wie im Centralparlament, auch in den Provinzialvertretungen vorkommen. Er scheint sich für Italien wenig Nutzen von den Regionen zu versprechen. Wenn Jacini beklagt, daß Italien, welches 2 Millionen Wähler haben könnte, deren kraft der Wahlgesetze nur eine halbe Million besitze, so antwortet ihm Bianchi, daß nur die Hälfte dieser Wahlberechtigten von ihrem Wahlrecht Gebrauch mache. Hunderttausende seien nur darum ausgeschlossen, weil sie das Lesen und Schreiben nicht lernen, weil sie sich nicht die Mühe geben, das ihnen in Folge der Steuer auf bewegliches Eigenthum jetzt gesetzlich zustehende Wahlrecht anzusprechen. Der Finanzminister habe durch die verstärkte Steuerschraube Zehntausende von Wählern gepreßt. Angesichts der ungeheuren Fortschritte in politischer Gestaltung, im Verkehrs- und Volksunterrichtswesen, welche Italien binnen eines Jahrzehnts gemacht, findet C. Bianchi den scharfen Tadel der öffentlichen Zustände und die aus Ungeduld entspringenden Vorschläge zur formellen Veränderung der Verfassung unzeitgemäß und gefährlich. „Es ist ein den romanischen Völkern gemeinsamer Fehler, die Entwicklung der bestehenden Ordnung der Dinge nicht in Geduld erwarten zu können, sie nicht Wurzel schlagen zu lassen, ihre Wirkungen nicht von allen Seiten zu erforschen und sie zu verbessern. Statt dessen bringt man immer neue Vorschläge. Das Land, darum gefragt, würde gewiß vor allem verlangen, von der Machern neuer Systeme befreit zu werden, um nicht in der fruchtbaren Thätigkeit gestört zu werden, welche sich in ihm in wunderbarer Zunahme entwickelt und schöne Früchte trägt." Dennoch erscholl immer und immer wieder, zum Theil aus dem Munde der früheren eifrigsten Centralisten, der Ruf nach Decentralisirung und der Selbstverwaltung der Bezirke, um die vielen gesunden Kräfte zu verwerthen, welche aus Furcht vor der Verläumdung den Eintritt in das Parlament verweigern. Besonders das älteste unitarische Blatt, Dina's Opinione, ereiferte sich, auf England verweisend, für diese Theorie. Ist aber nicht gerade die Lokalpresse die eiterbissigste? ist nicht der Streit der politischen Gegner, welche sich in die Fenster sehen, der giftigste, ehrenrührigste? Auch die Staatsfinanzen sollten durch Abwälzung vieler Lasten des Staats auf die Bezirke erleichtert werden. Aber dafür müßte man nicht blos Rechte, sondern auch Einkünfte des Staats den Bezirken überlassen. Das dabei dem Ministerium zugemuthete laissez-faire entspräche der Schlaffheit der großen Mehrzahl der Italiener nur zu sehr. In Piemont möchte die Selbst-

Erwachsenen nur drei schreiben. Italien hat nur 550,000 Wähler; es hat auf 1000 Seelen nur 20 Wähler, das Deutsche Reich nahezu das Zehnfache.

regierung gute Früchte versprechen. Aber das Gesetz müßte für ganz Italien gleichmäßig sein. Mit catonischer Strenge antwortet darauf Corsi: „Schon jetzt sieht sich die Regierung häufig zum Eingreifen in die Municipalverwaltung genöthigt, da vieler Orten die dazu unentbehrlichen Eigenschaften fehlen. Wenn wir jetzt schon bei gemäßigterer Selbstverwaltung in vielen Gemeinden die Volkserziehung vernachlässigt sehen, die Verwaltung als Camorra geführt, die Familien- und die Parteieindschaften vorherrschend, die Regierung genöthigt, Bürgermeister abzusetzen, Gemeinderäthe aufzulösen, um an ihre Stelle ihre Commissäre zu setzen; wenn wir sehen, wie in dieser und jener Provinz Zwietracht zwischen den Nachbargemeinden aus altem Haß auflodert, wie Gleichgiltigkeit und Leidenschaft die Erledigung der Geschäfte verhindert; wenn wir sehen, wie das Volk über diese Mißstände lacht, als ob dieselben es gar nicht berührten, wie können wir glauben, daß man nicht Spott mit uns treibe, indem man uns die Zügel auf den Nacken wirft und sagt, wir seien zur Selbstverwaltung fähig? Neapel z. B. ringt wider eine Ligue von Wucherern, die es knebeln. Die Bürger, die Gemeinde, die Provinz fühlen es wohl; was thun sie dagegen? — Sie empfehlen sich der Regierung, daß sie die Hand anlege." Männer, welche mit und unmittelbar unter Cavour arbeiteten, bedauern, daß die gegenwärtigen Minister nicht so erfinderisch, nicht so reich an neuen Ideen seien, wie der große Staatsmann. Wir halten aber dieß für ein Glück. Alles hat seine Zeit. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, die Phantasieen durch immer neue Reizungen zum Wettlauf nach neuauftauchenden Zielen zu beflügeln. Es gilt, festen Schritts in Arbeit vorwärts zu kommen. Und Sella, welcher die Finanzen mit harter Hand in Ordnung bringt, den Anmaßungen, den Verschwörungen der Klerikalen einen Damm entgegensetzt, die selbstständige Politik Italiens während des Kriegs von 1870 und seitdem gegen die französische Partei aufrecht erhält, ist der Mann, wie Italien ihn jetzt braucht.

Die inneren Schäden der Italiener enthüllt eine Dame, um ihren Landsleuten die Pflichten gegen ihr Vaterland einzuschärfen. Die Fürstin Christine Belgiojoso, welche im Jahre 1848 als patriotische Amazone genannt wurde, aber seitdem ganz der Erziehung, auch der ihrer Pächterskinder lebte, schreibt im Jahre 1868: „Nachdem Italien seine Vergangenheit, seine frühere politische Gestalt ganz hinter sich geworfen hat, gilt es jetzt, die sittlichen und intellektuellen Tendenzen, welche dieselbe zurückließ, auszurotten. Wurden wir (die Aristokratie Norditaliens, besonders Mailands,) doch erzogen, um uns in der Unthätigkeit der Knechtschaft zu gefallen. Wir wurden dazu erzogen, alle Welt und jedes Ding zu beargwöhnen, alles dessen, was einmal einige Zeit Bestand hatte, überdrüssig zu werden, alles zu kritisiren und zu tadeln, Menschen und Dinge

vielmehr mit unserer Einbildungskraft, als mit unserem Verstande zu schätzen, uns maßlos für alles zu enthusiasmiren, was einen gewissen dramatischen Zug der Größe und des Heroismus hat, ohne den Grund der Dinge zu prüfen, ohne uns zu vergewissern, daß er auch dem äußeren Ansehen entspreche. Wir sind dazu erzogen worden, eine aufgeblasene, emphatische Sprache zu führen, welche wir für den Ausdruck erhabener, großer Ideen nehmen, die Aufgedunsenheit der Eitelkeit mit dem Gefühl unserer Kraft zu verwechseln, nie an unserer Ueberlegenheit und an dem durch sie gesicherten Erfolg zu zweifeln. Und wenn wir dann statt desselben Mißerfolge ernten, so übertreiben wir sie, so verlieren wir den Muth und verzweifeln; wir rechnen den Mißerfolg, welchen wir nur durch unseren Mangel an Erfahrung und Geschick erlitten, Andern zu. Wir wurden dazu erzogen, die Wissenschaft und das zu ihrer Erlangung unentbehrliche Studium zu verachten und dafür unser Vertrauen in die Schmiegsamkeit und in den raschen Blick unserer Intelligenz zu setzen, welche die schwersten Probleme durch unmittelbare Anschauung (Intuition) löse, ohne daß wir uns der Unannehmlichkeit der Arbeit zu unterziehen brauchten."

„Besonders im Süden," sagt die Fürstin, „erwartet das Volk von der Laune des Himmels, der H. Jungfrau, der Heiligen, ihrer Bilder den glücklichen Erfolg seiner Arbeiten, seiner Gebete und Lotterienlose. Aehnlich war es mit den früheren sogenannten patriarchalischen Regierungen. Bei den meisten Unternehmungen glaubte man den Erfolg nur durch die Gunst einiger Beamten, wo möglich einiger Günstlinge des Fürsten gesichert. Ueber den Versuchen, sich diese zu erkaufen, versäumte man häufig, die Mittel anzuwenden, welche den Erfolg gesichert hätten. Wenn in Folge dessen das Kapital verloren war, betrachtete man sich als Märtyrer des Regierungssystems, eines geheimen Feindes, einer Intrigue, man heischte und erntete Theilnahme. Diese Art zu denken und zu handeln besteht heute noch. Der constitutionelle Staat hat weder den Beruf noch die Mittel, den Vormund, den Selbstzähler von Privatunternehmungen zu machen. Dennoch verlieren die Minister und andere Beamte viele Zeit mit Anhören solcher Ansinnen. Wenn sie die Betheiligung des Staats ablehnen, so erheben sich dieselben Anklagen und Verdächtigungen; die Unternehmer sind durch den selbstverschuldeten Schaden nicht klüger geworden und die Presse dient oft dazu, die öffentliche Meinung noch mehr zu verwirren. Die Virtuosität in der Kritik, im Spott, in der Verneinung herrscht. Zielscheibe ist besonders alles, was von der Regierung ausgeht, was zu ihr gehört. Jedes Gesetz ist ein willkommenes Wild, auf welches die Einen treiben, die Andern jagen. Besonders die trägen vornehmen Herrchen, ob sie gleich durchaus nicht die Kenntnisse sich erworben haben, welche zur Beurtheilung unentbehrlich sind, gehen, die feine Cigarre im Munde, mit dem Beispiele

kalten Spottes voran, sicher, daß sie nie Gelegenheit bieten werden, ihre Thaten zu kritisiren. Die Radikalen, welche vielleicht einmal unter Garibaldi ausgezogen sind, achten sich für privilegirt, ins Blaue hinein jeden Akt der Regierung, jedes Gesetz herunterzureißen, als ob es von Wien käme. Das gibt in den Augen der Menge das Ansehen des gescheidten Kopfes und des Patrioten. So wird die Achtung gegen Staat, wie gegen Kirche in der Masse des Volks untergraben, ohne daß eine schöpferische Idee, eine positive Tugend geweckt würde."

Die Fürstin stimmt mit den Andern darin überein, daß das früher sprüchwörtlich arme Piemont sich durch Verbesserung seiner Landwirthschaft vermittelst Bewässerung besonders in seinen östlichen Provinzen und durch Industrie sehr gehoben hat. Wenigstens das arme Savoyen liegt ihm nicht mehr zur Last. Die Lombardei fühlt jetzt erst recht, wie sehr sie in der Industrie zurück ist, seit die Krankheit des Maulbeerbaums und des Weinstocks den Pächter der nördlichen Hälfte des Landes außer Stand setzte, sein Pachtgeld an den städtischen Grundeigenthümer, welcher dadurch unmittelbar am schwersten betroffen wird, zu bezahlen. Nur die Gras und Vieh erzeugenden Niederungen den Po entlang helfen durch die schwere Zeit hinaus. Die Romagna vermag eher die schweren Steuern zu tragen und ist im Andenken an die Priesterherrschaft zum Theil willig dazu. Das toscanische Volk hat sich in seiner großen Mehrzahl durch nichts aus seiner wohl erwogenen Ruhe bringen lassen. Der Toscaner zieht diese mit dem knapp zureichenden Verdienste immer noch der Aufraffung zu einträglicher Arbeit vor; sofern die Concurrenz der norditalienischen Einwanderer ihn nicht dazu zwingt. Bei mäßiger Arbeit bleiben ja seine Weiber lange hübsch, er bleibt in der Stimmung zum Witz. Giusti, indem er den Großherzog mit der Kohl- und Mohnkrone als einen Fürsten darstellte, welcher „unter den Tyrannen weder Fisch noch Fleisch sei", versöhnte den Toscaner mit ihm durch Lachen. Man möchte einen neuen Giusti wünschen, welcher durch ähnliche Mittel Viktor Emanuel dem jüngeren toscanischen Geschlecht näher brächte. (Wir fügen bei, daß der sumpfige Nordwesten Toscanas, wo die Großherzöge vieles für Ackerbau thaten, sich jetzt durch Industrie besonders in Eisen bevölkert.)

„Auch in Neapel ist die alt angestammte Trilogie: der Hof und sein Spiegelbild der Adel, der Klerus und der Pöbel, welche durch die Furcht und den Haß gegen den nach Besitz und Kentnisse ringenden Bürgerstand fest geeinigt waren, noch nicht verdrängt. Namentlich ist ein großer Theil des Adels noch der alte: der hungrige „Fürst oder Herzog", Spieler, praktischer Freigeist, von problematischer Ehrlichkeit, Duellant, jedoch dem Kriege abgeneigt. Aber die niederen Klassen fangen an, sich der Nacktheit zu schämen, viele dürsten nach den Elementarkenntnissen und wenigstens die städ-

tischen Paläste und Anstalten entfernten den Schmutz von den Marmorwänden." Wir dürfen beifügen, daß in den niederen Klassen besonders der Stadt Neapel viele Eltern, namentlich Mütter sich mit der Bitte um Aufnahme ihrer Kinder an die Freischulen wenden. „Wir sind elend und arm", sagen sie, „weil wir in der Unwissenheit erzogen sind." Diese Großgriechen wünschen für ihre Kinder Unterricht besonders als Mittel zu besserem Geldverdienst. Wie in Rom sind oft die Damen, welche solche Schulen und Armenasyle stiften oder sie persönlich und durch Geld fördern, Töchter des Nordens, welche nach ihrem Uebertritt zum Katholizismus diese Sitte ihrer alten Heimath üben und die meist in Trägheit und Unwissenheit aufgewachsenen Töchter der reicheren Familien des Südens beschämen. Dagegen besitzt das Landvolk in der obern Hälfte Italiens einen ihm unbewußten Schatz von Rechtschaffenheit. Deutsche Geschäftsmänner, welche seit Jahren in Italien leben, verbürgen sich für den unausrottbaren Gerechtigkeitssinn des Volks, welchem die lange Knechtung nicht das Bewußtsein der Gleichheit aller Menschen rauben konnte. Der Arme ist sich seiner Menschenwürde dem anmaßenden Reichen gegenüber bewußt, ohne ihn als solchen zu hassen. Die Arbeiterbevölkerung erprobt einen Fleiß, eine Genügsamkeit und Anstelligkeit, welche communistischen Wühlereien sich entziehen. Jedoch ist ihre industrielle Arbeitskraft noch zu wenig geübt, weßhalb die edlen Rohstoffe, wie Seide, noch großentheils im Ausland verfeinert werden.

Die Summe der sittlichen, intellektuellen, der socialen Zustände auszusprechen, ist beinahe unmöglich. Bekanntlich sind allgemeine Urtheile darüber in der Regel oberflächlich, Maß und Gewicht subjektiv; specielle Züge, mögen sie auch wahr sein, beweisen wenig für das große Volksleben. Dieß gilt besonders von Italien, dessen Provinzen unglaublich verschieden von einander sind. Wir können nur einzelne Züge geben. Die obere Hälfte Italiens ist das Land der großen und mittelgroßen Städte; den Städtern gehört der meiste, der beste Grundbesitz in der fruchtbaren Ebene. Auch in den größeren, alten Pächterfamilien derselben hat die Kultur sich verbreitet. In den Städten findet sie sich angesammelt, aber auch ihre wüste Grundsuppe. Gar zu vorherrschend ist die Ausbildung nach der formalen Richtung. Doch fehlen auch gründliche geistige Arbeiter jetzt weniger. Es ist ein tief liegender Fehler, daß man selten Arbeit und Ruhe (Feierabend) zu verbinden weiß. Der Sohn der reizenden Gegenden am Fuße der Alpen, z. B. der Comaska, der des schmalen genuesischen Gestades geht entschlossen über die Alpen, über See nach Laplata, arbeitet streng und spart aufs äußerste. Nach Jahren mit schönen Ersparnissen zurückgekehrt, kauft er sich ein Landstück mit Maulbeerbäumen, baut Häuser, um sie zu verpachten, spielt dann, wie der Städter, im Kaffehaus den Signore, welchen das Nichtsthun charakterisirt. Während er nur noch müheloſe Spekulationen macht, ist er da-

heim geizig, verwendet nichts auf Kulturmittel, ist gegen seinen Pächter hart. Dieser sucht sich durch Betrug zu retten. Die meisten Städtchen der Südhälfte sind Bauernstädtchen, in welchen sich die großen und die kleinen Grundbesitzer der Sicherheit halben zusammendrängen. Bei ihnen finden sich die schärfsten Contraste der sittlichen Bildung und der Verwilderung. Der Geist des Großhandels der Florentiner, der Venetianer ist noch nicht wiedergekehrt, in Genua durch Bildung selten veredelt. Die Unsitte der Chikane bei Empfang fremder Industrieprodukte wird von den einheimischen Importhändlern abgelegt, aber schlechtere Waare lassen sie sich durchaus nicht anhängen. Der Hafen von Palermo hebt sich mehr als der von Neapel. Nicht blos der Import ist größerntheils in den Händen fremder, zum Theil deutscher Häuser, (namentlich in Livorno, Messina, Neapel, Bari, Ancona), welche meist für geordneter, zuverlässiger gelten.

Da der Italiener doch am richtigsten von dem wirklich gebildeten Italiener beurtheilt wird, theilen wir das Urtheil mit, welches Corsi über seine Landsleute ausspricht, offenbar, um sie zur Selbsterkenntniß, zur Aufraffung zu rufen. Nach ihm ist die Sucht, den Signore zu spielen, zur società zu gehören, sich modisch sehen zu lassen, die in den Städten verbreitetste Tendenz. Ihr wird der reale Wohlstand geopfert. Die Eifersucht führt selten mehr den Dolch, sie verzehrt sich im wetteifernden Luxus der Equipagen und der pariser Toiletten. Dieser äußere Glanz verhüllt vieles reale oder drohende Elend. Der Gatte arbeitet sich zeitweise ab und muß zu Hause zum Lohn den Vorwurf hören: wenn man nicht im Stande ist, eine Familie mit Ehren zu ernähren, sollte man nicht heirathen! Die Klage ist nicht neu, daß die gediegene italienische schöne Literatur durch die aufreizende französische Demimonde-Literatur verdrängt sei. Diese ist vorherrschend die Nahrung auch der jungfräulichen Lesewelt, obgleich es Italien nicht an tüchtigen Romanschriftstellern fehlt. Natürlich schwindet mit dem schönen Sinn für das die bewährte Dienerschaft einschließende Familienleben bei der männlichen Jugend, den Mylords, die Lust, eine Ehe zu schließen. Ein nicht eben fleckenloses Cölibat, das sich nur etwas löwenartiger gebärdet, als das der Abbates des vorigen Jahrhunderts, nimmt sichtlich zu. Nicht nur die Kirche hat sich um ihre Autorität gebracht, auch die des Vaters gilt bei der freigeistigen Jugend wenig mehr. „Da namentlich bei der niederen städtischen Bevölkerung der frühere Respekt vor der höheren Klasse geschwunden, da an ihre Stelle das Bewußtsein der Gleichberechtigung getreten ist, so hat sich der Mehrzahl ein verbittertes Gefühl der Ungleichheit der Genüsse bemächtigt. Die Masse nimmt an den Karnevalslustbarkeiten der Signori nicht mehr harmlosen Antheil. Sie wirft einen grollenden Blick auf ihre prunkende Schaustellung. Das ist viel schlimmer, als der in Oberitalien nicht seltene theoretische Republikanismus."

Um so größer ist die Aufgabe der öffentlichen Schule. Aber was ist sie ohne die Hilfe der häuslichen Erziehung? was hilft Wissen, zumal oberflächliches, früh abgebrochenes, ohne Charakterbildung? Die Fortbildungsschulen, z. B. die in Mailand vom Grafen Paul Belgiojoso geschaffenen, und die Abendschulen fördern den Mittelstand. Nachdem der Staat allen Einfluß auf die Bildung der künftigen Kleriker verloren hat, mag es folgerichtig sein, daß der Religionsunterricht in den bürgerlichen Schulen meist den Laien übergeben ist. Wir bezweifeln aber, ob dieser Unterricht dadurch an Wärme, ja ob er an Klarheit gewonnen hat. Die Realschulen entsprechen dem Zeitgeist, welcher von der Arbeit auch materielle Früchte und zwar bald sehen will. Das Talent für Mathematik, für Technik ist verbreitet, der Unterricht darin, wie auf den Universitäten der in Medicin und besonders in der Chirurgie gehört zu den besseren. Zahlreiche Schüler benutzen ihn. Italien, so stolz auf seine römische Zeit, auf die der Renaissance, studirt wohl mit Fleiß römische Literatur? So war es und so ist es noch bei Auserwählten. Das Parlament hat sich durch diese bestimmen lassen, die Studienanstalten der klassischen Literatur aufrecht zu erhalten. Aber das waren ältere Männer und die frühreife Jugend fragt nichts nach deren Idealen. Der klassische Unterricht, welchen früher wohl auch Söhne der reichen Pächter genossen, oft ohne als Vorbereitung zu einer Berufswissenschaft zu dienen, erzielte allerdings oft nur unreifen, unfruchtbaren Idealismus, skeptische Unzufriedenheit. Der klassische Unterricht der östreichischen, wie der Jesuitenschulen war ein oberflächlicher auch in der Grammatik. Es scheint, daß jetzt die Jugend diese Studien als unfruchtbare Mühe, für unnöthige Plackerei ansehe und viele junge Leute wie im Complott diese Lehrstunden meiden. Wohl liegen Verzeichnisse dieser Versäumnisse den Vätern zur Einsicht vor. Aber viele von diesen sind zu gleichgiltig, um Einsicht davon zu nehmen, oder zweifeln sie, ob sie Autorität genug haben, ihre Herren Söhne zu fleißigem Besuche dieser Lehrstunden anzuhalten? So wären denn gerade diese Anstalten durchaus nicht Gymnasien ernster Arbeit und Disciplin. Cavour, heißt es, war ja auch kein starker Lateiner und noch weniger Hellenist. Betheiligung an einem Freischaarenzuge gegen Rom dünkte manchen Schüler würdiger und müheloser als die ernste, ausdauernde Arbeit am Erlernen des Lateins. Deutsche Lehrer behaupten, der Formsinn des Italieners zeige sich durchaus nicht im Lernen der grammatischen Formen der alten Sprachen. So müssen wir auch fürchten, daß die ein wenig zur Mode gewordene Beschäftigung mit der deutschen Literatur nur Wenigen ein Weg zu gewissenhaftem Mühen, zu wissenschaftlichem Ernst werde. Man rühmt die Anlage der Neapolitaner zu philosophischen Studien. Hegel hat unter ihnen Schüler gefunden. Aber Viele fürchten, daß der kirchlich scholastische Formalismus nur durch den Hegelschen ersetzt werde. So kommen wir denn

zu dem nicht sehr tröstlichen Resultat, daß die Fehler der Regierung und des Parlaments nicht zufällig, sondern das natürliche Produkt der Grundfehler der begünstigten Familien, der „Gesellschaft" sind. Die klerikalen Lehranstalten werden so lange die Mehrzahl der Söhne auch der gebildeteren Familien bekommen, so lange in ihnen die Autorität mehr zu ihrem Rechte kommt. Im absolutistischen Italien lebte die Jugend großentheils träge und kümmerlich. Diese Scheinsignori drängten sich 1860 in die zahllosen kleinen Aemter, wo sie gegen wenig Geld möglichst wenig arbeiten. Die schlechte Bezahlung aller Beamten ist die Quelle des Betrugs und der Fälschung, weßhalb auch Statistik und Handelsbilanz Fiktionen sind. Wenn nun die junge Generation mehr Bedürfnisse hat, für ihre realistische Arbeit mehr Lohn fordert, so ist dieß eher ein Fortschritt.

Was Italien, was besonders der Jugend Italiens fehlt, ist vor allem die Ehrfurcht vor dem Gesetz, Gewissenhaftigkeit, der Geist der Ordnung, der Disciplin im Lernen, wie im Leben. Wir wissen dafür keine andere Heil- und Lehranstalt als das Heer. Dieß war unsere Ueberzeugung, noch ehe wir Corsis mehrerwähnte Schrift gelesen hatten. Da aber dem Sohne der höheren Klassen jener Geist, jener Charakter nicht minder fehlt, als den anderen, so müßte an die Stelle des Einstehersystems das strenge System der Einjährigen treten. Die „studirende" Jugend hat bisher die Mängel der Staatsprüfungen auf jede Weise kritisirt und sie verworfen. Damit müßte für jeden, welcher Einjähriger werden will, Ernst gemacht werden. Nach dem Feldzuge von 1866 wurden die Vorzüge des preußischen Systems gepriesen; es fehlt auch nicht an Männern, welche einsehen, daß Italien, um sich dieselben mit Erfolg anzueignen, mit der Jugenderziehung anfangen müsse. Manche Eigenthümlichkeiten der preußischen Heeresorganisation, z. B. die eine rasche Mobilmachung ermöglichenden provinzialen Heerkörper, sind in Italien noch nicht zulässig. Jede italienische Kompagnie enthält Mannschaften aus den verschiedensten Provinzen. Man rühmt dieß als einen Vorzug, denn eben dadurch sei das Heer die große Hochschule des nationalen Geistes. Aber dieser ist nur dann eine Kraft, wenn er sich mit dem Geist der Ordnung paart. Diese Willensmeinung aber wurde gerade in diesen Jahren gekreuzt durch das von der Demokratie ausgehende Evangelium von den vereinigten Staaten (Republiken) Europas, welches, da die Völker so gar friedliebend, nur die Fürsten und ihre Berufsoffiziere kriegsdürstig seien, den ewigen Frieden versprach. Die Republikaner wußten, was sie zunächst wollten, die Zerstörung des ihren Plänen im Wege stehenden Heeres. Sie freuten sich der Niederlage desselben bei Custozza; „denn hätte es gesiegt, so wäre es von Italien vergöttert worden und dieses wäre in den Militarismus versunken." Die Radikalen sagten: wir haben Custozza theuer genug bezahlt. Wir sind nicht reich genug, regelrechte Nieder-

lagen mit vielen jährlichen Millionen zu bezahlen. Auch die industriellen Genußmenschen, philanthropische Phrasen bekämpften die stehenden Heere. Das schweizerische Wehrsystem wurde wieder angepriesen. Daß die Soldaten aus dem Süden großentheils erst im Dienste auch das sittliche Rechts und Links, die ersten Elemente der menschlichen Ordnung, lesen und schreiben lernten, wurde ignorirt. Viele junge Männer, welche 1860 begeistert in das Heer eingetreten waren, verließen ihren Offiziersberuf, welcher jetzt ebenso verrufen wurde, wie er damals hoch gerühmt worden war. Die Austretenden wurden von Vielen, welche darin bleiben mußten, beneidet. Und doch hat kaum in irgend einem anderen Volke der Offizier eine wichtigere civilisatorische und sittliche Aufgabe als in Italien. Auch besitzt der Offizierstand noch viele hierzu geeignete Kräfte, eben weil er nicht blos in exclusiven Kadettenhäusern erzogen ist. Der Kriegsminister Ricotti, welcher alles blos todt Formale entfernt, hat um das Festhalten des Wesentlichen, um Hebung des Charakters ebenso große Verdienste, wie Sellas Ernst und Ordnungssinn um die Finanzen. Sie üben mit Beibehaltung der parlamentarischen Formen in ihrem Bereich die nöthige Diktatur. Aber werden sie nicht durch die Intriguen der parlamentarischen Kliquen verdrängt werden, ehe ihr Werk Bestand hat? Wo ein vom Schicksal geforderter großer Mann fehlt, sollte man dankbar sein, einige durchaus tüchtige Männer gefunden zu haben.

Corsi spricht eine große Wahrheit aus: „Das Heer hat Italien im Frieden noch mehr genützt, als im Kriege. Wie die alten römischen Legionen hat es im Süden, die nöthigen Gewehre in Pyramiden nebenan, in den unsichersten Gegenden Straßen gebaut. Es sendet jedes Jahr Zehntausende erst in seinem Schooße civilisirter Bürger in die Heimath zurück. In großen innern Nöthen steht es allein auf der Bresche." Das italienische Heer bestand nach dem Feldzug von 1866 eine Probe, welche sich wohl selten der Truppe eines civilisirten Landes dargeboten hat. Zu Anfang des Jahres 1867 zeigte sich auf der Westküste des Mönchslands Sicilien die Cholera, sie drang langsam, aber mit furchtbarer Heftigkeit gegen Osten vor*). Der ganze Abgrund des materiellen und sittlichen Elends, des Aberglaubens, der rasenden Phantasieentzündung that sich auf wie der feurige Boden eines Vulkans. Wieder hieß es, das Volk solle zur Strafe für den Septemberaufstand durch Vergiftung ausgerottet werden, und zwar durch die Beamten und durch die Nichtinsulaner. Die Carabinieri, Aerzte, Apotheker, Nationalgarden wurden ermordet, die Soldaten, welche Lebensmittel zuführten, wurden mit Flintenschüssen empfangen. Den Kranken,

*) Nuova antologia, Vol. X. Marzo 1869. Pag. 511—550: L'esercito italiano durante il colera del 1867, di E. di Amicis und mündliche Mittheilungen. Vergleiche die Choleraepidemie von 1837 in unserer Geschichte Th. I. S. 265.

den Hungernden Hilfe zu bringen, machte ſehr verdächtig. Die Räuber ſtellten ſich an die Spitze der tollen Haufen und plünderten. Wer konnte, auch Geiſtliche und Schulzen, flüchtete irgendwohin oder verbarrikadirte ſich; Beweis genug ihres Schuldbewußtſeins! Die Anſteckung galt für eine Fabel; die Todten wurden verheimlicht. Man fluchte der Behörde, weil ſie das Begräbniß in den Kirchen verweigerte. Die Kranken wurden mit aufgepflanztem Bajonette von den Soldaten in die improviſirten Spitäler getragen, für welche ſie die allernöthigſten Stücke oft mit Gewalt herbeiſchaffen mußten, wo ſie in der Regel von Soldaten gepflegt wurden. Wenn die Kompagnie Abends ſich in der Kaſerne ſammelte, ſo erzählte ſich die Mannſchaft leiſe, was jeder geſehen, wie ein Kamerad getödtet, verſtümmelt worden. Der Offizier mußte vieler Orten anſtatt der geflüchteten oder vertriebenen Behörden die ganze Verwaltung beſorgen. In der Regel waren nur die ärmſten Familien zurückgeblieben. Die Soldaten beſorgten das Bereiten und Backen des Brods und theilten das ihrige mit den durch Verzweiflung vollends zu jeder Thätigkeit unwilligen Armen. Als im Auguſt in Palermo die Cholera furchtbar wüthete, forderte der Oberſt diejenigen Soldaten, welche die gefährliche Krankenpflege freiwillig zu übernehmen wagten, auf, niederzuknien, — 400 Mann, über die Hälfte, knieten nieder. Einige Gemeinden wollten den Soldaten für ihre Hilfleiſtungen ein Geldgeſchenk machen; aber wiederholt lehnten ganze Kompagnien es ab und übertrugen es auf die Ortsarmen. Eine der ſchwierigſten gefährlichſten Pflichten war, die „Vergifter", öfters nur ihre Leichname, aus den wüthenden Volksmaſſen herauszuſchaffen. Jammervoll war es, ganze Gemeinden, welche bei dem in der Regel ſofort heftigen Krankheitsausbruch mit Greiſen und Kindern, mit ihrer beweglichen Habe, ohne zu wiſſen wohin, flüchtig geworden waren, mit Gewalt in ihre Heimath zurückzubringen. Auch der Muthigſte erblaßte, wenn er vielleicht mitten in der Nacht in der Kaſerne geweckt wurde, um Leichen, welche ſchon ſeit mehreren Tagen verweſend beiſammen lagen, oft mittelſt Erbrechung der Thüren aus verpeſteten Höhlen des Jammers herauszuholen. Im Innern der Inſel wurden die Leichen nur auf die Straßen der Ortſchaften geworfen; mit Bitten, mit Geld und Gewalt mußten die Leute beigebracht werden, um den wenigen Soldaten bei der Beerdigung zu helfen. Lieutnant Cangiano fand in einer Dorfcapelle zwanzig ſchon in völliger Auflöſung begriffene Leichen, er mußte das Bajonett gebrauchen, um die Leute zu zwingen, ſie mit den Soldaten herauszutragen und zu verbrennen. Während ſolcher Arbeiten hörte man oft die Sturmglocken läuten, als Zeichen, die Soldaten anzufallen, oder kam ein Hilfeſchrei, daß in einer benachbarten Gemeinde ein Dutzend Kameraden und die beſten Familien von der ganzen Bevölkerung angegriffen werden und um Entſatz flehen. Das Haus, welches noch von ihnen vertheidigt werde, brenne ſchon.

Charakteristisch ist, daß auf Sicilien, wo die ungeheure Mehrzahl brütend auf die Initiative des Staats harrt, seine Hilfe wahnsinnig zurückgestoßen wurde. Zum Glück war Medici, der Tapfersten Einer, furchtbar wo es sein muß, politischer und militärischer Befehlshaber, der Diktator der Insel. Aber als er während der schrecklichsten Pestzeit in Palermo die Spitäler besuchte und den Kranken zusprach, die von ihnen als Gift gefürchtete Arznei kostete, heftete sich das sterbende Auge seiner Soldaten fest auf seine Person. Selbst die von Haus aus verwildertsten Soldaten, welche zuvor sich gegen die Disciplin wie wilde Thiere gegen das Gitter ihres Käfigs gebäumt hatten, spürten in dieser Schreckenszeit die Nothwendigkeit des Gehorsams, gewannen Zutrauen zu ihren todesmuthigen Offizieren. Der Kameradschaftsgeist ergriff auch die im Kriege davon wenig berührten Soldaten. Sicilien, welches erst durch die italienische Herrschaft die verhaßte Conscription kennen gelernt hatte, schickte bei der nächsten Conscription erstmals beinahe alle Pflichtigen. Die radikale Presse ferner liegender Städte aber wurde nicht müde in ihrer humanen Weisheit zu sagen, Italien hätte nicht soviel Aufwand für die Soldaten machen, sondern statt ihrer den Hungernden, wie einst die Klöster, mehr Brod schicken sollen. Die Soldaten hatten indeß den Beweis geliefert, daß die Insel keine Mönche brauche, da die Soldaten gut geführt, sie mehr als ersetzen können.

Sicilien ist der Superlativ Italiens; dieß gilt von der Verwilderung des Volks, wie von der Herrlichkeit seiner Küstenländer. Schon vor 30 Jahren sagte uns ein gründlicher Kenner Italiens: „Um Italien aus der Verwilderung und aus dem Sumpf der Trägheit herauszuziehen, muß man damit anfangen, an die Stelle der mönchischen Disciplin die soldatische zu setzen. Dann wird das Heer Thaten vollbringen, welche die Legenden von den Heiligen erzählen.“ Bei der Heftigkeit, womit Krankheiten und atmosphärische Erscheinungen in Italien aufzutreten pflegen, fehlt es nie lange an solchen Nöthen. Die Wassernöthe des Jahres 1872 haben durch ganz Italien wiederholt große Anforderungen an das Heer gestellt und dieses hat denselben überall vollkommen entsprochen, ob es gleich nur nothdürftig verpflegt wird. Die meisten Offiziere leben anständig sparsam von ihrem geringen Solde.

Die Befreiung, die zu ihr nöthige Einigung Italiens ging von dem militärischen Norden aus. Wenn Piemont den Geist der Ordnung, den militärischen Charakter trug und mittheilte, so hat die Lombardei wiederholt das Beispiel der opferfreudigen Begeisterung gegeben. Bergamo stellte zu den Tausend, welche, auf die Gefahr hin, in den Kerkern Neapels zu verschmachten, nach Sicilien zogen, verhältnißmäßig am meisten Freiwillige. Wenige Meilen davon liegt Brescia, welches 1864 das Beispiel der Vorausbezahlung der Steuern gab. Ein Volk, welches solche Tha-

ten vollbringt, dessen Heer in der Aufopferung der Krankenpflege mit den Ritterorden am heiligen Grabe wetteifert, darf auch in großen Nöthen nicht an sich verzweifeln. Eines vorausgesetzt — daß die Söhne der besseren Familien ihrer Väter würdig werden, welche seit 1840, seit 1820 darnach rangen, welche das Härteste litten, um ihr Volk geistig zu heben, um ihm ein Vaterland zu geben. Die Jugend dieser besseren Familien Italiens wird das Werk ihrer Väter befestigen, wenn sie im Geiste des Grafen Cäsar Balbo sich gürtet. Sie wird dieses Werk zerbröckeln, wenn es nach den lüsternen Grundsätzen lebt, welche Metternich der k. k. Polizei eingab, um den Geist der Lombarden zu verliederlichen.

Kein anderes Volk außerhalb Italiens ist an dessen geistiger und staatlicher Erstarkung so betheiligt, wie das deutsche. Beide haben ähnliche Aufgaben, beide haben dieselben Feinde, innere und äußere. Darum mag der eine Theil an den Fehlern und Verwirrungen des andern sich eine Lehre holen, wie an seinen Vorzügen. Beide Völker sind einander gleichartig und doch andersartig, zugleich nahe und ferne genug, um wetteifernd ihr Staatsleben zu einem, eine starke Humanität fördernden Organismus zu erheben, ohne daß sie in das kränkende Verhältniß des Beschützers und des Beschützten träten.

Wir schließen mit dem Worte, welches Jakob Grimm schon im Jahre 1844 sprach: „Beide Völker, Deutsche und Italiener, deren Schicksale so eng verkettet sind, haben lange Zeit einander weh gethan, beiden geziemt endlich Aussöhnung. Was auch kommender Zeiten Schooß in sich berge — wenn Friede und Heil des ganzen Welttheils auf Deutschlands Stärke und Freiheit beruhen, so muß sogar diese durch eine in den Knoten der Politik nicht abzusehende, aber dennoch mögliche Wiederherstellung Italiens bedingt erscheinen."

Wir haben gegen 20 Jahre unsere beste Kraft daran gesetzt, diese Einsicht, diese Ueberzeugung zu begründen und zu verbreiten. Die Politik hat theils absichtlich, theils unwillkürlich dieser Verbrüderung die eiserne Brücke gebaut. Es ist die Pflicht der zur Leitung und zur Bildung dieser beiden Völker Berufenen, dahin zu wirken, daß dieselben, stets Fühlung von einander bewahrend, ihren inneren Beruf erfüllen.

Druck von Fr. Frommann in Jena.

Inhalt.

Abschnitt:		Seite
XXXVIII.	Die Abtretung von Savoyen-Nizza und die Annexion von Mittelitalien.	1
XXXIX.	Neapel und Sicilien von 1849—1859	47
XL.	Innere Lage des Kirchenstaats. Das internationale päbstliche Heer. Das Invasionsheer der Aktionspartei	114
XLI.	Die Revolution und Garibaldi auf Sicilien 1860. Das Verhältniß Cavours und das der europäischen Mächte dazu	144
XLII.	Innere Krisis, Cavours neapolitanische Politik, Garibaldi in Neapel	209
XLIII.	Kampf des italienischen Heers mit dem päbstlichen	244
XLIV.	Neapel im Herbst und im Winter 1860. Die Plane Cavours und Garibaldis kreuzen sich, Garibaldi Sieger vor Capua verläßt Neapel, die Piemontesen vor Gaeta	265
XLV.	Italien im Frühjahr 1861. Die Proklamirung des Königreichs Italien, die römische Frage im Parlament, Cavours Tod	318
XLVI.	Die Ministerien Ricasoli und Rattazzi, die Kurie, das Brigantenthum, Garibaldi wieder auf Sicilien und auf Aspromonte, 1861 und 1862	348
XLVII.	Ministerium Farini-Minghetti, äußere Situation, Finanzen, der Septembervertrag von 1864. Innere Zustände 1865 unter dem Ministerium Lamarmora	386
XLVIII.	Die Genesis des italienisch-preußischen Bündnisses. Napoleons Verhältniß dazu	411
XLIX.	Der Krieg und der Frieden von 1866	457
L.	Staat und Kirche, Secularisation, Rom Hauptstadt. Sittlich-intellektuelle Zustände	537

DG551 .R44 v.4
Geschichte Italiens von der Grundung der
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00000 8344